THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Geschichte

der

Schweizerischen Eidsgenossenschaft.

Erster Band.

949.404
V0859g
V,1

Geschichte

der

Schweizerischen Eidsgenossenschaft.

Von

J. Conrad Vögelin,

Pfarrer zu Benken.

Erster Band.

Zweyte umgearbeitete und verbesserte Auflage.

Zürich,

Geßner'sche Buchhandlung.

1827.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorrede.

Als der Verfasser vor sieben Jahren es unternahm, ein Handbuch der Schweizer-Geschichte heraus zu geben, stand er noch beynahe allein auf diesem Felde der vaterländischen Geschichte. Seither aber sind auch in diesem Fache höchst treffliche Arbeiten erschienen. Daß ungeachtet derselben auch für sein Werk sogleich nach Beendigung der ersten Auflage die Bearbeitung einer zweyten nöthig war, ist dem Verfasser nicht bloß für seine Person erfreulich und ehrenvoll; sondern scheint ihm auch ein glückliches Zeichen eines immer kräftiger auflebenden Sinnes für Volk und Vaterland und ermuthigte ihn, edlen Mitarbeitern gleich, ungehindert von niedern Rücksichten, nur dasjenige zu schreiben, was ihm Wahr-

heit und unserm Volke ersprießlich schien. Die gleichen Grundsätze, die ihn bey der Abfassung der ersten Auflage leiteten, sind ihm auch jetzt wieder vorgeschwebt; deßnahen hofft er auch, sich einer billigen Beurtheilung erfreuen zu dürfen.

Benken, im October 1827.

Der Verfasser.

Chronologische Inhaltsanzeige.

Erster Haupttheil.

Die älteste Geschichte Helvetiens. Bis auf das Jahr 1308 n. Chr.

Erste Unterabtheilung.

Helvetien fremden Völkern unterthan. 110 v. Chr. bis 1218 n. Chr.

Erstes Kapitel.

Der Urzustand. 110 v. Chr. bis 58 v. Chr.

Vor Christo.		Seite.
Bis 110	Helvetien und sein Volk . . .	3
111	Diviko. Schlacht am Lemanischen See .	4
60	Orgetorix	5
57	Einfall in Gallien	5
—	Schlacht bey Bibracte	6
—	Der Friede	8
15	Wallis und Rhätien	8

Zweytes Kapitel.

Helvetien unter Rom. 58 v. Chr. bis 450 n. Chr.

58 — 29	Die Lage des Landes	9
29v.Ch. 69n.Ch.	Rom unter den ersten Kaisern . .	9
69	Aulus Cäcinna	10
—	Julia Alpinula	11
—	Claudius Cossus	12
69 — 450	Untergang des ältesten Helvetiens . .	12

N. Christo.		Seite
	Drittes Kapitel.	
	Die Einwanderung fremder Völker. 432 — 500	
	Vorwort	13
432	Die Burgundionen	14
	Die Alemannen	15
496	Die Franken. Schlacht bey Tolbiac .	15
500	Die Ostgothen	16
—	Helvetiens Lage	17
	Viertes Kapitel.	
	Kampf der Franken und der Burgunder. 450 — 534.	
466 — 486	Theilung des Burgundischen Reiches .	17
494 — 501	Erster Krieg der Burgunder mit den Franken	17
501 — 522	Innere Lage Burgunds . . .	18
522 — 534	Zweyter Krieg der Burgunder mit den Franken und Ostgothen . . .	19
534	Untergang des Burgundischen Reiches .	21
—	Untergang des Ostgothischen Reiches .	21
	Fünftes Kapitel.	
	Das Fränkisch-Merovingische Königshaus. 534 — 751.	
534 — 751	Das Reich im Allgemeinen . . .	21
— —	1. Staatsverfassung . . .	22
— —	2. Gerichtspflege . . .	24
613	Vereinigung des gesammten Fränkischen Reiches	26
534 — 751	Helvetiens Aufblühen unter den Merovingischen Königen	27
— —	1. Burgundisch-Helvetien . .	27
— —	2. Alemannisch-Helvetien . .	28
751	Sturz der Merovingen	30
	Sechstes Kapitel.	
	Das Fränkisch-Carolingische Königshaus. 751 — 879.	
768 — 814	Carl der Große.	31
751 — 879	Helvetiens Aufblühen unter den Carolingischen Königen	33
814 — 987	Sturz der Carolinger	36

N. Christo. Seite

Siebentes Kapitel.

Arelatensisches und Neu- oder Klein-Burgundisches Reich. 879 — 1032.

879 — 887	König Boso von Arelate . . .	37
888 — 912	Rudolf I. König von Klein-Burgund .	38
916	Herstellung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben.	39
912 — 937	Rudolf II. König von Klein-Burgund .	41
919 — 936	Die Stiftung des Bürgerstandes durch Kaiser Heinrich I.	42
937 — 993	König Conrad von Klein-Burgund .	47
879 — 1032	Helvetiens Aufblühen unter den Klein-Burgundischen Königen . . .	48
993 — 1032	Rudolf III. letzter König von Klein-Burgund. Untergang seines Reiches .	51
	Uebersicht	52

Achtes Kapitel.

Helvetien unter den Kaisern aus dem Hause der Herzoge von Franken. 1032 — 1125.

1034	Kaiser Conrad II. nimmt Besitz von Burgund	53
1039 — 1122	Der große Kampf zwischen Kaiser und Papst	53

Neuntes Kapitel.

Helvetien unter den Herzogen von Zähringen. 1090 — 1218.

1090	Anfang der wohlthätigen Zähringischen Macht in Helvetien	62
1095 — 1291	Die Kreuzzüge und ihre Folgen . .	64
1152	Helvetiens Herren	70
1032 — 1218	Helvetiens Aufblühen unter den Herzogen von Zähringen	71
	Von den Verdiensten des Clerus um das Aufblühen Helvetiens . . .	73

N. Christo.		Seite
1152 — 1218	Von den Verdiensten der letzten Herzoge von Zähringen um das Aufblühen Helvetiens	78
— —	1. Die Zähringischen Städte .	78
1178	2. Stiftung von Freyburg im Uechtlande . . .	80
1191	3. Stiftung von Bern . .	82
1191 — 1218	4. Berchtold V. letzter Herzog von Zähringen . . .	84
1218	Das Land nach dem Erlöschen der Zähringer	85
1114 — 1240	Die Schwyzer	87

Zweyte Unterabtheilung.

Die Vorzeit der vollendeten Freyheit. 1218 — 1308.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten Rudolfs von Habsburg. 1218 — 1291.

1218	Theilung des Zähringischen Erbes. .	89
1218 — 1291	Savoyen	90
1218 — 1264	Rudolf, Graf von Habsburg . .	90
1254 — 1273	Das Interregnum	95
1250	Erster Bund der Länder mit Zürich .	98
1254 — 1273	Rudolfs Benehmen während des Interregnums	98
1257	Rudolfs Schirmvogtey über die Waldstätte	99
1265	Rudolfs Hauptmannschaft über Zürich	100
1266 — 1268	Fehde gegen Regensberg . . .	101
1267	1. Zerstörung von Utznaburg .	103
1268	2. Zerstörung von Balderen .	103
—	3. Zerstörung von Uetliburg .	104
—	4. Zerstörung von Glanzenberg	105
—	5. Friede	106
1273	Rudolf als Kaiser	107
	Der Kaiser gegen Helvetien . . .	109

N. Christo.		Seite
1281 — 1285	Rudolfs Krieg gegen Savoyen . .	111
1288	Rudolf belagert Bern	111
1289	Gefecht an der Schoßhalde . . .	113
291	Rudolfs Tod	114

Zweytes Kapitel.

Die Zeiten Albrechts von Habsburg-Oesterreich. 1291 — 1308.

1291 — 1334	Helvetiens Lage nach Rudolfs Tode .	115
1291 — 1298	Albrecht	118
1291 — 1298	Adolf, Graf zu Nassau, Kaiser der Deutschen	120
1298	Albrecht besteigt den Kaiserthron . .	120
—	Albrechts Krieg gegen Bern. Schlacht am Donnerbühel	121
—	Albrecht vor Zürich	122
	Albrechts Ländergier	123
1298 — 1308	Albrecht gegen die drey Länder . .	124
1307	Der Bund im Rütli	127
—	Wilhelm Tell	129

Zweyter Haupttheil.

Die Heldenzeiten. 1308 — 1519.

Erste Unterabtheilung.

Die Stiftung der Freyheit. 1308 — 1412.

Erstes Kapitel.

Der ewige Bund der vier Waldstätte. 1308 — 1334.

1308	Verjagung der Oesterreichischen Vögte	133
	Kaiser Albrechts Ermordung . .	135
1309	Die Blutrache	139
1308 — 1315	Oesterreich gegen die Waldstätte . .	139
1315	Die Stimmung der Waldstätte . .	141
—	Schlacht am Morgarten . . .	142
—	Straßbergs Zug gegen Unterwalden .	143

N. Christo.		Seite
1315	Entstehung der Eidsgenossenschaft .	144
1318	Friede	146
—	Belagerung von Solothurn . . .	146
1318 — 1332	Die Eidsgenossen	147
1332	Luzern in den Bund	148
1333	Mordnacht zu Luzern	149
1308 — 1334	Landbau und Handel Helvetiens . .	151
1200 — 1400	Religiöser Zustand der Eidsgenossen im dreyzehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts . . .	151
	Schluß	155

Zweytes Kapitel.

Die Brunische Staatsumwälzung zu Zürich. 1335 — 1337.

	Bild der Stadt Zürich . . .	156
	Die alte Verfassung der Stadt . .	158
1335	Die Staatsumwälzung . . .	159
—	Die neue Verfassung	163
1335 — 1337	Die vertriebenen Räthe . . .	165
— —	Bruns Maßnahmen	166
1337	Fehde mit Rapperschweil. Gefecht bey Grynau	167
—	Friede	168

Drittes Kapitel.

Der Krieg um Laupen. 1338 — 1350.

	Bern	169
1338	Der Anfang des Krieges . . .	171
	Rudolf von Erlach	173
1339	Laupen	174
—	Die Hülfe der Waldstätte . . .	175
—	Die Stunden vor der Schlacht . .	175
—	Schlacht bey Laupen	177
1341	Friede	179
1349	Die große Pest	181
—	Die Flagellanten oder Geißler . .	182

N. Christo.		Seite
1350	Undank gegen Johann von Bubenberg	183
1360	Erlachs Ermordung	184

Viertes Kapitel.

Der Bund der acht alten Orte. 1350 — 1358.

	Die Verschwörung gegen Zürich	185
1350	Die Mordnacht in Zürich	186
—	Die Rache	190
—	Zerstörung Rapperschweils	191
1351	Zürich in den Bund	193
—	Die damahlige Eidsgenossenschaft	193
—	Erste Belagerung Zürichs durch Oesterreich	194
1351 — 1352	Glarus in den Bund. Sieg auf dem Rütli-Felde	197
1351	Schlacht bey Tätweil	198
1352	Zug in den Bund	201
—	Zweyte Belagerung von Zürich	202
—	Friede	204
1353	Bern in den Bund	205
—	Die acht alten Orte	205
1354	Wiederausbruch des Krieges	207
—	Dritte Belagerung von Zürich	208
1356	Zürichs Bund mit Oesterreich	211
1357	Thorbergischer Friede	211
	Rudolf Brun, der Bürgermeister	212

Fünftes Kapitel.

Die Zeiten des Thorbergischen Friedens. 1358 — 1385.

1358 — 1383	Lage der Eidsgenossenschaft	214
— —	1 Bern. Kampf der Aristokratie mit der Demokratie	214
— —	2. Zürich	218
— —	3. Luzern	219
— —	4. Zug und Glarus	219
— —	5. Die Waldstätte. Gersau	219
1370	6. Der Pfaffenbrief	220

N. Christo.		Seite
1358 — 1385	Die benachbarten Städte und Herrschaften	222
— —	1. Die Städte . . .	223
— —	2. Der Clerus . .	223
— —	3. Der Adel	223
— —	4. Oesterreich	224
1364	Lösung der Zürcherschen Verträge mit Oesterreich	225
1365 — 1375	Einfälle fremder Miethvölker in die Eidsgenossenschaft	225
1365	1. Arnold von Cervola . .	225
1375 — 1376	2. Ingram von Coucy . .	228
1375	3. Die Treffen bey Büttisholz bey Ins, bey Fraubrunnen . .	230
1377 — 1385	Krieg der Eidsgenossen mit dem Hause Habsburg-Kyburg auf Thun . .	231
	1. Verfall des Kyburgischen Hauses	213
1382	2. Anschlag des Grafen von Kyburg auf Solothurn . . .	232
1382 — 1385	3. Der Krieg und sein Ausgang	233

Sechstes Kapitel.

Der Sempacher- und Näfelser-Krieg. 1385 — 1389.

	Ursachen und Anfang des Krieges .	234
1386	Schlacht bey Sempach . . .	238
1387	Der böse Friede	244
1388	Mordnacht zu Wesen . . .	245
—	Glarus in Noth	246
—	Schlacht bey Näfels	247
1389	Der siebenjährige Friede mit Oesterreich	250

Siebentes Kapitel.

Das Aufblühen der Eidsgenossenschaft nach dem siebenjährigen Frieden mit Oesterreich. 1389 — 1412.

1389 — 1412	Allgemeiner Ueberblick	251
1393	Verrätherey Rudolf Schöns, Bürgermeister zu Zürich	252

N. Christo.		Seite
1393	Der Sempacher = Brief . . .	253
1394	Der zwanzigjährige Friede mit Oesterreich	253
1394 — 1412	Lage der Eidsgenossenschaft . .	254
—	1. Zürich .	254
— —	2. Bern	256
— —	3. Luzern . .	259
— —	4. Die den Eidsgenossen befreundeten Städte Solothurn und Basel	259
— —	5. Glarus . . .	261
1404	6. Unruhen im Lande Zug .	262
1394 — 1412	7. Die Waldstätte. — Eroberung des Livenen = Thales 1403. . .	263
1389 — 1412	Oesterreich und seine Helvetischen Städte und Länder	264
1380 — 1412	Rhätien — Entstehung des Gotteshausbundes 1396.	265

Achtes Kapitel.

Die Befreyung Appenzells. 1400 — 1412.

	Appenzell	267
1403	Schlacht am Speicher	269
1404	Oesterreich gegen Appenzell . . .	271
—	Graf Rudolf von Werdenberg . .	272
1405	Schlacht am Stoß	273
—	Tapferkeit Ulrich Rotachs . . .	274
—	Treffen am Hauptlis = Berge . .	275
—	Gefecht an der Wolfshalde . . .	276
1405 — 1408	Der Krieg	277
1407 — 1408	Belagerung von Bregenz . . .	279
1408	Friede Appenzell wird frey .	280
1411	Appenzell erhält das Eidsgenössische Landrecht	280
1412	Der funfzigjährige Friede mit Oesterreich	280

N. Christo.		Seite

Zweyte Unterabtheilung.

Unterthanen und Bürgerkriege. 1414 — 1450.

Erstes Kapitel.

1414 — 1450	Ueberblick.	283

Zweytes Kapitel.

Die Eroberung des Aargau. 1414 — 1418.

1414	Das Concilium zu Constanz . .	285
1415	Papst Johann XXII. und Herzog Friederich von Oesterreich . . .	288
—	Papst Johann entflieht von Constanz .	290
—	Fehde der Eidsgenossen gegen Oesterreich. Eroberung des Aargau . . .	291
—	Schaffhausen frey	293
—	Herzog Friederich unterwirft sich . .	293
—	Streit zwischen Siegmund und den Eidsgenossen	294
—	Bildung vieler Unterthanenlande .	295
—	Papst Johanns Schicksal . . .	296
1418	Ende des Conciliums	297

Drittes Kapitel.

Wallis und Italien. 1414 — 1426.

	Wallis	299
	Die Mazze	300
1414 — 1416	Freyherr Guiscard von Raron . .	302
1416 — 1420	Einmischung der Eidsgenossen . .	303
1421	Mailand bemächtigt sich der Eidsgenössischen Besitzungen jenseits des Gotthards	304
—	Krieg der Eidsgenossen gegen Mailand	306
1422	Schlacht von Arbedo	308
1422 — 1426	Ende des Krieges. — Peter Rysigs That 1425	311

N. Christo.		Seite

Viertes Kapitel.

Innere politische Lage. 1418 — 1436.

1418 — 1436	Die mit der Eidsgenossenschaft verbündeten Städte und Länder . .	314
1411 — 1436	1. Stift St. Gallen . .	314
1418 — 1436	2. Stadt St. Gallen .	315
— —	3. Appenzell. — Krieg mit dem Grafen Friederich von Toggenburg 1428 . .	315
— —	4. Rhätien — Stiftung des Oberen oder Grauen Bundes 1424	319
— —	5. Solothurn	321
— —	6. Stadt und Stift Basel . .	321
— —	7. Schaffhausen . . .	322
— —	Die Eidsgenossenschaft	322
— —	1. Die drey Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden	322
— —	2. Luzern	322
— —	3. Glarus	323
— —	4 Zug	323
— —	5. Bern	324
— —	6. Zürich	326
— —	7. Uebersicht	329

Fünftes Kapitel.

Der alte Zürich-Krieg. 1436—1450.

	Die Verhältnisse in den letzten Lebens-Jahren des Grafen Friedrich von Toggenburg	330
1436	Friedrichs Erben. — Entstehung des Zehngerichtenbundes. 1436 . . .	334
1436 — 1437	Der Erbstreit	335
1437	Tagsatzung und Rechtsspruch zu Luzern	337
—	Zug der Zürcher ins Sarganser-Land	338

N. Christo.		Seite
1438	Die Hungersnoth des Jahres 1438 und ihre unseligen Folgen	341
1439	Der letzte Friedensvorschlag . .	342
—	Die erste Fehde zwischen Zürich, Schwyz und Glarus	343
—	Die große Pest	345
1440	Alle Eidsgenossen wider Zürich . .	346
—	Friede von 1440	347
1442	Zürichs Bund mit Oesterreich . .	348
1443	Ausbruch des Krieges der Eidsgenossen gegen Zürich und Oesterreich . .	353
—	Gefecht bey Freyenbach . . .	356
—	Zug nach Baar	357
—	Sturm am Hirzel	358
—	Einnahme des Zürcher-Gebiethes .	360
—	Schlacht bey St. Jakob an der Sihl .	363
—	Der elende oder faule Friede . .	368
1444	Die friedlich gesinnte Partey zu Zürich wird gestürzt	369
—	Wiederausbruch des Krieges. — Belagerung von Rapperschweil . .	372
—	Belagerung von Greifensee . .	373
—	Mord bey Greifensee	375
—	Belagerung von Zürich . . .	379
—	Mordnacht zu Bruck	383
—	Belagerung von Farnsburg . . .	385
—	Die Armagnaken	386
—	Schlacht bey St. Jakob an der Birs .	389
—	Ritter Burkard Mönch von Mönchenstein	394
—	Aufhebung der Belagerungen von Farnsburg und Zürich	394
—	Friede mit den Armagnaken . .	395
1444 — 1446	Streifereyen	396
1446	Schlacht bey Ragatz	399
1450	Friede zwischen den Eidsgenossen .	400
—	Allgemeiner Friede	405

N. Christo.		Seite
1450	Friede der Eidsgenossen mit den Zürcherischen Böcken	406

Sechstes Kapitel.

Die geistige Bildung der Eidsgenossen.

Von 1400 — 1450 u. d. f.

1400 — 1450	Religion und Cultur	407
— —	Religion	407
— —	Wissenschaften	413
— —	Aberglaube	417
1431 — 1448	Concilium zu Basel . . .	422
1389 — 1464	Chorherr Felix Hämmerlin, genannt Malleolus	423

Dritte Unterabtheilung.

Die letzten Freyheitskriege. 1450—1501.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten vor dem Burgundischen Kriege.

1450 — 1474.

1450 — 1774	Vorwort	429
— —	Innere Verhältnisse . . .	429
— —	a. Der Eidsgenossen selbst . .	429
— —	1. Die drey Waldstätte . .	430
— —	2. Glarus	431
— —	3. Zug	432
— —	4. Luzern	432
— —	5. Bern. — Der Twingherrenstreit 1470 . . .	433
— —	6. Zürich. — Wädenschweiler-Aufruhr 1468. — Turnanstalten . . .	438
— —	b. Innere Verhältnisse der Befreundeten und Schutzverwandeten	441
— —	1. Bündten. — Vereinigung der drey Bünde 1471 . .	441
— —	2. St. Gallen und Appenzell	441

N. Christo.		Seite
1450 — 1474	3. Solothurn	445
— —	4. Basel. — Stiftung der Universität. Am vierten April 1460	446
— —	5. Bisthum Basel . . .	449
1452	6. Freyburg im Uechtlande wird Savoyisch . . .	449
1450 — 1474	7. Wallis	452
	8. Schlußwort . . .	453
1447 — 1474	Aeußere Verhältnisse . .	453
	Vorwort	453
1447 — 1468	a. Verhältnisse mit Italien. — Wiedereroberung des Livenen-Thales 1447. — Capitulat 1467	454
1450 — 1468	b. Die Verhältnisse gegen Oesterreich und Deutschland . . .	456
1450	1. Nürnberger-Krieg . . .	456
1452	2. Pfalz	456
1453	3. Werdenberg . . .	456
1454	4. Bund mit Schaffhausen .	456
1458	5. Der Plappart-Krieg . .	458
—	6. Einnahme von Rapperschweil	459
1460	7. Eroberung des Thurgau .	461
—	8. Belagerung von Winterthur	462
—	9. Kempten-Krieg . . .	464
1468	10. Mühlhauser- und Waldshuter-Krieg . . .	464
1452 — 1474	c. Die Verhältnisse gegen Frankreich und Burgund . . .	468
1452	1. Bund mit Frankreich . .	468
	2. Ludwig XI. von Frankreich und Carl der Kühne von Burgund . . .	469
1469	3. Erzherzog Siegmund von Oesterreich verpfändet seine westl. Lande an Burgund	472

N. Christo.		Seite
1469 — 1474	4. Des Landvogts Hagenbach drückende Verwaltung .	474
	5. Annäherung der Eidsgenossen an Frankreich und Oesterreich. — Die Niedere Vereinigung 1474. — Die ewige Richtung mit Oesterreich 1474 . . .	477
1474	6. Hagenbachs Ende . .	481
—	7. Ausbruch des Krieges der Eidsgenossen gegen Burgund. — Bündniß der Eidsgenossen mit Frankreich 1574	483

Zweytes Kapitel.

Der Krieg mit Burgund. Vom vier und zwanzigsten October 1774 bis zum sechsten Januar 1477.

1474	Erster Feldzug	486
—	1. Schlacht bey Hericourt .	486
—	2. Tagsatzung zu Luzern .	488
—	3. Benehmen König Ludwigs XI.	488
1475	Zweyter Feldzug	489
—	1. Streifzüge der Eidsgenossen	489
—	2. Die Treulosigkeit der Fürsten	490
—	3. Carl erobert Lothringen	491
1476	Dritter Feldzug	492
—	1. Carls Anmarsch . . .	492
—	2. Mordnacht zu Iverdün .	494
—	3. Belagerung von Granson .	497
—	4. Schlacht von Granson .	500
—	5. Beute von Granson . .	505
—	6. Benehmen Ludwigs XI. .	509
—	7. Neue Kriegsrüstungeu .	509
—	8. Carl zu Lausanne . .	511
—	9. Tagsatzung zu Luzern . .	512
—	Vierter Feldzug	514
	1. Carls Marsch nach Murten	514

N. Christo.		Seite
1476	2. Die Eidsgenossen . .	515
—	3. Belagerung von Murten .	516
—	4. Anmarsch der Eidsgenossen	517
—	5. Schlacht von Murten . .	518
—	6. Eroberung der Waat . .	525
—	7. Friede mit Savoyen . .	526
—	8. Herzog Carl nach der Schlacht von Murten . . .	527
—	9. Eidsgenössische Gesandtschaft nach Frankreich . .	528
1476 — 1477	Fünfter Feldzug	530
1476	1. Carl rückt ins Feld . .	530
	2. Graf Cola Campobasso .	530
1476 — 1477	3. Carl vor Nancy . . .	531
1477	4. Schlacht bey Nancy . .	535
—	5. Herzog Carls Tod . .	537

Drittes Kapitel.

Die Zeiten des Niclaus von der Flüe. 1477—1481.

1477	Benehmen gegen Burgund . .	538
—	Gesandtschaft nach Frankreich . .	541
—	Erbvereinigung mit Oesterreich . .	546
1478	Friede mit Burgund	547
1478 — 1482	Hochburgunds Schicksal . . .	547
	Eidsgenossen in Französischem Dienste	548
1477	Das tolle Leben	549
—	Freyburg frey	551
1477 u. 1478	Krieg gegen Mailand	551
1478	Schlacht bey Giornico. — Friede 1479	554
1477 — 1482	Sittenverderbniß in der Eidsgenossenschaft	556
— —	Kirchliche Angelegenheiten. — Bund mit dem Papste 1479. — Das Jubeljahr	558
— —	Wissenschaften	561
— —	Politische Parteyung der Eidsgenössischen Städte und Länder. — Verschwörung gegen Luzern 1481 .	562
1481	Tagsatzung zu Stanz	566

N. Christo.		Seite
1417 — 1487	Niklaus von der Flüe . . .	567
1481	Die Stanzerverkommniß. — Freyburg und Solothurn in den Eidsgenössischen Bund 1481	570

Viertes Kapitel.

Schilderung der Eidsgenossenschaft. 1482—1489

	Vorwort	570
1482 — 1489	Innere Verhältnisse im Allgemeinen .	571
1483 u. 1485	Vergrößerungen	573
1482 — 1487	Beunruhigungen	574
1483 — 1487	Anfang des Rorschacher-Streites .	574
1477 — 1489	Die inneren Verhältnisse einzelner Eidsgenössischer Städte und Länder .	576
— —	1. die Waldstätte, Zug und Glarus	576
— —	2. Luzern	576
— —	3. Zürich	577
— —	4. Bern	578
— —	5. Schaffhausen . . .	580
— —	6. Appenzell	580
— —	7. St. Gallen . . .	580
— —	8. Basel	580
— —	9. Bündten	581
— —	10. Wallis	581
— —	11. Thurgau	582
— —	12. Baden	582
1482 — 1489	Auswärtige Verhältnisse mit Italien, Frankreich, Deutschland. — Stiftung des Schwäbischen Bundes vom St. Georgen-Schilde 1488 . . .	582
1482 — 1489	Kirchliche Angelegenheiten . . .	585
1482	1. Angriff auf die päpstliche Würde	585
1486	2. Das Waldmannische Concordat	587
1482 — 1520	3. Schändlichkeiten der Courtisanerie	588

N. Christo.		Seite
1486 — 1498	4. Streit um die Propstey Münster in Granfelden .	590
1482 — 1489	5. Benehmen gegen die Anmaßung und Verdorbenheit des Clerus . . .	591
— —	Sittenverderben. — Wucher der Juden	595
— —	Wissenschaften	598

Fünftes Kapitel.

Waldmanns Macht und Sturz. 1452—1489.

1452 — 1483	Herkommen, Jugend und erste Würden	599
1483 — 1485	Erhebung zum Burgermeister . .	601
	Benehmen in der neuen Würde . .	602
	Waldmanns Feinde	604
1487	Waldmanns Justizmord an Frischhans Theilig	606
	Unwille der Eidsgenossen und des Landvolkes gegen Waldmann . .	606
1489	Der erste Auflauf gegen Waldmann .	609
—	Der zweyte Waldmannische Auflauf .	613
—	Waldmanns Gefangennehmung, Verurtheilung und Tod. — Der hörnerne Rath	615
—	Der Waldmannische Spruch . .	624
—	Die Theilung der Beute . . .	624
—	Der geschworne Brief vom fünf und zwanzigsten May 1489 . . .	525
—	Herstellung der Ruhe	627
	Nachtheilige Wirkung des Waldmannischen Auflaufes auf die ganze Eidsgenossenschaft	628

Sechstes Kapitel.

Die Unruhen vor dem Schwaben Kriege. 1489—1495.

	Vorwort	629
1489	Zerstörung des Klosters zu Rorschach	630
1490	Der Rorschacher-Krieg	631

N. Christo.		Seite
1490	Der Friede	634
1493	Der Zug nach Burgund . . .	636
1494 u. 1495	Zug nach Neapel	638
— —	Unordnung und Elend in der Eidsgenossenschaft	639

Siebentes Kapitel.

Der Schwaben-Krieg. 1495—1499.

1495 — 1498	Ursachen des Krieges	643
1495 — 1497	Constanz verscherzt	646
1497 u. 1498	Bündniß mit Rhätien	647
1498	Verwirrung in der Eidsgenossenschaft .	648
1499	Erster Feldzug	649
—	1. Anfang des Krieges . .	649
—	2. Gefechte von Luzienſteig und Treisen	650
—	3. Schlacht im Bregenzer-Hard	651
—	4. Erster Zug ins Hegau .	653
—	5. Die Eidsgenössische Tagsatzung	
—	6. Bündniß mit Frankreich . .	660
—	7. Friedensunterhandlungen .	661
—	Zweyter Feldzug	661
—	1. Treffen im Bruderholze .	661
—	2. Waffenthat bey Hallau .	662
—	3. Ueberfall bey Ermatingen .	663
—	4. Zweyter Zug ins Hegau .	666
—	5. Frauentreue . . .	667
—	6. Hans Schuler, genannt Wala	667
—	7. Schlacht bey Frastenz .	668
—	8. Begnadigung des Wallgau	669
—	Dritter Feldzug	671
—	1. Kaiser Maximilian erscheint auf dem Kampfplatze .	671
—	2. Schlacht auf der Malser-Heide	672
—	3. Dritter Zug ins Hegau .	674

N. Christo.		Seite
1499	4. Des Kaisers verunglückter Einfall in Bündten . .	674
—	5. Unterhandlungen und Rüstungen	676
—	6. Schlacht bey Dornach .	678
—	7. Friede	683
1501	Basel und Schaffhausen in den Eidsgenössischen Bund	688

Vierte Unterabtheilung.

Die Mailändischen Feldzüge. 1499—1519.

Erstes Kapitel.

1499 — 1519	Ueberblick	691

Zweytes Kapitel.

Der Kampf der Parteyen. 1499—1510.

1499	Anfang der Mailändischen Feldzüge .	694
1500	Belagerung von Novara . . .	697
—	Verrath an Ludovico Sforza Moro .	699
1500 — 1502	Uri und der Ansprecher Streitigkeiten mit Frankreich	701
1503	Erwerbung von Bellenz . . .	702
1501 — 1508	Umtriebe und Bestechungen . .	703
1510	Bündniß mit dem Papste . . .	708
	Matthäus Schinner, Cardinal, Bischof zu Sitten	709
—	Der Chiasser-Zug	711

Drittes Kapitel.

Die Eidsgenossen gegen Frankreich. 1511—1516.

1509 — 1511	Politische Verhältnisse . . .	713
1511	Der kalte Winterzug	714
1512	Politische Bewegungen . . .	717
—	Der große Pavier-Zug . . .	719

N. Christo.		Seite
1512	Maximilian Sforza's Einführung ins	
—	Herzogthum Mailand. — Erwerbung	
—	der Italiänischen Vogteyen . .	722
1513	Unterhandlungen und Rüstungen .	724
—	Zweyte Belagerung von Novara .	727
—	Schlacht bey Novara	728
—	Zug nach Dijon	732
—	Friede von Dijon	734
1514 — 1515	Unterhandlungen und Rüstungen .	734
1515	Wiederausbruch des Krieges . .	737
—	Friede zu Galera	740
—	Schlacht von Marignano . . .	742
—	Heimkehr der Eidsgenossen . . .	748
—	Verwirrung in der Eidsgenossenschaft .	748
—	Mailand an Frankreich abgetreten .	750
1515 — 1516	Eidsgenössische Unterhandlungen mit	
	Frankreich	751
1516	Der Kaiserzug	753
—	Der ewige Friede mit Frankreich .	754
—	Zwistigkeiten der Eidsgenössischen Regie-	
—	rungen nach dem Friedensschlusse	
	mit Frankreich	756
	Schlußwort	756

Viertes Kapitel.

Innere Zerrüttung der Eidsgenossenschaft in den Zeiten der Mailändischen Feldzüge. 1499—1519.

1508 u. 1511	Theilnahme der Eidsgenossen an Furno's	
	Betruge	757
1511	Hinrichtung des Schultheißen von Frey-	
	burg Franz von Arsent . . .	760
1513	Unruhen nach der Schlacht von Novara	762
—	Unruhen nach dem Zuge von Dijon .	770
1514	Unruhen des Jahres funfzehn hundert und	
	vierzehn. — Ausgang des Dijoner-	
	Friedens	771

N. Christo.		Seite
1515	Unruhen nach der Schlacht von Marignano	773
1515 — 1518	Verbannung Daniels von Babenberg .	775
1515 — 1530	Streitigkeiten und Ende des Cardinals Matthäus Schinner und Georgs auf der Fluh, genannt Supersax .	775
1509 — 1519	Vergrößerungen der Eidsgenossenschaft. — Appenzell in den Bund 1513 .	776
1499 — 1519	Verhältnisse unter den Cantonen .	778

Fünftes Kapitel.

Ueber Verfassung, Sitten und Cultur der Eidsgenossen. 1450—1520.

	Seite
Politik	780
1. Ueber die Verfassung der einzelnen Cantone . .	780
2. Justiz	785
3. Policey	787
4. Bundesverfassung. — Die Tagsatzung . . .	788
Gemeine Herrschaften .	789
6. Kriegswesen . . .	790
Kirchliche Angelegenheiten . . .	796
1. Gottesverehrung . .	796
2. Hostien	800
3. Heilige	801
4. Aberglaube. — Verwüstung des Tessin 1515 . .	804
5. Einwirkung der Clerus auf den herrschenden Aberglauben	807
6. Bildung und Sitten des Clerus	809
7. Zustand der Bisthümer .	813
8. Die Klöster	814
9. Uneinigkeit des Clerus .	816

N. Christo.		Seite
1506 — 1509	10. Die Ketzerische Geschichte .	817
	11. Verhältnisse der Eidsgenossen mit dem Papste . .	821
	Wissenschaften	
	1. Im Allgemeinen . .	826
	2. Schulen. — Universität und Buchdruckerkunst zu Basel	827
	3. Allmähliches Aufblühen der Wissenschaften. — Einführung der Censur zu Zürich 1523	829
	4. Vaterländische Geschichte .	832
	5. Literatur im Allgemeinen .	833
	6. Dichtkunst	833
	Sitten	
	1. Alte Sitten. — Das Turnen	833
	2. Neue Sitten. — Die Pest, der große Tod genannt .	837
	3. Schlußwort . . .	843

Erster Haupttheil.

Die älteste Geschichte Helvetiens

bis auf das Jahr 1308 n. Chr.

Erste Unterabtheilung.

Helvetien fremden Völkern unterthan.

110 v. Chr. bis 1218 n. Chr.

Erstes Kapitel.

Der Urzustand.

110 v. Chr. bis 58 n. Chr.

Helvetien und sein Volk. Bis 110 v. Chr.

Mitten zwischen Frankreich, Deutschland und Italien, umgeben von gewaltigen Strömen oder von hohen, zum Theile mit ewigem Schnee und Eise bedeckten Gebirgen, liegt unser Vaterland, zuerst Helvetien, in seinen schönsten Zeiten die Eidsgenossenschaft, später die Schweiz genannt. Frey und glücklich, aber in wohl verdienter Dunkelheit, lebten die alten Helvetier in ihrem rauhen und unfruchtbarem Lande bis zu ihren ersten Kriegen mit Rom. Wechselseitige Streifzüge gegen die Germanen, die Härte der Natur und der beständige Kampf gegen die reißenden Thiere der Wälder machten das Volk tapfer und kriegerisch. Genügsamkeit und Freyheitsliebe waren seine schönsten Tugenden, die Wissenschaften kannte es nicht. Von seinen Bergen, seinen Strömen und seiner Armuth wurde es gegen die Eroberungssucht des benachbarten Römer-

Volkes gesichert. Das Land war in vier Gaue abgetheilt, deren jeder für sich einen unabhängigen Staat, alle vereint einen Staatenbund bildeten. In einer allgemeinen Versammlung, in der Jeder bewaffnet erschien, oder auf Tagsatzungen wurden die wichtigsten Geschäfte des Bundes entschieden, und über Krieg oder Frieden abgeschlossen. So lebten die ältesten Helvetier in glücklicher Freyheit, bis Begierde nach Reichthum und Wohlleben sie in Unglück und Knechtschaft führte.

Diviko. Schlacht am Lemanischen See. 111 v. Chr.

Es erschienen aus unbekannten Gegenden an der Grenze des Helvetischen Landes die ungeheuern Heerscharen der Cimbern und Teutonen. Mit ihnen vereinten sich die Tiguriner, der mächtigste Gau der Helvetier, um an ihren Raubzügen Theil zu nehmen. Sie zogen nach Gallien, dem Unterthanenlande Roms. Die Römer, um sich zu rächen, oder um den Feind von Italien zu entfernen, fielen in Helvetien ein. Die Tiguriner eilten in ihr Vaterland zurück, und bothen den Römern, 111 Jahre vor Christo, am Lemanischen See eine Schlacht an. Die Römer unter dem Consul Lucius Cassius stritten für die Bewahrung ihres Landes, die Helvetier unter Diviko, einem heldenmüthigen Jünglinge, für die Rettung des ihrigen. Die Tiguriner errangen einen vollkommenen Sieg. Der Consul Cassius fiel mit der Blüthe seines Heeres. Wer dem Tode in der Schlacht entfloh, wurde gefangen, und mußte, der Rüstung beraubt, unter dem Joche durchgehen. Nachdem aber die Cimbern und Teutonen, welche Anfangs mehrere bedeutende Schlachten gewonnen, und ganz Italien mit Furcht und Schrecken erfullt hatten, durch den großen Feldherrn Cajus Marius vernichtet worden waren; so zogen die Tiguriner, ungeachtet ihres Sieges, nach Hause. Rom, froh von so gefährlichen Feinden befreyt

zu seyn, griff sie nicht an. Noch funfzig Jahre lebten die Heimgekehrten in der alten Ruhe.

Orgetorix. 60 v. Chr.

Nach Verfluß dieser Friedenszeit, ungefähr 60 Jahre v. Chr., stand unter dem Helvetischen Volke Orgetorix auf, ein reicher und gewaltiger Mann, in dessen Brust das verzehrende Feuer des Ehrgeizes glühte. Er trachtete nach der obersten Gewalt. Im Frieden, wenn das Recht waltete, konnte er keine Befriedigung seines Wunsches hoffen; wohl aber im Kriege, wenn Gesetz und Ordnung schwiegen. Auf dieses baute er seine Plane. Nachdem er sich unter den Vornehmern heimlich einen Anhang geschaffen, trat er in einer Volksversammlung auf, und beredete das Volk mit glatten und verführerischen Worten, die friedliche Heimath zu verlassen, und als Eroberer nach dem schönen, fruchtbaren Gallien zu ziehen, wo man von den weichlichen Einwohnern wenig Widerstand zu besorgen haben werde. Es gelang dem Redner, die Habsucht und Lüsternheit seiner Zuhörer rege zu machen. Mit Jubel ward der Vortrag des Schlauen gebilligt. Man beschloß, nach Verfluß von drey Jahren mit Weib und Kind, Habe und Gut aufzubrechen. Die Zwischenzeit wollte man zu den nöthigen Rüstungen benutzen. Ehe aber das Jahr des Auszuges gekommen war, wurde das selbstsüchtige Vorhaben des Orgetorix entdeckt, und er mußte Hand an sein eigenes Leben legen, um dem Feuertode zu entgehen, den das Gesetz der Freyheit liebenden Helvetier als Strafe für das Streben nach Alleinherrschaft bestimmte.

Einfall in Gallien. 57 v. Chr.

Der Tod des Orgetorix änderte nichts an dem Vorhaben, dessen Urheber dieser gewesen war. Die Begierden des Volkes waren erwacht, und je roher ein Volk ist, desto weniger

pflegt es seine Begierden zu bekämpfen; darum bestanden die Helvetier auf dem Auszuge. Zuvor verwüsteten sie noch ihr Land, verbrannten ihre zwölf Städte und vier hundert Dörfer, luden ihre Greise, die Weiber, die Kinder, ihre beste Habe und Lebensmittel für drey Monathe auf Wagen, vereinigten sich mit benachbarten Deutschen Völkern, und brachen, fast vier Mahl hundert tausend Menschen an der Zahl, deren vierter Theil waffenfähig war, gegen Gallien auf. Rom, das noch mit Schrecken jener furchtbaren Einfälle der Teutonen gedachte, eilte, der neuen Gefahr seinen besten Feldherrn entgegen zu stellen. Mit gewohnter Schnelligkeit traf Julius Cäsar in Genf ein, wo er sich zur kräftigsten Vertheidigung rüstete. Die Helvetier schickten ihm Gesandte mit der Bitte um freyen Durchzug. Cäsar, noch nicht völlig gerüstet, nahm zur List seine Zuflucht, und erbath sich mit freundlichen Worten einige Bedenkzeit. Während dieser betrieb er seine Rüstungen aufs eiligste, und nachdem er in wenigen Tagen an dem südlichen Ufer der Rhone eine lange, hohe, mit Gräben und vielen Thürmen wohl befestigte Mauer erbaut, und ein Heer zusammen gezogen hatte; so änderte er seine Sprache, schlug den Durchzug ab, und drohte, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Die Helvetier machten einen vergeblichen Versuch durch die Furthen und auf Schiffen und Flößen den Flußübergang zu bewerkstelligen. Hierauf erhielten sie den Durchpaß durch das Land der Sequaner. Mühsam kamen sie durch die Engpässe des Jura bis an den Fluß Arar, heut zu Tage Saone genannt. Hier bauten sie langsam und ungeschickt Kähne und Flöße. In zwanzig Tagen kamen nur drey Gaue über den stillen Strom, die Tiguriner waren noch jenseits des Flusses.

Schlacht bey Bibracte. 57 v. Chr.

Nachdem Cäsar die Helvetier vor Genf zurück getrieben, ließ er ihren Marsch durch einen seiner Unterfeldherrn be-

obachten, eilte selbst nach Italien, sammelte mächtige Verstärkungen, kehrte schnell zurück, wurde von den bedrängten Gallischen Völkerschaften zu Hülfe gerufen, überschritt freudig den Rhodan, erschien im Rücken des Helvetischen Heeres, überraschte und schlug die Tiguriner, und setzte am folgenden Tage auf einer Schiffbrücke über den Arar. Die Helvetier, über sein unerwartetes Erscheinen, seinen Sieg und die Schnelligkeit seiner Bewegungen erschrocken, versuchten zu unterhandeln. Als dieß zu keinem Ziele führte, zogen sie weiter. Cäsar folgte ihnen auf dem Fuße nach. Täglich entspannen sich kleine Gefechte. Nach vierzehn Tagen kam es in der Nähe der Stadt Bibracte, heut zu Tage Beaune, zur entscheidenden Schlacht. Beyde Heere fochten mit unübertrefflichem Muthe. Die Römische Kriegskunst wetteiferte mit der ungeregelten Tapferkeit der Helvetier. Lange schwankte der Sieg. Erst am späten Abende wichen die Helvetier nach großem Verluste in guter Ordnung zum Theile in ihr durch eine Wagenburg befestigtes Lager, zum Theile auf einen nahen Berg. Cäsar wollte den Sieg vollenden, und führte sein Heer gegen die Wagenburg, in der Hoffnung, das Lager mit der verwirrten Menge der Weiber und Kinder ohne bedeutende Gegenwehr zu nehmen. Aber die Helvetier stritten ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, würdig der Väter und Gatten, welche auf dem Schlachtfelde umgekommen waren, bis mitten in die Nacht von der Wagenburg herab. Die meisten sind hier geblieben; denn als das Römische Heer nach langem Kampfe herein brach, mochten Greise, Weiber und Kinder den letzten Tag der Freyheit und des Ruhmes nicht überleben. Sie tödteten sich gegenseitig, oder machten selbst ihrem Daseyn ein gewaltsames Ende. Einige Tausende, denen die Größe des Unglücks übermenschliche Kraft gab, entflohen zu dem Heere auf dem Berge.

Der Friede. 57 v. Chr.

Die Ueberreste des Helvetischen Volkes brachen am folgenden Tage mit Angst, Wehklagen und Bestürzung auf; aber der Hunger nöthigte sie bald, die Gnade des Siegers zu erflehen. Cäsar empfing ihre Gesandten an der Spitze seines Heeres. Er forderte Niederlegung der Waffen. Sie erschraken sehr, und fürchteten eine allgemeine Niedermetzelung; doch sie mußten gehorchen. Sechs Tausende, die zu entfliehen versuchten, wurden eingeholt und niedergemacht. Voll Furcht gleichen Schicksales erschienen die Uebrigen vor dem Ueberwinder. Cäsar befahl ihnen, nach dem Vaterlande zu ziehen, und ihre Wohnungen wieder aufzubauen. Er wolle ihnen Lebensmittel und Schutz versprechen, sie sollen fortan als Bundesgenossen des Römischen Volkes unter ihren eigenen Gesetzen ruhig leben. So zogen sie heim, besiegt von den Römern und ihnen unterthan. Den gesuchten Reichthum, das verlangte Glück hatten sie nicht gefunden; dagegen war ihre eigene Habe verloren, der Kern ihres Volkes vernichtet, ihre Macht und Ehre untergegangen.

Wallis und Rhätien. 15 v. Chr.

Zwey und vierzig Jahre später wurde nach muthigen Kämpfen für die Freyheit auch der letzte Rest der freyen Helvetier, die Völkerschaften in Wallis und Rhätien, besiegt. Auch ihre Hochgebirge vermochten nicht mehr, sie gegen Römische Kriegskunst und Eroberungssucht zu beschützen.

Zweytes Kapitel.

Helvetien unter Rom.

58 v. Chr. bis 450 nach Chr.

Die Lage des Landes. 58 bis 29 v. Chr.

Die Helvetier genossen im Anfange unter Roms Herrschaft alle Vorzüge, die ein unterworfenes Volk sich wünschen darf. Jede Stadt hatte zwey Vorsteher. Eine Tagsatzung leitete die allgemeinen Angelegenheiten des Volkes. Selbst eine kleine Festung im Aargau durften die Helvetier mit ihren eigenen Truppen verwahren. Durch die lange Ruhe, die Helvetien unter Rom genoß, lebte das Land allmählich wieder auf. Städte und Dörfer wurden wieder hergestellt, oder neu angelegt, Windisch, Wiflisburg, Orbe, Zürich, Zug, Solothurn, Aeugst bey Basel, Arbon, Coblenz, Kaiserstuhl, Chur, Baden und andere Ortschaften sind aus jener Zeit. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr, selbst Wissenschaften und Künste blühten; aber es mehrte sich auch die üppige Weichlichkeit. Die Einfachheit der väterlichen Sitten ging verloren, der kriegerische Geist verschwand, die Kräfte des Volkes erschlafften. So konnte man zwar zufrieden leben; doch minderte sich täglich die Freyheit, wozu eine Menge von Festungen, die Rom in Helvetien erbaute, nicht wenig beytrug, und es nahte sich der Tag, an welchem der letzte Schimmer dieser Freyheit verschwinden sollte.

Rom unter den ersten Kaisern. 29 v. Chr. bis 69 n. Chr.

Rom, Anfangs groß und frey, war im sieben hundert vier und zwanzigsten Jahre seines Daseyns der Herrschaft eines Einzigen anheim gefallen. Mit häuchlerischer Milde

regierte Augustus, der erste Römische Kaiser; aber mit Härte und Grausamkeit sein Geschlecht nach ihm. Ein ungeheures Verderben verbreitete sich über das Reich. Tugend und Recht verloren sich, nur Laster und Gewalt blieben sichtbar. Nicht Gesetz und Verfassung, sondern der Wille des Heeres setzte Kaiser auf den Thron, oder stürzte sie vom Herrscherstuhle. Nero, der letzte Sprößling des ersten Kaiserhauses, endigte ein Leben voller Schandthaten durch seine eigene Hand. Nach ihm bestieg Sergius Sulpitius Galba, ein Greis von edelm Hause und vortheilhaftem Rufe, den Thron. Er bemühte sich, die Ordnung wieder herzustellen. Auf ihm ruhte die Hoffnung aller guten Bürger; aber das zügellose Heer, das jede Ordnung scheute, hatte dem Kaiser seine Würde gegeben, vom Winke der Soldaten hing er ab, und kaum zeigte er seine Liebe zum Guten, als das Kriegsvolk aus Furcht vor seiner Tugend ihn erschlug.

Aulus Cäcinna. 69 n. Chr.

Ehe die Helvetier vernahmen, daß Galba, der sich durch Wohlthaten ihre Liebe erworben hatte, ermordet sey, erfuhren sie aus aufgefangenen Briefen, daß ein Theil des Heeres den Vitellius auf den Thron zu setzen gedenke. Die Helvetier, dem Galba treu, nicht unterrichtet, daß Vitellius schon auf dem Throne sitze, legten die Soldaten und den Hauptmann, der den Brief hatte weiter bringen sollen, gefangen. Da erhob sich Aulus Cäcinna, Römischer Feldherr in Helvetien, Anhänger des Vitellius, ein Jüngling groß und stark von Körper, kriegerisch in Sinn und Gestalt, unmäßig in Begierden, kühn in Anschlägen, gegen göttliche und menschliche Rechte verhärtet, bey den Soldaten beliebt; weil er gern Städte und Länder plünderte, und Alles für sein eigen hielt, wonach er seinen Arm ausstreckte; Rache schnaubend sammelte er ein mächtiges Heer, und verwüstete den Aargau. Am

Bözberge stellten sich ihm die Helvetier entgegen. Mit leichter Mühe besiegte er die unkriegerischen Scharen; dann zog er gegen Aventicum, der Hauptstadt Helvetiens. Sein Heer wüthete mit Feuer und Schwert.

Julia Alpinula. n. Chr.

Als die Nachricht von diesem „lehrreichen Unglücke" nach Aventicum gekommen war, verbreitete sich Trauer und Entsetzen. Gesandte eilten, den Zorn des Siegers zu versöhnen. Stolz empfing sie Cäcinna. Mit Härte redete er sie an. Vor allen Dingen forderte er die Hinrichtung des ersten Vorstehers der Nation, Julius Alpinus. Dem Volke selbst befahl er, sich an den Kaiser zu wenden, der nur könne die wohlverdiente Strafe mildern; bis zu seiner Begnadigung werde das Volk als Empörer behandelt werden. Als die Gesandten diese Antwort nach Aventicum zurück brachten, verstummte das unglückliche Volk. Aus Furcht vor Cäcinna's Zorne wagte niemand, Milderung des Urtheils zu erflehen. Nur Julia Alpinula, Priesterinn der Schutzgöttinn Aventicums, Tochter des Julius Alpinus; unternahm es, einen Schritt für die Rettung ihres Vaters zu thun, den sie vom höchsten Glücke und Ansehen in die Tiefe dieses Unglückes stürzen sah. Sie eilte ins Lager der erbitterten Feinde. Sie warf sich dem Feldherrn zu Füßen. Sie flehte mit aller Beredsamkeit des Unglücks, der Unschuld und der Jugend um das Leben ihres Vaters. Cäcinna — ließ ihn tödten. Hierauf mußten die Helvetier an den Kaiser senden. Anderthalb tausend Jahre nach diesen Begebenheiten wurde unter den Trümmern Aventicums folgende Grabschrift gefunden: „Julia Alpinula hic jaceo, „infelicis patris infelix proles, Deæ Aventiæ sacerdos, „exorare patris necem non potui, male mori in fatis „illi erat, vixi annos XXIII." (Hier bin ich Julia Alpi„nula begraben, eines unglücklichen Vaters unglückliche Toch-

„ter, Priesterinn der Göttinn Aventia, meine Bitten konnten „die Hinrichtung des Vaters nicht abwenden, ihm war vom „Schicksale ein trauriger Tod bestimmt. Ich selbst habe drey „und zwanzig Jahre gelebt.)“

Claudius Cossus. 67 n. Chr.

Zitternd erschienen die Gesandten der Helvetier vor dem Kaiser Vitellius, um den letzten Tag der Nation abzuwenden. Als sie zum Verhöre gelassen wurden, hielt ihnen das wüthende Kriegsvolk Fäuste und Waffen unter die Augen. Alles kochte Rache, Alles fluchte, und forderte von dem Kaiser die Ausrottung eines Volkes, welches gewagt hätte, Hand an Römische Soldaten zu legen. Vitellius selbst runzelte sein dickes Gesicht, und ließ Drohworte hören. Claudius Cossus, das Haupt der Helvetischen Gesandtschaft, stand vor ihm, leichenblaß, machte keine Entschuldigung der That; sondern flehte, schilderte mit lebendigen Farben das Unglück Helvetiens, weinte, mahlte die Schrecknisse des bevor stehenden Tages der Rache, warf sich dem Kaiser zu Füßen, und bath so eindringend, daß alle Herzen brachen, daß sich Ströme von Thränen ergossen, und die Römischen Krieger schluchzend um Gnade für Helvetien flehten. Die Nation wurde durch Cossus gerettet; doch ward Helvetien, das bis dahin nur Roms Bundsgenossinn geheißen hatte, zur Provinz erklärt.

Untergang des ältesten Helvetiens. 69 — 450 n. Chr.

Durch diese Veränderung wurde die schwache Schutzwehr niedergerissen, welche bis dahin Helvetien vor der zügellosen Gewalt und den unersättlichen Erpressungen, unter denen andere Provinzen seufzten, gesichert hatte. Zwar empfand Helvetien von dieser Veränderung keine nachtheiligen Folgen unter der Reihe der großen und guten Kaiser, welche voll Weisheit,

Milde und Gerechtigkeit bis zum hundert und achtzigsten Jahre nach Christi Geburt auf Roms Throne saßen. Das Land ward durch langen Frieden blühender, als nie zuvor. Aber unter der zwölfjährigen Regierung des Scheusales Commodus entfesselten sich aufs Neue alle Schreckniſſe ungezügelter Soldatenherrschaft. Von da an nahte sich Helvetien seinem Untergange. Sein Elend wurde noch durch die um das Jahr 162 n. Chr. beginnenden, häufigen Einfälle Deutscher Völker, denen das sinkende, meist von elenden Schwächlingen regierte Rom immer weniger Widerstand entgegen zu setzen vermochte, schrecklich vermehrt. Das dauerte so bis ins vierte Jahrhundert. Da entstand mit abwechselndem Glücke in und um Helvetien ein neuer, verheerender Krieg zwischen Rom und den Alemannen. Damahls, vielleicht im Jahre 304, mochte Aventicum, die herrliche Hauptstadt des Landes, verbrannt worden seyn. Es ist aber das ganze Volk untergegangen, ohne daß nur ein einziger Geschichtschreiber seinen Untergang auch nur mit Einem Worte angemerkt hätte. Später gedenken die Erdbeschreiber Helvetiens als einer Wüste.

Drittes Kapitel.

Die Einwanderung fremder Völker.

432 — 500.

Vorwort.

Lange nach dem Untergange der Helvetischen Freyheit, als das Volk bis auf den Nahmen verschwunden war, wurde das verlassene Land von Burgundern und Alemannen, Franken, Ostgothen und Longobarden eingenommen. Diese Völker, deren Stamm und Ursprung nicht leicht ausgemittelt werden kann, veranstalteten neuen Bau des Landes. Von ihnen wurde

menschliche Gesellschaft, Christenthum, Freyheit eingeführt, oder hergestellt. Von ihnen stammen die jetzigen Schweizer.

Die Burgundionen. 432.

Sie waren Männer sechs bis sieben Schuhe hoch, und kleideten sich in Thierhäute. Ihr höchstes Gut war die Freyheit. Ihren Vorstehern, den Hendinen, gehorchten sie so lange, als diese den Göttern gefielen, und die Götter bezeugten ihr Wohlgefallen durch fruchtbare Jahre und glückliche Schlachten. Der Oberpriester, Sinist genannt, verwaltete sein Amt beständig; denn es herrschte der Glaube, daß Priester den Göttern nie mißfallen könnten. Doch hatte der Sinist keine Gewalt über die Hendinen. Um das Jahr 407 erschienen diese Burgundionen unter ihrem Könige Gonthahar an den Gränzen des Römischen Reiches, da gesellte sich ein alter Bischof zu ihnen, der sie das Christenthum lehrte. Nach sieben Tagen ließ sich der König mit dem ganzen Volke taufen. Gen Helvetien kamen sie im Jahre 432, nicht durch die Gewalt des Schwertes; sondern durch Verträge mit den schwachen Kaisern, die sich begnügten, einen Schatten von Obergewalt zu behaupten, und den Burgundionen willig das Land gaben, als diese versprachen, den Fuß der Alpen, die Vormauern Italiens, zu vertheidigen. Die neuen Besitzer breiteten sich immer weiter aus, durch Provence, Bourgogne, Franche Comté, Dauphiné, Savoyen und da, wo jetzt Bern, Freyburg, Solothurn, Wallis, Genf, Waat, Neuenburg u. s. f. ist. Diese Ausbreitung verursachte keinen Streit, keine Auswanderung der bisherigen Bewohner; sondern das Land wurde ruhig getheilt; denn Alles war seit Jahrhunderten verödet und verwüstet. Auch waren die Burgundionen friedliebend, ließen den noch übrigen wenigen Einwohnern ihre eigenen Sitten und Gesetze, ertheilten ihnen fast gleiche Rechte mit sich selbst, und begnügten sich mit zwey Drittheilen des Bodens. Die alten

Einwohner verschmolzen sich mit ihnen unmerklich. Auf beyden Seiten des Jura stammt Alles von diesem Volke her.

Die Alemannen.

Die nordöstliche Schweiz und ein großer Theil Deutschlands bis nach Cölln am Rheine war ganz Alemannisch. Etwas später, als die Burgundionen, war dieses Volk in das Römische Reich eingedrungen. In der Hitze wilder Eroberung zerstörten und verwüsteten sie Alles, was ihnen Widerstand leistete, besonders die Städte und Castelle, welche sie, wie alle Germanen, aufs Aeußerste haßten. Ihr wilder Sinn hemmte Gewerbe und Industrie, und verscheuchte die Künste des Friedens. Selbst die dürftigen Nachrichten über sie verdanken wir nicht ihnen, sondern ihren Ueberwindern. Den milden Geist des Christenthumes fühlten sie nicht, sie blieben Heiden, wie ihre Väter gewesen waren. Bey den Burgundionen blühte der Feldbau. Die Alemannen aber kannten kein Eigenthum des Landes; sondern zogen mit ihren Herden auf Gemeinweiden umher. Neben ihrem Vieh liebten sie noch ihre Waffen. Sie lebten von dem Ertrage ihres Viehes, von der Jagd, von der Arbeit ihrer Sclaven, von der gewonnenen Beute, von dem Solde, den sie im Dienste fremder Völker erworben hatten. Durch ihre Sorglosigkeit und Trägheit deckten die Wälder, die unter Rom kaum ausgerottet wurden, das Land bald wieder, Sümpfe und Moräste nahmen überhand, und wilde, reißende Thiere, die sonst nur noch in den Einöden des Nordens gefunden wurden, vermehrten sich auch in den südlichern Gegenden des Alemannischen Reiches. Dieses verderbliche Schicksal traf auch das Alemannische Helvetien; es sank, während das Burgundische blühte.

Die Franken. Schlacht bey Tolbiac. 496.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts erscheint eine neue Deutsche Völkerschaft, an Glück und Macht allen frü-

heren überlegen, auf unserem Schauplatze. Franken hieß man sie. Ein sehr altes, starkes, damahls noch heidnisches Volk, dessen bedeutende Macht noch dadurch vermehrt wurde, daß sein Fürst Chlovis, (Chlodewig, Ludwig,) ein unersättlicher Eroberer, auch die Herrschaft über Gallien empfing. Hierauf gerieth er mit Alemannen in Streit. Im Felde bey Tolbiac, (Zülpich, einem Städtchen bey Cölln am Rheine,) stießen die feindlichen Völker hart auf einander. Der Sieg blieb lange unentschieden, es schien sogar das Glück den Alemannen zu lächeln. In dieser großen Noth schwur Chlodewig laut, mit allen seinen Franken zum Christenthume überzutreten, wenn er den Sieg gewinne. Als seine Christlichen Gallier dieses hörten, wollten sie zeigen, was die Kraft ihres Glaubens an Christum vermöge. Begeistert stürzten sie sich auf den Feind. Dem gewaltigen Andrange schwärmerischer Krieger, die für die Ehre ihres Gottes zu fechten glaubten, vermochten die Alemannen nicht zu widerstehen. Nachdem ihr eigener Fürst erschlagen war, ergaben sie sich dem Könige der Franken. Chlodewig zog mit ihnen in ihr Land; aber als er in die Gaue kam, weigerten sich Viele, theils aus Widerwillen gegen die Franken, theils aus Furcht für ihre Sitten und ihre Götter, ihm Gehorsam zu leisten. Erst im neunten Jahre nach dem Siege unterwarfen sich die Meisten aus Hülflosigkeit. Chlodewig faßte den Entschluß, dieses wilde, unbändige Volk zu vertilgen.

Die Ostgothen um das Jahr 500.

Als nun Chlodewig gegen die Alemannen furchtbar wüthete, schrieb ihm sein Schwager Theodorich, (Dietrich,) König der Ostgothen, ein trefflicher Fürst voll Weisheit, Milde und Ordnungsliebe, daß Mäßigung und Gnade einem mächtigen Könige eher zukommen, als die Rachsucht. Chlodewig hörte nicht auf den weisen Rath. Da warfen sich viele Alemannen ihrem Fürbitter in die Arme. Das Land Rhätien fiel an die Ostgothen.

Helvetiens Lage um das Jahr 500.

So war im fünfhundertsten Jahre unserer Zeitrechnung die südwestliche oder Romanische Schweiz unter den Burgundionen, die nördliche Deutsche Schweiz Allemannisch, Fränkisch oder wüste, Rhätien unter den Ostgothen.

Viertes Kapitel.

Kampf der Franken und der Burgunder.

450 — 534.

Theilung des Burgundischen Reiches. 466 — 486.

Gonthahar, der oben erwähnte Fürst der Burgundionen, unter dessen Anführung sie in das öde Helvetien gekommen waren, fiel im Jahre 450 in einem Treffen gegen den Attila. Nach seinem Tode wählten die Burgundionen den Gundioch, aus dem Westgothischen Fürstenstamme der Balden, zu ihrem Könige oder Heerführer. Er regierte bis auf das Jahr 466. Als er starb, hinterließ er vier Söhne, Hilperich, Godegisel, Godemar, Gondebald, unter die er sein Reich theilte. Weitaus der mächtigste von diesen kleinen Fürsten war Gondebald. Der Neid über seine Macht vermochte zwey seiner Brüder, Hilperich und Godemar, ihn zu bekriegen. Sie werden geschlagen, Hilperich und seine beyden Söhne gefangen und enthauptet, Hilperichs Gattinn in die Rhone gestürzt, Godemar gibt sich selbst den Tod. Gondebald erobert 486 die Länder seiner Brüder.

Erster Krieg der Burgunder mit den Franken. 494 — 501.

Von König Hilperichs Stamme waren zwey Töchter am Leben geblieben. Die eine, Sedeleube, weihte sich der Kirche,

sie stiftete das Kloster St. Victor zu Genf. Um Chlotilde, die zweyte, warb beym Gondebald der Franken-König Chlodewig. Sie wurde ihm verweigert; weil Gondebald fürchtete, ihr das ihrem Vater entrissene Land wieder abtreten zu müssen. Aber Chlodewigs Gesandter entführte die Fürstinn mit ihrem eigenen Willen. Die neue Königinn der Franken wünschte, den Tod ihrer Aeltern gerächt zu sehen. Sie ließ das Burgundische Land verwüsten, und bewog ihren Gemahl, dessen Eroberungssucht einen so günstigen Vorwand gern benutzte, im Jahre 499 zum Kriege gegen Gondebald. Dieser rief seinen Bruder Godegisel zu Hülfe. Er kam; ging aber in der Schlacht mit seinem ganzen Heere zu den Franken über; denn schon lange hatte er die Herrschaft des Bruders beneidet, und war aufgebracht, daß ihn Gondebalds Stolz und Uebermuth zu sehr einschränkte, und ihm nicht einmahl im eigenen Lande völlige Freyheit verstattete. Im ersten Schrecken entfloh Gondebald, und ließ sich einen sehr demüthigenden Frieden gefallen, der seinen Bruder Godegisel zum Herrn über drey Viertheile Burgunds machte. Als aber die Franken wieder aus dem Lande gezogen waren, bewaffnete sich Gondebald 501 mit dem Beyfalle des ganzen Volkes gegen Godegisel, und belagerte diesen in der festen Stadt Vienne. Der Verrath eines Arbeiters in den Wasserleitungen zeigte dem Belagerer durch diese den Weg in die Stadt. Godegisel wurde erschlagen, und Gondebald, dem Chlodewig nach einigen vergeblichen Versuchen die Ruhe gönnen mußte, beherrschte nun ganz Burgund.

Innere Lage Burgunds. 501 — 522.

Gondebalds Verwaltung war fortan weise und gut. Er beförderte Ackerbau, Wissenschaften und Künste. Die im Kriege zwey Mahl zerstörte Stadt Genf ließ er wieder herstellen, andere Städte und Flecken, unter ihnen Lausanne, verdanken seiner Regierung ihren Ursprung. Er wurde der

Gesetzgeber Burgunds, und erließ im Jahre 502 so heilsame und vernünftige Verordnungen, daß klar wurde, es habe ihm nie die Fähigkeit, aber früher der Wille gemangelt, ein guter Fürst zu seyn. Allein als Gondebald seine Macht allzu weit ausdehnte, wurde er 502 auf einer Volksversammlung zu Genf eingeschränkt, viele seiner Gesetze abgeschafft, und ein anderes Gesetzbuch auf die Bahn gebracht. Gegen das Ende seines Lebens ließ Gondebald 515 in einer Volksversammlung zu Quadruvium bey Genf seinen Sohn Siegmund, der mit Ostgotha, einer Tochter Theodorichs, vermählt war, zum Könige erwählen. Er selbst starb im funfzigsten Jahre seiner Regierung, nachdem er den Chlodewig, viele andere berühmte Helden und auch das Römische Kaiserthum überlebt hatte. Nicht lange nach Gondebalds Tode starb Siegmunds Gemahlinn, und der Fürst verband sich mit einer Person niedern Standes und befleckten Rufes. Diese warf einen Haß auf den Prinzen Siegreich, Sohn erster Ehe, der die durch Herkunft und Aufführung geringe Stiefmutter verachtete, und seine Verachtung allzu laut werden ließ. Die ränkevolle Frau brachte es dahin, daß Siegmund seinen Sohn ihrer Rache und einem Verdachte aufopferte, indem er den Unglücklichen im Schlafe ermorden ließ.

Zweyter Krieg der Burgunder mit den Franken und Ostgothen. 522 — 534.

Theodorich, König der Ostgothen, wollte den Mord seines Enkels rächen. Während er sich zum Kriege rüstete, wurde Siegmund von Schwermuth geplagt. Er genoß seit dem Tode seines Sohnes keine frohe Stunde mehr. Zu spät von der Unschuld des Ermordeten überzeugt, zu spät seinen Jähzorn und seine Nachgiebigkeit bereuend, versuchte er im Geiste seiner Zeit, den Rachegott durch eine fromme Anstalt zu versöhnen, und stiftete das Kloster St. Moritz im Wallis, ohne daß auch dieses ihm Ruhe zu geben vermochte. Als

Theodorich seinen Zorn zu verstehen gab, stieg Siegmund furchterfüllt vom Throne, gab seine Sache verloren, und floh nach St. Moritz. Bey der Nachricht von seiner Hülflosigkeit erwachte in der Fränkischen Königinn Chlotilde abermahls der lang genährte Trieb nach Rache für den Tod ihres Vaters Hilperich. Sie ermunterte ihre drey Söhne, dem schwachen Siegmund Hilperichs Erbe zu entreißen; weil der Krieg gegen einen Kindsmörder gerecht, Gott und Menschen wohlgefällig sey, und weil ihre nahe Verwandtschaft mit Siegreich sie auffordere, seinen Tod zu rächen. Die Brüder, dem Ehrgeize fröhnend, nach Eroberungen durstend, waren leicht beredet. So zogen also Ostgothen und Franken gegen Burgund. Es kostete keine Mühe, den muthlosen Siegmund zu überwinden. Man fand ihn 526 zu St. Moritz in Mönchskleidung. Er wurde gefangen nach dem Franken-Lande gebracht, und mit seiner Gattinn und zwey Söhnen enthauptet. Jetzt hätten sich die Franken an der genommenen Rache begnügen können; wenn sie nicht mehr die Eroberung Burgunds, als Bestrafung des Unrechtes gesucht hätten. Daher setzten sie den Krieg auch gegen den unschuldigen Godemar, Siegmunds Bruder, fort. Dieser, dem Siegmund schon früher aus eigenem Antriebe einen Antheil an der Regierung eingeräumt hatte, stritt acht Jahre lang mit unverzagtem Muthe für das väterliche Reich. Mit den Ostgothen schloß er Frieden, und wendete nun seine ganze Macht gegen die Franken. Er überwand sie in einem Treffen, und tödtete Chlodomirn von Orleans, einen der drey Brüder, den Mörder Siegmunds. Gereizt, erneuerten die Franken 534 mit Anstrengung den Krieg. Godemar verlor eine Schlacht und verschwand. Niemand weiß, ob er unerkannt unter der Menge der Todten gelegen, ob er heimlich im Kerker gestorben, oder sein Leben in elender Verbannung geendigt habe.

Untergang des Burgundischen Reiches. 534.

Hundert und acht und zwanzig Jahre nachdem die Burgunder nach Helvetien gekommen waren, 534 n. Chr., nahm das Burgundische Reich dieses Ende. Die Zertheilung des Landes, der Bruderzwist und die Laster seiner Fürsten hatten ihm einen solchen Untergang bereitet.

Untergang des Ostgothischen Reiches.

Zu gleicher Zeit nahte sich auch das Ostgothische Reich seiner Auflösung. Fünf auf einander folgende Könige verloren Schlachten, Länder, und gingen selbst unter. Mit Mühe konnten noch die einst so mächtigen Gothen Ober-Italien behaupten. Diese ihre Schwäche benutzte Dietbert, König der Franken, um Rhätien zu erobern. Von da an beherrschten die Franken das ganze Helvetische und Rhätische Land.

Fünftes Kapitel.

Das Fränkisch-Merovingische Königshaus.

534 — 751.

Das Reich im Allgemeinen.

Die Fränkischen Könige aus dem Stamme der Merovingen waren also die dritten Oberherren unsers Vaterlandes. Weil noch keine Gesetze der Erbfolge bestanden, so gehörte unter ihrer Regierung Helvetien bald Einem Oberhaupte des gesammten Franken-Reiches, bald war die Monarchie unter mehrere Fürsten getheilt, die sich bitter haßten, und blutig bekriegten. Im Falle der Theilung des Reiches wurde gewöhnlich Alemannisch-Helvetien zum Königreiche Austrasien, Burgundisch-Helvetien aber zum Königreiche Burgund gezogen. Statt daß wir es unternähmen, die unaufhörlichen Fehden der Fürsten, die ewig wechselnden Eroberungen und Verluste

und andere unwichtige Dinge dieser Art zu erzählen; versuchen wir hier lieber, einen kurzen Abriß der Staatsverfassung und Gerichtspflege der damahligen Deutschen Völker zu entwerfen; weil sich schon in jenen Zeiten Vieles entwickelte, das mit mehr oder minder bedeutenden Veränderungen lange Zeit, zum Theile bis auf unsere Tage fortgedauert hat, oder noch vorhanden ist, oder wieder gefordert wurde. Auf diesen Abriß gedenken wir dann zu zeigen, wie Helvetien unter den Merovingen aus seinem tiefen Verfalle allmählich wieder aufzublühen begann.

Staatsverfassung.

Die Völkerschaften derjenigen südlichen Länder Europa's, nach welchen sich Deutsche Stämme hingezogen hatten, waren ein Gemisch, das aus den Eroberern, den Ureinwohnern des Landes und den Nachkömmlingen der Römer bestand. Die ersten nannten sich Freye und Herren des Landes, die beyden letztern wurden als leibeigene Knechte oder doch als ein unedleres Menschengeschlecht betrachtet, das den Freyen weder an Ehren und Rechten gleich gestellt, in der Gesetzgebung wenig oder gar nicht berücksichtigt war, und besonders der Ehre, Waffen zu tragen, unwerth geachtet wurde. Damahls galt nähmlich der Gebrauch der Waffen für das höchste Zeichen der Freyheit. Die Völkerschaften bildeten die Heere, wie das bey dem Schweizer-Volke immer bräuchlich geblieben, in den neuesten Zeiten auch von andern Völkern wieder angenommen worden ist. Heeresfolge war die erste Pflicht gegen den Staat. Die Staatsverwaltung leitete der König mit seinen Großen. Die Priester und Bischöfe, durch ihre Bildung in göttlichen und menschlichen Geschäften erfahren, saßen mit den weltlichen Herren zu Rathe. Ueber wichtige, allgemeine Angelegenheiten entschied die Volksversammlung, in der jeder freye Mann sein freyes Wort hatte. Der König konnte die Beschlüsse der Volksversammlung, so wie alle Gesetze, nicht nach seiner Willkür ändern. Er war eigentlich im Frieden

nur der Erste unter seines Gleichen; aber im Kriege war er fast unumschränkter Gebiether, und da seit jener Zeit, in der die Deutschen Völker nach dem Süden Europa's vorgedrungen waren, sich die Kriege nie endigten; so lernten die Völker immer mehr Gehorsam, und die Könige vergrößerten und befestigten ihre Macht. War ein Land erobert worden, so wies der König Allen im Heere ihren Theil an der Beute und dem Lande an, dem gemeinen Manne gab er nach Billigkeit. Er selbst behielt das Meiste, die ausgezeichnetesten oder begünstigtesten Krieger wurden ebenfalls sehr gut bedacht, und benutzten ihren Länderreichthum, um davon an diejenigen auszutheilen, denen sie sich verpflichtet glaubten, oder die sie sich erst verpflichten wollten. Aus diesem Verfahren entwickelten sich die Grundzüge einer Verfassung, die noch heut zu Tage in mehreren Staaten besteht, und die man das Lehenwesen nennt. Die, welche von dem Fürsten oder seinen Großen Güter empfangen hatten, bildeten nach und nach den Adel. Man nannte sie Vasallen, ihre Güter hießen Lehen, derjenige, der sie ihnen ertheilt hatte, war der Lehensherr, und bey dem Empfange ihrer Güter mußten sie sich verpflichten, auf jeden Ruf ihres Lehensherrn bereit zu seyn, seine Kriege zu führen, während der gemeine Freye sich nur auf den Ruf des Königes zu großen Nationalkriegen unter den Heerbann zu stellen hatte. Anfänglich waren die Lehen nicht erblich, nicht ein Mahl lebenslänglich. Der König konnte sie einziehen, und Andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten fanden die Vasallen, besonders unter schwachen Regierungen, Mittel, den Besitz ihrer Güter erblich und vom Könige fast unabhängig zu machen. Es entstand der Erbadel, der auf der einen Seite die Gewalt der Könige einschränkte, in mehreren Reichen fast auf ein Nichts zurück führte, und neben dem auf der andern Seite die gemeinen Freyen in den Stand der Leibeigenen versanken, so daß späterhin bey den Deutschen fast nur noch Herren und Knechte zu finden waren.

Gerichtspflege.

Das Land war in Absicht auf diese in bestimmte Kreise eingetheilt, in denen Beamte, die man Herzoge und Grafen nannte, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit verwalteten, und den Heerbann besorgten. Diese Titel und Würden waren ursprünglich eben so wenig lebenslänglich oder erblich, als die Lehen; wurden es aber in spätern Zeiten aus denselben Gründen, wie diese. Ihre Stellen durften die Herzoge und Grafen nur mit dem Willen des Königes von Andern vertreten lassen. Wenn sie ungerecht urtheilten, so wurden sie durch geistliche Strafmittel zur Genugthuung angehalten. Offenbare Gewaltthaten bestrafte an ihnen der König nach den Gesetzen. Die Gesetze waren damahls noch in einem sehr rohen Zustande. Es gab nur wenige; aber diese waren klar, mehr Verbothe, als Gebothe. Ihr Hauptzweck war Sicherung des Eigenthumes; weil in jenen Zeiten Diebstahl mehr, als Mord verabscheut wurde, da auch ein Feiger sich an wehrlosen Dingen vergreifen kann. Dieser Abscheu gegen den feigen Diebstahl ging so weit, daß nach Sächsischen Gesetzen ein Pferdedieb mit dem Tode bestraft wurde, während selbst die Ermordung eines Edelmannes mit Geld gebüßt werden konnte. Für Diebstahl konnte man sich lösen, wenn man Gut um Gut gab, oder man konnte auch die Lösung einem andern überlassen, indem man sein Sclave ward. Geschah keines von beyden, so wurden die Leibeignen gehängt, die Freyen dem Könige überliefert, und vom versammelten Volke gerichtet. Ein Richter, der einen Räuber entwischen ließ, war, als Verbrecher an der Gerechtigkeit, des Todes schuldig. Wer für einen Diebstahl heimlich Ersatz nahm, wurde dem Diebe gleich geachtet. Ein fürchterliches Gesetz verdammte den zum Tode, welchen fünf oder sieben unparteyische Männer eidlich des Diebstahles bezüchtigten. Sonst war die Todesstrafe fast auf kein Verbrechen gesetzt, als auf Verrath und Treulosigkeit. Die meisten Vergehen konnten mit Geld gebüßt, und selbst die

Strafe des Mordes abgekauft werden. Der Mord eines Leibeigenen kostete nur zum vierten Theile so viel, als der Mord eines Freyen, und weil jeder Freye bewaffnet ging, und sich vertheidigen konnte, so wurde der Mord eines Mannes nur halb so schwer bestraft, als die Ermordung einer wehrlosen Frau. Eine jede körperliche Verletzung war in den Gesetzen sehr genau in Geld angeschlagen, und da diese Geldstrafen für jene Zeiten sehr hoch und empfindlich waren, und der, welcher sie nicht entrichten konnte, seine Freyheit verlor, und des Beleidigten Leibeigener wurde: so fürchtete man dieselben mehr, als Todes- oder Leibesstrafen, welche bey abgehärteten, tapfern, an Wunden und Krieg gewöhnten Völkern nur wenigen Eindruck gemacht hätten. Zum Behufe der Ausübung dieser Gesetze war das Land in Gaue abgetheilt. Jeder Gau hatte hundert Cente, jeder Cent einen Grafen, (Richter,) über diese war ein Gaugraf, (Oberrichter,) gesetzt. Die Cent- und Gaugrafen wurden in der Ausübung ihres Amtes von dem Volke unterstützt, das ihnen bey den Waffen, dem Zeichen der Freyheit, Treue geschworen hatte. Jeden Sonntag versammelte man sich in den Centen auf dem Gerichtsplatze, Mallus, (öffentliche Gerichte). Auf muthwilliges Ausbleiben war eine Geldbuße gesetzt. Am ersten März kam das ganze Volk zum Landgerichte zusammen. Die Richter wurden fast immer von den Parteyen aus der Versammlung erwählt, (geschworne Gerichte, Jury,) und entschieden nach Maßgabe ihres Verstandes und ihrer Einsichten in die Gesetze. In zweifelhaften Fällen nahm man zum Gottesgerichte, Ordalien, seine Zuflucht. Das Loos, die Feuer- Wasser- und Kreuzesprobe, das Bahrrecht, der Genuß des heiligen Abendmahles, Zweykämpfe auf Leben und Tod und andere solche Proben mußten dann an die Stelle des Urtheiles treten, und der Glaube des Volkes meinte, daß die Gottheit bey solchen Versuchen die Unschuld nicht sinken lasse. Obschon dieß im Allgemeinen nicht anzunehmen ist, so bleibt doch so viel gewiß,

daß öfters im Zweykampfe das Bewußtseyn der Unschuld zum Siege verholfen haben mag, oder daß nach dem Genusse des heiligen Mahles der Schuldige, durch die Furcht, göttliche Dinge entweiht zu haben, zum Bekenntnisse gebracht wurde, oder erkrankte. So ungefähr waren damahls die Gesetze bey allen Germanen, so auch im Reiche der Merovingen; wenn nicht, wie es häufig geschah, außerordentliche Ereignisse die gesetzliche Ruhe und Ordnung störten.

Vereinigung des gesammten Fränkischen Reiches. 613.

Im Jahre 613 gelang es Chlotar II., das ganze Fränkische Reich zu vereinigen, nachdem lange innere Kriege gewüthet hatten, und mannigfache Verbrechen verübt worden waren. Zwey Jahre später, 615, berief Chlotar seine geistlichen und weltlichen Herren zusammen, um die Ordnung im Reiche herzustellen, und den zahllosen Beschwerden abzuhelfen. Auf dieser Versammlung wurden die Rechte der verschiedenen Stände und Volksstämme festgesetzt, und der Grund zu der Wohlfahrt des Reiches gelegt. Die Völker, sonst unstät, lernten Ruhe und Frieden. Das zerstörte Gallien, das wüste Helvetien wurden allmählich hergestellt. Als Chlotar starb, bestieg 628 sein Sohn Dagobert den Thron. Was der Vater begonnen hatte, setzte der Sohn mit Glück fort. Er regierte mit Weisheit, Gerechtigkeit und Macht. Handel und Gewerbe wurden mit Sicherheit betrieben. Jeder konnte seines Lebens froh werden. Die Liebe der Unterthanen und die Achtung der Fremden waren der Lohn eines Fürsten, der den Frieden liebte; aber auch im Streite sein Land rüstig vor fremder Gewalt zu schützen verstand.

Helvetiens Aufblühen unter den Merovingischen Königen. 534 — 751.

Alles zeigt an, daß in jenen Zeiten Helvetien, welches früher zwölf Städte, vier hundert Dörfer und mehr, als drittehalbhundert tausend Einwohner zählte, und wo jetzt in hundert Städten, einigen tausend Dörfern und Flecken fast zwey Millionen Menschen leben, wüst und öde lag. Meist war es nur Sumpf und Wald; hie und da fand sich ein angebauter Platz bey einem Thurme, einem Münster oder einem Meyerhofe. Nach großen Unfällen ist es sehr schwer, irgend einem Lande; besonders aber diesem Lande aufzuhelfen, dessen natürliche Beschaffenheit kein schnelles Aufleben begünstigt. Helvetiens Wiederherstellung konnte also nur sehr langsam fortschreiten. Unter Chlotar und Dagobert nahm sie ihren Anfang. Wir betrachten ihren Fortgang in den beyden Haupttheilen des alten Helvetiens.

1. Burgundisch Helvetien. 534 — 751.

Zu derselben Zeit lebte Germanus, der sich in den Klüften des Jura im Münster-Thale niederließ, um den Ackerbau herzustellen, und das Christenthum zu verkündigen. Er wurde im Jahre 644 der erste Abt zu Münster, der Urheber der Cultur des Münster-Thales. — Nicht fern von diesem Orte, etwas tiefer im Gebirge, ließ sich der H. Ursicinus nieder; St. Ursitzen Städtchen und Kloster verdankt ihm sein Daseyn. — Imer, ein Rittersmann, bebaute das Thal an der Süze, das jetzt noch St. Imers-Thal heißt. — Marius, ein Burgundischer Edler, baute auf seinem eigenen Gute einen Hof und eine Kirche, um diese bildete sich, am Ende des sechsten Jahrhunderts, die Stadt Peterlingen. — Als derselbe Marius 581 Bischof zu Aventicum wurde, verließ er die unwirthbaren Ruinen dieser Stadt, und verlegte seinen bischöflichen Sitz nach Lausanne. Dadurch fing auch diese Stadt an, sich zu erheben, und Marius versuchte nicht ver-

gebens, der umliegenden Gegend, die ein Unglück kurz zuvor verwüstet hatte, neues Leben zu geben. — Ramelene, ein Burgunder, soll der Stifter von Romainmoutier geworden seyn. — Noch tiefer in den Gebirgen des Uechtlandes, in den Oesch- und Greyerzer-Thälern verkündete in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts sein Bruder Donat das Christenthum, und lehrte das Volk milde Sitten.

2. Alemannisch Helvetien. 534 — 751.

Um dieselbe Zeit wurde auch in Alemannisch Helvetien Christenthum, Landbau, gesellschaftliches Leben ausgebreitet. — St. Columban, St. Gallus, St. Mang, fromme Schottische Priester, die in Frankreich ein Kloster gestiftet hatten, und von dort vertrieben worden waren; weil sie es gewagt, das zügellose Leben der Königinn zu tadeln, kamen ins Alemannische Helvetien, um daselbst Viele für Christum zu gewinnen. Da, wo jetzt Schaffhausen und Zürich stehen, vorbey, zogen sie den See, an welchem zerstreute Flecken lagen, hinauf nach Tuggen. Sie verbreiteten ihre Lehre mit allzu großem Eifer, warfen die Götzenopfer in den See, legten Feuer an den heidnischen Tempel, und mußten vor den erzürnten Einwohnern entfliehen. Sie zogen nach Arbon und Bregenz am Boden-See. Hier lehrten sie mit besserm Erfolge den Glauben der Christen und Landbau; doch fühlten die rohen Alemannen Anfangs wenig das Bedürfniß nach beyden. Gallus wurde krank, und blieb in Arbon. Sein Freund Columban fuhr mit Sigbert ins Gebirge. Columban kam zu den Longobarden. Siegbert verließ ihn, im Anfange des siebenten Jahrhunderts, in einer schrecklichen Wüste nicht weit von den Quellen des Rheins. In einer Höhle wohnend, lehrte er die wilden Rhätier. Das Kloster Disentis verdankt ihm seinen Ursprung. — Zu Arbon vernahm Gallus, daß im Walde ob dieser Burg an zwey Flüßchen eine kleine, zu einer Einsiedeley wohl gelegene Ebene sich finde. Dahin

zog der Greis mit St. Mang und mehreren Freunden. Den Ort hatten sonst Bären, Wölfe, Eber und anderes Gewild bewohnt. Jetzt bauten jene Zellen, und pflanzten einen Kohlgarten. Sie nährten sich mit einer kleinen Herde, mit Jagd, Fischerey und Ackerbau; aber die Verbreitung des Christenthumes blieb ihr Hauptgeschäft, sie zähmten die Gemüther weit umher. Gallus lebte hier zehn Jahre, am ganzen Boden-See und in Rhätien hoch verehrt. Bischof von Constanz hatte er nicht werden mögen. In seinem fünf und neunzigsten Jahre starb er zu Arbon an einem Fieber. Sein Freund St. Mang blieb in seiner Zelle. Er und Gallus wurden die Heiligen dieses Ortes. Funfzig bis sechzig Jahre nach Gallus Tode, ungefähr 700 Jahre n. Chr., wurde an der Stelle seiner Zelle ihm zu Ehren das Kloster St. Gallen erbaut. Der erste Abt dieses Klosters veranstaltete eine Schule, die lange durch Kenntniß und Liebe zur Wissenschaft glänzte, und für ganz Europa wohlthätig wurde. Rings um das Kloster bildete sich die blühende Stadt, deren Anfänge im Jahre 954 zum ersten Mahle mit Mauern umzogen wurden. Lange vor Gallus, im Jahre 490, hatte der Schotte Fridolin auf einer Rhein-Insel das Kloster Seckingen gestiftet. Dem Kloster schenkten um das Jahr 977 zwey Edle das Land Glarus, wo Fridolin eine Kirche erbaut hatte. Unter der Fürsorge und dem Schutze des Klosters wurde Glarus angepflanzt und bevölkert. — Als diese Schotten Barbaren zu Christen und Wälder zu Menschenwohnungen umschufen, lebten zwey vornehme Edle, Fränkischen Stammes, Ruprecht und Wickard, jener ein Herzog, dieser ein Priester. Diese Brüder besaßen reiche Güter am Albis. Jeder wurde am Ende des siebenten Jahrhunderts der Erbauer oder Erneuerer einer berühmten Stadt. — Am Ausflusse des Zürich-Sees war vor Alters die Handelsstadt Zürich gewesen. Zerstört, vom Gesträuche überwachsen, in Sümpfe versunken, mit Wald bedeckt, lagen nun die Ruinen der Stadt und die

Ueberbleibsel der Handelsstraße. Das ganze, jetzt so fruchtbare Thal war ein ödes Moor und grauser Wald. Hier, auf einem Hügel, am Ausflusse des Sees, baute Ruprecht ein Münster für Chorherren. Um dieses Münster herum erneuerte sich der Bau des Landes, und erhob sich die Stadt aus ihrem Schutte. — Da, wo die Reuß den Vierwaldstädter-See verläßt, lag einst Luzern, ein alter Ort. An diesem Platze stiftete Wickard das St. Leodogars Münster, und Luzern ward allmählich, was es jetzt ist. — Also verbreitete sich unter den Königen Dagobert und Chlotar durch wohlthätige und heilige Männer in ganz Helvetien, langsam zwar und mühvoll, aber sicher und dauerhaft, Landbau, Sittigung, Glaube an Christum.

Sturz der Merovingen. 751.

Bald nach König Dagobert näherte sich das Merovingische Haus seinem Untergange. Schwäche, Ueppigkeit, Tyranney und Laster brachten diese Könige in Verachtung. Die Regierung überließen sie ganz der Willkür ihrer obersten Staatsbeamten, der Hausmeyer, (Major Domus.) Ein Fluch schien über dem Fränkisch-Merovingischen Fürstenstamme zu herrschen. In vierzig Jahren starben sechs dieser Könige durch Gift oder Schwert. Nur von wenigen aus ihnen meldet die Geschichte etwas Rühmliches. Als endlich zu der Unwürdigkeit der meisten noch Verarmung hinzu kam; weil die Merovingen, um sich auf dem Throne zu erhalten, die Stammgüter ihres Hauses an übermüthige, habsüchtige Große verschleudern mußten: so wendeten sich die Augen des Volkes ganz von diesen Fürsten ab. Im Jahre 751 n. Chr., zwey hundert und acht und sechzig Jahre nachdem Chlodewig das Reich der Merovingen gegründet, wurde Childerich III. auf der Volksversammlung zu Soissons des Thrones entsetzt, ins Kloster verstoßen, und sein Hausmeyer Pipin der Kleine folgte ihm als König. Er stiftete den neuen Herrscherstamm

der Carolinger. Der Papst Stephanus III. gab seinen Segen zu diesen Unternehmungen.

Sechstes Kapitel.

Das Fränkisch-Carolingische Königshaus.

751 — 879.

Carl der Große. 768 — 814.

Pipin herrschte achtzehn Jahre lang. Mit Einwilligung seiner Großen theilte er kurz vor seinem Ende sein Reich 768 gleichmäßig unter seine Söhne Carl und Carlomann. Nach wenigen Jahren 771 starb Carlomann, und Carl, auf dem der Verdacht seines Todes ruht, ward Herr des ganzen Franken-Reiches. Kein Fürst hat die Verbrechen der Herrschbegierde durch Heldenruhm und treffliche Verwaltung so aufgewogen, wie Carl, der wegen seiner überwiegenden Geisteskraft mit Recht der Große genannt wird. Er glänzt als ein Heil bringendes Gestirn in der Geschichte seiner Zeit, und ward ein Wohlthäter unsers Vaterlandes, wie seines ganzen Reiches. An Weisheit übertraf er alle Könige der Franken, und war der mächtigste Fürst seines Jahrhunderts. Er gab treffliche Gesetze, half vielen Gebrechen ab, und würde noch weit mehr gethan haben; wenn ihm nicht die Barbarey seines Zeitalters, und der Fränkische Adel- Kirchen- und Kriegsgeist öfters im Wege gestanden wären. Wenige Länder haben sich seither wieder so vorzüglicher Anordnungen erfreut. Er selbst reis'te in seinem weiten Reite umher, Gericht und Recht zu halten, und wehe dem Beamten, den er auf unrechten Wegen fand; denn Carl hielt auf Recht, wie kaum einer der Sterblichen gethan hat, nur da ausgenommen, wo das Interesse der Kirche oder des Staates ihn zu Gewaltthätigkeit und Unrecht verlockte. Er umfaßte mit seinem Geiste sein ganzes, uner-

meßliches Reich, wachte mit dem Auge des Herren über Alles, und war auf das Kleinste, wie auf das Größte, bedacht. Auf seinem Throne ein vortrefflicher Kaiser, schämte er sich nicht, auf seinen Krongütern ein genauer und thätiger Hauswirth zu seyn, und wünschte, mit seinem Beyspiele jeden seiner Unterthanen zur Ordnung und zum Fleiße zu beleben. Er ehrte jeden Stand seines Reiches, wie er es verdiente; aber er hielt dennoch Kirche, Adel und Volk beständig unter seiner Aufsicht. Die mächtigen und ungehorsamen Herzoge schaffte er ab, ersetzte sie durch Grafen, denen weit weniger Gewalt eingeräumt wurde, und ließ von Zeit zu Zeit die Verwaltung der Grafen durch Gesandte untersuchen. Die Kirchendiener achtete er vorzugsweise; allein nichts desto weniger schrieb er ihnen zweckmäßige Gesetze und Ordnungen vor, strebte, durch sie den Künsten und Wissenschaften aufzuhelfen, und durch Predigten, die sie in Deutscher Sprache halten mußten, richtigere Begriffe über Gott und Gottesdienst unter dem Volke zu verbreiten. Er stiftete viele Schulen, und war selbst noch in seinem Greisenalter bemüht, das Schreiben zu erlernen. Unter den Schulen, die Carl stiftete, oder besser ordnete, muß auch mit Dankbarkeit ein Theil der Zürcherischen Schulen genannt werden, und wohl darf dafür der Nahme des wohlthätigen Mannes alljährlich auf bescheidene Weise gefeyert werden. Auch der Ackerbau erfreute sich seiner Aufmerksamkeit. Er war es, der in Helvetien die Anpflanzung des Weines versuchte, und mehrere Gegenden durch Versetzung der von ihm überwundenen Sachsen bevölkerte. Seiner eigenen Gewalt setzte Carl gern Schranken. Er regierte fast funfzig Jahre lang ohne stehende Heere, ohne willkürliche Auflagen, gemäß den Gesetzen, und verachtete nie den guten Rath seiner geistlichen und weltlichen Herren. Gerecht in seinem Sinne, einfach in seinem häuslichen Leben, bescheiden in Sitten und Kleidung flößte er jedermann Achtung und Ehrfurcht ein, welches Gefühl durch sein majestätisches Aeußeres noch erhöht

wurde. Durch seinen Heldengeist hatte er sich das größte Reich seit dem Römer-Reiche erstritten; denn er herrschte von der Tiber bis zur Elbe und von der Elbe bis zum Ebro und ans Meer. In seinem Hause war er unglücklich, und die Kraft, mit der er dieses Unglück ertrug, zieht uns zu ihm hin; wenn uns schon die Härte zurück stößt, mit der er Unglück über seines Bruders Haus brachte. Als er zwey und siebzig Jahre alt geworden war, starb er 814. Europa hätte sehr frühe aufblühen können, wenn er länger gelebt, oder wenn auf seinen Nachkommen auch nur ein Theil seines Geistes geruhet hätte; allein mit Carl erlosch die Größe des Carolingischen Hauses, welches drey auf einander folgende erhabene Fürsten, Vater, Sohn und Enkel, auf die höchste Stufe der Macht und des Glückes erhoben hatten.

Helvetiens Aufblühen unter den Carolingischen Königen 751 — 879.

Nach der segensreichen Regierung Carls hatte Helvetien, ungeachtet der häufigen Theilungen des Reiches und der inneren Kriege, auch noch das Glück, einen hundertjährigen Frieden zu genießen. Herlich blühte das Land in dieser Zeit unter dem Schutze der Könige und durch die Bemühungen der geistlichen und weltlichen Herren auf. Viele Allmenden wurden getheilt, und durch fleißige Pflanzer, welche mit Lust für sich und ihre Kinder bauten, in Ackerfeld verwandelt. In der Waat, ja selbst bey Zürich, wurde Wein gezogen. Bis dahin hatte sich das Volk mit Bier und Most von Aepfeln und Birnen begnügt. Die ehemahls zerstreut wohnenden Leute hielten sich jetzt in zahlreichen, großen Höfen und Dorfschaften, in denen gewöhnlich ein glanzloses Herrenhaus, oder ein Thurm stand, auf. Die Leute waren meist als Leibeigene an das Land gebunden, und so in ihrer Lust an stätem Umherziehen beschränkt. Jeder Hof, jede Dorfschaft hatte unter den Vögten oder Meyern ein eigenes Gericht. Ueber

wichtige Dinge urtheilte der ganze Gau. Da stand unter freyem Himmel, wer an Grund und Boden sieben Schuh vor sich und sieben Schuh hinter sich besaß. Voran standen die alten Männer, der Graf machte den Vortrag; hierauf urtheilte ein Jeder, wie ihm Gott den Verstand gegeben hatte. Nachdem die Sache also erörtert wart, traten die eigentlichen Richter in den Ring, (d. h. in die Mitte der in einen Ring gestellten Versammlung,) und was sie zu Rechte sprachen, das war gültig. — Die mächtigsten Grafen im Thurgau bewohnten Kyburg, erbauten 778 das Kloster Rheinau. Schon, seit 724, war auf einer Insel des Untersees ein weit reicheres Kloster, die Reichenau, gestiftet. — Zürich hatte, wie wir so eben sahen, schon Carl der Große verschönert, das Münster mit seinen Schulen neu geordnet, und reich begabt, die Anpflanzungen in den Umgegenden der Stadt befördert. Jetzt erbauten 853 jenseits der Limmath Bertha und Hildegard, Töchter Königes Ludwig, das Stift zum Fraumünster. Diesem wurde der auf dem linken Limmath-Ufer liegende Theil der Stadt Zürich, die benachbarten Gegenden und das Land Uri unterthan. Die übrigen Zürcher lebten frey unter dem Schirme des Kaisers. Den Pallast bey Zürich bewohnte der Kaiserliche Statthalter, der Graf des Pagus Thurgawe, der über die Sachen des Volkes, des Propstes beym Großmünster und der Aebtissinn wachte, Wasser, Straßen, Gewichte, Maße und Münzen beaufsichtigte, die Kammergüter besorgte, die Klagen gegen die niederen Richter anhörte, und das Blutgericht verwaltete. Um diese Zeit fing Zürich aufs Neue an, der Schlüssel des Italiänischen Handels gegen Deutschland zu werden. Es entstand die berühmte Zurzächer-Messe. — St. Ursus Münster zu Solothurn ward unter Pipin erbaut, von da an erhob sich die alte Stadt aus dem Schutte erduldeter Verwüstung. Drey hundert Jahre später wurde daselbst das Aufleben bürgerlicher Freyheit bemerkt. — Ganz Thurgau,

(zu dem ehmahls beynahe die ganze östliche Schweiz von der Reuß bis nach Bündten gerechnet wurde,) ist jetzt ein blühendes Land. Doch da, wo sich nun unser Auge am fröhlichen Leben weidet, war einst keine andere Zierde, als der beginnende Landbau um die Schlösser des sehr zahlreichen Adels. — Oben am Zürich-See herrschte ein Graf zu Rapperschweil, hinter seinen Höfen war waldige Wildniß bis an den Vierwaldstätter-See und bis nach Wallis. Eigene Leute von verschiedenen Gotteshäusern machten hier und da einige Plätze urbar. — Am Vierwaldstätter-See fing Uri an, durch die Fürsorge des Fraumünsters etwas gezähmt. Durch Uri ging die Straße über den Gotthard nach Italien; welche aber der Graf durch seine Burgen Gestinen und Sillinen, so wie er durch seine Stammburg den Paß nach Rhätien, in seiner Gewalt hatte. — Unweit Rapperschweil herrschten im Gaster und als Grafen zu Chur und an andern Orten weit und breit die mächtigen Lenzburger. Groß sind ihre Verdienste um den Anbau unsers Vaterlandes. In Schwyz, Unterwalden, am Zuger-See, im Aargau, im jetzigen Luzernischen wurden sie Stifter von zahllosen Dorfschaften, Burgen, Klöstern, Städten, die Urheber eines regeren Lebens. — Zur Zeit, als das genannte Geschlecht seinen Ruhm gründete, lebte Meinrad, ein Graf zu Hohenzollern, der im Kloster Reichenau zur Liebe eines einsamen Lebens erzogen worden war, einsiedlerisch in einer Zelle am Zürich-See. Einst begab er sich in die Wildniß unweit Cham, von da in den dichten Wald auf dem Etzel. Viele Jahre lebte er hier seinen frommen Betrachtungen. Eines Tages wurde er von Mördern, die viele Habe bey ihm vermutheten, erschlagen. Die Thäter wurden von den Zürchern mit Feuer und Rad bestraft. Nach mehr, als achtzig Jahren, 946, wurde da, wo Meinrad gelebt hatte, das weltberühmte Einsiedeln gestiftet. — Das Kloster St. Gallen, damahls schon groß und reich, zeichnete sich aus durch Ordnung und

Wissenschaft. Es war zwar die Zeit zur Gelehrsamkeit noch nicht reif, auch besaß St. Gallen nicht etwa die Geisteserzeugnisse seiner Bewohner oder Landsleute, sondern nur ausländische Bücher; aber es wurden dort die besten Schriften der Kirchenlehrer, der Geschichtschreiber, die übrigen Werke der Alten gelesen, und durch Abschriften vervielfältigt, und manche jetzt allgemein verbreitete Werke berühmter Römer würden vielleicht ohne die Bemühungen dieser in einem Winkel des Thurgau lebenden Mönche der Nachwelt nicht erhalten worden seyn.

Sturz der Carolinger. 814 — 987.

Während das Land aufblühte, sank das Regentenhaus. Mit Carl dem Großen wich von seinem Stamme der leitende Genius; Carls Warnung an seine Söhne war vergessen, und der Geist der Väter ging verloren. Häufige und unkluge Theilungen schwächten das Reich, und waren ein beständiger Zunder zu nie erlöschendem Hader. Jede Veränderung in der Thronfolge dieser schwankenden Reiche veranlaßte verheerende Kriege zwischen den Nächsten aus königlichem Geblüte. Ueber dieß waren fast alle diese Fürsten elende Schattenkönige. Sie wetteiferten, wer an Schwäche und Lastern den Andern übertreffe. Kinder standen gegen ihre Aeltern auf, Brüder gegen Brüder. Der Sohn entweihte die väterliche Majestät, und des Vaters Fluch folgte dem Sohne. Durch jene Theilungen und Kriege, durch die Blödigkeit und Laster der Monarchen, durch den wachsenden Ehrgeiz der Großen und die fürchterlichen Einfälle der Normannen wird der Thron, von dem herab Carl der Große der Welt geboth, der Spott jedes Beutelustigen. Schon Carls Sohn wurde von gerechtem Schmerz über die Bosheit seiner Kinder verzehrt; seine Enkel sehen wir geblendet, von Gewissensangst gefoltert, in Schmach und Mangel, vergiftet, flüchtig, gefangen, unterdrückt, und nach mehr, als anderthalbhundertjährigem Unglücke sind die

mächtigen Carolinger von dem ersten Throne des Abendlandes herab gesunken. Schon fünf und sechzig Jahre nach Carls Tode 879 wählten die Bischöfe und Herren des Landes Burgund den Grafen Boso von Vienne zum Könige, wenn er schwöre, „alle, Hohe und Niedere zu schirmen, allen zu„gänglich, allen freundlich, demüthig vor Gott, wohlthätig „gegen die Kirche, seinen Worten treu zu seyn.“ Somit gehörte ein bedeutender Theil unsers Volkes zu dem Groß-Burgundischen oder Arelatensischen Reiche, und es beginnt für dasselbe eine neue Geschichte. Dieser Abfall Boso's war der Anfang der Zertrümmerung der Carolingischen Monarchie. Nach kaum zwanzig Jahren verloren die Carolinger auch Italien. Ohnmächtig erhielten sie sich auf dem Deutschen Kaiserthrone bis 911, da starb Ludwig das Kind, und die Deutschen wählten, ohne auf den Stamm dieses Hauses zu achten, der, alles Ansehens beraubt, noch in Frankreich thronte, einen andern Kaiser. Bald darauf 987 gingen auch die Französischen Carolinger, die letzten dieser ehemahls so großen Monarchen, unter, und dieser Fürstenstamm verschwand, gleich einem Strome, der gewaltig den Bergen entquillt, und zuletzt in einzelnen schwachen Armen im Sande versiegt.

Siebentes Kapitel.

Arelatensisches und Neu- oder Klein-Burgundisches Reich.

879 — 1032.

König Boso von Arelate. 879 — 887.

Ein ungebändigter Zorn ergriff die Carolinger, als sie Boso's Abfall erfuhren. Sie verpflichteten alle ihre Unterthanen, Angriffe auf sein Reich, sein Leben zu wagen. Jahre lang stellten sie ihm nach, und versuchten, seine Getreuen zu

bestechen. Vergebens; denn Boso war auf seiner Huth, und besaß die Liebe seines Volkes. König Ludwig III., sein Bruder Carlomann und Kaiser Carl der Dicke überzogen ihn endlich mit Krieg. Sie belagerten die Stadt Vienne. Boso floß ins Gebirge. Die Carolinger ermüdeten. Zuletzt ließ sich Boso 882 eine Art Lehnsrecht des Kaisers über sein Reich gefallen, und blieb König von Arelate, wie zuvor. Im neunten Jahre seiner Regierung 887 starb er, und hinterließ seinem unmündigen Sohne Ludwig ein unbefestigtes Reich.

Rudolf I., König von Klein-Burgund. 888 — 912.

Nach Boso's Tode faßte Graf Rudolf von Strätlingen den Gedanken, König über Hoch-Burgund zu werden. Gleichwie Boso das Groß-Burgundische Reich von dem Fränkischen getrennt hatte, so trennte nun Rudolf die Burgundische Nation. Von derselben Zeit ist sie so getrennt geblieben, die verschiedenen Provinzen bekamen so verschiedene Rechte, Sitten und Sprachen, daß Gelehrsamkeit dazu erfordert wird, die Nation zu erkennen, die einst Gonthahar beherrscht hatte. Für uns hat diese Trennung das Merkwürdige, daß durch dieselbe West-Helvetien Frankreichs Herrschaft auf immer entzogen worden ist. Der König der Deutschen Arnulph war sehr zornig über diese neue Empörung. Er bekriegte Rudolfen; konnte ihn aber nicht ganz bezwingen; weil Rudolf in das Hochgebirge entwich, und sich in unwirthlichen Klüften versteckte, so daß seine Gefangennehmung unmöglich wurde, und Arnulph viele Zeit in den unwegsamen Gebirgen vergebens verlor. Nachdem sich Rudolf endlich mit dem Carolingischen Hause nothdürftig verglichen hatte, so regierte er vier und zwanzig Jahre lang als ein weiser und gerechter Fürst. Er starb 912, und hinterließ das Reich, das er selbst mit Muth und Klugheit gegründet und erhalten hatte, seinem Sohne Rudolf II.

Herstellung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben. 916.

Das Alemannische Helvetien mit Zürich, St. Gallen, Kyburg, Rapperschweil, Einsiedeln, gehörte noch den Deutschen Carolingern, und wurde, seit dem Pipin und Carl die Herzoge abgeschafft hatten, von Grafen und den königlichen Kammerbothen in Schwaben verwaltet. Pipin und Carl hatten durch öftere Veränderung und strenge Beaufsichtigung ihrer Behörden das Steigen der gräflichen Macht gehemmt, und die eigene Kraft erhöhet. Als aber die Carolinger zu sinken anfingen, trieben Ehrgeiz und Eigennutz die Grafen und den ganzen Adel, das Sinken des Fürstenhauses zu ihrer eigenen Vergrößerung zu benutzen. Große und Kleine, geistliche und weltliche Herren zogen Vortheile aus der Schwäche der Regierung. Mit vielem Glücke strebten manche der Kleinern nach Unabhängigkeit. Mit noch mehr Glück unterdrückten die Großen den umliegenden schwächern Adel, und ließen sich von ihm den Lehenseid schwören, gleich als wäre er ihr und nicht des Königes Unterthan. Zur Erreichung ihrer Absichten bedienten sich die Grafen ohne Wissen und Willen der Fürsten oft der Waffen, und machten das Reich, das sie beschützen sollten, zu einem Schauplatze des Jammers und Elendes. Auch die Diener der Kirche fingen an, ihre heiligen Hände auf mancherley Wegen nach Gütern dieser Erde auszustrecken. Durch unaufhörliche Vergabungen bereichert, fühlten sie sich zuletzt stark genug, ihre Ansprüche im Falle der Noth mit der Schärfe des Schwertes durchzusetzen. Dieß Streben nach Vergrößerung war die Ursache eines unaufhörlichen Streites zwischen Adel und Geistlichkeit, deren Plane sich beständig durchkreuzten. Das Unwesen nahm mit dem Erlöschen der Carolinger kein Ende; sondern dauerte auch dann noch fort, als die Deutschen 911 den Herzog Conrad von Franken auf den Thron erhoben hatten; so daß sich der Kaiser genöthigt sah, entscheidende Maßregeln gegen diese

Unruhen zu ergreifen. Seine ersten Schritte richtete er gegen Berchthold und Erchanger, königliche Kammerbothen in Schwaben. Diese waren noch beym Leben der letzten Carolinger mit dem mächtigen Bischofe Salomo zu Constanz, Abt zu St. Gallen, Pfäffers und in zehn andern Klöstern in Streitigkeiten verwickelt worden. Der Bischof stand an Geist, Gelehrsamkeit und Gefühl der ihm zukommenden Würde weit über seinen Zeitgenossen. Seine Wohlthätigkeit und Beredsamkeit erwarb ihm die Liebe des Volkes. Sein durchdringender Verstand, seine feinen Sitten, seine Freyheit von kleinlicher Leidenschaft, sein geistreicher Scherz, sein Rath und Umgang machten ihn den Kaisern werth, die ihn durch Geschenke an Land und Leuten zu ehren suchten. Das erregte die Eifersucht der Kammerbothen. Diese Schenkungen hatten bis dahin zu ihrem Kreise gehört, sie sahen durch dieselben ihre Einkünfte geschmälert, und glaubten sich beeinträchtigt. Sie griffen zu den Waffen, begingen ruhestörende Ungerechtigkeiten, und entwarfen einen Mordanschlag gegen den frommen Bischof. Der zürnende Kaiser sprach zu Mainz ein hartes Urtheil über sie. Nur Bischof Salomons Fürbitte rettete ihnen Güter, Ehre, Leben. Der Streit schien beendigt; aber das Feuer glimmte nur unter der Asche. Eine neue kaiserliche Schenkung brachte es zum Ausbruche. Die Kammerbothen nahmen den Bischof auf offener Straße gefangen. Jetzt zog man gegen sie, sie wurden verhaftet, geächtet, enthauptet, und im Jahre 916 setzte Kaiser Conrad seinen Anverwandten, den Grafen Burkhard von Buchhorn, zum Herzoge über Allemannien und Schwaben. Zu diesem Herzogthume gehörte Helvetien zwischen der Reuß und dem Rhein, Schwaben zwischen der Donau, dem Rhein und dem Lech. Die Herzoge, die von nun an auch in andern Gegenden wieder eingesetzt wurden, sollten die übermüthigen Grafen im Zaume halten, im Frieden ihre Aufseher und Richter, im Kriege ihre Führer seyn. Aber auch sie thaten bald, was

sie an den Grafen verhindern sollten. Nachdem sie in ihren Kreisen die Grafen und den Adel unterdrückt hatten, strebten sie nach Erblichkeit und Unabhängigkeit, und nachdem sie ein Mahl stark und mächtig geworden, waren sie weit furchtbarere Feinde des Thrones, als die Grafen mit ihren viel geringeren Kräften. Ihre immer wachsende Macht und die Eifersucht, mit der sie dieselbe bewachten, war es, was jeden Kaiser verhinderte, das Reich zur unumschränkten Monarchie zu gestalten. Auf diese Stiftung und Wiederherstellung der Herzoge gründete sich die Deutsche Freyheit und die Eigenthümlichkeit der ehemahligen Deutschen Reichsverfassung.

Rudolf II., König von Klein-Burgund. 912 — 937.

Rudolf II. wollte die unglücklichen Kammerbothen, die ihm verwandt waren, oder auch seine Aargauischen Länder gegen die Ansprüche Herzogs Burkhard vertheidigen, und fing mit demselben Krieg an; wurde aber bey Winterthur geschlagen. Burkhard konnte aus Furcht vor dem neuen Kaiser Heinrich I., dessen Wahl er sich widersetzt hatte, und dem er sich jetzt noch nicht unterwerfen wollte, seinen Sieg nicht nach Wunsche verfolgen; denn er besorgte, in einen doppelten, gefährlichen Krieg verwickelt zu werden. Darum schloß er mit Rudolf Frieden und Freundschaft, und gab ihm seine Tochter Bertha zur Ehe, die nachher als Königinn ihrem Volke nützlicher wurde, als ihm die Eroberung einer großen Herrschaft geworden wäre. — Nach diesem wurde Rudolf im Jahre 923 durch mißvergnügte Große auf den Thron von Italien berufen. Begierig nahm er den Ruf an; mußte aber das Reich seiner Väter durch feindliche Einfälle verwüstet, und Italien sich bald wieder entrissen sehen. Für seine Ansprüche auf Italien wurde er mit dem Königreiche Arles befriedigt. Derselbe Rudolf erwarb sich vom Kaiser Heinrich für eine wegen ihres geheiligten Alterthumes berühmte Lanze,

mit der Christus am Kreuze sollte durchstochen worden seyn, einen bedeutenden Theil des Alemannischen Helvetiens. Seit dieser Zeit herrschte Rudolf friedlich bis an seinen Tod. Sein Gebieth erstreckte sich an den Ufern des Rheins unweit Schaffhausen bis nach Basel, von da im Jura bis gegen die Saone, an der Rhone bis fast ans Mittelmeer, in den höchsten Alpen, in den wichtigsten Pässen, bis fast an den Vierwaldstätter-See, bis tief ins Thurgau. Nie, weder vor noch nach ihm haben die Klein-Burgundischen Fürsten größere Länder besessen. Im Jahre 937 starb Rudolf im blühendsten Alter, ehe seine Kinder mündig waren. Durch die Wahl des Reichstages zu Lausanne folgte ihm in der Regierung sein erstgeborner Sohn Conrad.

Die Stiftung des Bürgerstandes durch Kaiser Heinrich I. 919 — 936.

Während Rudolf II. in Burgund herrschte, lebte in Deutschland Kaiser Heinrich I., genannt der Vogelsteller oder Finkler. Er war ein großer Mann, und es ist das Merkmahl wahrhaft großer Männer, daß sie nicht bloß mit erstaunlichen Thaten die Welt nutzlos in ihren Grundfesten erschütterten; sondern auch Werke hinterlassen, die, wenn schon in ihren ersten Anfängen klein, und von Vielen unbeachtet, dennoch stille um sich greifen, und wachsen, wie das Senfkorn, und auf die fernste Nachwelt wirken. Solche Stiftungen hinterließ Kaiser Heinrich. Als die Hungarn nach ihrer alten Gewohnheit auch unter seiner Regierung das offene Reich verwüsteten, und vorzüglich die wehrlosen Leute auf dem flachen Lande plünderten, mißhandelten, in Knechtschaft schleppten, mordeten; so dachte Heinrich auf wirksame Schutzmittel gegen dieses Volk, das sich, gleich einem verheerenden Gewitter, über das Reich ergoß, und auch Helvetien mehrmahls durchstreifte. Heinrichs Weisheit fand die rechten Mittel. Vor allen Dingen setzte er tapfere und kriegerische Fürsten als

Markgrafen an die Grenzen, dann übte er die Jugend in der Kriegszucht, hierauf stiftete er für den Adel die Ritterspiele und Turniere; endlich umgab er eine Menge von Oertern mit Mauern, damit sich die Einwohner mit ihrer Habe dahin flüchten könnten, und den Hungarn, welche die Belagerungskunst nicht verstanden, und nur eine schnelle Beute suchten, die Lust vergehen möchte, ein Land heim zu suchen, in welchem nichts mehr zu erhaschen war. (Man glaubt, daß damahls in Helvetien Zürich, Solothurn und andere Städte befestigt worden seyen.) Zuletzt, als ihm Alles genug vorbereitet schien, zog Heinrich selbst gegen die Hungarn, schlug sie 933, und befreyte sein Reich bis 955 von diesen Plagegeistern. Mit seinem Siege endeten aber nicht die nützlichen Folgen seiner neuen Einrichtungen, welche im Laufe der Zeiten eine so große Bedeutsamkeit erhielten, daß wir uns genöthigt sehen, ihnen noch einige Blicke zu schenken.

Durch jene Ehrenspiele der Waffen steckte Heinrich dem Ritterstande, der bisdahin im Frieden außer der Jagd und den Trinkgelagen keine Beschäftigung fand, ein Ziel vor, welches bald edlere Kräfte in ihm wecken mußte. Er übte diese gebornen Vertheidiger des Reiches auch im Frieden in ihrer eigenthümlichen Beschäftigung. Er belebte in ihrer Brust das Gefühl der Ehre und den Trieb nach nützlicher Thätigkeit, und ist so unter den Deutschen ein Veredler des Adels geworden.

Aber das ist nur das Eine. Weit größerer Wohlthäter wurde Heinrich seinem Volke durch Anlegung der Städte und Gründung des Bürgerstandes; denn er wurde dadurch in seinem Reiche Stifter der Cultur und Sittigung und der Ausbildung des bürgerlichen Lebens. Nachdem für die Wehrlosen, als Magazine für Feldfrüchte, als sichere Zufluchtsörter bey schnellen Einfällen fremder Völker, viele feste Oerter neu erbaut, oder alte Flecken mit Mauern umzogen waren, so befahl Heinrich, daß der neunte Theil der waffenfähigen Mann-

schaft rings umher zu den alten Einwohnern in die neu befestigten Orte ziehe. Dann ließ er daselbst ein Drittheil aller Feldfrüchte aufbewahren. Endlich gab er diesen Städten mancherley Freyheiten und Vorrechte, und stellte die Bürger in vielen Stücken dem Adel gleich. Solche Vorzüge mußte Heinrich den Städten ertheilen; weil der an freye Wohnungen gewöhnte Deutsche Anfangs nur ungern in die Städte zog, und diese Schutzwehren des Volkes gleich Gefängnissen achtete. Der erste Nutzen der Städte, Schutz gegen die Räubereyen feindlicher Einfälle zu gewähren, war indessen nur der geringste. Wichtiger wurden sie in andern Beziehungen, welche Heinrich freylich nicht alle beabsichtigte, zum Theil nicht ein Mahl vermuthen konnte. Bald waren nähmlich die Städte der Mittelpunct des Handels und Gewerbsfleißes. Ihre Einwohner betrieben, um sich zu beschäftigen, zu nähren, oder zu bereichern, Handwerke und Gewerbe. Sie beschränkten sich nur auf Eine Arbeit, während der Landmann mit seinem Gesinde Alles zu Stande bringen wollte. Sie wurden in dem Einen, wozu sie geschickt und von Jugend auf geübt waren, Meister, während der Landmann Alles nur plump und ungeschickt verfertigte. Um ihre Kunst noch mehr zu vervollkommnen, bildeten die Städtebewohner Innungen und Zünfte. Der Landmann hingegen schränkte sich auf den Ackerbau ein, und vervollkommnete diesen, um sich gegen den Eintausch überflüssiger Früchte die Arbeiten der Städter verschaffen zu können. Zu diesem Tausche wurden bestimmte Markttage fest gesetzt. Es entstand in- und ausländischer Handel, und eine feste Wohlhabenheit des Landes ward begründet; denn solche Theilung der Arbeit, entfernt von dem erst später hinzu gekommenen Zunftzwange, ist die Grundlage aller Volksbildung und die Hauptquelle alles National-Reichthumes.

Nachdem die Städte der Sitz des Handels geworden waren, wurden sie auch der Schauplatz der Wissenschaften

und Künste. Nicht nur was für das gröbere Leben brauchbar ist, und mit der Elle gemessen, oder im Handel nach Procenten berechnet wird, sondern auch die feineren Genüsse für Sinn und Geist blühten innerhalb der städtischen Mauern auf. Ihre Reichthümer gaben den Bürgern die Mittel, das Geistige ohne Nahrungssorge zu betreiben, oder dem, der es betrieb, ein selbstständiges Leben und gesicherten Unterhalt darzubiethen. So sind die Städte unserm Volke auch die Quelle alles Geistig-Schönen geworden; denn Wissenschaft und Kunst blühen nicht unter dem Drucke der Armuth, noch unter dem Joche der Sclaverey, noch im Getümmel kriegerischer Staaten, sondern da nur, wo Wohlstand und Ruhe, Reichthum und Ueberfluß herrschen, und wo eine milde Freyheit mit schöpferischer Kraft Alles zu regsamem Leben erweckt.

Hatten die Städte schon in diesen Beziehungen eine große, erst im Laufe der Zeiten sich entwickelnde Bedeutung gewonnen, so wurden sie wahrscheinlich nach Heinrichs Absichten noch bedeutsamer, als die Wiege eines neuen Standes. Ein großer Theil des Deutschen Volkes hatte früher zerstreut und unbewehrt gelebt, zwar frey, aber schwach, durch seine Vereinzelung jedem Unterdrücker Preis gegeben, eine leichte Beute für den unersättlichen Ehrgeiz des Adels und die schlaue Klugheit des Clerus. Wen muß es nicht empören, wenn er lies't, wie gewaltthätig um die Mitte des zehnten Jahrhunderts die Ahnen der Habsburger, nachdem sie durch Parteyungen ein großes Lehen verloren hatten, in den freyen Aemtern im Aargau die Anfänge einer neuen Gewalt begründeten? Was ihnen Anfangs aus nachbarlicher Gefälligkeit und Achtung für gesunkene Größe geleistet worden war, forderten sie bald als schuldige Pflicht, und legten ihren Nachbarn und Freunden Abgaben und Lasten auf, deren Nahme sogar diesen vorher nie bekannt gewesen war. Wen wird es befremden, daß das unter ähnlichem, immer härter werdendem Drucke seines Adels seufzende

Volk im Thurgau im Jahre 992 die Waffen ergriff, und seinen Drängern eine Schlacht lieferte, in der es zwar durch die Menge und Kriegserfahrenheit des Adels besiegt wurde; durch die es aber doch den Unterdrückern eine nützliche Warnung gab? So, wie im Aargau und Thurgau und andern Gegenden Helvetiens, war es im gesammten Deutschen Reiche. Der Stand der gemeinen, freyen Leute war fast ganz erloschen, und das Deutsche Volk war auf dem Wege zu werden, wie viele Völker, wo es nur Herren und Knechte gibt, und des Volkes Stolz und die Kraft der Freyheit verschwunden ist. Aus dieser Erniedrigung riß es Heinrichs Stiftung der Städte heraus. Durch feste Mauern und eine innige Vereinigung Vieler geschützt, konnten sich die Einwohner der Städte gegen gewaltsame Angriffe vertheidigen, sie konnten jeden Bedrängten als Bürger oder Schützling aufnehmen, und durch Bündnisse mit andern Städten ihre Macht verstärken. Bald both der Bürgerstand dem Adel Trotz, und hielt dem politischen Ansehen des Clerus in etwas das Gleichgewicht. Nicht lange, so erhoben sich die Städte als mächtige und glückliche Nebenbuhler jener bisdahin allein Gefürchteten. Nicht selten traten sie siegreich aus dem Kampfe hervor, in welchem Adel und Clerus unterlagen. Wenn der Adel durch Vertheilung der Stammgüter, durch unsinnige Verschwendung, durch unglückliche Fehden, durch Veränderung des Werthes aller Dinge oder aus andern Gründen verarmte und sank; so blühten hingegen die Städte durch freye Verfassung, lebendigen Handel, Reichthum, Macht und Begünstigung der Kaiser, von denen sie mit Rechten und Freyheiten begnadigt wurden; weil sie die Kaiser in ihren Kriegen mit Geld und Volk besser unterstützten, ihnen überhaupt treuer anhingen, als der Adel. Nach kurzer Zeit schlug auch mancher, der Anfangs feindselig gesinnten Adelichen seinen Wohnsitz gern in den Mauern der Städte auf, froh, daselbst Sicherheit und ein neues Glück zu finden. So wuchs Hein-

richs Stiftung, zwar nicht plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, sondern allmählich, aber kräftig heran; und wie von wenigen Funken ein großes Feuer entstehen kann, so brannten auch die Funken, die Heinrich angezündet, immer weiter um sich, bis sein ganzes Reich eine veränderte Gestalt erhalten hatte.

König Conrad von Klein-Burgund.
937 — 993.

Ehe dieser Sohn Rudolfs II. in die Mannsjahre trat, führte ihn der Deutsche Kaiser Otto I., Heinrichs Nachfolger, mit Gewalt hinweg, und machte sich selbst zu seinem Vormunde. Bey ihm wurde Conrad erzogen, nicht männlich und unternehmend, wie ein König, sondern als ein stiller Mensch, der die Ruhe dem Ruhme vorzog. Nur Eine That verrichtete Conrad noch sehr jung, 954, er schlug die Hungarn und Saracenen. Die letzteren waren schon vor längerer Zeit den Jura hinauf aus Italien nach Burgund gekommen, hatten einige feste Burgen erobert oder erbaut, sich in denselben festgesetzt, und nährten sich nun in diesen unersteiglichen Schlupfwinkeln vom Raube. Die Hungarn, denen Heinrichs Kraft Deutschland verschlossen hatte, waren durch Rhätien in Burgund eingebrochen. Sie werden uns beschrieben als ein wildes, barbarisches Volk, das damahls mit seinen Raubzügen halb Europa verwüstete, Alles mit Mord, Brand und Schrecken erfüllte, und unerhörte Grausamkeiten verübte. Sie tranken Menschenblut. Auf den Leichnamen der Erschlagenen hielten sie ihre Siegesmahle. Die gefangenen Mönche wurden lebendig gebraten, überhaupt wenig Gefangenen das Leben geschenkt; denn die Hungarn nährten den thörichten Aberglauben, jeder von ihnen werde in einer andern Welt so viele Diener besitzen, als er hienieden Feinde umgebracht. Gern hätte Conrad sein Land von beyden gleich schädlichen Feinden befreyt. Durch List wußte er es so zu lenken, daß die zwey

Räubervölker auf seinem Gebiethe zum hitzigen Kampfe kamen. Er, der heimlich beyden Hülfe zugesagt hatte, stand mit seinem Heere in der Nähe, und als sich jene gegenseitig geschwächt hatten; fiel er über sie her, und vernichtete beyde. Durch diese That gründete er seinen Ruhm, und nachdem er diesem gerechten Kriege ein Ende gemacht hatte, herrschte er in seinen stillen Sitten sechs und funfzig Jahre lang. Als König Conrad alt geworden war, und unter seinem schwachen Sohne Rudolf thaten die Großen, was sie wollten; doch wählten sie nach Conrads Tode auf dem Reichstage zu Lausanne diesen Sohn zu ihrem Könige.

Helvetiens Aufblühen unter den Klein-Burgundischen Königen 879 — 1032.

In der Waat wurde verfallene Klosterzucht hergestellt. König Conrads Mutter Bertha stiftete 962 die Abtey Peterlingen. Von eben dieser stammen die Schlösser Wüfflens und Champvent. In den gleichen Zeitpunct fallen das Emporkommen von Morges, der Ursprung von Orbe. — Durch einen frommen Mönch wurde, ebenfalls 962, das Kloster auf dem St. Bernhards-Berge gegründet, durch König Rudolf III. das Kloster St. Moritz im Wallis wieder hergestellt. — Im Uechtland, wo jetzt Bern steht, lag Alles öde. — An den Seen stand die Burg zu Murten, der Thurm zu Neufchatel. — Im Aargau, wo Burgdorf Hauptort war, wo sich Bruck, Aarau und viele Schlösser fanden, wurde 1018 durch die Habsburger das Kloster Muri zur Sühne früherer Ungerechtigkeit, zwey Jahre später das Schloß Habsburg zur Schutzwehr gegen feindlichen Ueberdrang erbaut. — Im Thurgau blühte auf Kyburg, Wülflingen, Rapperschweil, Uster und andern Burgen vornehmer Adel. Zürich war der Stapelplatz für Italiänischen, Deutschen und Rhätischen Handel, eine Reichskammer, eine Gerichtsstelle. Oft

versammelten sich hier Oberdeutsche Tage. Die angenehme Lage, die Reichsfreyheit, der Gewerbsfleiß lockten viele Bürger herbey. So stieg eine lebhafte Stadt empor. Rorschach war Münzstätte, Markt und Waarenniederlage. Im Jahre 1005 ward das Kloster auf Hohenwiel nach Stein am Rhein verlegt. Im Kloster St. Gallen fand sich ruhmwürdige Gelehrsamkeit. Diese Mönche kannten die Alten, lasen die Bibel und die Kirchenväter mit dem Auge der Prüfung. Ihre Schule wurde in Zucht, Ordnung, Gesang, Reim und Kenntniß des Wohllautes nicht übertroffen. Die Welt bewunderte die schöne Handschrift ihrer Scholaster. Ferne Könige ehrten ihre Wissenschaft durch Gesandtschaften. Dagegen ging dem Burgundischen Volke aus seinen vielen Klöstern wenig Licht auf. Man meinte am Ende, kein Burgunder könne gelehrt seyn. — Um diese Zeit wurde in den Waldstätten das Stift Einsiedeln erbaut, von welchem Schwärmer fabelten, Christus selbst mit himmlischem Gefolge habe es geweihet. Bald gründeten tausend Sagen eines vorhandenen Wunderbildes seinen Ruhm. Unzählige Wallfahrten und die milden Gaben gläubiger Menschen und bußfertiger Sünder gaben ihm großen Reichthum, den schwere Feuersbrünste späterer Zeit nicht zerstörten. Die Wüste rings umher bevölkerte sich, und wurde mit Herden bedeckt. Den Fürsten war Einsiedeln wider die Freyheit lang geneigt. — Das Land Glarus erblühte unter dem milden Schirme des Stiftes zu Seckingen und der Wohlthat einer guten Verfassung. — Das im Anfange des zehnten Jahrhunderts von den Hungarn zerstörte Münster zu Basel wurde 1019 durch Kaiser Heinrich II. erneuert, und reich begabt. Seit dem Untergange der alten Augusta Rauracorum war in dieser Gegend keine Stadt so groß und blühend, als Basel von da an wurde. — Die Rhätischen Thäler kamen langsam zu zahmen Gewächsen und Sitten und einem Nahmen in den Büchern der Geschichte. Zum Anbau des Landes wirkten

das Hochstift zu Chur, das Kloster Disentis. Im Julier-Berge wurden Eisenwerke betrieben. Der Adel auf seinen Burgen am Eingange der Pässe lebte oftmahls vom Raube. Dem durch seine Lage wichtigen Thale Bregell, wo, aus dunkelm, ungewissem Alterthume herstammend, das Geschlecht der Salis blühte, gaben die Kaiser das Recht, daß es ohne Grafen und Herzoge nur ihnen selbst in Freyheit unterthan seyn solle. — So war damahls in Helvetien Zunahme der Bevölkerung und Ortschaften. Dadurch entwickelte sich immer bedeutenderer Anbau des Landes, und selbst einiger Gewerbsfleiß. Wolle und Häute wurden im Lande verarbeitet. Landtücher genügten Jedem. König Conrads Mutter Bertha, Tochter Herzogs Burkhard von Alemannien, spann ihren Söhnen Kleider, und ritt auf den Höfen umher, die Wirthschaft zu besehen. Die Mönche betrieben meist eifrig den Ackerbau. Dem Getreide waren die Alpenthäler oft zu rauh; doch wurde beym ersten Urbarmachen auch Getreidebau versucht. Wein gedieh in der Waat, im Rhein-Thale, am Zürich-See; aber es wurde mehr Bier, als Wein getrunken; denn die künstliche Bearbeitung und Bereitung des Weines schien Vielen zu mühsam. Darum waren in dem reichen Kloster St. Gallen nicht mehr, als zwey Fässer mit Wein, und als der Bischof Ulrich zu Augsburg diesen Vorrath mit einem Fasse vermehren wollte, erschrak das ganze Stift bey der Nachricht, daß das Faß im Martins-Tobel in die Tiefe gestürzt, und der Wein in Gefahr sey, verschüttet zu werden. Es both Jeder allen Witz auf über die beste Weise, das Faß herauf zu schaffen, und da es unmöglich schien, demselben nahe zu kommen, hielten die Mönche am Rande des Abgrundes eine Procession mit lautem Kyrie eleison. Hierauf wurde mit größter Vorsicht ein glücklicher Versuch unternommen, und nach diesem Erfolge stimmten alle ein freudiges Te Deum an.

Rudolf III., letzter König von Klein-Burgund. Untergang seines Reiches. 993 — 1032.

Der neue König in Burgund, Rudolf der Träge, war trotzig und doch verzagt, von weibischer Gemüthsart, und führte das Zepter mit großer Unentschlossenheit. Er wagte es, einen Großen in seinen Erbrechten bitter zu kränken. Da beschloß der Adel, einem Könige, der das Recht verletze, nicht länger zu gehorchen. Er empörte sich, und Rudolf erfuhr das größte Unglück, das einem Fürsten begegnen kann, den Verlust eines Treffens gegen seine aufrührerischen Unterthanen. Mit Mühe brachte er durch Vermittelung der Kaiserinn Adelheid, seiner Muhme, einen Frieden zu Stande. — In der Welt war kein König so dürftig, als Rudolf. Seine Stammgüter waren veräußert oder schlecht verwaltet, und nährten ihn nicht. Die Macht und Gewalt der Könige unserer Tage fehlte ihm; er hatte nicht stehende Heere, nicht das Recht der Abgaben, nicht die Souverainetät. Wurde ein Hochstift vergeben, so behielt man ihm einen Theil des Einkommens vor. Davon lebte er; dennoch vergabte er, zwar nicht aus Großmuth, sondern aus Furcht, an Stifte, aus seiner Armuth, so viel er konnte. Da er weder den Muth, noch die Weisheit eines Königes besaß, da er keinen männlichen Leibeserben hinterließ, und in seinem Reiche Alles, nur sein Wille nicht, geschah; so sah er sich nach einem Schirmherren um. Ohne die Nation, deren freye Wahl ihm den Thron gegeben, zu fragen, erkannte er frühzeitig den Sohn seiner ältesten Schwester, Kaiser Heinrich II. von Deutschland, als Thronerben. Darüber erschrak sein anderer Schwestersohn, Graf Odo von Champagne, der auf das Reich gehofft hatte, und den Burgundischen Großen mißfiel die widerrechtliche Beschränkung ihrer Wahlfreyheit und die Deutsche Herrschaft. Das Glück einer Schlacht entschied aber für Heinrich, nnd von da an wurde Burgund in seinem Nahmen verwaltet. Jedoch starb Heinrich, ebenfalls ohne Leibeserben, noch vor Rudolf. Der

neue Deutsche Kaiser, Conrad II., Herzog von Franken, der Salier genannt, zwingt Rudolf, der wieder Unabhängigkeit wünscht, ihm gleiche Verheißungen, wie seinem Vorfahren zu thun, und hält den schwachen König wenig besser, als einen Staatsgefangenen. Um sein Verfahren zu beschönigen, wandte er mit mehr Schein, als Grund, vor, Burgund sey durch einen Erbvertrag mit Heinrichen zum Deutschen Kaiserthume gekommen. Conrads bester Grund war ein geübtes, mächtiges Heer. Die uneinigen und ungerüsteten Burgunder mußten sich unterwerfen. Die Deutschen und Burgundischen Fürsten, die es versuchten, dem Kaiser zu widerstehen, verloren Güter und Leben. Ungefähr hundert und funfzig Jahre nachdem Rudolf I. das Neu-Burgundische Reich gestiftet, im Jahre 1032, den sechsten Herbstmonath, starb Rudolf III., der letzte König in Klein-Burgund.

Uebersicht.

Rudolf von Sträflingen, der Stifter dieser ephemeren Monarchie, hatte die Krone durch den Beystand einiger Vasallen erlangt, die seine Wahl um ihres eigenen Nutzens willen beförderten. Sein eroberungslustiger Sohn erweiterte zwar die Grenzen, aber nicht das Ansehen und die Festigkeit seines Reiches. Die beyden letzten Könige verloren durch ihre Abhängigkeit von den Kaisern die Gunst der Großen und mit dieser die einzige Stütze ihrer Macht. Dadurch ging das Reich zu Grunde, das Rudolf I. gestiftet hatte.

Achtes Kapitel.

Helvetien unter den Kaisern aus dem Hause der Herzoge von Franken.

1032 — 1125.

Kaiser Conrad II. nimmt Besitz von Burgund. 1134.

Kaum war Rudolf III. gestorben, so zog sein nächster Erbe, Graf Odo II. von Champagne, mit Heeresmacht über den Jura, und bemächtigte sich Burgunds um so leichter, da die Herrschaft der Deutschen äußerst verhaßt war. Aber Kaiser Conrad verlor keine Zeit, die Rechte geltend zu machen, die er zu haben glaubte. Er brach schnell einen Krieg, den er im Norden führte, ab, und eilte gegen Odo. Im Jahre 1033 mußte sich Odo zum Frieden verstehen, und Conrad setzte sich selbst 1034 zu Genf die Krone auf. Im Jahre 1037 erneuert Odo den Kampf; verliert aber eine entscheidende Schlacht und das Leben. Conrads Herrschaft wird befestigt; doch nur diesseits des Jura in der Wirklichkeit, jenseits desselben mehr zum Scheine, weil Groß-Burgund, wie Italien, immer nur durch schwache Bande mit dem Deutschen Reiche vereinigt blieb. Conrad berief einen Reichstag nach Solothurn, und hier ließ er seinen Sohn, Heinrich den Schwarzen, zum Könige erwählen. Diesem übergibt er auch das Herzogthum Alemannien. Zum zweyten Mahle seit seiner Unterjochung durch die Römer gehört jetzt Helvetien einem einzigen Herren.

Der große Kampf zwischen Kaiser und Papst. 1039 — 1122.

Vergebens hoffte Helvetien, unter seinen neuen Beherrschern der Ruhe zu genießen; denn es entspann sich zwischen

Kaiser und Papst ein hartnäckiger, langwieriger, verderblicher Streit, der Deutschland und Italien erschöpfte, auch in Helvetien die heftigsten Unordnungen erzeugte, und dessen Trennung von dem Herzogthume Alemannien zur Folge hatte. — Seit anderthalb hundert Jahren waren auf dem Deutschen Throne nur große, kräftige Fürsten gesessen. Daher wuchs die Macht der Kaiser so sehr, daß die Wiederherstellung eines Reiches, wie es Carl der Große inne gehabt, nicht unmöglich schien. Damahls ward die unnatürliche Ausdehnung der Gewalt eines Einzigen durch den Papst gehindert, welcher sich derselben freylich nicht in der wohlthätigen Absicht, der Welt zu nützen, sondern darum widersetzte, damit er sich selbst über Alle erhöhen, und die ausgedehnte Macht, welche er den Kaisern nicht verstatten wollte, für sich erringen könnte. Der Papst hatte bisdahin unter der Bothmäßigkeit der Kaiser gestanden, sie waren es, welche die Papstwahl lenkten, und alle Schritte der Päpste beobachteten. Von je her hatten die Päpste, stets so großer Ansprüche voll, daß schon Johann VIII. an Kaiser Carl den Dicken geschrieben: „Gott hat „uns die Aufsicht über alle Christlichen Kirchen anvertraut," gewünscht, sich von der lästigen Oberherrschaft der Kaiser zu befreyen. Viele Geistliche, der strengen Obhuth ihrer Bischöfe überdrüssig, glaubten, durch Erhebung der weiter entfernten Päpstlichen Macht mehr Spielraum zu gewinnen, und durch enges Anschließen an diese aufgehende Sonne ein drückendes Joch abzuwerfen. Die Päpste selbst wußten die Schwäche der Herrscher, ihre Uneinigkeiten, ihre Zwiste mit den Fürsten oder Bischöfen, die Freyheitsliebe der Städte, den Ehrgeiz des Adels, besonders aber die Fälle, in denen die Kaiser Päpstliche Entscheidung und Vermittelung suchten, trefflich zu benutzen, um dadurch allmählich den höchsten Gipfel der Macht zu erreichen. Schon Heinrich II., der gegen Priester allzu gütig war, und deßwegen vielleicht mehr noch, als wegen seiner strengen und frommen Lebensart von ihnen der Heilige

genannt wurde, übte im Jahr 1002 die kaiserliche Bestätigung der Papstwahl nicht aus. Kaiser Conrad, auf andern Puncten beschäftigt, achtete nicht auf Rom. Aber 1039 bestieg sein Sohn, bisher König von Burgund und Herzog in Alemannien, zwar noch in jugendlichem Alter, doch durch die sorgfältigste Erziehung gebildet, als Heinrich III. den Deutschen Thron. Seit Carl dem Großen war kein Kaiser an der Spitze des Deutschen Volkes gewesen, der mit solcher Kraft die Kaiserwürde in allen seinen Landen aufrecht erhielt, und so gewaltig in allen Grenzen seines weiten Reiches herrschte. Nach mancher großen Unternehmung wandte er seinen Blick nach Rom, das damahls von drey Päpsten zerrüttet wurde. Heinrich setzte sie ab, und stellte die Ordnung her, daß jede Papstwahl ohne kaiserliche Bestätigung ungültig sey. So lange er lebte, saßen nur Deutsche Prälaten auf dem Päpstlichen Stuhle; aber vergebens versuchten seine Nachfolger, das gleiche Ansehen zu behaupten.

Heinrich III. starb 1056 in einem Alter von neun und dreyßig Jahren. Alle Kronen eines Deutschen Kaisers kamen auf seinen Sohn Heinrich IV. Er war bey seines Vaters Tode ein zarter Knabe von noch nicht sechs Jahren, der herrliche Geistesanlagen, feurigen Muth und ritterlichen Sinn zeigte; aber durch die verkehrte Erziehung seiner Vormünder so verdorben wurde, daß Ueppigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Wankelmuth, Stolz, Jähzorn, Herrsch- und Rachsucht seine Seele verunstalteten, ohne indeß seine trefflichen Eigenschaften ganz ersticken zu können. Unter seiner Regierung gingen die Uneinigkeiten zwischen Kaiser und Papst in einen offenen Krieg über, der beynahe ein halbes Jahrhundert wüthete, und sich auch unter spätern Kaisern wieder entzündete.

Heinrichs Zeitgenosse war Hildebrand, bekannter unter dem Nahmen Papst Gregor VII. Kein Papst ist mehr gepriesen, keiner mehr getadelt worden, als dieser Gregor. Von den Einen wird er als ein menschliches Scheusal, ja mit lä-

cherlicher Anspielung auf seinen Nahmen, als ein „Höllenbrand“ dargestellt. Die Andern schildern ihn Engeln gleich, als die Krone der Menschheit. Der Wahrheit dienet Keiner. Zu Siena oder Saone, einer Italiänischen Stadt, in niedrigem Stande geboren, der Sohn eines Zimmermanns oder Grobschmids, trat Hildebrand in den geistlichen Stand. Er zeigte vorzügliche Gaben, wurde an den päpstlichen Hof gezogen, und war hier vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, in kurzer Zeit die Seele aller Unternehmungen. Er hatte es sich zum Ziele gesetzt, den Papst über alle Könige und Fürsten zu erhöhen; dem Nachfolger Petri, dem Statthalter Gottes auf Erden, die höchste Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt zu verschaffen, und jeden Einfluß zu vernichten, den der Kaiser oder andere Herrscher in kirchlichen Angelegenheiten behalten hatten. Diesen Plan wußte Gregor durch sein ganzes Leben mit solcher Klugheit, Beharrlichkeit, Kraft und Geistesgröße zu verfolgen, daß er zu den außerordentlichsten Menschen der Weltgeschichte gezählt werden muß. Es waren zu seiner Zeit die größten Unordnungen und Mißbräuche unter der hohen und niedern Geistlichkeit eingeschlichen. Die Meisten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch auch die Unwürdigsten hohe und wichtige Plätze erhielten. Unsittlichkeit, Ausschweifung, Laster aller Art waren unter den Geistlichen nichts Seltenes, und so wie sie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren; so hingen sie auch durch die Liebe des irdischen Besitzes an den weltlichen Fürsten, von denen sie mit Gütern belehnt wurden. Hildebrand, voll des brennendsten Eifers für die Freyheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geistlichen Standes, beschloß, diesen Uebeln die Axt an die Wurzeln zu legen. Schon als Päpstlicher Kanzler wirkte er durch mannigfache Anordnungen auf diesen Zweck hin, und als er Alles für seine großen Absichten vorbereitet hielt, bestieg er 1073 als Gregor VII. den Päpstlichen Stuhl. Die Einwilligung Kaiser Hein-

richs, ohne dessen Zuthun die Wahl geschehen war, wußte Gregor mit List zu erhalten, und nun schritt er mit rastlosem Eifer zu Werke. Im Jahr 1075 geschah von Rom aus der erste, überraschende Schlag. Es erging an die Geistlichkeit ein dreyfaches, ernstes Geboth wegen Cölibat, Simonie, Investitur.

Cölibat. Gregor verlangte gleich frühern Päpsten und Kirchenvätern, daß die Geistlichen allem Dienste der Sinnlichkeit entsagen, sich nicht einmahl durch das Band der Ehe an irdische Verhältnisse fesseln; sondern nur dem Dienste Gottes und der Kirche sich weihen sollten. Was Andere bloß als ehrenvoll angerathen, das machte Gregor zum Gesetze. Wenn es ihm gelingen konnte, die Geistlichkeit in allen Christlichen Ländern von der Sorge für Haus und Kinder zu entbinden, von äußerlichem Einflusse unabhängiger zu machen, aus den Kreisen bürgerlicher und gesellschaftlicher Verbindungen zu entfernen, und mehr auf sich selbst zurück zu weisen: so hatte er damit eben so viele tausende der treusten Anhänger gewonnen, welche durch keine Rücksichten auf zärtliche Verhältnisse gehindert, nur auf seine Winke achteten, und Alles aufbothen, um die Herrschaft der Kirche über die weltliche Macht zu vollenden.

Simonie nannte man das Empfangen eines geistlichen Amtes von Layen um Geld oder Geldeswerth oder weltliche Dienste. Eine allerdings höchst verwerfliche Gewohnheit, die Ordnung und Geist der Kirche vernichten mußte, deren Abschaffung sehr verdienstlich gewesen wäre; wenn nur Gregor seinen Planen zuliebe den Begriff der Simonie nicht allzu weit ausgedehnt, und darunter eine jede, wenn auch die rechtmäßigste Annahme eines geistlichen Amtes aus der Hand eines Weltlichen hätte verstanden wissen wollen. Gelang es ihm, diesen Begriff geltend zu machen, so war eine neue unübersteigliche Kluft zwischen Staat und Kirche entstanden, und die letztere hatte einen nicht zu berechnenden Vortheil errungen

Investitur. Aber die Diener der Kirche sollten noch freyer von weltlichem Einflusse werden, und nicht einmahl mehr ihre weltlichen Besitzungen als Lehen aus der Hand der Fürsten empfangen. Wie nähmlich der weltliche Vasall zum Zeichen der Belehnung eine Fahne erhielt, so ertheilten die Fürsten den Bischöfen und Prälaten, welche Landesherren waren, einen Ring und einen Hirtenstab; dieß nannte man die Investitur. Nun behauptete Gregor, daß auch diese ihm und nicht dem Kaiser oder den Fürsten zustehe, geboth den Bischöfen ernstlich, ihre Erhebung allein vom Päpstlichen Stuhle zu empfangen, und nur dem Papste einen Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. Gelang es dem Papste, dieses Geboth durchzusetzen, so war er Herr über den dritten Theil des Christlichen Erdbodens geworden, und damit man erkenne, daß mit dem Päpstlichen Befehle nicht zu scherzen sey; wurden mehrere ungehorsame Bischöfe und Prälaten nach Rom gefordert, und zum warnenden Beyspiele ihrer Aemter entsetzt.

Der erste Stein war nun gerollet. Gregors Maßregeln zündeten schnell, wie ein Blitzstrahl, und hoch empor loderte die Flamme, die Deutschland zu verzehren drohte. Die geistliche und weltliche Macht traten in die Schranken, und kämpften um die Obergewalt, die eine mit der Hülfe des gemißbrauchten Glaubens und Aberglaubens, mit listiger Benutzung menschlicher Leidenschaften und unverschämter Anmaßung; die andere mit der Stärke eines durch Jahrhunderte geheiligten Ansehens und mit der Schärfe des Schwertes.

Daß sich Heinrich den Päpstlichen Anordnungen, welche das kaiserliche Ansehen so sehr gefährdeten, mit aller Macht widersetzte, und daß viele sich zu gleichen Zwecken an ihn anschlossen, wird niemanden befremden; aber auch der Papst both seine letzte Kraft auf, und fand zahlreiche Anhänger unter den mißvergnügten Großen. Es entstand im ganzen Deutschen Reiche ein ungeheurer Zwiespalt. Alle Hochstifte,

Klöster, Provinzen, Städte, Gemeinden, viele Familien zerfielen in ihrem Innern; Treue und Glauben, die Schlußsteine menschlicher Gesellschaft, schienen von der Erde verbannt; Unterthanen empörten sich gegen ihre Herren; Kinder ergriffen die Waffen gegen die Aeltern; alle Bande der Blutsfreundschaft waren gelöset, und was sonst die Menschheit für heilig und unverletzlich achtete, wurde höhnisch mit Füßen getreten. Haß erfüllte die Welt, und die Gesetze schwiegen zu der allgemeinen Unordnung. Als vollends der Bannfluch des Papstes wider den Kaiser erging; und dagegen die kaiserliche Acht die Widersächer Heinrichs verfolgte: stieg die Verwirrung aufs Höchste, und neben dem großen Streite der sich bald erheben sollte, entbrannten im Umfange des Deutschen Reiches tausend kleine Fehden, die für und wider Kaiser und Papst, manch Mahl auch nur unter diesem Nahmen zur Befriedigung der Raubsucht, der Leidenschaft oder eines alten Hasses ausgefochten wurden.

Auch Helvetien both damahls kein erfreuliches Bild dar. Sein erster Fürst, der Herzog Rudolf von Schwaben, hatte sich mit Berchtold von Zähringen, Herzog von Kärnthen, und vielen andern Fürsten gegen den Kaiser aufgelehnt. Das Land theilte sich. Rudolf vermochte das Meiste im Schwäbischen, der Kaiser im Burgundischen Helvetien. An Rudolf schlossen sich im östlichen Helvetien an: Anfänglich der Bischof zu Chur, später auch Constanz; (diese beyden Hochstifte verloren im Laufe des Streites die Prälaten, die im Anfange desselben regiert hatten, und jedes Mahl hielt der Nachfolger das den Ansichten seines Vorgängers entgegen gesetzte System); die Aebte zu Rheinau, Reichenau, Stein und des kurz vorher gestifteten Klosters Allerheiligen; Herzog Welf von Bayern mit seinen Helvetischen Besitzungen; die von Montfort; der Herr von Zähringen, Landgraf im Thurgau; die von Nellenburg, Landgrafen im Zürichgau; Graf von Dillingen auf Kyburg; Graf von Achalm zu Wülflingen;

die Häuser Tockenburg, Rapperschweil, Regensberg, und eine starke Partey zu Zürich, wo Rudolfs Gemahlinn in diesen Zeiten der Gefahr gewöhnlich ihr Hoflager hielt. Im westlichen Helvetien hing Rudolfen außer dem Grafen von Habsburg niemand von Bedeutung an. — Dagegen hatte Kaiser Heinrich im westlichen Helvetien alle Prälaten und Grafen des Hauses Welsch-Neuenburg; die Bischöfe von Lausanne, Basel und Sitten; das Haus Savoyen und die mächtigen Lenzburger. Im östlichen Helvetien waren ihm treu, das Land Rhätien, der erste Bischof von Constanz, der zweyte Bischof von Chur, der Abt von St. Gallen; so daß auch Helvetien in fürchterlicher Zertrennung in seinen eigenen Eingeweiden wüthete.

Durch den über Heinrich ausgesprochenen Bann lös'te Gregor den Eid der Treue aller kaiserlichen Vasallen und Unterthanen, und erklärte feyerlich: „Daß auch Kaiser, Könige „und Fürsten mit aller ihrer Macht ihm, dem Papste, un„terworfen seyen, und daß Er aus göttlicher Machtvollkom„menheit Throne nehmen und geben könne." Diesen Grundsatz hatte Gregor zuerst an dem Kaiser selbst, dem Haupte aller weltlichen Fürsten, auszuüben beschlossen, um dadurch dessen Kraft allen Völkern zu beweisen. Ein Wagestück, das der Papst um so eher mit Glück unternehmen konnte; weil Heinrich im Innern seines Reiches viele mächtige, erbitterte Feinde zählte, die ihn um jeden Preis, selbst auf Unkosten ihrer eigenen Gewalt, erniedrigt zu sehen wünschten. Heinrich, durch Gregors Schritte mehr zum Zorne, als zur Furcht bewogen, weil die unsichtbare Gewalt des Päpstlichen Bannfluches noch nie erprobt worden war, antwortete 1076 durch eine schimpfliche Entsetzung des Papstes. Darauf ward von Gregor ein neuer Bannfluch und die Absetzung Heinrichs ausgesprochen. Der Eindruck dieser außerordentlichen Begebenheit war für den Kaiser höchst nachtheilig. Seine Feinde jubelten; denn ihre Sache war nun die geheiligte Sache der Kirche ge-

worden, und „Heiliger Peter“ von da an ihr gewöhnliches Feldgeschrey. Heinrichs Freunde wurden schüchtern, und bald nahmen die Ereignisse eine solche Wendung, daß die Fürsten drohten, den Kaiser abzusetzen; wenn er nicht in Jahresfrist sich vom Banne reinige. Wäre Heinrich ein untadelhafter Mann gewesen, die Kraft eines bloßen Wortes hätte ihn nicht also vernichtet; denn dieses Wort erhielt seine überwältigende Macht erst durch die öffentliche Meinung. So aber hatte er sich durch Gebrechen und Uebermuth zahlreiche Feinde gemacht, die nun gern ihre Rache unter dem Scheine der Gottesfurcht kühlten. Dem Kaiser blieb in dieser verzweifelten Lage kein anderes Mittel übrig, als im herbsten Winter, unter unsäglichen Schwierigkeiten und tausend Gefahren, ohne Geld, ohne Geleit, auf fürchterlichen Nebenwegen mit Gattinn und Kindern durch das von Rudolf und seinen andern Feinden besetzte Hochgebirge sich nach Italien zu schleichen. Hier wurde er mit lautem Jubel aufgenommen; weil aber der Uebermüthige in den Tagen des Unglückes des wahren Muthes ermangelt: so versäumte Heinrich, durch ein schnell zusammen gezogenes Heer der bereitwilligen Lombardischen Vasallen den Papst, der schon Alles fürchtete, zu zerschmettern, und zog es vor, 1077 zu Canossa unter den schimpflichsten Demüthigungen und den härtesten Bedingnissen die Lossprechung vom Banne zu erbetteln. Mit Zorn und Rachsucht im Herzen kehrte er nach Deutschland zurück. Hier fand er den Herzog Rudolf von Schwaben, dessen Wohlthäter er gewesen war, da er ihn zum Herzoge erhoben hatte, als Gegenkaiser. Aber er selbst fand auch einen starken Anhang bey den freyheitsliebenden Städten, bey dem mit Gregors Verfügungen höchst mißvergnügten Clerus, bey Allen, welche Zorn über die Schmach des Deutschen Nahmens und Mitleiden zu dem tief Gedemüthigten hinzogen. Von Neuem spaltet sich Deutschland in entsetzlicher Zwietracht. Es wüthet ein Vertilgungskrieg, der auch einen bedeutenden Theil Helvetiens ver-

heert. Vergebens schleudert Gregor, der Anfangs diesem Spiele ruhig zugeschaut, neue Bannstrahlen. Vergebens sendete er seinem Rudolf eine geweihte Krone mit der stolzen Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolfo. Das Kriegsglück erklärte sich für Heinrich. In einer entscheidenden Schlacht bey Merseburg wird Rudolf 1080 tödtlich verwundet, und als man ihm seine im Treffen abgehauene Hand vorweis't, spricht er reuend: „Das ist die Hand, mit der ich Kaiser Heinrich Treue geschworen"! und stirbt. Sein Fall wird als ein Gottesurtheil angesehen, und Heinrichs Anhang gewinnt die Oberhand. Der Erzbischof Guibert von Ravenna wird, als Clemens III., zum Gegenpapste erwählt. Gregor, aus Rom vertrieben, stirbt 1085 zu Salerno in der Verbannung. Heinrichs fernere Schicksale, der Aufruhr seines Sohnes und des geprüften Kaisers Tod 1106 berühren unser Vaterland nicht mehr so nahe, wie die bisherigen Begebenheiten. Der Hauptstreit wurde erst 1122 unter Heinrich V. und Papst Calixtus II. nothdürftig ausgeglichen. Investitur mit Ring und Stab, als Zeichen geistlicher Gerichtsbarkeit, behielt der Papst. Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ward dem Kaiser zuerkannt; aber bald brach der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Obergewalt wieder in volle Flamme aus.

Neuntes Kapitel.

Die Zähringer.

1090 — 1218.

Anfang der wohlthätigen Zähringischen Macht in Helvetien. 1090.

Nachdem Rudolf von Schwaben, der Gegenkaiser, bey Merseburg gefallen war, verlieh der siegreiche Heinrich IV.

das erledigte Herzogthum seinem Eidam Friedrich von Hohenstaufen. Rudolfs Sohn, der Graf Berchtold von Rheinfelden, machte das Erbe seines Vaters dem neuen Besitzer in einem langen Kriege streitig. Im Jahre 1090 stirbt Berchtold, und sein Schwager Berchtold II. von Zähringen, dessen Vater schon Ansprüche auf Alemannien gehabt hatte, erbt die Güter und Rechte der Grafen von Rheinfelden. Die Herren des Landes nehmen ihn auch in der Stadt Ulm zum Herzoge an, und leisten ihm den Eid der Treue. Friedrich von Hohenstaufen rüstet sich, den Krieg mit größerem Nachdrucke zu erneuern; allein Berchtold von Zähringen, ein weiser und gerechter Mann, wußte, daß das Land des langen Unglücks müde war, und er selbst zog ein bescheidenes Glück den reichen Hoffnungen eines zweifelhaften Krieges vor. Daher fuhr er 1097 zum Kaiser auf den Reichstag nach Mainz, übergab daselbst das herzogliche Amt in die Hände Friedrichs von Hohenstaufen, und endete durch seine Unterwerfung die vier und zwanzigjährige Feindschaft seines Hauses gegen Heinrich IV. Aber Heinrich, der diese Entsagung belohnen will, theilt das bisherige Herzogthum Alemannien oder Schwaben unter die beyden Bewerber also, daß Friedrich das eigentliche Land Schwaben, Berchtold das Land Helvetien, beynahe in seiner jetzigen Ausdehnung, erhielt. Durch diesen Vertrag ist Schwaben von Helvetien für immer unterschieden worden, und die Benennung Alemannien erloschen. So wurde das Land ruhig, und in Helvetien erhob sich der Fürsten von Zähringen wohlthätige Macht. Sie fanden das Land in keinem glücklichen Zustande. Die langen und wüthenden Kriege hatten außerordentliche Unordnung, Unsicherheit, Sittenlosigkeit, Druck und Elend erzeugt. Dagegen beförderten zahlreiche, damahls noch fromme und nützliche Stiftungen, die sich täglich mehrten, oder in größere Aufnahme kamen, die Urbarmachung und die Gesittung des Landes. Auch die Städte blühten immer kräftiger empor. Im Ganzen schienen für

Helvetien zur Zeit, als die Zähringer das Land empfingen, glückliche Tage anzubrechen.

Die Kreuzzüge und ihre Folgen.
1095 — 1291.

Während sich der Gang der Begebenheiten in Deutschland und Helvetien also gestaltete, zieht ein anderes hochwichtiges Ereigniß, dessen Schauplatz das ferne Asien war, um der Wirkungen willen, die es, wenn schon große Männer unserer Tage dieselben zu verkümmern suchten, doch unläugbar auf ganz Europa so wohl, als auf Helvetien ins Besondere hatte, für Augenblicke unsere volle Aufmerksamkeit an sich.

Noch waren die beyden Deutschen Kaiser Heinrich IV. und V. mit den Päpsten im heftigsten Streite begriffen, als bereits hundert tausende aus Christlichen Ländern ihrer eigenen Begeisterung und dem Rufe der Kirche folgten, um das Grab des Erlösers und das Land, wo sein Fuß gewandelt hatte, den Türken wieder zu entreißen — Schon seit den ältesten Zeiten war es der Christen fromme Sitte gewesen, nach dem gelobten Lande zu wallen, an den geheiligten Stätten zu bethen, und sich im Jordan zu baden, der durch Jesu Taufe geweiht schien. Römisch-Orientalische Kaiser ließen diese heiligen Plätze reinigen und schmücken. Von da an wurden die Pilgerfahrten häufiger. Als im siebenten Jahrhunderte Palästina in die Hände der Araber fiel, die an Mohammed glaubten, blieben die Pilgrimme ungestört, weil jene in dem Besuche so vieler Fremden ihren entschiedenen Vortheil fanden. Tief schmerzte es dennoch die frommen Völker des Abendlandes, daß sie die heilige Stätte, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt, wo er für das Heil der Welt gestorben, wo noch sein Grab, zu dem sie so gern wallten, zu sehen war, in den Händen der Ungläubigen wissen mußten. Als vollends 1073 die Seldschuckischen Türken, ein rohes, barbarisches Volk, diese Länder einnahmen, so häuften sich die Klagen der Pil-

grimme über harte, grausame, beschimpfende Behandlung. Wer aus dem Morgenlande zurück kehrte, schilderte den ungeheuern Druck und die zahllosen Gefahren, denen der fromme Wanderer daselbst ausgesetzt sey, mit den stärksten, lebendigsten Farben. Endlich erschien im Jahre 1094 vor dem Papste Urban II. ein Einsiedler, Peter der Eremite, mit einem Briefe des Patriarchen von Jerusalem, der das rührendste Gemählde von den Leiden der Christen enthielt. Diesem fügte Peter noch mündlich die lebhafteste Schilderung des Elendes bey, das die angesessenen und reisenden Gläubigen bedrücke. Urban lobte den Eiferer, und ließ ihn mit Sendschreiben an die Christlichen Fürsten abgehen, um die Gemüther zu einer großen Entschließung vorzubereiten. Peters begeisterte Reden, das Feuer, das aus seinen tief liegenden Augen strahlte, und die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die ausgestandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck. Wohin er zog, ergriff alle die gleiche Begeisterung. Auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza wurde 1095 die Einnahme des geheiligten Landes beschlossen. Geistliche und Weltliche, Hohe und Niedere drängten sich an jenem Tage zu den Füßen des Papstes, um ihre rechte Schulter mit dem rothen Kreuze, dem Zeichen der Theilnehmer an dieser That, belegen zu lassen.

Wohl mochte nicht bloß reiner, heiliger Eifer für die Befreyung des Grabes Jesu so große Erfolge hervor gebracht haben. Dem kriegerischen Unternehmungsgeiste der Völker des Mittelalters und den Vortheil, den sich jedermann von diesen Zügen versprach, mag auch ein bescheidener Theil dieses schwärmerischen Eifers zuzuschreiben seyn. Der Papst betrachtete diese Züge als ein Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen zu verbreiten, ganze Nationen in den Schooß der Kirche zurück zu führen, das päpstliche Ansehen auch in Europa zu mehren, und seiner Schatzkammer durch die von Fürsten und Privaten eingehenden Beyträge zu den Kreuzzügen

so wohl, als durch die aus den eroberten Ländern fließenden Einkünfte eine neue, reichlich strömende Quelle zu eröffnen. Die Fürsten hofften Sieg, Ruhm, Erweiterung ihrer Herrschaft. Der verarmte Adel neue Reichthümer und Lehen. Die Völker erwarteten rühmliche Abenteuer, leichte und reichliche Beute. Der in den meisten Gegenden gedrückte Landmann zog willig in ein Land, das man sich in Europa als ein Paradies dachte. — Auch wurden den heiligen Kriegern viele wichtige Freyheiten verstattet. Leibeigene wurden herrenlos. Mit leichter Mühe konnte sich hier Jeder den Adel erwerben. Wer sich durch ein Vergehen entehrt hatte, fand hier die verlorne Ehre wieder. Ohne Einwilligung des Lehensherren durften die Vasallen ihre Ländereyen verpfänden, oder veräußern. So wohl der Person, als den Gütern nach traten alle Kreuzfahrer unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche, und genossen geistliche Rechte. War Einer im Banne, so lös'te er ihn durch einen Zug ins heilige Land. Auch die weltliche Acht hatte keine Gewalt über die Kreuzfahrer. Diese waren ferner während des heiligen Krieges von allen Steuern und Gaben, von allen Rechtsansprüchen wegen Schulden und Zinsen frey. Eben so wurden den Theilnehmern an diesen Zügen höhere Segnungen verheißen. Nicht nur erhielten sie vollkommenen Ablaß für die Menge ihrer Sünden; sondern sie sollten die vor Allen Beglückten, des Ewigen geliebteste Söhne seyn. Schon die Hoffnung, die heiligsten Stätten der Erde zu betreten, mußte auf jene kindlich gläubigen Gemüther mächtig wirken, und da der Tod auf diesen Schlachtfeldern ein untrüglicher Freybrief zur Erlangung seliger Freuden schien, so hatte auch dieser furchtbare Feind der lebensfrohen Menschheit für die entflammten Streiter der Kirche keine Schrecken mehr. Haben wir uns daher zu verwundern, wenn der Bauer den Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, der Edle seinen Rittersitz, der Fürst sein Land, der König sein Reich verließ, um den Streit gegen die Ungläubigen zu wa-

gen, der so viele irdische und ewige Vortheile versprach? Haben wir uns zu wundern, wenn eine unglaubliche Menge gläubig-frommer, andächtiger und reuender, aber auch schwärmender, wilder, leichtsinniger, unruhiger, ausschweifender, eigennütziger, betriegender und betrogener Menschen aus allen Ständen und Classen, von beyden Geschlechtern, wenn sogar Scharen von Kindern zusammen strömten, um das Kreuz zu nehmen? Aus dem von Allen verhofften, reichen Gewinne an Leib und Seele muß man sich also vorzüglich den Enthusiasmus der Völker für die Züge nach dem gelobten Lande erklären.

In sieben in einem Zeitraume von zwey hundert Jahren auf einander folgenden Zügen wurden Europa's Geldkräfte nutzlos verschleudert, und Millionen von Menschen, der Kern der Europäischen Völker, die Blüthe ihrer Kraft, durch Hunger, Pest, Krankheiten, Mühsale und das Schwert der Feinde hinweg gerafft, oder vom Meere verschlungen; der eigentliche Zweck der Unternehmung aber nicht erreicht. Wenn indessen dieser schon fehl geschlagen hatte; so sind die Folgen der Kreuzzüge dennoch für Europa höchst wichtig geworden. Das Steigen des Bürgerstandes wurde durch sie befördert, beschleunigt. Eine Menge reicher Vasallen und Ritter zogen fort, und kamen nicht wieder oder verarmten. Somit wurden ihre Güter verkauft, oder fielen ohne Bezahlung durch List und Gewalt an Andere. Dieß nutzte, wer da konnte, die Leibeigenen, die Unterthanen, der Lehnsherr, der Clerus, die Städte besonders, Jeder nach seiner Weise. Es kann hier nur im Allgemeinen angedeutet werden, daß in dieser Periode nahmentlich auch in unserm Vaterlande Vieles für die Freyheit kommender Jahrhunderte vorbereitet wurde. — Ferner schwächte der Adel in den Kreuzzügen seine Kräfte durch zahllose Klösterstiftungen. Hier gelobte Einer vor seiner Abreise, nach glücklicher Heimkehr ein Gotteshaus zu erbauen; dasselbe Gelübde that ein Anderer während seiner Abwesenheit,

auf der Reise, in einer großen Fährlichkeit, in Gefangenschaft; ein Dritter baute oder bereicherte nach seiner Rückkehr ein Kloster in der ersten Freude seines Herzens; ein Vierter, um darin sein Alter in Ruhe zu beschließen, und begangene Sünden abzubüßen. Viele solche Stiftungen wurden auch von den zu Hause Gebliebenen, von altersschwachen Vätern und Müttern, von liebenden Gattinnen, von zarten, hülflosen Kindern, von treuen Freunden für das Heil und Leben der Geliebten, die im fernen Morgenlande für die Ehre des Christen-Gottes stritten, gelobet. Mehr, als zwanzig Klöster unsers Vaterlandes haben diesen Zeiten ihren Ursprung zu verdanken. — Wiederum erregten die Kreuzzüge einen weit ausgebreiteteren Handelsverkehr. Damahls bildete sich eigentlich der Stand der Kaufleute, und in Zürich und andern Städten unsers Vaterlandes ein großer, gewinnreicher Handel. Man vermuthet, daß in jener Zeit die Gotthards-Straße angelegt wurde, indem der Handelsweg frühe von Zürich über den Wallenstatter-See nach Rhätien ging. Auch der geistige Gesichtskreis erweiterte sich, und eine nicht kleine Zahl neuer Kenntnisse ward nach Europa gebracht. Man wurde mit Ländern, Völkern, Religionen, Verfassungen, Sitten, Künsten, Gewerben, Landbau vertraut, von denen man bis dahin nichts gewußt hatte. Man wurde geneigt, sich freyere Religionsbegriffe anzueignen. Ohne den Einfluß der Kreuzzüge, welche Vielen die Augen öffneten, wäre Arnold von Brescia, der es gewagt hatte, in Rom selbst den Umsturz der päpstlichen Oberherrschaft zu predigen, und gegen die schon anhebende Verderbniß des Mönchthums und den Uebermuth des gesammten Clerus zu eifern, weder in Zürich, noch im Zürich-Gaue, noch im Herzogthume Schwaben so willig gehört und beschirmt worden, daß der Abt Bernhard von Clairvaux zu Zürich im Großen Münster und an andern Ortern vergeblich seine Wunderkraft gegen Arnold aufboth; daß die Zürcher, dem Bischofe von

Constanz zuwider, 1230, es wagten, ihre Geistlichen, deren Schatz nicht bloß im Himmel war, zum Baue der Stadtmauern zu besteuern, und ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun; daß 1153 auf Kaiser Conrads III. Reichstage zu Ulm einige kühne Männer behaupteten, und in den ersten Zeiten seines Nachfolgers Friedrichs Barbarossa wirklich durchsetzten, es solle der päpstliche Bann keine weltliche Wirkung haben, und daß 1170 die Basler dem wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser gebannten Bischofe Ludwig dennoch huldigten, und ein zehnjähriges Interdict nichts achteten. — Man erhielt im Allgemeinen eine vielseitigere Bildung. Man bekümmerte sich um Dinge, die man früher keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Man lernte besser gebrauchen, was man in Europa längst besaß, und nahm Neues an, das bey Andern als ersprießlich erkannt wurde. Während man aber auch in Helvetien Wälder ausrottete, und neue kostbare Früchte aller Art anpflanzte; während man die künstlichen Gold- und Seidenarbeiten der Italiäner und Morgenländer nachahmte, der Bürger darin neue Mittel zum Gewinne fand, und sich immer mehr dem gemeinen Adel an die Seite stellte; während Einzelne sich Schätze von richtigen Einsichten und edlen Wissenschaften sammelten, oder in anmuthigen Künsten groß wurden: so hatten Andere mit Neid auf die Pracht des reichen Morgenlandes hingesehen. Der Adel, die Klöster, die reichen Bürger fingen an, sich ähnlicher Pracht zu befleißen. Die Gewürze und Waaren, die Sitten und Wollüste Asiens wollte ganz Europa genießen, und die Folge davon war, daß Adel und Klöster bey gleich bleibender Einnahme und gesteigerter Ausgabe verarmten, oder zu unrechtlichen Erwerbsmitteln ihre Zuflucht nehmen mußten, während der Bürger in seinem reichen Handelsgewinne hinlängliche Mittel zu solcher Verschwendung fand. Es mußten z. B. das Fraumünster in Zürich und andere Klöster aus Armuth Landschaften und Rechte veräußern, die der Bürger an sich kaufte. Mit diesem

Hange zu ausschweifender Pracht verband sich noch Adelstolz. In Palästina konnte jeder, der Waffen trug, sich den Adel leicht erwerben. Es sproßten hier unzählige Wappenritter, gleich Wucherpflanzen, hervor, welche in Europa niemahls zu dieser Ehre gekommen wären. Der alte, wahre, ritterliche Adel schämte sich, diesen gleich zu seyn. Viele gemeine Edle des ältern Adels ließen sich daher Freyherren nennen, viele Freyherren erhoben sich zu Grafen, und ohne daß sie dadurch ihre Besitzthümer vermehrt hätten, beluden sie sich mit neuen Anreizungen zu größerem Aufwande, der sie am Ende zur Armuth, von der Armuth zum Untergange führte. — Auf diese Weise erhielt Europa's ganzes Thun und Seyn durch die Kreuzzüge einen gewaltigen Umschwung, und der gegenwärtige Zustand unseres Welttheiles ist guten Theils eine wenigstens mittelbare Folgen dieser Unternehmungen, welche schwärmerischer Eifer für den Glauben an Christum erzeugte.

Helvetiens Herren um das Jahr 1152.

Während diese gewaltigen Kriege mit Nachdruck geführt wurden, war Helvetien nach mannigfaltigen Veränderungen der Häupter und Herrscher auf folgende Weise eingetheilt. — Die Herzoge von Zähringen besaßen die Landgrafschaft über Burgund, Uechtland und alles Land diesseits des Jura; die Statthalterschaft über Lausanne, und verloren wegen kaiserlicher Ungnade nur ein Mahl auf kurze Zeit die Kastvogtey über Zürich. — Die Bischöfe zu Genf, Basel und Sitten waren reichsfreye Fürsten. — Die Grafschaft Rore im Aargau, das Erbe der Lenzburger, die Schirmvogtey über Seckingen und Glarus, die Kastvogtey über Chur, hatte Pfalzgraf Otto, Kaisers Friedrich II. Sohn. — Otto's Bruder, Herzog Friederich, war der größte Herr in Rhätien. — Der Herzog Welf von Bayern bewahrte einige Zeit die kaiserliche Schirmvogtey über Zürich. — Savoyen besaß die Grafschaft im untern Wallis, welche der Anfang seiner Herrschaft

über die Waat geworden ist. — Die Grafen von Welschneuenburg herrschten am Fuße des Jura und an den Ufern der westlichen Seen. Hoch in dem Jura wurden unter ihrer Herrschaft Thäler bevölkert. — Das Haus Habsburg stieg mit solchem Glücke, und Kyburg war so mächtig, daß zweifelhaft war, welcher dieser Grafen nach dem Erlöschen von Zähringen neben Savoyen das höchste Ansehen in Helvetien behaupten werde. — Neben ihnen glänzten in Macht und Ehre die Grafen von Rapperschweil und Toggenburg. — Der Abt von St. Gallen hatte mehr Einkommen, als der Bischof zu Chur; er saß auf den Reichstagen bey den Fürsten des Reiches. — Uebrigens bereitete sich in Helvetien der Uebergang aus der alten Verfassung zu größeren Dingen vor. Der Kampf des Volkes für die Unabhängigkeit fing an; aber Alles war noch verwirrt; es war nicht klar, was aus dem Volke werden sollte.

Das Aufblühen Helvetiens unter den Herzogen von Zähringen. 1032 — 1218.

Zur Zeit, als die Zähringer in Helvetien anfingen, mächtig zu werden, und unter ihrer wohlthätigen Regierung war das Land in folgender Lage. — Um die zahlreichen Schlösser und Klöster bildeten sich immer mehrere Städte und Dörfer. Die Klöster wurden zum Bau des Landes, die Städte zur Bewahrung des Eigenthumes und der Volksfreyheit, zur Zähmung des Adels gestiftet. — Wenn nähmlich in den Kriegen des Kaisers mit dem Papste oder in andern Zeiten gewaltiger Unruhen die Gesetze verstummten, wurden die Dörfer mit Mauern oder Schlössern verwahrt. So ward Wiflisburg über den Trümmern des alten Aventicum mit Mauern umgeben, Villarzel, Lutri, Morges und andere wurden befestigt. Die Grafen von Kyburg bauten 1178 Dießenhofen, und gründeten 1180 das jetzige Winterthur. An einigen wichtigen Päßen gegen Rhätien, Italien

und Einsiedeln ward 1091 Neu-Rapperschweil angelegt. — Basel wurde in diesem Zeitpuncte die größte Stadt in ganz Helvetien. Die Bürgerschaft war seit 1210 nach den vornehmsten Handwerken in Zünfte eingetheilt. Sie begehrte billige Gleichheit in der Verwaltung des gemeinen Besten, und übte unter dem Schirme der Bischöfe einen nicht unbedeutenden Einfluß. — Zürich war Haupthandelsstadt. Jeder Fortschritt der Deutschen und Italiänischen Länder mehrte sein Glück. Von Zürich und aus der Lombardey kamen Anregungen zur Freyheit und schützenden Bündnissen in alle Städte des Rheinstromes. — Ein großer Theil des Landes Rhätien war noch mit Wald bedeckt. Denselben lichteten viele zerstreute Ansiedelungen. Einige Bergwerke wurden getrieben, und in Bächen köstliche Metalle gesucht. Viel Adel nährte sich noch immer von Wegelagerung. — Zahlreiche Edle, welche aus Französischen und Deutschen Landen in diese Wüsten eindrangen, bauten die Thäler im Wallis. Gegen den Herzog von Zähringen wurde 1211 in einer glücklichen Schlacht die Freyheit dieses Landes behauptet. — In ganz Helvetien sah man unter der Herrschaft von Zähringen viel Thal und Berg, Einöde und Morast durch zahllose Stiftungen in fruchtbares Feld umgewandelt. Mitten in einer großen Wüste, in einem Thalgrunde, wo die Sonne nicht alltäglich gesehen werden kann, ward 1083 das Kloster Engelberg erbaut. Im Jahre 1052 stiftete Graf Eberhard zu Nellenburg, nahe bey dem Flecken Schaffhausen am Rheine das Kloster Allerheiligen. Da dasselbe in den damahligen großen Kriegen unverkümmert blieb, so zogen Viele aus den Dörfern nach Schaffhausen, um den Schutz des Klosters zu genießen; so daß es die eigentliche Grundlage der Stadt Schaffhausen geworden ist. Zwey hundert Jahre später wurde Schaffhausen mit Mauern und Graben befestigt, und durch eine Brücke mit dem Thurgau verbunden. Am Fuße des öden Berges Moron erhob sich die Abtey Bellelay

Auf der morastigen Landenge zwischen dem Bieler- und Neuenburger-See entstand St. Johann. Auf einer anmuthigen Höhe bey Seedorf ward Frienisberg errichtet. Die Freyherren von Eschenbach stifteten 1185 das Kloster Cappel. Im Aargau entstand 1194 St. Urban. Nicht weit davon war das Stift Zofingen, im Hauenstein das einsame Schönthal. Durch das Kloster zum H. Kreuz zu Trub belebte sein Stifter ein sehr wildes Thal. Zu Herzogen-Buchsee bewirkte die Propstey Urbarmachung einer sumpfigen Gegend. Auf das unbewohnte Land am Guggisberge, wo nun fröhliche Menschen hausen, baute ein Edler das Kloster Rüggisberg, als ersten Anfang der Cultur. Viel näher am Hochgebirge, in wilder, einsamer Gegend, ward Interlachen erbaut, durch welches Grindelwald und Iselwald der Wildniß entrissen worden sind. In dieselbe Zeit fällt die Stiftung des Klosters zu Seedorf bey Uri. Es entstanden Rougemont, Hautcrest, Altenryf, Montheron, Bonmont, sämmtlich in ungebauten Wildnissen. Sie alle und viele andere mehr haben während Krieg und Frieden mit eigener Hand und glücklichem Fleiße zur Urbarmachung der Alpenwüsten besonders viel beygetragen.

Von den Verdiensten des Clerus um das Aufblühen Helvetiens.

Ueberhaupt sind die Verdienste, welche sich die Clerisey in dieser Hinsicht erwarb, sehr groß. Sie hat in Helvetien mehr gebaut, als einst die Römischen Legionen unter Cäcinna und die Einfälle Nordischer Barbaren verheerten. Schon in den uralten Zeiten der Burgundionen und Alemannen, mehr noch unter der Regierung der Merovingischen und Carolingischen Könige, bemerkten wir diese wohlthätige Wirksamkeit der Kirche, und sie hat sich den Ruhm derselben Jahrhunderte lang zu bewahren gewußt. — Daß in den Helvetischen

Wildnissen, trotz der kriegerischen Rohheit, der Herrschsucht und Raubgier des Adels, trotz der häufigen Einfälle Mohammedanischer Barbaren, große Städte und volkreiche Flecken entstanden, daß Fleiß und Sittlichkeit Wurzel gefaßt, hat man dem Clerus vorzugsweise zu verdanken. Klöster und Prälaten wetteiferten unermüdet durch Beförderung alles Nützlichen, durch Verordnungen, Beyspiel und eifrige Schriften. Mit besonderer Sorgfalt beförderte der Clerus, nahmentlich die Klöster, das Aufkommen des Landbaues. Waizen, Mischelkorn, Hafer, Erbsen, Wein, Birnen, Castanien und mancherley andere Pflanzungen wurden versucht, und nach dem Erdreiche verändert. Mit eigenen Händen gewannen Mönche, die selbst an Feyertagen sich nützlicher Arbeit nicht schämten, über Einöden und wilde Thiere viel brauchbares Land. Das Kloster Muri gab im eilften Jahrhundert jedem Bauer, der sich in der Umgebung niederlassen wollte, Land, Haus, Holz, Pflug, einen Wagen mit vier Ochsen, ein Schwein, zwey Ferkel, einen Hahn, zwey Hennen, Sichel, Art, Beil, Gesäme, und legte ihm dafür nur mäßige Abgaben und Leistungen auf. Die Frohnen waren in geringer Zahl, und man konnte sie abkaufen. Sieben Klöster in der Eidsgenossenschaft gestatteten schon im zehnten Jahrhundert ihren eigenen Leuten freyen Zug, freye Heirath und Erbschaft; andere aus blinder Mißgunst oder um Verwickelungen auszuweichen, hielten es anders. Von den Händen der fleißigen Mönche zu Hautcrest wurde auf dem öden Berge Deselay schon im Jahr 1150 der beste Ryfwein hervor gebracht. Es gab Klöster, wie das zu Altenryf, welche Tuchmachereyen besorgten, und der zunehmenden Volksmenge immer mehr die Arbeit vertheilten; so daß mannigfaltige Handwerke entstanden sind. — Auch das geistige Licht ging damahls ganz von den Klöstern und ihren Schulen aus. — Bey dem Clerus fand der hülflose Landmann die Wohlthat ungestörten Friedens und Schutz gegen die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen mächti-

ger Großen. Als in den Zeiten der Deutschen Kaiser das Reich durch Parteyungen und Fehden verwirrt, und durch alle Landplagen der Waffen unglücklich war, setzte der Clerus den Verheerungen des Adels durch die wohlthätige Anordnung des Gottesfriedens Schranken, ohne welche viel aufblühendes Glück einen schnellen Untergang gefunden hätte. Fast allgemein und mit Recht wurde von diesem Gottesfrieden geglaubt, er sey von Gott eingegeben. Friede ist ja Gottes Geschenk! Dieser Gottesfriede, der zuerst in Aquitanien seinen Ursprung genommen, wurde nach wenig Jahren auch nach dem Burgundischen Helvetien verpflanzt, und bald in der ganzen Christenheit eingeführt. Im Jahre 1033 nähmlich versammelten sich auf Antrieb Bischofs Hugo von Lausanne die Erzbischöfe von Arles, Vienne und Besançon mit allen ihren Bischöfen zu Romont in der Waat, und machten einen Gottesfrieden, so, „daß in jeder Woche am „Mittwoch vom Untergange der Sonne bis Montags eine „Stunde nach ihrem Aufgange und alljährlich von des Herrn „Advent bis am achten Tage nach Epiphaniä und von Sep„tuagesimä bis am achten Tage nach dem H. Osterfeste, als „in den Gedächtnißtagen der Geburt und des Leidens Jesu „Christi, kein Christ wider den andern die Waffen aufheben „solle. Wer dieses nicht halte, und auf drey Mahl wieder„hohlte Ermahnung nicht ablasse, den soll der Bischof, in „dessen Sprengel er ist, von aller Gemeinschaft der Christen „ausschließen, und kein anderer Bischof möge einem solchen „die Sacramente reichen. Die Prälaten dieser Vereinigung „sollen allein auf Gott und das allgemeine Beste sehen, ohne „Rücksicht auf Gunst oder Partey; welcher dem nicht nach„käme, der soll von seinem Bisthume verstoßen werden.“ — So wohlthätig wirkte in jeder Beziehung der Clerus für das Aufblühen Halvetiens. — Von den dreyzehn Orten der alten Eidsgenossenschaft sind acht Städte und Länder unter geistlicher Herrschaft empor gekommen, von den zugewandten Or-

ten standen sieben unter diesem Stabe. — Besonders war der Orden der Benedictiner ein wahrer Segen für alle Länder, wo er damahls blühte. Seine Söhne vorzüglich rotteten Wälder und Moräste aus; bauten Aecker und Gärten; um ihre Klöster entstanden die meisten Dörfer und Städte; sie arbeiteten; ihr Ueberfluß gehörte den Armen, und so wurden sie die Wohlthäter ganzer Gegenden. Sie studirten, und unterrichteten die Jugend, milderten die Sitten roher Krieger, die Gewaltsstreiche der Großen, und verbanden Völker mit einander, die sich vielleicht noch lange fremd geblieben wären. Das Volk, Leibeigene und Knechte, wurden von ihnen besser, als anderwärts behandelt, sie predigten Gleichheit der Menschen vor Gott, und der stolze Adel gewöhnte sich, in seinen Mitchristen Mitmenschen zu sehen. Benedictiner-Klöster waren nicht allein die Zufluchtsorte der Wissenschaften, wo Bibliotheken gesammelt, und die Werke der Alten gerettet und abgeschrieben wurden; sondern auch die Sitze der Künste und Handwerke für die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens. Die Geschichte der Benedictiner-Klöster ist die Geschichte der Bildung in den Zeiten des Mittelalters, auch in späteren Jahrhunderten ist dieser Orden nie so tief gesunken, wie andere neben ihm.

Als nähmlich von den Zeiten der Kreuzzüge an durch milde Gaben gläubiger Seelen, durch die Gewissensbisse reuender Sünder, durch die Opfer trauernder oder liebender Freunde und Verwandten, durch die Dankbarkeit glücklich Erretteter, durch die Ueberlegenheit ihres eigenen Wissens und auf mancherley andern, oft unrühmlichen Wegen die Kirche mehr und mehr gewaltig und reich wurde; als die Exemtionen der Klöster von der Aufsicht der Bischöfe ihren Anfang nahmen, und das Cölibat hinzu kam: begann zugleich die Verschlechterung der Kirche. Viele Clericer versäumten das Wesentliche über dem Zufälligen, vergaßen die Absicht ihrer Stiftungen über hinzu getretenen Nebenzwecken, und gewöhn-

licher Geiz nach Gut und Herrschaft erfüllte sie, womit sich unter dem Vorwande eines beschaulichen Lebens bald noch träger Müßiggang und ungemeine Sittenlosigkeit verband. — Schon im Jahre 1083 sagte der Stiftungsbrief des Klosters St. Alban zu Basel: „Man habe demselben treffliche Steuern „gethan, auf daß die Brüder daselbst ihrer Leibesnahrung „nicht nachgehen; sondern Tag und Nacht Gott allein die„nen möchten.“ — Zu St. Gallen wuchs Gut und Macht; aber die alte, ruhmwürdige Gelehrsamkeit hatte gegen das Ende des eilften Jahrhunderts sehr stark abgenommen. Ein ritterlicher, kriegerischer Geist und die 1204 empfangene Fürstenwürde streiften die Blüthe der Litteratur von diesem Stifte ab. So sehr verlor das geistliche Amt seine schuldlose Natur, daß im Jahre 1206 der Abt Ulrich VI. von St. Gallen am Tage des Versöhnungstodes Jesu Mannschaft zur Entsetzung der belagerten Burg Forsteck anführte, und ein anderer Abt eben dieses Stiftes auf die spöttische Bemerkung eines Herzoges, daß ein dem irdischen abgestorbener Mönch in weltlichen Sachen nicht mitzusprechen habe, sich für einen Mönch im Kloster, einen Fürsten aber am Hofe erklärte. Schon im Jahre 1128 war das Kloster St. Moritz im Wallis von fleißigen Mönchen verlassen. Chorherren waren aus ihnen geworden, von denen jeder für sich lebte, die sich nicht zum Gesange versammelten, die Güter des Stiftes verzehrten, und Hunde und Jagd liebten; bis ein strenger Fürst sie mit päpstlichem Willen wieder zur Ordnung zurück führte. Die Bürger bezahlten an einigen Orten Leutpriester, so zu Zürich im Jahre 1187; weil der Gottesdienst nachlässiger Chorherren sie nicht mehr befriedigte. Bey den Landleuten im Zürich-Gau fiel das Ansehen der Mönche, die ihre Regel vergaßen, und dem Weltsinne fröhnten so sehr, daß diese Landleute, im Jahre 1206, angeführt durch einen Schuster, die Gebäude des neu gestifteten Klosters Rüti zerstörten. Schon im Jahre 1213 beklagte der Landmann um Genf die unge-

wohnte Last neuer Steuern, und der Bischof Peter von Sessons, sonst Beförderer nützlichen Fleißes und Gönner in Armuth verborgenen, schüchternen Verdienstes, verlor die Herzen des Volkes; weil er nicht die Sitten seines Amtes hatte. Der Abt des 1227 neu gestifteten Klosters Wettingen wollte schon 1233 unter dem Vorwande geistlicher Freyheiten sich den gewohnten Landessteuern entziehen; ward aber durch den Zorn des Volkes daran gehindert. Der Bischof zu Lausanne verschlechterte im Jahre 1152 die Münze, und Wido von Marly wurde wegen Verdorbenheit seiner Sitten von diesem Bisthume verstoßen, Abt Ulrich XV. zu Einsiedeln 1206 wegen schändlicher und unziemlicher Regierung von dem Convente der Abtey entsetzt. Gleiches Schicksal hatte 1215 wegen unmäßiger Simonie Bischof Walther von Basel und andere mehr. Wäre der Clerus durch Weisheit, Fleiß und Tugend ausgezeichnet, der geweihte Sachwalter der unterdrückten, der treue Lehrer der unwissenden Nationen geblieben; er würde vielleicht jetzt noch in unangetastetem Glanze blühen.

Von den Verdiensten der letzten Herzoge von Zähringen um das Aufblühen Helvetiens. 1152 — 1218.

1. Die Zähringischen Städte.

Im Jahre 1152 stand Berchtold IV. an der Spitze des Zähringischen Hauses. Er hatte unter Hohen und Niedern verschiedene Anhänger; aber noch größer war die Zahl seiner heimlichen Feinde, die seine überwiegende Macht beneideten. Um diese in Schranken zu halten, und sich besonders gegen den Burgundischen Adel zu stärken, der sich nicht selten dem Willen des Herzogs widersetzte, und immer die Gegenwart eines Oberherren mit schelen Augen betrachtete, ließ Berchtold viele Flecken ummauern, oder baute neue, mit reichen Vorrechten gezierte Städte. In diese sammelten sich aus Liebe zur Freyheit, Ruhe, Ordnung, Nahrung und Gewinn

eine Menge Menschen, die dem Herzoge, der ihnen diesen behaglichen Zustand gab und sicherte, mit unwandelbarer Treue ergeben blieben. Gerichtet wurden die Bürger in diesen Städten von selbst gewählten Schultheißen und Räthen, überhaupt von Solchen, die mit ihnen unter dem Schutze gleicher Gesetze und Rechte standen. Keiner durfte seinen Mitbürger vor ein fremdes Gericht ziehen, oder fremde Zeugen gegen ihn aufstellen. Zwiespaltige Urtheile entschied nicht die Willkür der Herzoge, sondern Zweykampf oder der Rath von Cölln, dessen Gesetz das Muster der Zähringischen Stadtrechte war. Jeder Bürger blieb Lebens lang Herr über sein Vermögen. Nur auf dem Todbette, wenn die Sünder am freygebigsten sind, durfte Einer nicht mehr, als sechzig Schillinge vergaben. Starb einer, so erbten Wittwen und Waisen sein Gut. Die Güter derer, die keine Leibeserben hatten, fielen größten Theils den Armen, den Kirchen, den Stadtbauten zu. Für Waisen sorgte die Stadt durch Bestellung eines Vormundes. War ein solcher ungetreu, so nahm der Herzog sein Gut. Seine anderweitige Strafe legten ihm die Bürger auf. Gewicht und Maß waren unter der Aufsicht der Bürger. Die Bürger waren im Lande zollfrey. Sie bestimmten die Preise für die nothwendigsten Lebensmittel. Sie machten Verordnungen sich ihre Nahrung zu erleichtern. Das Haus eines Mörders wurde niedergerissen, und der Platz blieb ein Jahr lang wüst. Nie drang der Herzog der Stadt einen Bürger auf, oder hinderte einen am Abzuge. Desto lieber zogen Freye und Leibeigene in die Städte. Die letztern wurden frey, wenn ihr Herr sie in Jahresfrist nicht suchte, und ihre Dienstbarkeit mit sieben Verwandten eidlich bewies. Die Bürger besteuerten sich selbst. In des Herzogs Kriegen mußten sie nicht weiter ziehen, als daß sie wieder zu Hause schlafen konnten. Als Pfand der Treue gegen den Herzog mußte jeder Bürger ein Haus besitzen. In guten und bösen Sachen standen sie Einer für Alle und Alle für Einen. — So einfache

Gesetze und Sitten beobachteten die aufstrebenden Bürgerschaften. Diese Gesetze und Rechte waren freylich nicht auf das allgemeine Staatswohl, sondern nur auf Eine Stadt und ihre Angehörigen berechnet. Mit der Nächstenliebe fingen die Bürger bey sich selbst an. Zu dieser Selbstsucht kamen sie durch die Zeitumstände und die Noth. Es war nicht möglich, daß damahls, als die Städte begründet wurden, ein Gefühl von Staatswohl, oder gar von allgemeinen Menschenrechten vorhanden seyn konnte. Der Bürger, der gut und herzhaft für seine Stadt war, und der Ritter, der die Tugenden seines Standes und die Liebe zum Fürsten bewahrte, hatte allen seinen Pflichten ein Genüge geleistet; weil in jenen Zeiten der Bürger seine Stadt als sein Vaterland betrachtete, und der Ritter keinen Staat, nur einen Fürsten kannte. Eine engere Verbindung der einzelnen Theile eines Staates zum gemeinsamen Wohle, Beschränkung und Aufopferung seiner eigenen Vortheile um des allgemeinen Besten willen, Achtung für die Rechte Anderer, mit Einem Worte eine allgemeinere Vaterlandsliebe war eine Frucht späterer Zeiten. Schon das mußte Selbstsucht in die Verfassung der Städte bringen, mehr noch das Folgende. Wer neben ihnen in Betrachtung kam, der Adel oder der Clerus, wollte ihren aufblühenden Stand mit aller Gewalt in Erniedrigung halten; sie aber wünschten, aus dem Drucke und Elende empor zu streben, und sich aus der allgemeinen Verwilderung und Verwirrung zu retten, und das konnten sie wieder nur durch die höchste Aufmerksamkeit auf ihren besonderen Vortheil, und durch das Anknüpfen der festesten Bande unter sich selbst, wobey das Wohl der Uebrigen und die Verbindung mit ihnen nicht in Anschlag gebracht werden konnte.

2. Stiftung von Freyburg im Uechtlande. 1178.

Zu einer Stadt wurde von Berchtold IV. Freyburg im Uechtlande an der Saane erhoben. Die Stadt lag zum Theile

im tiefen Thale, zum Theile hoch über der Saane auf steilen Felsen. Der Fluß, von welchem sie mehr, als halb umströmt ist, dient zu ihrer Befestigung. Mitten unter den Besitzungen der Grafen von Welsch-Neuenburg und Greyerz, nahe dem Bischofe von Lausanne, sollte Freyburg dem Uebermuthe dieser Großen ein kräftiger Kappzaum seyn. Die Erbauung der Stadt fand starken Widerstand, so daß die Bürger, mit der Errichtung der Mauer beschäftigt, Soldaten miethen, und immer eines feindlichen Anfalls gewärtig seyn mußten. Als aber der Bau beendigt war, kam Freyburg durch die Eigenthümlichkeit seiner Umgebungen bald in blühenderen Zustand, als Erlach, Narberg, Nidau oder andere benachbarte Städte, die unter gleichen Gesetzen standen. Die Herren und Leute des umliegenden Bannes in einem dreystündigen Kreise hielten sich zu der Stadt, und bildeten ihr erstes Gebieth, später die alte Landschaft genannt. Stadt und Landschaft waren Eine Gemeinde unter einem Schultheißen, der alljährlich von der Versammlung Aller erwählt wurde. Aber mit dem Tage seiner Stiftung kam zu Freyburg die Ungleichheit der Rechte empor; weil der einziehende Adel, der bürgerlichen Verfassung ungewohnt, und stolz auf seine Geburt, einen Unterschied zwischen Baronen und Groß- und Kleinbürgern zu machen wußte. Ja, wie im Leben, so wollten sie auch im Tode unterschieden seyn; darum bathen sie am Weihungstage der Stadtkirche den Bischof um die Freyheit, sich in benachbarten Klöstern begraben zu lassen. Auch wurde zu Freyburg in sechs hundertjährigem Beysammenleben der Deutsche und Romanische Stamm der Bürgerschaft nie zu Einem Volke. Man spricht noch heut zu Tage Deutsch am Flusse und Romanisch auf dem Felsen, ohne daß alle Bürger beydes verständen. — Nach dem Erlöschen der Zähringer fiel Freyburg unter die Kyburger, von ihnen an die Oesterreicher, von diesen an Savoyen. Erst nach den Burgundischen Kriegen kam es zur Freyheit.

3. Stiftung von Bern. 1191.

Berchtold V. folgte dem Beyspiele seines Vaters, und legte ebenfalls verschiedene Städte an; denn die Zähringer regierten nach einem Plane, der sich auf die Zeitumstände gründete, oder vielmehr von diesen deutlich vorgeschrieben war, Derselbe hieß: Demüthigung des neidvollen hohen Adels. Unter Berchtolds V. Regierung empörten sich gegen ihn alle Großen und Gewaltigen in Burgund, so daß er mit seinen Unterthanen in offenem Kriege leben mußte. Die Zähringischen Geschichtschreiber melden, die Empörung sey aus Haß gegen des Herzogs gerechte Verwaltung ausgebrochen. Die Gegner behaupten, Berchtold habe die von ihren Vorfahren ererbten Freyheiten und Rechte empfindlicher angetastet, als daß sie es hätten ertragen können. Der Herzog besiegte die Empörer zwey Mahl. Um diese Zeit, 1090, machte er die Orte Burgdorf und Moudon zu kleinen Städten. Doch suchte er einen noch günstigeren Platz, näher den Besitzungen seiner Feinde, und so gelegen, daß die Erbauung einer Stadt an diesem Orte seinen Anhängern keine Furcht einflößen konnte. Auf der Grenze von Aargau, Uechtland und Oberland, mitten unter den Burgen widerspenstigen Adels, lag bey der Feste Nideck auf einer Halbinsel, um welche reißend die Aare strömt, ein kleiner Ort, Nahmens Bern. Die Ufer des Flusses sind aller Orten hoch und steil. An dem Platze, wo jetzt die Stadt steht, lag eine beträchtliche Viehweide, hinter ihr dichter Wald. Ringsum konnte man nur einige Meierhöfe, selten ein Pfarrdorf erblicken. Ungefähr einen Monath, nachdem Berchtold den Adel geschlagen hatte, ließ er Bern durch Cuno von Bubenberg mit Mauern umgeben. Cuno überschritt den Umfang, der ihm vorgeschrieben war, auch bald nach ihm wurden die Grenzen, die er der Stadt gegeben hatte, erweitert. Lange schien die Fortdauer der neuen Stadt ungewiß. Die Luft war rauh, die Gegend nicht anziehend, die Nähe der Feinde gefährlich; hingegen erhob

sich die Stadt dadurch, daß es ihr gelang, die von Berchtold empfangene Reichsfreyheit zu behaupten, ein Vortheil, dessen Freyburg und andre Städte entbehrten. Viel niederer Adel, der seine Freyheit liebte, und sie vereinzelt nicht finden konnte, sammelte sich in der Stadt, um durch brüderliche Vereinigung sein edelstes Gut zu bewahren (z. B. die Bubenberge, Mühlerern, Erlach.) Von Zürich und Freyburg im Breisgau brachten gute, adelgleiche Bürgergeschlechter bürgerlichen Sinn nach Bern (z. B. die Münzer, Stadler.) Viele Handwerker lockte der Gewinn. Auch aus den obern Thälern und von ganz Uechtland floß wegen der sicheren Freyheit und des offenen bequemen Marktes viel Volk zusammen. Selbst die vergrößerte Stadt mochte die wachsende Menge nicht mehr fassen, und da zu dem die Landeigenthümer es liebten, auf ihren Gütern zu wohnen, so erhielt Bern viele Ausbürger, die der Stadt eine besondere Kraft gaben. Die Würden der Stadt bekleideten ohne bestimmte Wahlordnung edle Herren und gute Bürger aus achtbaren Geschlechtern. Sie trugen die Regierungsbürde ohne Privatvortheil. Es war alte Uebung, daß über neue Gesetze, Auflagen und Krieg ohne Versammlung aller Bürger nicht leicht etwas beschlossen wurde. Die Bürgerschaft war nicht zahlreich; aber stark durch ihre Sitten, im Landbau und im Kriege erfahren. Bern hatte die gleichen Gesetze, wie andere Städte der Zähringer; aber es übertraf alle andern an herzhaften, kraftvollen, würdigen Thaten. Durch Waffen und Bündnisse suchte es den Flor, nach dem andere durch Handel und Gewerbe trachteten, und ging schon frühe aus seiner ersten Kleinheit hervor. Es war eine Eidsgenossenschaft unerschrockner Edler zu nennen. Verderben dem übermächtigen Adel! war seine Losung. In stolzer Freyheit mitten unter seinen Feinden wohnend, gelangte Bern auf den Trümmern ihres zerstörten Glückes zu einer bedeutenden Größe, die es mehr, als sechs hundert Jahre behauptete, und als es er-

schlafft war, nur durch boshafte List und empörende Gewalt verlor.

4. Berchtold V., letzter Herzog von Zähringen. 1191 — 1218.

Bald nach der Stiftung von Bern gerieth Berchtold in eine Fehde mit dem kaiserlichen Hause. Ehe sie noch beendigt war, wurde Herzog Conrad von Schwaben, des Kaisers Bruder, ermordet, und Kaiser Heinrich VI. starb bald nach seinem Bruder. Jetzt wollten viele Deutsche Fürsten, theils aus Haß gegen das Haus Hohenstaufen, welches damahls auf dem Throne saß, theils aus Achtung für das Haus Zähringen dem Herzoge Berchtold die Krone übertragen. Fünf auf einander folgende treffliche Fürsten hatten bey Vielen eine gute Meynung von diesem Regentenstamme erweckt, den Macht und Reichthum besonders geschickt zu machen schienen, das kaiserliche Amt mit Würde zu behaupten. Obschon aber Berchtold sonst liebte, seine Macht auf jedem Wege, zuweilen sogar mit mehr Glück, als Lob zu vergrößern; so lehnte er doch diese gefährliche Ehre mit kluger Mäßigung ab, und begab sich eines Anspruches, den er selbst mit den Waffen in der Hand nicht wohl hätte behaupten können; weil der Unwille seiner Burgundischen Unterthanen ihn das Schlimmste befürchten ließ, und deutliche Beyspiele ihn lehrten, daß auf ihre Treue im Kriege nicht sehr zu zählen sey. Aber auch im glücklichsten Falle konnte Berchtold nur ein ohnmächtiger Kaiser werden, und er zog es vor, ein gewaltiger Herzog zu seyn. Für seine Thronentsagung empfing er von Philipp, des verstorbenen Kaisers Bruder, Ersatz, und lebte fortan mit dem kaiserlichen Hause im Frieden. Noch zwanzig Jahre lang verwaltete er seine Besitzungen mit Lob und Ruhm. Er war an Gold, Gewalt und Ansehen der mächtigste aller Reichsfürsten, ein liebevoller Vater der Städte und des Volkes, ein strenger Statthalter über seine Großen. Seine Waffen waren

siegreich; obschon auch er einst durch die Untreue seines Heeres die Wandelbarkeit des Glückes erfuhr. Er starb den vierzehnten Februar 1218, der letzte seines Stammes. Sieben und zwanzig Jahre nach Berns Stiftung endete Berchtold von Zähringen, der in Helvetien vor Allen gewaltig gewesen war zum Schirm und zum Unrecht. Er liegt mit Schild und Helm zu Freyburg im Breisgau begraben. Die Zähringischen Fürsten, die unserm Vaterlande so wohlthätig geworden sind, hielten die Partey der Städte und des Volkes vielleicht nicht so wohl darum, weil sie die Freyheit liebten; als weil sie mit Hülfe des Volkes und der Städte den mächtigen und feindselig gesinnten Adel zu unterdrücken wünschten, und da ihnen dieses beynahe gelungen war, erlosch das Haus in der schönsten Zeit seines unbefleckten Nachruhmes, ehe es durch Unterjochung der Städte und des Volkes seine unumschränkte Herrschaft über Helvetien vollenden konnte. Mit dem Zähringischen Stamme erlosch auch das Herzogthum in Helvetien, die Statthalterschaft über Burgund, und bald darauf endete ebenfalls die Kastvogtey über Zürich. Das Volk fühlte seine Würde immer besser; es begann die Vorzeit der vollendeten Freyheit.

Das Land nach dem Erlöschen der Zähringer. 1218 u. d. f.

Die Zähringer hatten einen immer noch mächtigen Adel hinterlassen, der, wenn auch nicht mehr so zahlreich, dafür im Einzelnen desto kräftiger war. Noch lange hören wir die Nahmen der Häuser Savoyen, Habsburg, Kyburg, Rapperschweil, Welsch-Neuenburg, Toggenburg und anderer bald unter den Vertheidigern der Freyheit; doch mehr noch unter ihren Feinden und Anfechtern nennen. Neben dem Adel bestand ein nicht minder mächtiger Clerus. Die Bischöfe von Genf, Lausanne, Sitten, Basel, Chur, der Abt von St. Gallen waren Fürsten mit sehr bedeutender Macht. Das Ansehen des Clerus gerieth zwar ins Sinken, weil viele Glie-

der desselben die Würde ihres Standes vergaßen, und lieber ritterlichen Sinn, als die Tugenden der Priester bewiesen; weil andere sich toller Verschwendung hingaben, oder in unthätigem Müßiggange schwelgten, und nicht selten das Laster begünstigten und übten, während sich unter dem Volke die erste Morgenröthe der Aufklärung verbreitete, durch welche das Betragen des Clerus in ein gedoppelt häßliches Licht gesetzt wurde. Indessen bewirkte frommer Glaube oder der Wunsch des verfallenden Adels, seinen Kindern unantastbare Zufluchtsörter zu sichern, noch immer häufige Vergabungen und Stiftungen; dagegen sehen wir aber auch manche Klöster durch den nach größeren Einkünften durstenden Adel befehdet, unter Schirmvogtey gezwungen oder beraubt, ja, wir haben ein Beyspiel gegeben, daß das Landvolk in seinem Unwillen ein neu gestiftetes Gotteshaus zerstörte; weil es nicht gesonnen war, zum Schaden des Landes mehrere Sitze tyrannischen Druckes, weltlicher und lasterhafter Lüste aufkommen aufkommen zu lassen. So tief war also der Clerus durch eigene Schuld in der öffentlichen Meinung gesunken, daß man ungescheut eine That wagte, vor der noch unlängst der Ruchloseste aus Furcht vor dem göttlichen Zorne und augenblicklich einbrechender Strafe zurück gebebt wäre. — Neben Adel und Clerus erhoben sich ferner blühende Städte. Die Bürger fingen an, durch Handel und Gewerbe, durch eigenthümliche Sitten und eine ungezwungene Denkart, die sogar dem päpstlichen Banne trotzte, wohlhabend, frey, selbstständig, dem Adel und dem Clerus gleich zu werden. Vielleicht fehlten den Helvetischen Städten bloß ausgebreitete Bündnisse, um damahls schon entschiedene Ueberlegenheit zu erringen. — Was sich nicht zum Adel, zum Clerus, zu den Städten zählte, war leibeigen oder sonst schwer gedrückt, eine meist unbeachtete Menge, die wenig in die Staatsverhältnisse eingriff, von den Gesetzen übel bedacht, durch nichts gegen heimliche Gewalt geschützt war, und erst von da an in Betrach-

tung gezogen wurde, als sie anfing, der eigenen Kraft zu vertrauen, und sich mit Glücke des Joches zu entledigen. — Auf diese Weise von Städten, von geistlichen und weltlichen Herren, von denen jeder in seiner Ohnmacht für sich allein bestehen, oder lieber noch auf Kosten der andern größer werden wollte, verstümmelt, kam Helvetien wieder unter die unmittelbare Herrschaft des Reiches, an dessen Spitze schwache Kaiser standen, oder solche, die sich um das Reich nicht bekümmern konnten, noch mochten, wie Friedrich II., der die ganze Kraft seines gewaltigen Geistes, mit der er das Heil von Deutschland hätte werden können, nutzlos nach andern Gegenden hinwirken ließ. Die mit Berchtold V. erloschenen Stellen eines Herzogs, Statthalters, Kastvogts wurden nicht wieder besetzt; obschon sie das einzige Mittel zur Erhaltung der Ordnung gewesen wären. Die Großen erreichten also ihren Wunsch, und sahen sich im Zustande einer völligen Unabhängigkeit. Geistliche und weltliche Herren, Fürsten und Städte blieben in Helvetien fortan ihrer eignen Klugheit und ihren eigenen Kräften überlassen. Jeder suchte seinen Vortheil durch Bündnisse zu erhalten, oder durch Waffengewalt zu vermehren. Die Schwächeren fanden in dem Schutze der Großen eine gefährliche Zuflucht gegen andere Große, von denen sie gerade geängstigt wurden, und mancher büßte mit dem Verluste der Unabhängigkeit seine Lust an der allgemeinen Anarchie. Dennoch sproßte dem Lande Helvetien aus diesem grausen, blutigen Gewirre die goldene Saat der Freyheit hervor, welche dieses Land gewiß niemahls beglückt haben würde, wenn noch länger ein übermächtiges Herzogsgeschlecht nach einem wohl berechneten, fest verfolgten Plane auf die Unterdrückung Aller hätte hinarbeiten können.

Die Schwyzer. 1114 — 1240.

Zu den Zeiten der Zähringischen Herrschaft wurde neben so vielen mächtigen Grafen, Bischöfen und wachsenden Bürgerschaften der Nahme der freyen Männer von Schwyz in

einem Markenstreite mit Einsiedeln zum ersten Mahle genannt. Schon lange hatten die Leute im Genusse eines stillen Glückes gelebt, Niemanden, als ihrem Gotte und dem Reiche unterthan. Man hatte sie bis dahin so wenig beobachtet, daß die Mönche von Einsiedeln dem Kaiser Heinrich II. ihr Daseyn hatten verhehlen können. In allgemeinen Ausdrücken vergabte daher im Jahre 1018 der überlistete Kaiser dem Kloster die umliegende, nahmenlose Wüste. Unter dem Nahmen der unbegrenzten Wüste begriff das Kloster später Alles, was ihm beliebte, und unter dem Vorwande, daß sich die von Schwyz über ihre alten Landesgrenzen in des Klosters Grundeigenthum ungebührlich ausgedehnt, auch die Weiden, Berge und Länder, welche die Schwyzer von ihren Vätern ererbt hatten. Allein diese wollten ihr Eigenthum nicht lassen. Der Kaiser Heinrich V., durch die Ränke des Abtes Gero verblendet, sprach 1114 ein Urtheil, das dem Kloster günstig war. Die Landleute kehrten sich aber nicht an den Spruch des Kaisers, und behaupteten 1144 unter Conrad III. von Hohenstaufen mit Hülfe von Uri und Unterwalden ihr Recht mit solchem Nachdrucke, das sie sich vom Reichsverbande lossagten, und alle gegen sie gerichteten Bemühungen, selbst Acht und Bann nichts über sie vermochten. Sie trieben ihren Handel nach Luzern und Zürich fort, wo nach den Stadtfreyheiten auch Geächteten der Markt offen war, sie hielten ihre Priester zum Gottesdienste an, und weideten ihr Vieh ohne Hülfe und Furcht. Durch ihre muthvolle Kraft erhielten sie sich im Besitze, den Friedrich II., ein gerechterer oder besser unterrichteter Kaiser, durch die treuste Anhänglichkeit bewogen, ihnen 1240 auf ewige Zeiten sicherte, nachdem schon sein Großvater, Kaiser Friedrich I. die Acht 1152 wieder von ihnen genommen hatte. Von diesen Schwyzern ist nachher alle Freyheit und Eidsgenossenschaft des alten Schweizer-Bundes ausgegangen, so wie sie auch in diesen Thälern zuletzt wieder erloschen ist.

Des ersten Haupttheiles zweyte Unterabtheilung.

Die Vorzeit der vollendeten Freyheit.

1218 — 1308.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten Rudolfs von Habsburg.

1218 — 1291.

Theilung des Zähringischen Erbes. 1218. u. d. f.

Nachdem der letzte Zähringer bestattet war, nahmen verschiedene verwandte Fürsten das Erbe des erloschenen Stammes in Anspruch und Besitz. Zürich und Bern suchten, durch die Gunst Kaiser Friedrichs II. ihre Reichsfreyheit zu bewahren. Es gelang ihnen, während Freyburg an die Grafen von Kyburg, später an die Habsburger, dann an Savoyen fiel. Der Bischof zu Lausanne verdammte 1219 auf den Trümmern dieser drey Jahre früher durch eine Feuersbrunst verzehrten Stadt den verstorbenen Berchtold V. zu ewigen Strafen, und gab aus eigener Willkür seinem Hochstifte die Reichsunmittelbarkeit. Indessen verflossen mehr, als zwanzig Jahre in unnützen, blutigen Fehden, bis alle die verschiedenen, sich durchkreuzenden Ansprüche auf das Zähringische Erbe aus einander gesetzt waren.

Savoyen. 1218 — 1219.

Mehr und mehr wuchs nach dem Erlöschen des Zähringischen Stammes die Kühnheit und Macht, wodurch die Grafen von Savoyen dem südwestlichen Helvetien furchtbar wurden. Mit einem verunglückten Versuche gegen den Bischof von Sitten und das Land Wallis 1233, mit einer Gewaltthat gegen Lausanne 1240 fingen sie ihre Vergrößerungsplane an, und wenn schon diese ersten Regungen mißglückten; so brachten dennoch die Savoyer nach Berchtolds von Zähringen Tode unter ihrem großen Grafen Peter nach und nach fast alles Romanische Land, (die Waat und das Freyburgische), und einen Theil von Wallis fur drey hundert Jahre unter ihre Gewalt. Die Erhaltung derselben gründeten sie auf eine gerechte und freye Verfassung. Selbst die Schirmvogtey über Bern erwarben sie sich durch die großen Gefahren, welche die Feindschaft des Gesammthauses Habsburg über diese Stadt brachte, mehrere Mahle auf kurze Zeit. Trefflich kam den Grafen von Savoyen bey ihrer Lust, sich auszubreiten, die Verwirrung des Deutschen Reiches und der Verfall der alten Kaiserlichen Macht zu Statten.

Rudolf, Graf von Habsburg. 1218 — 1264.

In demselben folgenreichen Jahre, als dem Lande mit dem Erlöschen der Zähringer ein herrliches Gestirn unterging, wurde Graf Rudolf von Habsburg geboren, der sich bald als neue, glänzendere Sonne erhob. Die Habsburger waren ehemahls ein mächtiges Geschlecht gewesen; aber in einer unglücklichen Zerwürfniß mit Kaiser Otto verlor im Jahre 940 Guntram, einer ihrer Ahnen, ein mächtiger Graf im Elsaß, alle seine Lehen, so daß ihm nur sein angeerbtes Eigenthum bey Windisch im Aargau blieb. Guntram war aus dem hohen Adel der Elsassischen Herzoge entsprossen; aber sein Stamm fiel so sehr, daß er und seine Nachkommen, die sich Grafen von Altenburg nannten, Ungerechtigkeiten an armen, hülflosen

Bauern und an ohnmächtigen Landedeln nicht verschmähten. Und in der Folge der Zeiten stieg dasselbe Geschlecht unter dem Nahmen der Habsburger wieder so hoch, daß es die ersten Throne der Erde errang, und in seinem Reiche die Sonne nicht unterging. Aus diesem Hause stammte Graf Rudolf. Zu seinen Lebzeiten hatte dasselbe schon wieder eine solche Höhe erreicht, daß es nach dem Tode der Zähringer mit Savoyen um die Herrschaft wetteiferte. Zwar Rudolf selbst erbte von seinem Vater Albrecht IV., als dieser 1240 auf einer Kreuzfahrt starb, nur einen mäßigen Theil an Land und Leuten. Die meisten Stammgüter waren in der Hand seines väterlichen Oheims, der mit fünf Söhnen zu Laufenburg hauf'te. Als Landgraf im Elsaß und Graf im Aargau besaß Rudolf wegen der alten Liebe zur Freyheit so geringe Gewalt, daß seine ganze Macht beynahe nur auf den Nahmen des Landesherren eingeschränkt war. In diese nicht sehr glänzende Lage kam Rudolf mit einem Geiste, der sich hier eingeengt fühlte, wodurch Rudolf angetrieben wurde, durch kriegerische Unternehmungen eine seinen Wünschen angemessenere Stellung zu suchen.

Als ein feuriger Jüngling von zwey und zwanzig Jahren trat Rudolf das väterliche Erbe an. Er war sehr groß von Statur, schlank von Gliedmaßen, seine Nase hatte einen starken Ausbug, den Haarwuchs verlor er frühe, Bläße überzog sein Antlitz, in seinen Zügen lag tiefer Ernst. Im Umgange und im Gespräche erweckte er durch zuvor kommende Freundlichkeit Zutrauen in den Herzen Aller. In jeder Lage, auch als die größten Geschäfte und Sorgen ihn drückten, blieb Rudolf munter, ruhig, und liebte den Scherz. Die zwanglose Einfalt und Offenheit eines wahrhaft großen Mannes war in seinen Sitten. Einfachheit übte er im ganzen Leben. Mäßig in Speise und Trank, achtete er nicht viel auf köstliche Leckereyen, und eben so wenig hielt er auf prachtvolle Kleidung. Man weiß, daß er mit rohen Rüben seinen Hunger stillte,

und sein Heer, das über Hunger klagte, lachend, ein Gleiches zu thun, anwies. Man weiß, daß er mit eigner Hand ein schlechtes, blaues Wamms flickte, welches er auf langen Zügen nach Art seiner Kriegsgefährten zu tragen pflegte. Gegen Geringere war er herablassend, und ertrug sogar Freyheiten, die man sich im Uebermaße gegen ihn heraus genommen hatte, ohne Zorn. Als Rudolf schon Kaiser war, überhäufte ihn einst ein gemeines Bäckerweib zu Mainz, bey der er in geringer Kleidung eintrat, um sich zu wärmen, mit Schimpfworten, ja, da sie ihn für einen gemeinen Soldaten hielt, bespritzte sie ihn sogar mit Kohlenwasser. Dieß Weib bestrafte Rudolf nicht anders, als dadurch, daß sie gegen ihn, als er vom Glanze seiner Majestät umgeben war, eben dieselben Schimpfworte wiederhohlen mußte, die sie gegen den gering scheinenden Unbekannten ausgestoßen hatte. — Ein ander Mahl begegnete Rudolf einem Bauer, der dem kaiserlichen Wagenführer scherzhaft zuflüsterte: „Wo soll ich denn „hinweichen, da des Kaisers große Nase die ganze Straße „einnimmt?“ Der Kaiser, der diesen groben Scherz hörte, schob seine wirklich große Nase auf die Seite, und rief sanft verweisend: „Hast du nun Platz?“ — Unter allen Umständen seines Lebens zeigte Rudolf Scharfsicht und, nachdem sich einmahl sein Jugendfeuer verloren hatte, oder durch Unfälle gemäßigt war, durchdringende Klugheit. In Kriegslisten war er besonders wohl geübt. Seine Geistesgegenwart verließ ihn nie. Nach seiner feyerlichen Krönung zu Aachen wollten sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser mit ihren Ländern belehnen lassen. Zufällig war kein Zepter vorhanden. Man hielt dieß für eine unglückliche Vorbedeutung. Es entstand großes Bedenken, womit der Kaiser seine Belehnung vornehmen werde. Da trat Rudolf ins Mittel, ergriff ein Crucifix, und gebrauchte es statt des Zepters: „Denn,“ sagte er, „ein Zeichen, durch wel„ches die Welt erlöset ist, mag wohl leichtlich die Stelle eines

„Zepters vertreten!“ Diese Rede gefiel Allen wohl. Die Fürsten schwuren willig den Lehenseid. — Mit seinen übrigen Eigenschaften verband Rudolf auch eine echte Frömmigkeit und aufrichtige Achtung gegen die verdienstvollen Glieder des Clerus, wovon er in seinem ganzen Leben vielfältige Beweise gab; denn er hielt es für das Zeichen eines gottesfürchtigen Gemüthes, denen zu dienen, die des Herren Wort würdig verkündigen. Gegen zahlreiche Klöster übte er große Freygebigkeit. Es ist in vielen Jahrbüchern mit Ruhme verzeichnet, als Rudolf auf der Jagd bey einem angeschwollenen Bache einen armen Priester angetroffen, welcher eilte, einem Sterbenden das Sacrament zu bringen, und sich eben bereitete, den Bach zu durchwaten, habe der Graf dem Priester sein Pferd aufgedrungen unter vielen Aeußerungen seiner Gottesfurcht, von dem er Alles, was er habe, zu Lehen trage, auch nachher jenes Pferd nicht mehr angenommen; weil er unwerth sey, ein Pferd zu besteigen, das den Leichnam des Gesalbten getragen habe. — Mit nicht minderem Ruhme erzählen Andere, wie Rudolf den Erzbischof Werner von Mainz, als dieser nach Rom reis'te, mit ritterlicher Treue und Uneigennützigkeit durch die unsichere Schweiz hin und her geleitet. Auf der Reise lernte der Erzbischof Rudolfs große und einfache Tugenden kennen, beym Abschiede sprach er; „er wünsche nur so lange zu leben, bis er ihm „diesen Ritterdienst einiger Maßen vergolten habe.“ Dazu kam ihm später die Gelegenheit; denn er war es, der vorzüglich Rudolfs Erhebung auf den Kaiserthron bewirkte. — In dem Meldungsschreiben, welches nach jeder Kaiserwahl an den Papst zu ergehen pflegte, faßte der Erzbischof von Cölln sein Urtheil über Rudolfen in folgende Worte zusammen: „Daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der „Gerechtigkeit, ein Mann von guten Rathschlägen und wahrer „Frömmigkeit sey; bey Gott und Menschen beliebt, von ein-

„nehmender Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, im „Kriege gegen die Treulosen, (Ungläubigen) glücklich."

Voll Ungeduld nach größerem Glücke verschmähte Rudolf Anfangs die langsamen Wege vorsichtiger Klugheit, und betrat als ein jugendlich unbesonnener Feuerkopf seine Laufbahn. Durch diesen allzu großen Eifer hat er sich mehr aufgehalten, als gefördert. Noch ehe er das vierzigste Jahr erreicht hatte, wurde er den väterlichen Verwandten tödtlich verhaßt, von der Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zwey Mahl gebannt. — Unter dem Vorwande einiger Uebervortheilung befehdete er zuerst, doch mit schlechtem Erfolge, seinen Vatersbruder, den Grafen von Laufenburg. Zum Lohne seiner That mußte Rudolf 1242 sein eigenes Gebieth verheert sehen. — Durch das Mißlingen dieses Unternehmens nicht abgeschreckt, beleidigte er 1243 auch seinen mütterlichen Oheim, den reichen Grafen Hartmann von Kyburg den Aeltern, so sehr, daß dieser eilte, Rudolfen im Jahre 1244 durch eine ewige, unwiderrufliche Vergabung der Kyburgischen Güter an das Hochstift Straßburg für seinen Uebermuth zu bestrafen. — Als Anhänger seines Pathen, des Kaisers Friedrich II., kam Rudolf 1249 mit der ganzen Partey der Gibellinen in den Bann. — Kaum davon befreyt, verbrannte er 1254 in einer Vorstadt von Basel ein Kloster. Da traf ihn abermahls und unerbittlich der Bannstrahl des Papstes Innozenz IV. — Hiervon reinigte sich Rudolf 1255 durch eine Kreuzfahrt unter König Ottokar von Böhmen gegen die ungläubigen Preußen. Nachdem ihn solche Widerwärtigkeiten klug gemacht hatten, lernte er seine Leidenschaften bezähmen, und dadurch verbesserte sich seine ungünstige Lage. Zum großen Zeugnisse für feurige Jünglinge, daß sie die Kraft, die in ihnen wohnt, aus Verdruß über die Fehltritte eines jugendlichen Alters nicht erschlaffen lassen; sondern mit unerschütterlicher Hoffnung auf bessere Zeiten anstrengen.

Nach seiner Zurückkunft aus dem Preußischen Feldzuge

versöhnte sich Rudolf mit den Grafen von Laufenburg und Kyburg. Dann versuchte er in Güte und durch viele Dienste, von dem Bischofe von Straßburg die Rückgabe des Kyburgischen Schenkungsbriefes zu erhalten. Als die Güte nichts fruchten wollte, griff Rudolf zum Schwerte, und fehdete mit Hülfe der Schwyzer, die ihn 1257 zum Schirmvogte gewählt hatten, der Zürcher und vieler Ritter, deren Liebe er sich erworben, den Bischof; so daß sich dieser gezwungen sah, die Vergabungsurkunde zurück zu stellen. — Wenige Jahre später, 1264, empörte sich die Stadt Winterthur gegen den Grafen Hartmann den Aeltern auf Kyburg. Er rief Rudolfen zu Hülfe. Dieser eilte, dem Rufe Folge zu leisten. Auf dem Wege treffen ihn die Bothen mit der Nachricht von Hartmanns Tode. So war Rudolf Graf zu Kyburg, Landgraf im Thurgau geworden. Baden, Gaster gehörten durch denselben Todesfall ihm. Die Edlen, die Stadt, die Klöster des verstorbenen Grafen leisteten die Huldigung unverweigert. Der Stadt Winterthur verzieh Rudolf, vergnügt, daß ein einziger Tag die Herrschaft seines Hauses besser, als lange, verflossene Zeiten gegründet hatte.

Das Interregnum. 1254 — 1273.

Zu der Zeit, als Rudolf in den Besitz seines väterlichen Erbes gekommen war, herrschte in Deutschland Friedrich II. aus dem mächtigen Hause der Hohenstaufen. Dieser, ein Geist, hoch über sein Zeitalter erhaben, wagte es, der Macht der Päpste zu widerstehen, und suchte, den Stolz der Nachfolger Petri zu demüthigen. Daher verfloß sein Leben in beständigen Kämpfen gegen Italien, gegen den Papst und die Gegenkaiser, die dieser in Deutschland aufzustellen wußte. Von solchen Geschäften und Sorgen befangen, konnte und mochte Friedrich seinem Reiche nur wenige Fürsorge schenken, und es entstand die größte Unordnung in Deutschland, wie in Italien. Das kaiserliche Ansehen sank zu Nichts herab,

weil Friedrich, der als Europa's größter Ketzer galt, die öffentliche Meinung gegen sich und seine besten Entwürfe hatte. „Als Friedrich," sagt uns ein alter Geschichtschreiber, „vollends im Banne war, da frohlockten die Räuber, und „freuten sich über die dargebothene Beute. Die Pflugscharren „wurden in Schwerter und die Sensen in Lanzen umgewan„delt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bey sich trug, „um sogleich Feuer und Brand stiften zu können." — Friedrich starb 1250; aber sein Tod stellte die Ruhe nicht her, denn eine Partey hing dem Gegenkaiser Wilhelm, Grafen von Holland, an, eine andere Partey wählte Friedrichs Sohn, Conrad IV. Im Jahre 1254 stirbt auch dieser letzte Deutsche König aus dem Hause der Hohenstaufen, und 1268 beschließt sein Sohn Conradin, der einzige noch übrige Sprößling dieses Geschlechtes, in seinem eigenen Königreiche Neapel sein junges Leben auf dem Blutgerüste, und vollendet den Untergang seines einst so mächtigen Stammes. — Einige Jahre länger, als Conrad IV., lebte Kaiser Wilhelm, doch in so geringem Ansehen, daß zu Utrecht ein Bürger ungestraft mit einem Steine nach ihm warf, und ein Edelmann eben so ungestraft die kaiserliche Gemahlinn auf offener Landstraße beraubte. In einem Winterzuge gegen die Friesen findet Wilhelm 1264 unter dem brechenden Eise eines Sumpfes einen elenden Tod, durch den die Verwirrung aller Dinge in Deutschland noch höher, als zuvor steigt; weil Deutschland von da an lange Zeit ohne Oberhaupt bleibt. — In diesen Zeiten, die man das Interregnum, (Zwischenreich), nennt, gewinnen aus Mangel der vormahligen Aufsicht Unrecht und Gewalt auf furchtbare Weise die Oberhand. Das Reich gleicht einer verlassenen Herde, die, ihres Hirten beraubt, den Anfällen reißender Thiere und lauernder Diebe Preis gegeben ist. Das körperliche Recht des Stärkern, Faustrecht genannt, wird das allein gültige, und die Zwietracht zerreißt alle Bande alter Sitte und Ordnung. Schrecklich sind die Wunden, die dem

Reiche geschlagen werden. Die größeren Fürsten machen sich vom Reichsverbande los, führen Krieg unter sich selbst, und kümmern sich nicht darum, einen Kaiser zu wählen. Die Schlösser der Edeln, die man auf jeder Anhöhe findet, sind eben so viele Raubnester. Straßenraub wird für ein Ritterspiel, einen adelichen Erwerbszweig, eine unschuldige Ergötzlichkeit genommen. Aus jedem Schlupfwinkel stürzt dem Reisenden eine bewaffnete Rotte entgegen, um ihn zu besteuern, oder ihm lieber seine ganze Habe zu nehmen, und glücklich für ihn, wenn er an manchen Orten noch Leben und Freyheit rettet. Kein Deutscher Fürst wünscht nach Wilhelms Tode, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Keiner besitzt Klugheit, Kriegskunst, Macht und allgemeines Vertrauen in so hohem Grade, daß er den Thron der großen Kaiser einnehmen könnte, deren letzter Friedrich gewesen ist. Selbst die Meinung von der Hoheit und Ehre des Kaiserthumes ist so gesunken, daß jeder diese Krone verachtet oder fürchtet. Jeder will lieber die Unordnung benutzen, um durch Unterdrückung von Schwächern sich selbst eigennützig zu vergrößern, als etwas für das allgemeine Wohl thun. Keiner mag die schwere Pflicht auf sich nehmen, in den verwilderten Deutschen Landen Ruhe und Ordnung herzustellen, und mit Selbstentsagung seine Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu weihen. — Weil kein Eingeborner die Krone begehrt, so kommt man endlich, fast nothgedrungen, auf den Gedanken, einen fremden Kaiser zu wählen. Die Wahl wird streitig. Die Einen wählen den Englischen Grafen Richard von Cornwallis, die Andern den König Alphons den Weisen von Castilien. Beyde Fürsten versprechen und senden für die Wahl bedeutende Summen; aber Alphons kommt nie nach Deutschland. Dagegen langt Richard mit zwey und dreyßig achtspännigen Geldwagen an. Seine goldenen Waffen erobern ihm aller Herzen. Alphons wird vergessen, und 1257 wird Richard von Cornwallis zu Aachen feyerlich zum Könige gekrönt; aber seine Wagen

werden leer, die Liebe zu ihm nimmt ab, und er kehrt, von Deutschen Großen begleitet, nach England zurück, entweder um neue Geldvorräthe zu hohlen, oder um in seinem Vaterlande mit der theuer erkauften Würde zu prunken. Allein der Englische Nationalstolz kennt in Richard nur den Englischen Bürger und nicht den Deutschen Kaiser. Seine Begleiter, darüber mißvergnügt, kehren in ihr Vaterland zurück. Seit dieser Zeit kommt Richard noch drey Mahl; aber nur für kurze Augenblicke in sein Reich, das er seinem eigene Glücke überläßt, und dieses ist durch einen solchen Kaiser um nichts gebessert. Bey Verhältnissen dieser Art mußte wohl die Unordnung von Tage zu Tage größer, die Unruhe und Unsicherheit bedeutender, die Gewaltthaten zahlreicher werden; so daß große und kleine Fürsten, Grafen, Prälaten, Ritter und Städte in beständiger, verderbender Fehde mit einander lebten; daß der Stärkere über den Schwächeren herfiel, ihn zu unterjochen, und daß die friedlichen und ruheliebenden Menschen von ganzer Seele nach einem Kaiser seufzten, der ihr Schutz und Schirm und den Bösen ein mächtiger Kappzaum seyn würde.

Erster Bund der Länder mit Zürich. 1250.

Kurz vor dieser bedenklichen Zeit, in welcher auch Helvetien, als Theil des Deutschen Reiches, jeder Gewalt und jedem Unrechte hingegeben war, schlossen die Länder Uri und Schwyz mit Zürich auf drey Jahre den ersten Bund zu gegenseitigem Schutz und Schirm und Abwendung der Ungerechtigkeit und Uebermacht.

Rudolfs Benehmen während des Interregnums. 1254 — 1273.

Dem Grafen Rudolf wäre es ein Leichtes gewesen, in Verbindung mit dem übrigen Adel zur Unterdrückung der Städte und Länder Helvetiens mitzuwirken; allein er besaß

die Klugheit, aus allen Umständen, unter denen er lebte, den besten Nutzen zu ziehen, und zog es vor, die Bürger und Landleute gegen die Gewalt der Großen und der wilden Raubritter zu schirmen. Als Kriegshauptmann der Städte und Länder schwächte er ohne große eigene Aufopferung durch die Schätze und Waffen der Bürger jeden seiner adelichen Nebenbuhler, unter denen ihm viele an Geburt und Macht gleich, viele überlegen waren. Die Reichsstädte und freyen Länder in Helvetien, die ohne Rudolf keinen Schirm gegen Gewaltthaten fanden, warfen sich ihm unbedingt in die Arme. Die Bürger, durch Gesetze und Stadtrechte mehr, als die Vasallen des Adels, an Folgsamkeit und Ordnung gewöhnt, fesselten durch Mannszucht, die in den Kriegen Hauptsache ist, den Sieg an Rudolfs Paniere. Ihr Fleiß und Handel verschaffte ihm die Mittel, Kriege, in welchen der Adel allmählich verarmte, unbeschadet in die Länge zu ziehen, und durch Zögern die Oberhand zu gewinnen. Und weil Rudolf auch gegen die Niedrigsten leutselig war und blieb, und alle Fürstentugenden ihn zierten; so gewann ihm sein Glück, das ihn nie verließ, Zutrauen, Liebe und das Herz alles Volkes, während Andere bey gleichem Glücke nur Neid und Furcht erweckt haben würden.

Rudolfs Schirmvogtey über die Waldstätte. 1257.

Schon in alten Zeiten hatte eine Reichsvogtey des Hauses Habsburg über die drey Länder Uri, Schwyz und Unterwalden bestanden, welche 1174 aufgehoben; allein im Jahre 1210 durch Rudolfs Großvater seinem Hause wieder erworben wurde. Diese Vogtey blieb dem freyen Volke stets sehr lästig, und nur ungern fügte es sich dem Gebothe der eisernen Nothwendigkeit. Endlich gelang es 1231 durch die Gunst Kaisers Friedrich II., sich der verhaßten Last zu entledigen. In den Italiänischen Kriegen hatten ihm die Waldstätte mit auserlesener Mannschaft trefflich und unerschütterlich treu ge-

dient. Selbst der Bann, der so Viele schreckte, vermochte ihre furchtlose Anhänglichkeit nicht wankend zu machen. Dafür hob Friederich die Habsburgische Reichsvogtey auf, und gab zu dem 1240 jedem Theile eine Urkunde, daß die Schweizer für ewige Zeiten freywillig den unmittelbaren Schutz des Kai= Kaisers erwählt haben. Als aber das hauptlose Römische Reich in den Jahren des Interregnums ein Schauplatz der Unruhe wurde, und Alles Preis gegeben war, was ein Jeder mit Gewalt und Raub an sich bringen konnte; so erneuerten die Länder 1257 freywillig die erloschene Reichswürde, um an dem allgemein beliebten Rudolf von Habsburg einen mächtigen Freund und tapferen Anführer zu haben.

Rudolfs Hauptmannschaft über Zürich. 1265.

Diese Stadt litt damahls nicht wenig unter dem Drucke der Zeit. Theils war die Sicherheit ihres Handels zerstört, theils sah sie sich von den Burgen und Ländern mächtiger Großen so enge umschlossen, daß sie beständig zittern mußte, durch einen feindlichen Anfall die Freyheit zu verlieren. Die Stadt wollte sich gegen dieses Unglück dadurch sichern, daß sie sich nach damahliger Sitte unter dem benachbarten Adel einen mächtigen Schirmherren und Anführer erwählte. Es schien dieß um so nöthiger; weil wegen der Kyburgischen Erbschaft eine dumpfe Gährung das ganze Land erfüllte, und ein verheerender Krieg zwischen Rudolf, der das ganze Erbe an sich gezogen hatte, und andern, den erloschenen Kyburgern eben so nahe, als er verwandten Herren auszubrechen drohte. Unter diesen Gegnern Rudolfs bemerken wir die Freyherren von Regensberg. Rings um Zürich herum lagen die großen Besitzungen dieses mächtigen Hauses, welche über den Rhein hinaus, an der Limmath, am Zürich = See, im Rhein = Thale, in Unterwalden und im Oberlande zerstreut waren. Zwey Brüder, Lüthold auf Alt = und Ulrich auf Neu = Regensberg, hatten diese reichen Besitzungen getheilt.

Zu Lütholb auf Alt-Regensberg, der durch seine Burgen Wulp, Balderen, Uetliburg, Glanzenberg der Stadt am nächsten war, und die Sicherheit ihres Handels und ihrer Freyheit am kräftigsten schirmen oder gefährden konnte, schickten die Zürcher sechs Ritter und sechs Bürger, mit der Bitte, die Freyheiten und Rechte der Stadt zu schützen, bis das Reich wieder einen Oberherren und Ruhe gewinne. Allein der Freyherr, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der schon lange gegen Zürich verderbliche Plane gehegt hatte, und jetzt, wie es schien, seinem Ziele nahe stand, antwortete höhnisch und verächtlich: „Zürich ist von meinen Herrschaften, wie ein „Fischlein vom Netze, umgeben, euer Schirmherr mag ich „nicht seyn, unterwerfet euch mir, ich will euch gnädig „regieren.“ Die Stadt erschrak. Hierauf sandte man zu dem Gegner der Regensberger, dem Grafen Rudolf von Habsburg, der die Hauptmannschaft erfreut annahm. Schnell erschien er in der Stadt, wo man ihm in kriegerischen Dingen unbedingten Gehorsam schwur, und hinwiederum von ihm den Eid empfing, daß er die Stadt, als Bundesgenossinn, bey ihren Freyheiten lassen und schirmen, und sie nicht zur Herrschaftsstadt herab würdigen wolle.

Fehde gegen Regensberg. 1266 — 1268.

Diese Verbindung erregte bey den Regensbergern und ihren Freunden die äußerste Besorgniß, füllte das Maß ihrer Bitterkeit gegen Rudolf, und ward der Anlaß zum Kriege. Die Fehden ergingen. Die Burgen wurden verwahrt. Der Freyherr, der mit vielen mächtigen Grafen verbündet war, übte die ersten Thätlichkeiten, und brannte die Vorstädte Zürichs nieder. Rudolf, der diesen Unfall vernahm, und noch größere Gefahr besorgte, wollte den Zürchern zu Hülfe eilen. Die Regensberger, davon benachrichtigt, waren Willens, dem Grafen entgegen zu gehen, und ihn, wo möglich, aufzuheben. Allein Lütholds Hofnarr entdeckte durch wirkliche oder ver-

stellte Einfalt das hinterlistige Spiel, so daß der gewarnte Rudolf mehr Streiter zusammen ziehen, und die Zürcher auffordern konnte, dem Feinde bey seinem Anzuge in den Rücken zu fallen. Die Regensberger, die an dem Gelingen ihres Anschlages nicht zweifelten, sahen sich unvermuthet von zwey Seiten angefallen, und wurden mit großem Verluste geschlagen. Hierauf entschlossen sie sich, den Krieg in die Länge zu ziehen, und die Zürcher aus ihren wohl befestigten Schlössern mit unaufhörlichen Neckereyen zu ermüden. Auch diesen klugen Plan wußte Rudolf zu vereiteln. Nach nicht gar langer Zeit erhielt Lüthold die Nachricht, Rudolf rüste sich, diese oder jene Burg zu überfallen. Der Freyherr eilte, den bedrohten Ort mit Speise, Mannschaft, Waffen zu versehen, bis er nach einiger Zeit merkte, daß Mühe und Aufwand vergebens gewesen sey; weil Rudolf sich verstellt habe. Diese List wiederhohlte Rudolf mehrere Mahle, und der Freyherr durfte es nicht wagen, seine bedrohten Burgen unbewehrt zu lassen; allein durch diesen unnöthigen Aufwand verschuldete und verarmte Lüthold. Bald mußte er Städte und Herrschaften verkaufen und verpfänden. Die Bundesgenossen, die ihm Anfangs beystanden, ermüdeten, traten vom Kampfplatze zurück, und dem verlassenen Freyherrn fiel die Fortsetzung der Fehde immer schwerer. „Wie es denn gewöhnlich „gaht," sagt Tschudi, „daß im Glücksfall viel Helfer sich „erzeigend, und sobald sich die Sach stoßt, so weicht einer „nach dem andern ab; also begunnt der von Regensperg „nöthig zu werden an Hilf und Gelt, und fing ihm an sin „Hochmuth vergan." Nachdem Rudolf ohne eigenen Verlust und Gefahr dem Feinde mehrere Mahle großen Schaden gefügt hatte, überfiel und zerstörte er unversehens das Schloß Wulp bey Küßnacht am Zürich-See. Da zog Lüthold, durch den Krieg schon aufs Aeußerste gebracht, mit letzter Anstrengung aller seiner Kräfte in den Burgen um Zürich und an der Limmath so viel Mannschaft zusammen, und

befestigte dieselben so stark, daß ihre Einnahme bey der geringen Belagerungskunst jener Zeiten ganz unmöglich schien.

1. Zerstörung von Utznaburg. 1267.

Rudolf beschloß nun, sich gegen Utznaburg, eine Feste der mit Lüthold verbündeten Grafen von Tockenburg, welche oben am Zürich-See den Handelsweg unsicher machte, zu wenden. Lange und fruchtlos belagerte er die Burg, und wollte schon wieder abziehen, indem er die Grafen sehr lobte, daß sie ihre Feste so gut verwahrt hätten. Da warf ein muthwilliger Krieger mit höhnischen Worten lebendige Fische über die Mauern der Burg herunter. Dieß wurde der Anlaß ihrer Zerstörung; denn Rudolf merkte, daß die Burg einen heimlichen Ausgang haben müsse. Diesem ließ er nachspüren, und nachdem er ihn entdeckt hatte, wurde die Burg des Nachts überfallen. Die Besatzung konnte noch zu rechter Zeit ihr Leben retten. Die Feste wurde von den Zürchern gebrochen.

2. Zerstörung von Baldern. 1268.

Im Jahre 1268 griff Rudolf Lütholds eigene Festungen rings um Zürich an, aus denen die Stadt täglich so sehr geneckt wurde, daß man außer den Thoren keine Sicherheit mehr hatte. Rudolfs erster Plan ging gegen Balderen, welches so fest und wohl gerüstet war, daß Gewalt unmöglich, List allein wirksam schien. Fünf und dreyßig Reiter, von denen jeder einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde hatte, ritten eines Abends zu Zürichs Thoren heraus, und versteckten sich unter dem Schutze der Nacht im Gesträuche des Albis-Berges. Die Fußgänger schlichen sich behutsam dem Schlosse so nahe, als möglich, und hielten sich dann stille. Am folgenden Morgen zeigten sich die Zürcherschen Reiter, umschweiften kühn die Burg, und höhnten die Feigheit der Besatzung. Diese, die für die wenigen Reiter nirgends eine

Unterstützung bemerkte, verließ kampflustig ihre Feste, voll fröhlicher Hoffnung, hier leichte und gute Beute zu machen. Als die Zürcherschen Reiter sich verfolgt sahen, flohen sie mit verstellter Furcht ins Thal. Die Besatzung mit Siegesgeschrey ihnen nach. Diesen Augenblick erlauschten die versteckten Fußknechte der Zürcher, eilten der verlassenen Burg zu, fanden das Thor offen, drangen hinein, und setzten Balderen in Flammen. Mit Schrecken sieht die Besatzung die List und ihr Unglück. Entmuthigt entflieht sie unter lauten Verwünschungen zu Lüthold.

3. Zerstörung von Uetliburg. 1268.

Auf der Uetliburg, der stärksten seiner Festungen, Zürich am nächsten, von der man Stadt und Umgegend so wohl überschaute, daß sich niemand unbemerkt nähern konnte, hauf'te meist Freyherr Lüthold selbst. Täglich ritt er mit zwölf weißen Pferden und zwölf weißen Hunden in die Ebene auf die Jagd oder zum Raube. Solche Pferde und Hunde kaufte sich Rudolf in gleicher Zahl, und versteckte sich des Nachts mit ihnen in der Nähe der Burg. Einiges Fußvolk hatte er an demselben Orte aufgestellt, sonst mit absichtlichem Geräusche alle seine Krieger aus der Gegend hinweg gezogen. Am frühen Morgen ritt Lüthold mit seinen Pferden und Hunden aus der Burg, um auf die Zürcher zu streifen, und weil er, durch Rudolfs Anstalten getäuscht, die feindliche Kriegsmacht ferne glaubte; so wagte er sich weit ins Thal. Als Lüthold weit genug entfernt schien, sprengte plötzlich Graf Rudolf, als wäre er der Freyherr, mit seinen Pferden und Hunden der Burg zu. Hinter ihm her, in eiliger Hast, Zürcherisches Fußvolk. Die Burgleute, die ihren Herrn verfolgt und in großer Gefahr glaubten, öffneten schleunigst zu seiner Rettung die Thore; allein unter dem Thore setzten sich die heran sprengenden Reiter fest, und hielten es mit Gewalt offen, bis das Fußvolk hinzu kam. Zu spät erkannte die

Besatzung in den Reitern verkleidete Feinde. Sie wurde überwältigt, die Burg eingenommen und zerstört.

4. Zerstörung von Glanzenberg. 1268.

Lüthold besaß nichts mehr, als seine Stammburg Alt-Regensberg und Städtchen und Schloß Glanzenberg an der Limmath. Aus diesem Städtchen wurden die vorbey fahrenden Handelsschiffe der Zürcher oft beschädigt. Auf Rudolfs Rath rüsten die Zürcher zwey große Schiffe mit Kisten und Fässern, als ob sie nach Basel fahren wollten. In die Kisten und Fässer werden, statt der Waaren, bewaffnete Krieger versteckt, und die Schiffe fahren ab. Etwas früher war Rudolf mit einiger Mannschaft zu Lande gegen Glanzenberg abgegangen, und erwartete in einem Eichwalde nahe bey dem Städtchen die Ankunft der Schiffe. Diese fahren Glanzenberg vorbey, und werden mit Pfeilen beschoffen. Ein wenig unten am Städtchen, vom Gehölze verborgen, landen sie, und die Krieger ordnen sich. Dann erheben die Zürcher ein heftiges Geschrey, als hätten sie Schiffbruch gelitten, und werfen Kisten und Fässer und allerley unnützes Zeug ins Wasser. Bald wird das schwimmende Zeug von Glanzenberg aus wieder erblickt, und das Hülfsgeschrey vernommen. Die im Städtchen ahnden keine List, sie eilen heraus, die Schiffbrüchigen zu fangen und zu tödten, und die Waaren zu haschen. Zu ihrer Verwunderung finden sie statt der Beute gerüstete Zürcher. Es erhebt sich ein Gefecht, und der Lärm desselben zieht immer mehr Leute herbey, bis Schloß und Städtchen von Vertheidigern ganz entblößt sind. Darauf hatte Rudolf gewartet. Kaum verrathen ihm Lärm und Geschrey, was vorgeht, so bricht er mit seiner Schar im Rücken der Glanzenberger hervor, wirft sich auf das Städtchen, und in Einem Augenblicke stehen Schloß und Städtchen in Flammen. Grauen ergreift die Glanzenberger bey diesem Anblicke.

Sie fliehen schreckenvoll. Schloß und Städtchen sind bis auf die letzte Spur untergegangen.

5. Friede. 1268.

Endlich vermittelte Ulrich auf Neu-Regensberg, daß Rudolf und die Zürcher seinen Bruder nicht ganz verderbten. Lüthold mußte selbst nach Zürich kommen, um Frieden zu bitten. Der größere Theil seiner Herrschaften wurde der Stadt abgetreten, unter deren Schutz sich beyde Freyherren begaben. Ja, mit dem gesunkenen Lüthold, der einst zu stolz gewesen war, der Zürcher Hauptmann zu werden, der gelüstet hatte, ihr Herr zu seyn, war es so weit gekommen, daß er sich erfreuen mußte, in der verachteten Stadt Ruhe und das Bürgerrecht zu erlangen. Von ihr empfing er für die abgetretenen Besitzungen lebenslang ein Leibding, und starb endlich, ein warnendes Beyspiel der Eitelkeit menschlicher Größe, und der Verderblichkeit thörichten Stolzes. Durch diese Fehde hatte Zürich den ersten Grundstein zu seiner künftigen Macht und Größe gelegt, und Rudolf hatte durch den hier erworbenen Ruf der Tapferkeit, Kriegskunst und Weisheit nicht wenig zu seiner nachherigen Erhöhung beygetragen.

Rudolf als Kaiser. 1273.

Ehe noch der Krieg mit Lüthold zu Ende gegangen war, gerieth Rudolf in eine zweyte Fehde mit dem Abte zu St. Gallen, und bald darauf in eine dritte mit Bischof und Stadt Basel. Die mit St. Gallen endigte er gütlich. Ohne Geleit wagte er sich nach Weil zu dem Abte, trat mitten unter seine versammelten Feinde, nahm durch die Hoheit seines Gemüthes, durch den Zauber seiner Rede jedermann für sich ein, stiftete Frieden und Bündniß. Ernstlicher betrieb er die Fehde gegen Basel. Ein von dem Bischofe mit Gelde erkaufter Friede beschwichtigte die feindseligen Gemüther nur für kurze Zeit; denn bald brach die Fehde zum zweyten Mahle los.

Rudolf lagerte sich mit aller Macht vor der Stadt. Von beyden Seiten wurde der Krieg mit Erbitterung, ja mit Grausamkeit geführt. Als Rudolf noch vor Basel lag, brachte ihm sein Schwestersohn Friederich von Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg, und bald nach diesem der Reichs-Erbmarschall Heinrich Graf von Pappenheim, die Nachricht, daß er auf den Deutschen Kaiserthron erhoben worden sey. Die Deutschen Fürsten, der Anarchie müde, und vom Papste bedroht, hatten sich endlich 1273 auf einem Reichstage zu Frankfurt am Main vereinigen können, einen Kaiser zu wählen, der nach aller Sinne wäre. Er sollte stark und weise seyn, um das kaiserliche Ansehen herzustellen, und doch nicht so mächtig, daß der Ehrgeiz der Fürsten oder die Freyheit des Reiches durch ihn hätte in Gefahr kommen können. Das Schicksal lenkte die Wahl glücklich zu des Reiches Besten auf den von dem Erzbischofe von Mainz aus Dankbarkeit vorgeschlagenen Grafen von Habsburg. Diese ausgezeichnete Ehre war Rudolfen darum geworden; weil er sich durch seine Thaten in gleichem Maße die Achtung der Großen und die Liebe des Volkes erworben hatte. Er selbst so wohl, als seine Freunde und Feinde erstaunten über diese unerwartete Wendung seines Schicksales. Die belagerte Stadt Basel verzagte. Der Bischof, vor Grimm und Schrecken fast besinnungslos, rief: „Nun setze dich fest auf deinem Throne lieber Herre „Gott, sonst stößt dich dieser Rudolf auch herab!“ Doch Rudolf hatte so viel Edelmuth, seine neue Macht nicht zu mißbrauchen, versicherte die Stadt, der Kaiser habe alle Beleidigungen vergessen, die man dem Grafen von Habsburg angethan, und both Frieden an. Basel öffnete seine Thore, und war die erste, den neuen Kaiser feyerlich zu begrüßen. Achtzehn Jahre besaß nun Rudolf seinen Thron. Er behauptete sein Ansehen mit unerwartetem Nachdrucke. Er half dem Landsfrieden wieder auf, brach die Burgen der Raubritter, schaffte das Faustrecht ab, und wo ein Friedensstörer war;

so strafte er ihn nach der Strenge der Gesetze. Auch adeliche Verbrecher verurtheilte er zu schmählichem Tode. Doch wagte er sich nicht bloß an die kleinen Räuber und Ruhestörer; sondern auch große Fürsten, die des Kaisers Ansehen mit Heeresmacht widerstanden, wies er mit Kraft in die Schranken des Gehorsams zurück. Ein König Ottokar von Böhmen, ein Graf Eberhard von Würtemberg und Andere lernten ihre Widersetzlichkeit gegen Rudolf bereuen; denn er bewies auch als Kaiser an der Spitze seines Heeres die alten Vorzüge, dieselbe Weisheit, dieselbe Tapferkeit, dieselbe Verachtung der Gefahr und des Todes, die er gezeigt, als er noch keine Krone zu verlieren hatte. — Mit gleichem Eifer, wie für die öffentliche Ruhe, sorgte er für das bürgerliche Recht. Er reis'te, wie einst Carl der Große, in seinem weiten Reiche umher, um Jedem ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen, daher man ihn „das lebendige Gesetz" nannte. Als Beweis seiner Rechtsliebe können einige Worte aus einem Schreiben dienen, welches er an die, welche Zölle hielten, ergehen ließ: „Das Geschrey der Armuth ist zu meinen Oh„ren gekommen. Die Reisenden zwingt ihr zu Auflagen, die „sie nicht bezahlen sollten, zu Lasten, die sie nicht ertragen „können. Haltet eure Hände rein von ungerechtem Gute, „und nehmet nur, was euch gebührt; denn wisset, daß ich „für Frieden und Recht alle Sorgfalt und Macht anwenden „werde; weil jene des Himmels köstlichste Gaben sind!" — Da, wo Rudolf keine Vergehungen zu bestrafen fand, regierte er mit ernster Sanftmuth, als ein Vater seines Volkes. Er war gefürchtet, und doch wegen seiner Milde und Güte geliebt. Im Umgange zeigte er dieselbe Leutseligkeit und Verachtung unnützen Gepränges, wie vorher, als er noch oft in einem Dorfe bey Basel einen wohlhabenden Gärber besuchte, und sich an dessen häuslichem Glücke erfreute. Seinen Wachen, die einem armen Manne den Zutritt zu ihm verweigert hatten, sagte er: „Wie, bin ich denn Kaiser geworden, um

„mich vor meinen Unterthanen einzuschließen?“ — Seine alten Freunde vergaß Rudolf auf dem Throne nicht, und behandelte auf dem höchsten Gipfel menschlicher Ehre diejenigen mit Wohlwollen, die einst in seiner Kleinheit mit ihm gewesen waren. Als er zu Mainz sein Hoflager hielt, kam Jakob Müller, ein Bürger von Zürich, in die Stadt, und wünschte, den Kaiser in seiner Herrlichkeit zu schauen. Er trat in den Saal. Sogleich erhob sich Rudolf vom Throne, eilte auf ihn zu, umarmte ihn. Den Fürsten, die sich wunderten, daß der Kaiser einem so geringen Mann so herablassend behandle, gab er diesen Aufschluß: „Als ich noch der Zürcher „Hauptmann war, wurde ich in einem Gefechte verwundet „vom Pferde gestochen, von den Meinen für todt verlassen. „Da kam dieser Müller, schlug die Feinde zurück, hob mich „auf sein Pferd, rettete mich. Darum muß ich billig diesen „Mann, so wie alle von Zürich, hoch ehren; weil sie mir „beygestanden, als ich mich noch eines sparsamen Glückes „erfreute.“ Hierauf schlug Rudolf den Müller zum Ritter, und entließ ihn fürstlich beschenkt.

Der Kaiser gegen Helvetien.

Auf dieses Land, den alten Schauplatz seiner Thaten, in welchem alle seine Besitzungen lagen, richtete Rudolf seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Zürcher, seine Bundesgenossen, die ihm noch immer gute Dienste bewiesen, schirmte er mit besonderer Huld, und mehrte ihre Freyheiten. Von ihm empfingen sie das wichtige Recht, vor keinem fremden Richter und nur nach ihren eigenen Gesetzen Antwort geben zu müssen. Bern, Luzern, Solothurn, Schaffhausen und andere Städte verdanken ihm große Begünstigungen. Den Waldstätten sicherte er die angeborne Freyheit und Reichsunmittelbarkeit. Solche Wohlthaten hielt er für das beste Mittel, seinen Thron durch Erweckung allgemeiner Liebe zu sichern. — Dem Adel, den andere Fürsten zu unterdrücken gesucht hat-

ten, war er ein unveränderlicher Freund, so lange seine Thaten die kaiserliche Huld verdienten. — Wenn Rudolf mit dem Clerus in Fehden stand, betrachtete er diesen nicht wie Lehrer des Christlichen Glaubens; sondern gleich andern Großen. Sonst aber schirmte er denselben bey Gütern und Ansehen, und mehrte seine Macht und Ehre. So erhob er in den Jahren 1274 und 75 den Abt zu Einsiedeln, den Bischof zu Lausanne zu Reichsfürsten. Doch gestattete er dem Clerus keine Vortheile, die das Land gedrückt, oder die Rechte des Staates beeinträchtigt hatten. In diesem Sinne und Geiste wirkte Rudolf im Anfange seiner Regierung innerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes.

Aber mit dem Anwachse seines Glückes änderte der Kaiser zum Theil wenigstens seine gerechten Gesinnungen gegen Helvetien, und suchte, wie die meisten Fürsten, denen der Thron nicht erblich, nur lebenslänglich zugehört, während der Zeit seiner Regierung, die Besitzungen seines Hauses auf jedem Wege, selbst durch ungerechte Bedrückung, zu vergrößern. Schon hatte er mit Bewilligung der Deutschen Fürsten seine Söhne Rudolf und Albrecht zu Herzogen in Schwaben und Oesterreich, Steyermark und Krain und zu Markgrafen von Burgau gemacht. Jetzt warf er sein Auge auch auf Helvetien. Als Graf und Herr von Habsburg, Kyburg, Thurgau, Baden, Lenzburg, Aargau, Frohburg, Zug, Zofingen war er in diesem Lande schon sehr mächtig, und wünschte, seinem Hause ganz Helvetien zu erwerben. Mit Geld, Freundlichkeit und Drohungen suchte er den Edelleuten und Klöstern unsers Vaterlandes ihre Herrschaften abzulocken, und freye Städte und Länder zu bewegen, sich in den Schutz des Hauses Habsburg zu begeben. Viele, denen Rudolf mit der einen Hand schmeichelte, bemerkten die Fesseln nicht, in die er sie mit der andern schlug. Andere weigerten sich, und gegen diese wurde Gewalt versucht. Selbst seine nächsten Verwandten wurden hierbey nicht verschont. Auf solchen Wegen erhielt Rudolf

von seinem Vetter, dem Grafen Eberhard von Laufenburg, 1277 die Stadt Freyburg im Uechtlande und 1281 mehrere Schlösser; im Jahre 1273 vom Abte zu St. Gallen das nicht lange vorher von den Regensbergern erkaufte Grüningen, und 1274 das damahlige Schloß Ittingen; von dem Abte zu Murbach 1291 Luzern, anderer, minder wichtiger Erwerbungen nicht zu gedenken. Er gründete auch 1282 zum Verderben des St. Gallischen Weils die Stadt Schwarzenbach an der Thur, welche nach zwey und zwanzig Jahren, als sich sein Sohn, Kaiser Albrecht, mit dem Abte ausgesöhnt, bis auf das Schloß für immer zerstört wurde.

Rudolfs Krieg gegen Savoyen. 1281 — 1285.

Die auffallendsten Gewaltschritte geschahen gegen Savoyen und Bern. Rudolf hatte den für sein Haus allerdings guten Gedanken gefaßt, das alte Königreich Burgund für seinen Lieblingssohn Hartmann wieder herzustellen. Dieser Plan verwickelte den Kaiser in Streit mit dem Hause Savoyen, dessen Besitzungen und Absichten durch Rudolfs Absichten gefährdet wurden. Die erste Zwietracht entbrannte, als Rudolf 1277 durch Kauf Freyburg im Uechtlande an sein Haus gebracht. Bald war offener Krieg zwischen Savoyen und Habsburg. In drey Feldzügen wurde Rudolf vom Glücke begünstigt. Manches Gebieth, das die Savoyer nach dem Tode der Zähringer und während der Unruhen des Interregnums in West-Helvetien vom Reiche abgerissen hatten, fiel wieder in Rudolfs Hand; aber seinen eigentlichen Zweck verfehlte er um so eher, da durch Hartmanns frühzeitigen, unglücklichen Tod Rudolfs Lust an diesem Kriege erkaltete.

Rudolf belagert Bern. May und August 1288.

Nicht glücklicher, als gegen Savoyen war Rudolf in seinen Fehden gegen Bern. Es herrschte eine alte Feindschaft zwischen dem Hause Habsburg und den Bernern. Schon 1241

wurde Bern von Gottfried von Habsburg zu der Bürger großem Schaden hart gefehdet, und gezwungen, sich Savoyen in die Arme zu werfen. Rudolf fand neue Ursache, die aufblühende Stadt zu hassen; weil sie bey des Kaisers Kriegen gegen Savoyen, aus Besorgniß für ihre eigene Unabhängigkeit, dem Kaiser nur unwillig Dienste geleistet, und aus dem gleichen Grunde den Kauf zu hindern gesucht, den Rudolf über Freyburg im Uechtlande abgeschlossen hatte. Mit Freuden benutzte daher der Kaiser die erste Gelegenheit, die Stadt zu demüthigen. Die Berner hatten aus ihrer Stadt für ewige Zeiten die Juden vertrieben, denen man, weil in jenen Tagen von diesem ehemahligen Volke Gottes auch das Gräulichste leicht geglaubt wurde, den grausamen Mord eines Christen-Knaben Schuld gab. Diese vertriebenen Juden, des Reiches ewige Kammerknechte, gaben nun dem Kaiser einen wenigstens scheinbaren Vorwand, gegen die Stadt ein hartes Urtheil zu sprechen; aber Bern achtete nicht auf seinen Spruch und seine Befehle, und als Rudolf seinen Heerbann gegen die ungehorsame Stadt aufbiethet, beschließen die Bürger, sich so muthig zu vertheidigen, daß der letzte Tag der Freyheit der Stadt, auch der letzte des Lebens aller Bürger seyn solle. Mit funfzehn tausend Mann lagert sich Rudolf am Ende des Maymonathes 1288 auf dem Breitenfelde vor der Stadt; aber da da dieselbe von drey Seiten durch einen reißenden Fluß umgeben, durch steile Ufer und gute Mauern geschützt, und von tapfern Bürgern vertheidigt war; so vermochte die Belagerungskunst der damahligen Zeit nichts gegen sie, und Rudolf mußte mit seinem Heere abziehen. Im August desselben Jahres erscheint er zum zweyten Mahle vor der Stadt, eine List zu versuchen. Große Flöße, mit brennenden Holzstößen, Schwefel und Pech beladen, werden die Aare herunter gelassen. Sie sollen die hölzerne Brücke, durch diese, die nach dem großen Brande von 1286 ebenfalls von Holz neu aufgebaute Stadt anzünden. Ein allgemeiner Sturm des kaiserlichen

Heeres hatte die Bestimmung, die Kraft der Bürger zu theilen, und ihre Aufmerksamkeit von der Hauptgefahr abzulenken; allein die wachsamen Bürger bemerkten die List, und wußten, ihr zu begegnen. Sie schlugen oberhalb der Brücke Pfähle ins Wasser, an denen die Flöße hangen blieben, und unschädlich verbrannten, oder von den tapfersten Bernern, die sich in Schiffen auf die Aare wagten, mit Haken zerrissen, untergetaucht und gelöscht wurden. Auch der Sturm ward mit Muth und Klugheit abgeschlagen. Nach diesem mißlungenen Versuche ließ Rudolf von Bern ab; doch blieb die feindselige Stimmung, ja die offene Fehde. Nach Rudolfs Abzuge wendeten sich die Berner mit gutem Glücke ins Oberland zur Züchtigung des Adels, der in Vereinigung mit dem Kaiser die Stadt gefehdet hatte.

Gefecht an der Schoßhalde. 1289.

Im folgenden Frühlinge im Aprill hatte der Kaiser, über den zweymahligen schimpflichen Abzug erbittert, der Stadt eine neue Gefahr bereitet. Eines Tages bemerkte der Venner Brugger von Bern, dem das Brückenthor anvertraut war, plötzlich einige raubende Feinde, deren Hauptmacht hinter einem nahe liegenden Hügel, der Schoßhalde, listig verborgen war. Er, in der Meinung jene kecken Freybeuter blutig abzutreiben, ahndet keine Gefahr, ergreift das Banner, und eilt mit mehr Muth, als Klugheit nebst wenigen Genossen dem Feinde entgegen. Zu spät bemerkt er, daß er nicht nur einige streifende Feinde zu verfolgen habe; sondern durch den Herzog Rudolf von Schwaben, des Kaisers Sohn, der mit einem ansehnlichen Heerhaufen aus dem Aargau gekommen war, von der Stadt abgeschnitten sey. Brugger, seine Unbesonnenheit fühlend, wünscht, den Fehler wieder gut zu machen. Er flieht nicht, er bittet nicht um Gnade, er hält und streitet. Ritterlich kämpfen seine wenigen Krieger. Unter ihnen ein zahlreiches, durch Tapferkeit berühmtes Geschlecht, die Neun-

haupte, die sich hier zu Berns Heile, wie die Fabier für Rom, aufzuopfern entschlossen sind. Aber Brugger vermochte mit seinem kleinen Häufchen nur wenig gegen die Uebermacht der Feinde. Viele waren schon gefallen, die Andern ermattet und dem Untergange nahe, das Stadtbanner in der Feinde Hand. Da eilt die durch die Sturmglocke aufgeschreckte Bürgerschaft wohl gerüstet, streitlustig hinzu. Walo von Greyerz, der um dieses Tages willen den Nahmen des Biedern auf seine Nachkommen brachte, stürzte sich in die Feinde, entriß ihnen mit wüthender Gewalt das ersiegte Banner, und trug es blutig und zerrissen zu den Bürgern zurück. Diese, die Größe der Gefahr erkennend, streiten mit so verzweifeltem Muthe, daß Rudolf das Treffen nach großem Verluste abbricht; aber auch die Berner bedauern zwey hundert Todte, die mit ihrem Blute die Freyheit der Stadt gerettet. Nach diesem endigte ein Friede den Krieg des Kaisers gegen Bern; aber dieser Friede hindert die Stadt nicht, abermahls gegen den Oberländischen Adel zu ziehen, um an diesem den erlittenen, schmerzlichen Verlust zu rächen.

Rudolfs Tod. Den funfzehnten July 1291.

Von dieser Zeit an wirkte der Kaiser wenig auf Helvetien. Drey Jahre später machte der Tod seinem thatenvollen Leben und seinen weitaussehenden Planen ein Ende. Achtzehn Jahre nach seiner Thronbesteigung, nachdem er, wie er selbst sagte, „aus der Hütte seiner Väter in den kaiserlichen Pallast „war erhöhet worden," im vier und siebzigsten Jahre seines Lebens, erkrankte er auf einer Reise nach Speyer, und starb in Germersheim, einer Stadt, die er selbst gestiftet hatte. Wenn ihn die Ländergier nicht verführte, sein Glück zu offenbarer Ungerechtigkeit zu mißbrauchen, hatte er meist gut und gerecht und besonders in bürgerlichen Beziehungen mit solchem Beyfalle regiert, daß sein Andenken noch lange hoch ge-

ehrt wurde, und in den Deutschen Landen sich die Redensart erhielt: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.“

Zweytes Kapitel.

Die Zeiten Albrechts von Habsburg-Oesterreich.

1291 — 1308.

Helvetiens Lage nach Rudolfs Tode. 1291 — 1334.

Als Kaiser Rudolf starb und unter seinem Sohne und Enkel, waren die Helvetischen und Rhätischen Länder in folgender Lage. — Im Gebirge Hohen-Rhätiens herrschten neben des Bischofes zu Chur friedlicher Macht viele große Freyherren, welche, stolz auf wilde Tapferkeit, ungescheut Alles thaten, was rohe Leidenschaft ihnen eingab. Darum bauten und kauften die Bischöfe zum Schirme des Landes viele starke Burgen. — Das Stift St. Gallen, welches 1228 die alte Landschaft erworben, und durch den Abt Berthold von Falkenstein zu hohem Reichthume gekommen war, wurde in den letzten Jahren von Rudolfs Regierung durch lange Fehden wegen streitigen Abtswahlen zerrüttet, und mit Schulden beladen; so daß die Kirchenzierden verkauft wurden, die Gebäude baufällig standen, Verwüstung das Kloster umgab. Zuletzt noch sah sich St. Gallen durch des Kaisers Ungerechtigkeit beraubt, sein Gebieth durch Rudolfs und seines Sohnes Angriffe so grimmig verheert, daß 1291 an Einem Tage das ganze Land Appenzell bis auf Eine Gemeinde durch Feuer verderbt wurde, und im Jahre 1292 alles Volk aus dem verbrannten Weil nach dem neu erbauten kaiserlichen Städtchen Schwarzenbach zog; so daß nur zwey Bürger bey der Asche ihrer Vaterstadt blieben, bis 1304

Schwarzenbachs Zerstörung das untergegangene Weil zu neuem Leben rief. Zehn Jahre später, den drey und zwanzigsten Weinmonath 1314, ging Stadt und Stift St. Gallen unter der harten Herrschaft Heinrichs von Ramstein bis auf acht Häuser im Feuer unter. Der Schade war so groß, daß man zweifelte, ob Stadt und Stift sich je wieder aus dem Schutte zu erheben im Stande seyn würden. — Das Land Glarus freute sich glücklichen Gedeihens; aber gerechte Besorgniß für seine friedliche Ruhe ergriff es, als die Rechte über Glarus, welche dem Stifte Seckingen zustanden, an Rudolfs Geschlecht kamen, und nur allzu bald wurde das Joch der neuen Herrschaft, und ihre Abneigung gegen die Waldstätte, mit denen man bis dahin im Frieden gelebt, hart empfunden. — Im Oberlande war Parteyung zwischen Adel und Volk. — Bern, zuerst bedeutend vergrößert, hernach 1286 durch schweres Brandunglück verzehrt, waltete unerschüttert mit Kraft und Würde. Das freye Hasli-Thal, das Habsburgische Freyburg, das Land Wallis, das Baselsche Biel, das treue Solothurn verbündeten sich mit seiner Stärke auf bestimmte Zeit; aber der Bund mit Freyburg wurde durch die Feindschaft des Hauses Habsburg gegen Bern bald in mehrjährigen Haß dieser Städte verwandelt, und schon 1334 wurde das Hasli mit sehr beschränkten Herrschaftsrechten den Bernern unterthan. Eben dieselben fochten in diesen Jahren unglücklich vor Landeron; verstärkten dagegen mit großem Glücke ihre Macht in vielen andern Fehden. — Wild und frey lebte das Land Wallis. Drohend stieg daselbst und in der Waat die Savoysche Macht. — Die Jura-Gegenden waren durch Gewalt und Raub verwirrt. — Zu Basel nahmen die bürgerlichen Streitigkeiten nach langer Dauer ein Ende. Das Bisthum genoß des Friedens. — Schaffhausen, der Herrschaft seines Klosters erledigt, ward blühend und reichsfrey für kurze Zeit. Das Kloster selbst war ungemein reich, aber durch Parteyun-

gen zerrissen, die erst mit dem Verluste der Reichsfreyheit der Stadt endigten. Nach dem Untergange der Freyheit, 1331, genoß Schaffhausen in guten Zeiten der Größe der Herzoge von Oesterreich; aber gemeiniglich gingen die Bedürfnisse dieser Fürsten weit über das Vermögen der Stadt, zu ihrer Ersättigung mußten Gut und Blut geopfert werden, darum wurde Oesterreichs Herrschaft; wenn schon die Herzoge Anfangs der Stadt schmeichelten, stets mit Unwillen erduldet. — Auch Luzern, ein wohl eingerichtetes Gemeinwesen, wo sich Ordnung und billige Freyheit Aller fand, war früher schon von des Stiftes Murbach milder Herrschaft, entgegen der kurz vorher erkauften Versicherung seiner Unveräußerlichkeit, an das strengere Habsburg gekommen. Mit Unwillen vernahmen die Luzerner diesen Wechsel; aber von allem Volke waren nur zwey Mönche so kühn, die Habsburgische Herrschaft für unrechtmäßig zu erklären. Sie starben in fernem Gefängnisse. Die Stadt gewann man durch schöne Verheißungen und Vertröstungen, welche nach Rudolfs Tode übel an ihr gehalten wurden. — Die Waldstätte lebten in Eintracht und Ruhe, bis der Ankauf Luzerns durch Habsburg sie mit großer Sorge für ihre eigene Unabhängigkeit erfüllte. „Denn," sagt Tschudi, „sie begunntend merken, daß „des Königs Sohn, Herzog Albrecht, darnach trachtet, wie „er sie mit der Zeit auch möcht unterdrücken, und an sich „ziehen." Nachdem der Sieg am Morgarten sie von dieser Furcht befreyt hatte, sicherten sie 1331 mit gewaffneter Hand die Sicherheit des Handelsweges über den Gotthard, und unternahm 1332 Unterwalden die Rettung der Freyheit von Ober-Halsli. — Zu Zürich wurden neben glücklichem Gewerbsfleiße und streng bewahrter Freyheit viel kriegerischer Muth und schützende Verbindungen mit nahen und fernen Herren und Städten gefunden. Den Wohlstand der Stadt erschütterte 1281 für lange Zeit die mordbrennerische Hand eines rachesüchtigen Böswichtes. Im Jahre 1331 entrann

Zürich nur mühsam dem Loose, Oesterreichische Fürstenstadt zu werden. — Die ausgedehnten Habsburgischen Herrschaften mußten ihren zunehmenden Flor Rudolfs tyrannischem Nachfolger mit verdoppelten Lasten und Abgaben bezahlen.

Albrecht. 1291 — 1298.

Albrecht von Habsburg, Herzog von Oesterreich, Steyermark und Krain, Herr zu Windisch-Mark und Portenau, Rudolfs einziger noch lebender Sohn, geboren im Jahre 1248, hatte ein Alter von ungefähr drey und vierzig Jahren erreicht, als er nach des Vaters Tode Haupt des Habsburgischen Hauses ward. Das Herzogthum Schwaben, das nebst den Elsassischen und Schweizerischen Landen seinem zweyjährigen Neffen Johann angehörte, verwaltete er als Vormund. Er hatte sich in seinem früheren Leben schon hinlänglich gezeigt, um alle benachbarten Fürsten, Herren und Länder auf den furchtbaren Fortgang der Macht seines Hauses aufmerksam zu machen. Schon die äußerliche Bildung dieses Mannes verrieth die Häßlichkeit seines Inneren, in welchem gute und schlechte Eigenschaften, meist zum Nachtheile der ersteren, wunderbar gemischt waren. Albrecht war buckligt, einäugig, sein Antlitz finster und ungemüthlich. Er besaß einen nie gebogenen Starrsinn in der Verfolgung seiner Zwecke, und liebte bey seiner ungeduldigen Gemüthsart zu ihrer Erreichung mehr die Gewalt, als die Klugheit. Er nährte alle die ausgedehnten Wünsche seines Vaters, und hatte dessen kriegerischen Geist, nicht aber seine liebenswürdigen Eigenschaften geerbt. Auf Geld und Waffen richtete Albrecht seine größte Aufmerksamkeit; weil er sie für das einzige und beste Mittel hielt, die Völker zu beherrschen. Unersättliche Ländergier; Haß der gesetzlichen Hindernisse seiner Gewalt, den Viele an Fürsten für hohe Kraft halten; ein Geist der Ordnung, der Jeden scharf in den Schranken seines Standes fest hielt; dabey eine

große Selbstbeherrschung bezeichnen diesen Mann, der auch im Aufwallen der Leidenschaft seine Zunge zu bändigen wußte, und von welchem die Geschichte rühmt, daß er nie im Zorne das bürgerliche Recht gebogen, auch nie den Ausschweifungen Gewalt über sich gegeben habe. Dennoch hat er während seines Lebens Vielen durch bitteres Unrecht wehe gethan, auch die Geschichtschreiber unsers Vaterlandes können seiner nicht mit Lobe gedenken. Merkwürdig bleibt er uns darum; weil er, obschon ganz gegen seinen Willen, durch eine Reihe von Gewaltthaten den ersten Anstoß zur Vollendung unserer Freyheit gegeben hat. Geliebt wurde Albrecht von niemanden, gehaßt von Vielen, gefürchtet von Allen. Jedermann, auch des Vaters treuste Freunde, wandte sein Herz von ihm. Als die Schwyzer von seinem Regierungsantritte Nachricht erhielten, schien es ihnen nöthig, durch Erneuerung ihrer Bünde ihre Freyheit zu schirmen, und Zürich suchte in dem Beytritte zu einem mächtigen Fürstenbunde Sicherheit. Von seinen Verwandten wurde Albrecht angefeindet, oder in der Erreichung seiner liebsten Plane gehindert. In seinen Erbstaaten sah er Empörung, die er mit Kraft unterdrückte. Dieser glückliche Erfolg vermehrte seine Kühnheit, und steigerte seine Wünsche. In allen Würden wollte er Rudolfs Nachfolger seyn. Schon bey dem Leben des Vaters waren Versuche gemacht worden, dem Sohne den Kaiserthron zu sichern. Klug hatten damahls die Fürsten die Wahl eines Königes verschoben. Nach seines Vaters Tode wartet Albrecht, der den Erfolg für sicher hält, die Entscheidung eines Reichstages nicht ab, und bemächtigt sich vorläufig der Reichs-Insignien. Da erhält er den ersten Beweis des allgemeinen Hasses; denn er wird bey der Kaiserwahl übergangen, und sieht seine liebste Hoffnung zertrümmert. Gründe der Klugheit bewegen ihn, die Wahl für den Augenblick anzuerkennen, und wider Aller Erwarten dem neuen Kaiser den Lehenseid zu leisten; aber in seinem Herzen verbirgt er eine unversöhnliche Feind-

schaft, einen Rachedurst, den nur Tod und Verderben zu stillen vermögen.

Adolf, Graf zu Nassau, Kaiser der Deutschen. 1291 — 1298.

Die Wahl der Deutschen Fürsten war durch die Gewandtheit des Erzbischofes von Mainz, Gerhard von Eppenstein, auf den Grafen Adolf von Nassau, einen in vielen Hinsichten untadelhaften Mann und tapferen Ritter, gefallen; der aber zu einer so hohen Würde weder Klugheit, noch Ansehen, noch Macht genug besaß. Sein Vermögen war so gering, daß er nicht einmahl die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte. Als Kaiser suchte er zwar, in Rudolfs Fußstapfen zu treten; er ließ den Landsfrieden beschwören; er sicherte Jedem seine Rechte, und bestätigte nahmentlich auch den Zürchern und Bernern und andern Städten und Ländern Helvetiens ihre herkömmlichen Freyheiten; aber daneben strebte er eifrigst, sogar auf unwürdigen Wegen, die Macht seines Hauses zu mehren, wurde dadurch verhaßt, und beleidigte auch seinen bisherigen Gönner, seine einzige Stütze, den ränkesüchtigen Erzbischof von Mainz, der in Adolfen einen seinem Interesse ergebenen Kaiser zu finden gehofft hatte, sich in seinen Erwartungen betrogen sah, und nun aus Rachsucht auf einem Fürstentage zu Maniz Adolfs Entsetzung widerrechtlich bewirkte.

Albrecht besteigt den Kaiserthron. 1298.

An die Stelle des Entsetzten wurde Herzog Albrecht von Oesterreich erwählt, der durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürsten zu täuschen gewußt hatte. Allein auf dem Tage zu Mainz war ein Theil der Churfürsten geflissentlich übergangen worden. Diesen, den Reichsstädten, vielen Herren schien Adolfs Entlassung ungerecht. Sie war das erste Beyspiel, daß die Churfürsten ohne Aufforderung des Papstes aus

eigenem Antriebe einen Kaiser entsetzt hatten. Das Reich theilte sich in seinen Meinungen. Die Waffen mußten über den Besitz des Thrones entscheiden. Im Jahre 1298 geschah bey Worms die Hauptschlacht, in der Adolf Krone und Leben, das letzte, wie die meisten Geschichtschreiber melden, durch Albrechts Hand verlor.

Albrechts Krieg gegen Bern. Schlacht am Donnerbühel den ein und zwanzigsten May 1298.

Ueber Adolfs Unglück erschraken besonders seine treuen Anhänger, die Helvetischen Lande, weil der neue Kaiser den Waldstätten ihre Freyheiten nicht bestätigt; sondern sich geäußert hatte, „er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung „ihres Zustandes antragen zu lassen," und weil das Gerücht erging, daß Albrechts Partey wider Bern waffne. Wirklich sammelten die von Freyburg und mit ihnen der mächtige Adel rings um Bern, der Stadt alte Feinde, zahlreiche Scharen, und zogen gegen die gehaßte. Die Berner hatten keine Hülfe, als einigen Zuzug des treuen seit 1295 verbündeten Solothurn und der Grafen von Kyburg und Aarberg. Dennoch bath die Stadt nicht um Frieden; weil ein freyes Volk in die größte Gefahr des Unterganges kommt, wenn es da, wo das Recht auf seiner Seite steht, aus scheuer Furcht der Uebermacht weicht, und nicht zu siegen oder zu sterben weiß. Als das feindliche Heer anrückte, zogen die Berner unter ihrem Feldhauptmanne Ulrich, Castellan von Erlach, einem kriegserfahrnen, unerschrockenen Ritter, dem Feinde entgegen. Sie fanden ihn nahe bey der Stadt in vortheilhafter Stellung auf der Höhe des Donnerbühels und im Jammerthale unübersehlich ausgebreitet. Sie, die sich an der Schoßhalde erhaltenen Warnung erinnerten, zogen dieß Mahl in guter Ordnung heran. Als sie nahe gekommen, gibt Erlach das Zeichen zum Angriffe. Alle Harsthörner, alle kriegerischen Instrumente erschallen. Mit jubelndem Feldgeschrey wirft

sich das Volk der Berner auf den Feind, der durch diese kriegerische Hitze bestürzt wird. Seine Bestürzung vollendet ein unerwarteter Angriff auf der linken Seite und im Rücken; denn Erlach hatte den Feind durch den Bremgarten-Wald umgehen lassen. Die Ueberraschung war gelungen. Die feindlichen Ritter, hingerissen durch die erschrockenen Pferde, oder bey dem nie gesehenen Anblicke der Begeisterung des Kriegsvolkes der Stadt von Staunen starr, von Furcht betroffen, fliehen, oder werden fast ohne Widerstand erschlagen. Das Fußvolk wird von den Bernern ereilt, umringt, gefangen. Das Glück des Tages wurde bey Ober-Wangen entschieden. Siegstolz bringen Erlachs Streiter achtzehn eroberte Banner und die entwaffneten Feinde in die Stadt. Die Banner werden im Münster aufgehängt, zum Danke, daß Gott der gerechten Sache den Sieg gegeben. — Von da an wagten die Berner zu Albrechts Zeiten mit großem Glücke ungestraft mehr, als unter dem gnädigsten Könige, und stiegen, durch jedes Glück erfahrner im Streite, bald zu solchem Glanze der Waffen, daß wenige Zeit nach der siegreichen Schlacht manche ihrer ältesten und mächtigsten Feinde Burgrechte und Freundschaftsbündnisse mit ihnen schlossen.

Albrecht vor Zürich. 1298.

Auch gegen diese, seinem Vater einst so innig befreundete Stadt zog Albrecht zu Felde. Als er nach seinem ersten Reichstage in die vorderen Erblande kam, brachten die Habsburgischen Unterthanen, besonders die Winterthurer, die eben erst mit vielem Glücke eine Fehde gegen die Zürcher beendigt hatten, mit bitterer Feindseligkeit viele Klagen gegen diese Stadt vor. Sie wußten, die Hoffnung zur Eroberung leicht zu entflammen. Was man wünscht, glaubt man gern, und Albrecht wähnte sich schon im Besitze einer Stadt, von der man ihm gesagt hatte, sie sey im Aprill desselben Jahres auf dem St. Georgen-Felde vor Winterthur so sehr geschwächt worden, daß sie beym ersten Angriffe fallen müsse. Der Kai-

ser lagerte sich hoffnungsvoll vor der Stadt auf dem Zürich-Berge. Sein Heer übte vielen Unfug. Die Bürger, über Albrechts Ankunft wenig erschrocken, schlossen nicht einmahl ihre Thore zu, und erklärten dem Könige, daß sie in ihrer Sache billiges Recht und keine Gewaltschritte erwarten. Vom königlichen Lager aus sah man in den Straßen der Stadt einen langen Zug wehrhafter Jugend, wie es heißt, durch geharnischte Frauen und Jungfrauen um ein Bedeutendes verstärkt. Man sah offenen, überflüssigen Markt und ganz Zürich im Vertrauen auf die eigene Kraft und die sichere Hülfe der nahen Waldstätte in unerschrockener Erwartung der kommenden Dinge. Der König auf eine Belagerung und ernsten Widerstand nicht gerüstet, zürnte mit denen, die seinen Hoffnungen fälschlich geschmeichelt hatten, und änderte seinen Sinn. Gnädig hörte er die Bothschaft der Stadt an, ließ es sich gefallen, als Freund nach Zürich zu kommen, und bestätigte den Bürgern ihre Freyheiten.

Albrechts Ländergier.

Bald nach diesem vergeblichen Zuge eignete sich Albrecht mit übergroßer Habsucht die Kastvogtey über St. Gallen; die Reichsvogtey über Glarus, Einsiedeln, Oberhasli, Unterseen, Interlachen, Urseren, Laax in Rhätien; die Herrschaften Embrach und Regensberg; beynahe den ganzen jetzigen Canton Luzern; viele wichtige Besitzungen im Aargau und in Schwaben durch Kauf, List und Gewalt zu. Albrechts Familie war zahlreich, und jedes Glied derselben sollte herrschen mit Macht und Glanz. Seine Gattinn hatte ihm ein und zwanzig Kinder gegeben, von denen fünf Töchter und fünf Söhne das männliche Alter erreichten. Für diese Kinder geizte Albrecht nach Ländern. Durch Kyburg, Thurgau, Baden, Lenzburg, Zofingen, Zug, Grüningen, Freyburg, Luzern u. s. f. hatte Kaiser Rudolf in Helvetien das Erbe seiner Väter erweitert. Die Herzogthümer Oesterreich, Steyer, Krain, die Herrschaften Windisch-Mark und Portenau, die Markgrafschaft Bur-

gau mit dem Herzogthume über Schwaben hatte er seinen Söhnen in Deutschland verliehen. Reiche, herrliche Länder, fruchtbar an Korn, Wein, Vieh, Salz und Eisen, bevölkert von einem biederen, fleißigen, tapferen Volke, zum Theile mit ausnehmenden Rechten des Fürsten geschmückt. Sie genügten nicht der Habsucht seines Sohnes Albrecht. Eben dieser suchte, aber ohne Furcht, die Kronen Ungarn und Böhmen, die Landgrafschaft Thüringen, Meißnische Länder, Nieder-Bayern, Halicz und die Silberbergwerke zu Kuttenberg. Auch ließ er es sich zu Sinne kommen, ein neues Herzogthum in Helvetien zu errichten. Alle daselbst zerstreuten Besitzungen seines Hauses gedachte er durch Erwerbung des dazwischen gelegenen fremden Eigenthumes zu vereinigen, und das an sich zu reißen, was sein Vater noch nicht hatte erlangen können. Deutschland erfüllte er mit solcher Furcht für die allgemeine Freyheit, daß hundert und dreyßig Jahre lang nach seinem Tode kein Kaiser mehr aus seinem Hause aufkam.

Albrecht gegen die drey Länder. 1298 — 1308.

Der herrschsüchtige Albrecht, ganz mit dem Ausführung seiner Plane beschäftigt, ließ an die friedlichen, freyen und genügsamen Bewohner der drey Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, deren Gebieth seine reichen Besitzungen sehr unbequem trennte, den süßen und lockenden Antrag ergehen: „Sie „sollen den Schirm des Reiches gegen den ewigen Schirm „des Hauses Oesterreich, das alle benachbarten Städte und „und Länder, und in ihren eigenen Thälern viele wichtige „Güter und Rechte besitze, vertauschen. Der König könnte „Gewalt gegen sie brauchen, und sie würden ihm nicht zu „widerstehen vermögen; aber er wolle sie lieber in Freundschaft „erwerben. Er, ein Sohn Rudolfs, ihres treuen Anführers, „ein streitbarer, siegreicher, gewaltiger Fürst, verlange nichts „von ihrer Armuth. Mehr um ihrent-, als um seinetwillen, „trage er ihnen Schutz und Schirm an. Er habe vernom-„men, welch ein tapferes Volk sie seyen, tapfere Männer

„liebe er, und möchte auch sie anführen zum Siege, und sie „reich und geehrt machen durch Beute, Ritterschaft, Lehen.“ Die Waldstätte, die aus gerechtem Mißtrauen des Kaisers verhüllte Absichten ahndeten, und den Werth ihrer Freyheit wohl kannten, ließen sich durch den Schein der Freundlichkeit um so weniger täuschen; weil sie schon lange mit banger Sorge den Anwachs der Habsburgischen Macht gesehen hatten, und antworteten, „sie wünschten, im Zustande ihrer „Altvordern zu verbleiben, und es sey ihre Bitte an den „Kaiser, ihnen diese zu bestätigen.“ Der Kaiser, der gewohnt war, seinen Willen, er mochte nun gerecht oder ungerecht seyn, als Gesetz geachtet zu sehen, ergrimmte im Zorne. Den Ländern war er wegen ihrer Anhänglichkeit an Adolf von Nassau schon gram geworden; jetzt glaubte er, noch mehr Ursache zur Feindschaft zu haben, und erlaubte sich alle Mittel, diese Leute nach seinen Wünschen zu lenken. Er suchte, den Samen der Zwietracht unter ihnen auszustreuen; er ließ das Land lange gegen Sitte und Recht durch seine Amtleute zu Rothenburg und Luzern verwalten. Erst nach vielen Bitten gab er ihnen 1304 eigentliche Reichsvögte, die sie ungern entbehrt hatten. Aber, statt der gehofften, gerechten Richter, erhielten sie Vögte, welche sie hassen mußten. Ein Herrmann Geßler von Bruneck, ein Beringer von Breiten-Landenberg zeigten Anfangs häuchlerische Freundlichkeit, und als sie mit dieser das Volk nicht unter das Joch zu locken vermochten, mißhandelten sie es auf des Kaisers Befehl mit äußerster Härte, in der Hoffnung, das Volk werde hierüber in Verzweifelung gerathen, und zur Linderung seiner Last gern unter Oesterreichs Herrschaft sich fügen, oder durch offenbaren Aufruhr Gelegenheit geben, die alten Freyheiten durch einen scheinbaren Rechtsspruch zu vernichten. Vergebens waren Albrechts List und Gewalt, die Einigkeit und der schlichte Verstand dieser Bergvölker siegten über seine tückische Staatskunst. Zwar fanden die gedrückten Länder nirgends Hülfe, beym Kaiser nicht einmahl Gehör. So oft ihre Gesandtschaften

von Albrechts Hoflager ohne Antwort, traurig, hoffnungslos in die Heimath zurück kehrten, erhöhete sich der Trotz der Vögte. Kein Druck und keine Gewalt, keine Grausamkeit und kein Unrecht wird genannt, die das unglückliche Volk nicht erduldet hätte. Uebermäßige Zölle, lästige Ein- und Ausfuhrverbothe, ungewohnte Kosten zur Unterhaltung von Schloßbesatzungen, schwere Strafen an Freyheit und Geld zur Bereicherung der armen oder geizigen Vögte oder zur Sättigung der kaiserlichen Habsucht waren das Geringste. Das Alles konnte noch unter einem gewissen Scheine der Nothwendigkeit und des Rechtes geübt und gefordert werden. Die Vögte gingen weiter. Geßler erbaute sich aus dem Schweiße des Volkes am Fuße des Gotthardes eine Feste, die er spöttisch Twing-Uri nannte. Ueberhaupt erregte er durch beleidigende Reden, die den Schmerze des Druckes erhöhten, und das künftige Schicksal ahnden ließen, die Verzweifelung. Die alten, lange verdienten Geschlechter des Landes schalt er Bauernadel. In Worten und Geberden zeigte er hochmüthige Verachtung des Volkes. Einst ritt er durch den Ort Steinen bey Werner Staufachers Haus vorbey. Mit Neide sah er, wie dieses neu, schön, hell und geräumig erbaut war. „Wessen ist dieses Haus?“ fragte er stürmisch den Besitzer. Dieser antwortete bescheiden: „Es ist meines Herren des Kö„niges und Euer und mein Leben.“ „Kann man dulden,“ ruft der Vogt, „daß das Bauernvolk so schön wohnt!„ — Mit gleichem Uebermuthe hauf'te Landenberg zu Sarnen in Unterwalden. Im Melchthale lebte Heinrich an der Halden, ein eifriger und beliebter Vertheidiger der Freyheit. Diesen wollte Landenberg wegen eines geringen oder erdichteten Vergehens seines Sohnes Arnold von Melchthal um einen Zug schöner Ochsen strafen. Da der Gekränkte sich weigerte, fügte Landenbergs Knecht höhnisch bey: „Die Bauern können den „Pflug selbst ziehen, wenn sie Brot essen wollen!“ Arnolds Zorn entbrannte. Er zerschlug mit seinem Stabe dem Knechte einen Finger, und entfloh; weil er des Vogtes Grausamkeit

fürchtete. Landenberg ließ den greisen Vater des Entflohenen fangen, er sollte ihm sagen, wo sich der Sohn verborgen habe. Vergebens betheuerte er, es nicht zu wissen. Man nahm ihm die Ochsen. Man nahm von ihm eine starke Geldbuße. Man stach ihm für das Vergehen seines Sohnes die Augen aus: „Der Stich," sagt ein alter Geschichtschreiber, „ging manchem Redlichen so tief ins Herz, daß Viele „sich entschlossen, eher zu sterben, als die grausame That un„gerochen zu lassen!" — Der Burgvogt auf der Schwanau und ein Herr von Wolfenschieß übten noch andere, nicht weniger gewaltsame, zu dem entehrende Verbrechen. Dafür wurden beyde von den Beleidigten erschlagen. Das Volk wurde immer geneigter, sich selbst Hülfe zu verschaffen.

Der Bund im Rütli. 1307.

Viel klagten unter diesem Drucke die Edelgesinnten des Landes, daß die Billigkeit verschwunden sey, und das Recht mit Füßen getreten werde; aber furchtsam und mißtrauisch seufzte jeder nur im Stillen. Endlich faßten einige Muthige einen gemeinsamen Entschluß. Werner von Staufach, ein begüterter, angesehener, wohl gesinnter Mann, fuhr, von seinem heldenmüthigen Weibe Margaretha Herlobig ermuntert, über den See nach Uri zu seinem gleich gesinnten, gleich ihm angesehenen Freunde Walther Fürst von Attinghausen. Bey ihm fand er jenen Arnold von Melchthal verborgen, der ihm sein trauriges Loos offenbarte. Nachdem diese Drey ihre bekümmerten Herzen entlastet, beschlossen sie, noch größerem Unrechte zuvor zu kommen. Wohl fühlten sie, mißlungener Widerstand könnte grausame Rache nach sich ziehen; aber sie zogen den Tod der Erduldung eines ungerechten Joches vor, und achteten das Vaterland ohne die alte Freyheit für verloren. Sie wollten nicht zur Vertheidigung unhaltbarer Meinungen, nicht zu ihrem Vortheile, nicht aus Liebe zu Unruhen, nicht aus Rachsucht einen wohl geordneten Staat umstürzen, auf seinem Ruinen ihren Leidenschaften fröhnen, und

nach Herrschaft und Glücksgütern haschen; nein, sie wollten mit eigener Gefahr und Aufopferung das unterdrückte Land befreyen, nach wohl gelungener That sich stille und bescheiden vom öffentlichen Schauplatze ihrer Verdienste zurück ziehen, und da, wo sie gesäet hatten, Andere ernten lassen. So wurden sie denn einig, die Gesinnungen ihrer Verwandten und Freunde zu erforschen. Sie ordneten nächtliche Zusammenkünfte auf dem Rütli, einer einsamen Bergwiese am Vierwaldstätter-See. Daselbst rathschlagten sie über die Befreyung des Volkes, gaben sich Nachricht von dem Fortgange ihrer Bemühungen, und nannten die Freunde, die sie gewonnen hatten. Aus verschiedenen Orten brachten sie Vertraute. Ohne Furcht eröffnete einer dem andern seine Gedanken. Je gefahrvoller die That war, desto fester verband sich ihr Herz. — Endlich in der Nacht Mittwochs vor Martinitag im Wintermonathe 1307 brachten Walther Fürst von Uri, Arnold von Melchthal, Werner von Staufach jeder zehn redliche, mit dem Unternehmen vertraute Männer seines Landes an den Ort ihrer geheimen Versammlungen. Diese drey und dreyßig, voll Gefühl ihrer angestammten Freyheit, jede Gefahr verachtend, gaben sich mit bewegtem Herzen den Handschlag: „Keiner den andern zu lassen, in Freundschaft „zu leben und zu sterben, mit vereinigten Kräften die Freyheiten des unschuldig unterdrückten Volkes herzustellen; doch „so, daß niemand Güter, Rechte oder Leben verliere.“ Sie verabredeten, bis zum Tage des Ausbruches die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten. Als sie zu Allem diesem fest entschlossen waren, hoben die drey Führer, mit ihnen die Uebrigen die Hände auf, und leisteten, als eben zum günstigen Zeichen die ersten Strahlen der Morgensonne die Gipfel der nahen Urgebirge beleuchteten, bey Gott, der alle Menschen zu gleicher Freyheit geschaffen, und bey allen Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig. Damahls ging jeder in seine Hütte, schwieg stille, und winterte sein Vieh.

Wilhelm Tell. 1307.

Indeß wurde der Vogt Herrmann Geßler durch Wilhelm Tell von Bürglen in Uri, einen tapferen, kühnen Mann, von feurigem Gemüthe, Freund der Freyheit, der Verschworenen Einen, Walther Fürsts Tochtermann, erschossen. Geßler hatte auf dem Marktplatze zu Altorf in Uri eine Stange mit einem Hute aufrichten lassen. Er verlangte, daß man ihr fürstliche Ehre erweise, und sich im Vorbeygehen demüthig vor ihr bücke. Viele thaten es, oder vermieden den Weg. Nur Tell ehrte nicht den Uebermuth des Vogtes. Mit bedecktem Haupte, festen Trittes, hoch aufgerichtet ging er an der Stange vorbey; da legte ihn der Vogt gefangen. Er ahndete etwas von der Verschwörung, und wollte von Tell sichere Nachricht haben. Durch dessen Verschwiegenheit beleidigt, übte er seinen tyrannischen Muthwillen. Geßler wußte, daß Tell ein guter Bogenschütze sey, und befahl ihm zur Strafe, seinem geliebtesten Knaben aus weiter Entfernung einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Weder Tells Bitten, dessen Vaterherz verwundet war, noch die eifrigen Verwendungen seiner Freunde und der Angesehensten des Landes änderten den Sinn des Vogtes. Tell mußte schießen. Mit ihm war Gott. Diesen Ausgang hatte der Vogt nicht geahndet. Er dachte auf neue Wege, dem Manne beyzukommen. Er erblickte in Tells Köcher einen zweyten Pfeil, und fragte: „Wozu dieser?“ Ausweichend erwiedert Tell: „Herr, „das ist Schützenart.“ Der Vogt, mit dieser Auskunft nicht zufrieden, dringt weiter in ihn, verheißt ihm mit deutlichen Worten Sicherung des Lebens, was immer sein Pfeil bedeute. Da antwortet Tell: „Wenn ich mein Kind nieder„geschossen hätte, wisse Vogt, so war dieser zweyte Pfeil für „dich bestimmt, und wahrlich dein Herz hätt' ich nicht ge„fehlt!“ Der Vogt, schaudernd vor der Gefahr, in der er geschwebt hatte, ruft in höchster Wuth: „Deines Lebens „Tell habe ich dich versichert, und ich will es halten; aber

„im finsteren Kerker will ich dich fortan bewahren!“ Mit Verletzung der Landesfreyheiten, die vor ausländischer Gefangenschaft sicherten, führt Geßler den Tell aus Uri hinweg über den Vierwaldstätter-See nach Küßnacht im Lande Schwyz. Geßler selbst steigt mit dem Gefangenen zu Schiffe, und wird auf dem See vom Sturme überfallen. Wüthend warf der enge See die Wellen hoch und tief. Es rauschte der Abgrund. Schauervoll, todverkündend tönte durch die gewaltigen Felsen des furchtbaren Föhnes Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Geßler, dem Tell, einem starken, mächtigen Manne und vortrefflichen Schiffer, die Fesseln abzunehmen. Tell steuerte bis an den Fuß des großen Aren-Berges, wo einzig ein platter Fels, noch heut zu Tage Tellen-Platte genannt, und zum Andenken der That mit einer Kapelle geziert, Stunden weit umher die Landung möglich macht. Hier ergreift Tell sein Schießzeug, und rettet sich durch einen kühnen Sprung auf den Felsen. Er klettert den Berg hinauf, das Schiff prellt an, und fährt in die Wellen zurück. Tell flieht durch das Land Schwyz. Auch der Vogt entgeht dem Sturme; als er aber bey Kußnacht gelandet, fällt er durch einen Pfeil, den Tell aus dem Gebüsche der hohlen Gasse auf ihn geschossen. Da, wo bey Immensee die Kapelle steht, endete der Vogt. — Diese That wird Niemand mißbilligen, der die Größe des Hohnes und der Unterdrückung und die gepriesenen Beyspiele der geistlichen und weltlichen Geschichte erwägt. Die That war zwar nicht nach den eingeführten Gesetzen; aber nur gesetzmäßige Regenten sind heilig, daß der Unterdrücker nichts zu fürchten habe, ist weder nöthig noch gut. Tells That erhöhte den Muth des Volkes; aber auch die Wachsamkeit der Vögte. Die Verschworenen, die dadurch in die größte Gefahr kamen, entdeckt zu werden, hielten sich stille. Das dreyzehn hundert und siebente Jahr wurde vollendet.

Zweyter Haupttheil.

Die Heldenzeiten.

1308 — 1519.

Erste Unterabtheilung.

Die Stiftung der Freyheit.

1308 — 1412.

Erstes Kapitel.

Der ewige Bund der vier Waldstätte.

1308 — 1334.

Verjagung der Oesterreichischen Vögte. Den ersten Januar 1308.

Das Jahr 1308 kam. In der ersten Stunde desselben sollte der Sturm losbrechen, den der Kaiser und seine Vögte über ihren eigenen Häuptern zusammen gezogen hatten. Frühe in der Nacht sammelten sich die Verbündeten. Sie beschlossen, die Burgen mit List einzunehmen; weil offene Gewalt tollkühn gewesen wäre. Man mußte besonders bey Sarnen, dem Sitze des Landvogts, mit großer Vorsicht zu Werke gehen. — Der erste Versuch war gegen den Rotzberg gerichtet. Ein Jüngling ließ sich von einer Magd an einem Seile in die Burg hinauf ziehen. Auf gleiche Weise half er selbst zwanzig andern nach, die im Burggraben versteckt lagen. Diese überfielen den Burgvogt und die Diener, bemächtigten sich des Schlosses, und hielten sich stille, bis sie Nachricht bekamen, daß auch Sarnen gefallen sey. — Als nähmlich Landenberg zu Sarnen frühe am Neujahrstage von der Burg herab in

die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Wildbret, Geflügel. Auf die Fragen des Vogtes antworten sie, es sey ihr Wille, ihm ein Neujahrsgeschenk zu überbringen. Vergnügt heißt sie Landenberg in die Burg gehen, unbedenklich; weil sie nach des Landes Sitte nur lange Stöcke, keine Waffen trugen. Als sie unter dem Thore sind, stößt Einer in ein Horn. Plötzlich langen Alle in den Kleidern verborgene Spießeisen hervor, und stecken sie auf ihre spitzen Stöcke. Zugleich rennen aus einem nahen Gehölze dreyßig Mitverschworene der Burg zu, deren Besatzung sich überwältigt sieht. — Nachdem dieses glücklich gelungen war, erging der Landsturm von Alpe zu Alpe. Die Urner eilten, den noch nicht ganz vollendeten Twinghof zu zerstören. Staufacher mit seinen Schwyzern nimmt Schwanau und Küßnacht. Alle diese Schlösser werden durch Feuer verzehrt, und auch die geringste Spur einer willkührlich Macht ausgetilgt. So schwach und kraftlos ist jede den Unterthanen verhaßte, tyrannische Regierung, daß sie durch den geringsten Anstoß rettungslos verloren geht. — An diesem merkwürdigen Tage der Wiederherstellung alter Freyheit wurde von dem aufgeregten Volke selbst im ersten Eifer eines glücklichen Erfolges kein Tropfen Blut vergossen, und keinem Herren ein Recht genommen. Freyheit und nicht Rache wollten die drey Länder. Ihr Unternehmen war ein schöner Sieg der Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit über blinde Wuth und ungebändigten Haß. Der Grund eines Staates, der sich später durch ewigen Frieden erhalten sollte, konnte nicht unter glücklicheren Vorbedeutungen gelegt werden. Mäßigung bey dem Gelingen solcher Unternehmungen, Enthaltung von revolutionärer Wuth ist das sicherste Kennzeichen, an dem man den gerechten und überlegten Freyheitstrieb eines beleidigten Volkes von dem Aufruhre eines ausschweifenden Pöbels unterscheidet, der im Uebermaße seiner Rachsucht der eigenen Zernichtung blind entgegen eilt, wenn er nur den Gehaßten mit verderben

kann. — Landenberg, der aus der Kirche gegen Alpnach geflohen war, wurde eingeholt, mußte Urphede schwören, und zog dann ungehindert zum Könige. Die Schweizer aber versammelten sich am folgenden Sonntage, ihren uralten, ewigen Bund neu zu beschwören.

Kaiser Albrechts Ermordung. Den ersten May 1308.

Im Anfange des Frühlings kam Kaiser Albrecht, nachdem er zu Basel einem Mordanschlage glücklich entgangen, aufgebracht über die Rebellen, wie er sie nannte, in die Schwäbischen und Aargauischen Erblande, um wider die Waldstätte zu rüsten. Er nahm seinen Sitz zu Baden. Hier hob er alle Verbindung zwischen seinen Unterthanen und den Waldstätten auf, und war entschlossen, sie alle die Strafen fühlen zu lassen, die früher das empörte Oesterreich erduldet hatte. Gewaltsamer Tod hinderte sein Vorhaben. — In Albrechts Gefolge befand sich sein Brudersohn Johann, Herzog zu Schwaben. Er war volljährig; aber noch nie hatte ihn Albrecht in den Besitz seines Erbes gesetzt. Lieber vertröstete er ihn mit leeren Vorwänden und weit aussehenden Eroberungen. Unmuth erfüllte die Seele des Jünglings, um so mehr, da er seinen Altersgenossen Leopold, Albrechts Sohn, in Macht und Ansehen erblickte. Er fürchtete die schlimmsten Absichten von der Ländergier seines Oheims. Sein Leid klagte Johann getreuen Freunden, alten Räthen, einem Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von Wart, Conrad von Tägerfelden. Die Entschlüsse der Rache wurden reif. Man wollte Hand an den Kaiser legen. Der bestimmte Tag verging, Muth oder Gelegenheit hatten gefehlt. Die Verschwörung ward im Beichtstuhle verrathen; aber Albrecht in der Meinung, sein Neffe gedenke, ihn mit leeren Trugbildern zu schrecken, achtete nicht auf die Entdeckung. Neue Bitten Johanns wies der Kaiser nicht ohne Spott zurück, und

dieß bestärkte den Jüngling in seinem verderblichen Vorsatze. — Albrecht ritt Mittwochs am ersten May 1308, zehn Jahre nachdem Kaiser Adolf durch ihn den Tod gefunden hatte, mit zahlreichem Gefolge und seltener Fröhlichkeit gegen Bruck seiner Gemahlinn entgegen. An der Fähre bey Windisch drängen sich die Verschworenen allein zu ihm ins Schiff. Nachdem sie am jenseitigen Ufer gelandet, wird der Kahn eine Zeit lang aufgehalten, damit der Kaiser nicht etwa zu frühe Hülfe erlange. Als Albrecht nahe am Ufer um eine Ecke geritten war, wo ihn Gebüsche den Blicken seiner noch nicht übergefahrenen Begleiter entzog, hält ihn Herzog Johann mit den Worten an: „Es ist genug!“ Eschenbach fällt dem Kaiser in die Zügel. Albrecht, noch immer den Ernst der Stunde nicht ahndend, ist erstaunt. Plötzlich Herzog Johann wieder: „Hier der Lohn des Unrechtes!“ und durchrennt ihn mit dem Speere. Balm spaltet ihm den Kopf. Eschenbach schlägt ihn durchs Antlitz. Betäubt steht Wart. Mit einem lauten Schreye sinkt der König ohnmächtig vom Pferde. Die Mörder, über die Größe ihrer Unthat erschrocken, in keinem Falle zu glücklicher Vollführung ihrer Plane gerüstet, ohne Geld, ohne Freunde, ohne ein Heer, von den Waldstätten, die vielleicht ihrem Schicksale eine Haltung hätte geben können, abgeschnitten, entfliehen besinnungslos. Ein armes Weib, das die That gesehen, eilt herbey, in ihrem verachteten Schooße haucht Deutschlands mächtiger Kaiser sein Leben aus. Einen solchen Ausgang nahm Albrechts von Oesterreich unruhige Ländersucht. „Also,“ sagt Tschudi, „kam der Künig von „sins großen Gyt und Kargheit wegen umb sin Leben, daß „er in seinem erblichen Eigenthumb, sins Erbstammens und „Namens in der Grafschaft Habspurg uff dem Sinen und „von den Sinen erschlagen ward, als er zehn Jahr etlich „Wochen minder regieret hat. Es sprach mengklich er hätte „solchen Tod an sinem frommen Herren und Vorfahren „Künig Adolfen verschuldet, den er ohne redliche Ursachen,

„wider sin Eid und Eer vom Rich verstossen und erschlagen „hat.“ — Endlich sind auch des Kaisers Freunde über das Wasser gekommen. Es ergreift sie ein entsetzlicher Jammer. Ganz Bruck strömt herzu. Das Land bewegt sich. Man eilt den Mördern nach. Drey ihrer Knechte werden zurück gebracht. Spurlos sind die Uebrigen verschwunden. Von den Meisten hat man nichts mehr vernommen. Sie starben unbekannt in Dürftigkeit und Elend. Ganz Helvetien gerieth in große Unruhe. Jeder bewaffnete sich; weil er Krieg und Ueberfall und alle Noth eines Interregnum befürchtete. Zürich räumte den Schutt von seinen Thoren weg, die dreyßig Jahre lang nie verschlossen worden waren. Die Waldstätte verschanzten die Eingänge in ihr Land. Bern und Solothurn erneuerten auf ewig ihren engen Bund. Erst, als Graf Heinrich von Luxemburg den Kaiserthron bestiegen hatte, beruhigte man sich.

Die Blutrache. 1309.

In den ersten Zeiten nach Albrechts Tode war die ganze Thätigkeit des Hauses Oesterreich darauf gerichtet, für Albrechts ältesten Sohn, den sanften und edeln Friederich, die Deutsche Krone zu erwerben. Als aber dieser Plan mißlungen war; weil die Deutschen Fürsten unter Albrecht seinen Stamm hatten hassen lernen; fingen die Oesterreicher an, mit ihrer vollen Stärke die Rache zu üben, die gegen Albrechts Mörder beschlossen war. Kaiser Heinrich sprach die Reichsacht über dieselben aus: „Sie sollten ehren- und wehrlos, lehens- „verlustig, vogelfrey, ihre Gattinnen Wittwen, ihre Kinder „Waisen, ihre Güter dem Reiche anheim gefallen, Jeder, „der sich ihrer annehme, in gleicher Strafe seyn.“ Weil man sich der Mörder selbst nicht bemächtigen konnte, so wurden durch Albrechts Kinder auch die unschuldigsten der Verwandten, Freunde, Diener und Unterthanen jener mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgt und vertilgt. Die eigentliche

Urheberinn dieser Unthaten war Agnes, Königinn von Ungarn, eine gewandte, hinterlistige, hartherzige Frau, die mit boshafter Lust Ströme von Blut zur Kühlung ihrer Rache fließen sah. Um diese zu befriedigen, soll sie der weiblichen Würde vergessen, und die gemeinsten Begriffe von sittlichem Gefühle und Menschlichkeit so sehr aus den Augen gesetzt haben, daß auf der Burg Maschwanden ein Säugling, dessen Lieblichkeit die wilden Krieger zur Schonung bewogen, aus ihren würgenden Händen kaum errettet werden mochte, und daß sie zu Fahrwangen mit den fröhlichen Worten: „Wir ba„den heute im Maythau," mit bloßen Füßen in dem Blute drey und sechzig unschuldig Erschlagener watete, und sich so unsinnig benahm, daß sie von den Rittern ihres Heeres, denen ihr Betragen höchlich mißfiel, mit Gewalt von der Richtstätte weggebracht wurde. Aber die höchste Lust dieser Agnes wurde befriedigt, als Rudolf von Wart, einer der Verschworenen, der bey Albrechts Ermordung unthätig zugesehen hatte, durch niedrigen Verrath eines vermeintlichen Freundes in ihre Hände fiel. Vergeblich bath Warts Gemahlinn, eine geborne Balm, auf den Knieen, „bey Gottes Gnade am jüngsten Tage!" um sein Leben. Er mußte nach einer Qual von drey Tagen und drey Nächten auf dem Rade sterben. Sein letztes Wort war eine Betheurung seiner Unschuld, eine Anklage des ermordeten Albrecht. Standhaft blieb seine Gattinn bis zu seinem Tode tröstend und bethend unter dem Rade. Nach seinem Hinschiede ging die Ruhmwürdige, die Getreue zu Fuße nach Basel, und starb dort in untröstlichem Grame. — Nachdem eine Menge von Burgen zerstört, das ganze Glück Vieler zertrümmert, und mehr, als tausend Unschuldige, Männer, Weiber, Kinder sogar durch Henkershand hingerichtet waren, nahmen die Unthaten ein Ende, die das Haus Oesterreich sehr bereichert; aber ihm auch so viele Feinde zugezogen hatten, daß die Nachwirkungen dieses Ereignisses gewiß nicht wenig dazu beytrugen, seine Absichten gegen Helvetiens Freyheit zu

vereiteln. Zum Gedächtnisse Albrechts und zum Heile ihrer eigenen Seele stiftete Agnes 1311 auf dem Felde, wo der Mord geschehen war, das reiche, durch den nahen Adel, durch die Leute der Erschlagenen oder Vertriebenen wohl begabte Doppelkloster Königsfelden, in welchem sie selbst mit vielem Scheine der Heiligkeit lebte. Doch, wie fromm sie sich auch stellte; mußte sie dennoch von dem Einsiedler Berchtold Strobel, den sie gern in ihr Kloster gezogen hätte, die harte Wahrheit hören: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn „man unschuldig Blut vergießt, und aus dem Raube Klö„ster stiftet, Gott hat mehr Gefallen an Gütigkeit und Er„barmen!“ Ueberhaupt hegten Viele die Meinung, die Königinn sey eine Frau, von deren Scheine geistlichen Wandels nicht viel zu halten sey.

Oesterreich gegen die Waldstätte. 1308 — 1315.

Kaiser Heinrich VII., der den Oesterreichern durch die Aechtung der Königsmörder seine Gnade bewiesen hatte, zeigte auch den Waldstätten seine Huld durch die Bestätigung ihrer Freyheit und Reichsunmittelbarkeit; weil er das nicht unbillig fand, was von ihnen gegen die Anmaßungen der Oesterreicher geschehen war. Die Fürsten dieses Hauses sahen das Benehmen des Kaisers sehr ungern; aber, beschäftigt mit der Blutrache ihres Vaters, unterdrückten sie für Ein Mahl ihren Zorn. Der Kaiser glaubte, Helvetien beruhigt zu haben; allein er unternahm einen Zug nach Italien, und sogleich brachen die Thätlichkeiten zwischen den Waldstätten und den Oesterreichischen Unterthanen los. Vielleicht hätten diese Unruhen keinen größeren Ausgang genommen, hätte nicht Heinrich in Italien das Ende seines Lebens gefunden. Zwar erhält durch seinen Tod der Ehrgeiz des Hauses Oesterreich für Augenblicke eine andere Richtung, und es wendet zum zweyten Mahle Alles an, seinem Friederich die Krone zu verschaffen; allein die meisten Reichsfürsten, diesem Hause immer noch

abgeneigt, erklären sich für den Herzog Ludwig von Bayern. Diesem letzteren hangen auch die Waldstätte an, welche gerechte Ursache haben, lieber jeden Andern, als einen Herzog von Oesterreich mit der kaiserlichen Macht bekleidet zu sehen. Die streitige Kaiserwahl war der Anlaß zu einem heftigen Kriege durch Deutschland und Helvetien. — In diesem letztern Lande hatte sich unlängst ein uralter Grenzstreit zwischen Einsiedeln und Schwyz erneuert, der von beyden Seiten nur allzu heftig und mit Gewaltthaten geführt wurde. Friederich, dessen Haus die Kastvogtey über Einsiedeln besaß, benutzte diesen Streit als Vorwand, und belegte, obgleich nur Schwyz allein gesündigt hatte, alle drey Waldstätte mit Acht und Bann. Ludwig sprach sie wieder los. Dagegen rüstete sich Herzog Leopold mit aller Macht, dem alten Hasse seines Hauses genug zu thun, die Rechte eines berühmten Gotteshauses zu schirmen, und die Verschmähung seines Bruders an den Waldstätten zu rächen. Er drohte, die Bauern mit seinem Fuße zu zertreten, und ließ Wagen voll Stricke zur Wegführung oder Hinrichtung der Vorsteher mitnehmen. Er selbst kam nach Baden, wo er Kriegsrath hielt. Ein dreyfacher Angriff auf Einen Tag wurde beschlossen. Das Hauptheer unter Leopold, funfzehn bis zwanzig tausend Mann stark, sollte von Zug her anrücken; Graf Otto von Straßberg mit vier tausend Mann über den Brünig; tausend Luzerner über den See bey Stanzstad in Unterwalden einfallen. Das Hauptheer kam in zwey Haufen auf Zug. Schwere geharnischte Reiterey, damahls der Kern und Stolz der Heere, zog ohne genugsame Unterscheidung der Gegend und Waffen in großer Zahl voran. Die Blüthe des Adels von Habsburg war bey diesem Heere. Unter Vielen der Vogt von Landenberg und das Geschlecht der Geßler, rachedurstig. Auch vertragsgemäß funfzig Bürger von Zürich, alle gleichförmig gekleidet. Der Herzog selbst, majestätisch und groß, ein ritterlicher Held, der in allen Dingen mit äußerster Kraft fühlte,

und handelte, der von dem Nachdrucke aufwallender Leidenschaft Alles erwartete, und wenn er sich betrog, durch Zorn und Gram sich selbst und Andern schrecklich ward, führte seine Streiter, auf den Sieg trauend. Er gedachte nicht der Wunder, die ein bedrängtes Volk für seine Freyheit auch dann zu thun vermag, wenn es in den Künsten des Krieges nicht regelmäßig geübt ist.

Die Stimmung der Waldstätte. 1315.

Die Schwyzer, denen der Hauptangriff drohte, waren dadurch nicht furchtsam geworden. Einen schimpflichen Frieden, den man ihnen anboth, verwarfen sie. Nur ergriff sie Reue, daß sie sich nicht Herzogs Johann von Schwaben und seiner Freunde, die ihre Hülfe begehrt, damahls angenommen, als durch ihren Beystand Albrechts Söhne aus den Schweizerischen Landen vielleicht hätten vertrieben werden können. Ihr biederer Sinn hatte dieses Unternehmen verhindert. Als sie jetzt von Uri vier hundert, aus dem selbst gefährdeten Unterwalden drey hundert Mann Zuzug bekommen, betheten sie nach alter Sitte der Waldstätte zu Gott, ihrem einzigen Herren, um den Sieg, dann legten sie sich dreyzehn hundert Mann stark, gering an Zahl, aber groß an Kraft auf den Berg Sattel, entschlossen, ihr Köstlichstes für die Freyheit zu wagen, stark durch ihre genaue Kenntniß der Gegend, die auch gegen den zahlreichsten Feind den glücklichsten Widerstand möglich macht. Der Greis Rudolf Reding von Biberegg, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen; aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk begierig auf ihn horchte, hatte ihnen mit Weisheit gerathen, diese Stellung einzunehmen. Wenn wir auf die Erzählungen vieler Geschichtschreiber gehen wollen, so hätte sich Redings Rath auf eine erhaltene Warnung begründet. Es soll nähmlich ein Oesterreichischer Edler, Heinrich von Hünenberg von Zug, einen Pfeil mit einem Zettel, auf welchem gestanden: „Hüthet

„euch vor Morgarten!“ den Grenzwachen der Schweizer zugeschossen, und sie auf solche Weise, sey es aus Liebe zur Freyheit, sey es aus gerechtem Mitleiden über das nahende Unglück so vieler wackerer Männer, von Leopolds Plane unterrichtet haben. Als die Waldstätte auf dem Sattel lagen, stellten sich am Abend vor der Schlacht funfzig Männer bey ihrem Schlachthaufen ein. Diese waren in früheren Zeiten der Unruhe aus ihrem Vaterlande verbannt worden. Als ihnen die Gefahr desselben kund wurde, beschlossen sie, in muthigem Kampfe für die Freiheit sich des Verlorenen wieder würdig zu machen; allein die Waldstätte wollten sie nicht innerhalb der Grenzen dulden, noch in die Reihen ihrer Streiter aufnehmen. Nichts desto weniger blieben jene bey dem Vorsatze, ihr Blut für die Freiheit zu vergießen. Sie lagerten außerhalb der Schwyzerischen Landmarken auf dem Berge Morgarten, rüsteten sich, den Feind zu empfangen, und sind keine geringe Ursache des morgenden Sieges geworden.

Schlacht am Morgarten. Den funfzehnten Wintermonath 1315.

Den funfzehnten Wintermonath ein tausend drey hundert funfzehn mit der ersten Morgenröthe zog das Oesterreichische Heer heran. Die Helme und Küraſſe der Ritter blitzen im Sonnenscheine. So weit das Auge blickte, sah man nur Lanze und Speer des ersten Heeres, das gegen die Waldstätte zu ziehen unternahm. Die Schweizer betrachteten unter mannigfaltigen Gemüthsbewegungen diese neue Erscheinug. Bald war die enge Straße zwischen dem Berge Morgarten und den Wassern des Aegeri-Sees mit dichten Reihen der Ritter angefüllt. In diesem Augenblicke wälzten oder schleuderten jene funfzig Verbannten mit großer Leibeskraft Felsenstücke und Baumstämme, die sie des Nachts gesammelt hatten in die feindlichen Scharen, und zerschmetterten Roß und Mann. Es entstand eine furchtbare Unordnung. Die Pferde wurden

schen, bäumten sich, warfen ihre Reiter ab, rannten durch einander, sprangen in den See. Diese Verwirrung benutzte der Schlachthaufe der Schweizer. In guter Ordnung stürzten sie herab, fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, erschlugen mit Keulen und Hallbarden durch gewaltige Streiche die geharnischten Reiter, und vollendeten die Verwirrung und das Unglück der Oesterreicher, die bey halb überfrorenen Straßen noch unbehülflicher, und zur Vertheidigung in solchen Gegenden untauglicher wurden. Die Ritter in ihrer Noth warfen sich auf das eng geschlossene Fußvolk, welches sich nicht öffnen konnte, und zerrissen seine Ordnung. Da wurden Viele desselben von den Reitern zertreten, viele von den Eidgenossen erschlagen. Niemand wurde geschont, keiner gefangen genommen. Die Schlacht ward ein Schlachten. Die Oesterreicher verloren den Kern ihres Adels. Auch den Tyrannen Landenberg und zwey Geßler hatte das Todesloos getroffen. Das Fußvolk litt noch schwerer. Nach geringem Widerstande warf es sich in die wildeste Flucht. Nur die funfzig Zürcher hatten nebst den Zugern tapfer gegen die Waldstätte gestritten, und mehr Gegenwehr gethan, als das ganze übrige Heer. Sie wurden Alle an der Stelle, wo sie gestanden, Mann bey Mann todt gefunden. Um neun Uhr Vormittags war die Schlacht geendet. In anderthalb Stunden hatten die Waldstätte durch den Muth und den Verstand, womit sie den Trotz und die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde benutzten, einen vollkommenen Sieg erfochten. Kaum war es noch dem Herzoge Leopold gelungen, den Schrecken der Schlacht zu entfliehen. Auf abgelegenen Pfaden gelangte er des Abends todtblaß und in tiefer Traurigkeit mit Wenigen nach Winterthur.

Straßbergs Zug gegen Unterwalden. Den funfzehnten Wintermonath 1315.

Kein besseres Schicksal traf den Grafen Otto von Straßberg; obschon es ihm gelungen war, ein schwach gerüstetes

Land zu überfallen. Mit vier tausend Mann zog er über den Brünig, und verwüstete Obwalden. Zu gleicher Zeit griffen tausend Luzerner von der Seeseite her Nidwalden an. In dieser großen Gefahr suchte man kühn, die Feinde so lange aufzuhalten, bis die drey hundert Unterwaldner, die als Hülfstruppen im Lande Schwyz standen, zurück berufen wären. Der Bothe fand diese zu Brunnen, sie eilten in ihre Schiffe; und obschon sie, voll Begierde ihr Land durch ihre eigene Kraft zu retten, sich jeden Zuzug verbathen; so hielten sich doch hundert Schwyzer zu ihnen. Sie schlugen zuerst die Luzerner bey Bürgistad, dann wendeten sie sich gegen Obwalden. Straßbergs Volk, das sich im ersten Siegestaumel zerstreut hatte, leistete bey Alpnach geringen Widerstand. Der Graf selbst, als er Feldgeschrey hörte, und Banner der Schwyzer und Unterwaldner sah, von denen er wußte, daß sie bey Morgarten gewesen waren, ahndete Leopolds Unglück, und ordnete seinen Rückzug, der bald mit großem Verluste über die Rengg und Winkel nach Luzern in unordentliche Flucht ausartete. Um diese Zeit landete zu Buochs ein Zuzug von sieben hundert Urnern und Schwyzern, deren Ankunft Straßbergs Sache, wenn er länger verweilt hätte, eine noch üblere Wendung würde gegeben haben. — Diesen Tag eines gedoppelten Sieges beschlossen die frommen Vorfahren alljährlich als ein heiliges Fest zu feyern; „weil an demselben Tage „der Herr sein Volk heimgesucht habe mit grimmigen Feinden; „aber ihm den Sieg gegeben, der Herr, der Allmächtige!“ Jährlich werden für die Seelen der im Freyheitskampfe Gefallenen Messen gelesen, und ihre Nahmen zur Erinnerung an ihre Thaten dem bethenden Volke genannt. — Den funfzig Vertriebenen schenkte die Dankbarkeit ihr Vaterland wieder.

Entstehung der Eidgenossenschaft. Den neunten December 1315.

Es war leicht voraus zu sehen, daß die erfochtenen Siege den drey Ländern keine dauernde Ruhe verschaffen würden;

sie mußten daher auf Mittel denken, ihre Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes zu stärken; diese Mittel, glaubten sie, in einer ewigen Eidgenossenschaft zu finden. Am neunten December 1315 traten die Gesandten der Waldstätte zu Brunnen zusammen, um ihren ewigen Bund zur Selbsterhaltung und Verhüthung alles Streites von Innen und Außen zu schließen, einen Bund, der sich von den meisten andern Staatsverfassungen und Bundesverträgen durch hohe Einfalt und Unschuld und dadurch unterscheidet, daß er nur das Glück des Volkes, Freyheit, Gerechtigkeit und Frieden suchte; nicht aber zur Erreichung ehrgeiziger oder eigennütziger Zwecke dienen sollte, und daß er einem Staatenbunde sein Daseyn gab, der nur darum so lange den Erschütterungen der Zeit widerstand; weil er nicht, wie andere Föderativ-Staaten jenes Zeitalters, auf bloße Handelsverbindung; sondern auf die Erhaltung der heiligsten Rechte der Menschheit sich gründete, ein edler Zweck, der auch von den habsüchtigsten Nachbarn so lange geehrt wurde, bis das Zeitalter kam, das unter gewaltigen, wehe thuenden Stürmen die gesellschaftliche Ordnung zerrüttete, und ohne Unterschied viel Edles und Gutes, Veraltetes und Werthloses zertrümmerte, um der Welt eine neue Gestaltung und Anlaß zu reinerer Wiedergeburt zu verleihen. Dieser Bund blieb lang das einzige Band und Gesetz der Eidgenossenschaft; aber schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts konnte ein Franzose schreiben: „laxata sunt invicti illius foederis vincula negligentia reipublicae," und Heinrich Rahn, ein alter Eidsgenössischer Geschichtschreiber, muß gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts über denselben Bund sagen: „Es ist dabey zu wün„schen, daß da der lieben Eidgenossenschaft aller Orten so ge„fährliche Stricke gelegt werden, die vorige Eintracht und „Vertraulichkeit wieder in den Gang gebracht, die Gerechtig„keit mit Hintansetzung alles Eigennutzes mehr befördert, „und das unvermögliche Alter dieses so enge verbünderen Lei-

„des wiederum in die erste unschuldige und anmuthige Kind-
„heit verwandelt werden möchte, so den Eidgenössisch gesinnten
„Leser sich im Vorbeygange zu erinnern nicht unterlassen wol-
„len.“ — Eine Warnung, die auch in unsern Tagen mit höchster Aufmerksamkeit zu beherzigen ist! — Der Kaiser Ludwig bestätigte diesen Bund, und die Schweizer alle, auch die, welche später in den Bund traten, hießen von da an Eidsgenossen.

Friede. Den neunzehnten Brachmonath 1318.

Den neunzehnten Brachmonath 1318 wurde zwischen Oesterreich und den Eidsgenossen ein billiger Friede, oder richtiger ein Waffenstillstand auf Ein Jahr, der sich nachher bis ins sechste Jahr verlängerte, abgeschlossen, die Freyheit der Eidsgenossen erhielt durch diesen Frieden eine neue Bestätigung; dagegen sollten sie in ihren Landen alle Einkünfte Oesterreichs verabfolgen lassen. Indessen wurde ungeachtet der äußern Ruhe der alte Groll von beyden Seiten durch mannigfaltige Kränkungen genährt.

Belagerung von Solothurn 1318.

Die Herzoge von Oesterreich, welche gegen die Eidsgenossen kein Glück gefunden hatten, wendeten nun ihre Waffen gegen die übrigen Anhänger Kaiser Ludwigs. So belagerte Herzog Leopold im Jahre 1318 das Bayerisch gesinnte Solothurn mit vielem Volke zehn Wochen lang. Tapfer verfocht die Stadt mit Hülfe der Berner ihre Freyheit. Vergebens versuchte Leopold, sie zu bezwingen, und eben so vergebens wollte er ihren Befehlshaber, den Grafen Hugo von Buchegk, einschüchtern, indem er ihm, wenn er die Stadt nicht übergäbe, mit dem Tode seines einzigen Sohnes drohte. Vater und Sohn verachteten die Drohung, und behaupteten mit edelmüthiger Aufopferung die Treue gegen ihr Vaterland. Einen andern Beweis nicht minderen Edelmuthes, der um so seltener war; weil er in einem Zeitalter geübt wurde, das

sich gegen Feinde Alles erlaubte, empfing Leopold während derselben Belagerung. Er hatte, um der bedrängten Stadt Hülfe und Zufuhr abzuschneiden, und seinem eigenen Heere die nöthige Verbindung auf beyden Seiten der Aare zu sichern, oberhalb Solothurn eine Brücke schlagen lassen. Bald schwellte heftiges Regenwetter den Strom so furchtbar an, daß nicht nur alles Belagerungswerkzeug verdorben wurde; sondern auch die Brücke in große Gefahr gerieth. In dieser Noth ließ Leopold die Brücke mit Steinen belasten, und seine eigenen Krieger auf dieselbe stellen. Die Brücke vermochte der doppelten Gewalt des Wassers und der auf ihr ruhenden Last nicht zu widerstehen, sie stürzte zusammen, und Leopolds Völker in den wüthenden Fluß. Bey diesem Anblicke sahen die Solothurner in ihnen nicht mehr die Feinde, nur die nothleidenden Brüder. Mit eigener Gefahr warfen sie sich zur Rettung der Feinde in den Strom, erwärmten und speiseten die Geretteten in ihrer Stadt, und entließen sie ohne Lösegeld ins herzogliche Lager. Das rührte den Fürsten, der selbst den Edelmuth kannte. Er hatte geringe Hoffnung, gegen die Stadt glücklich zu seyn, und mochte nicht mehr gegen die kämpfen, die ihn durch Großmuth überwunden hatten. Mit dreyßig Rittern begehrte er Einlaß in die Stadt, schenkte den Bürgern ein Banner, und schloß mit ihnen einen ehrenvollen Frieden.

Die Eidsgenossen. 1318 — 1332.

Der Vertrag zwischen Oesterreich und den Eidsgenossen hatte ungefähr sechs Jahre gedauert, als Ludwig im Jahre 1323 die Schweizer zum Zuzuge in den Reichskrieg gegen Oesterreich mahnte. Nachdem der Krieg für Oesterreich unglücklich ausgefallen, verkürzte der Gram dem Herzog Leopold sein Leben, und Herzog Albrecht, sein Bruder und Thronfolger, erneuerte 1326 den Stillstand mit der Schweiz. Im gleichen Jahre folgten die Waldstätte, die mit besonderer

Treue an dem Kaiser hingen, demselben nach Italien. Als sie deßwegen 1328 in den Bann kamen, wußten sie, wie früher, die Kraft dieses gefürchteten Strahles dadurch zu vernichten, daß sie den Priestern frey stellten, ihre Pflicht zu thun, oder das Land zu meiden, denn sie konnten sich nie überzeugen, daß die Behauptung ihrer freyen, politischen Meinung eine Sünde wider Gott sey. Der Papst Johann XXI. fühlte es, daß er gegen solche Entschlossenheit nichts vermöge, und antwortete der Geistlichkeit, welche das Bleiben im Lande gewählt hatte, „sie habe unrecht, aber klug gethan.“ Ueberhaupt vermochte nie ein Papst etwas wider die Völker, nur wider die Fürsten, denen er die Treue der Völker entriß. Die Waldstätte waren bey dem Kaiser wegen ihrer unwandelbaren Treue so geachtet, daß schon im Jahre 1316 ein kaiserlicher Spruch alle Rechte Oesterreichs in ihren Landen vernichten sollte, und daß im Jahre 1331 die Fürbitte der Waldstätte den Zürchern die Freyheit rettete, nachdem Kaiser Ludwig den Herzogen von Oesterreich, um sie für die Aufopferungen des langen Krieges zu entschädigen, und ihre Gunst zu gewinnen, die freyen Reichsstädte Rheinfelden, Schaffhausen, St. Gallen und Zürich verpfändet hatte. Auch St. Gallen entging diesem Schicksale durch das Ansehen seines Klosters.

Luzern in den Bund 1332.

Im Jahre 1332 nahmen die Waldstätte, was ihre Vorfahren nie gethan hatten, ein viertes Ort in ihren ewigen Bund auf. Die Stadt Luzern war, wie wir oben sahen, noch unter Kaiser Rudolf durch einen widerrechtlichen Kauf 1291 von dem Kloster Murbach an das Haus Oesterreich gekommen. Nur die glattesten Versprechungen konnten damahls die Stadt bewegen, sich der neuen Herrschaft zu unterwerfen; aber nicht lange so waren jene Versprechungen vergessen, und die Oesterreicher fingen an, ihre erlaubten Ge-

rechtsame unbillig auszudehnen. So ungern die Bürger dieß sahen; so ertrugen sie es doch geduldig, und blieben Oesterreich treu. Sie thaten Alles für ihren Fürsten. In den Kriegen gegen die Waldstätte erlitten die Luzerner an Geld, Handel und Mannschaft schmerzlichen Verlust. Das Haus Oesterreich hatte damahls alle Herrschertugenden so verloren, daß es sich mit Vorsatz den Haß des Volkes zuzuziehen schien, und Anhänglichkeit mit Härte lohnte. Zum Danke für die Dienste, die ihnen Luzern geleistet hatte, wollten die Herzoge der Stadt einen versprochenen Sold nicht auszahlen, und ihr vermöge fürstlicher Macht gehaltlose Münze und erhöhete Abgaben aufdringen. Es herrschte aber damahls die Meinung, daß auch der Wille der Fürsten seine Schranken habe, und daß die allgemeinen Rechte der Menschheit nicht an einige Erdengötter seyen übertragen worden. Darum versammelten sich die Bürger, und schlossen mit den Eidsgenossen einen zwanzigjährigen Waffenstillstand. Als der Adel einige Versuche zu gewaltsamer Hinderung desselben machte, so war die Folge, daß in einer zweyten Volksversammlung ein ewiger Bund mit den Waldstätten erkannt wurde, wobey dem Herzoge einzig seine von Murbach erkauften, urkundlichen Rechte und nicht mehr, noch weniger vorbehalten blieben.

Mordnacht zu Luzern 1333.

Der Aargauische Adel erhob auf Oesterreichs Geheiß den Krieg gegen Luzern. Trotz des ungewissen Ausganges einer langwierigen und höchst verheerenden Fehde blieb das Volk unerschüttert. Alles um die Stadt wurde verwüstet und verbrannt, jedermann verlor den Ertrag der ausländischen Landgüter; diese Verluste entflammten nur die Begierde nach Rache. Zuletzt versuchten die vornehmen Geschlechter, Oesterreichs Freunde, einen nächtlichen Anschlag auf Luzern, um die von Mord und Schrecken erfüllte Stadt unter das alte Joch zu beugen. Die Verschworenen sammelten sich in stiller

Nacht bewaffnet an einem einsamen Orte. Ein vorbeygehender Knabe hört das Geklirre ihrer Waffen. Er fürchtet Gespenster, und entflieht. Sie eilen ihm nach, fangen ihn; und obschon sie sich vorgenommen, viele ihrer Mitbürger zu ermorden, mögen sie doch das Blut dieses Knaben nicht vergießen; sondern lassen ihn schwören, den Anschlag keinem Menschen zu verrathen. Bald darauf weiß ihnen der Knabe zu entweichen, eilt auf die Trinkstube der Fleischer, wo noch einige sitzen, und erzählt dem Ofen, was er gesehen habe, und warum er es keinem Menschen entdecken dürfe. Die Zechgesellen machen Lärm, die Bürger strömen zusammen, die Verschworenen schätzen sich glücklich, lebendig heim schleichen zu können; werden aber in ihren Häusern bewaffnet angetroffen, oder an ihrem Zeichen, dem rothen linken Aermel, erkannt und gefangen genommen. Da man nicht weiß, ob alle Gefahr abgewendet ist, so wird noch in derselben Nacht die Eidsgenössische Hülfe gehohlt. Die aristokratische Verfassung wird gemildert, die Staatsgewalt kam aus der Hand weniger Geschlechter an eine große Rathsversammlung von drey hundert, später hundert achtbaren Bürgern. Damahls ward der ganzen Bürgergemeinde zu Luzern das Recht gegeben, über Steuern, Landkauf und Verkauf, über Bündnisse, Krieg und Frieden abzustimmen, welches Recht sie bis zum Untergange der alten, ewigen Bünde behalten hat. Von den Verschworenen wurde durch die weise Verwendung der Waldstätte niemand hingerichtet, noch ihre Nachkommen von den Staatswürden ausgeschlossen; denn man wollte durch Milde die Grollenden zum Danke verpflichten. Wer sich in den neuen Bund nicht finden kann, dem wird gestattet, in bestimmter Zeit mit Habe und Gut abzuziehen. Eine Fehde, die viele Rhätische Edle, in Folge dieser Begebenheiten Oesterreich zu Liebe erheben, droht plötzlich, den Eidsgenossen alle Zufuhr abzuschneiden; allein ein Sieg der Eidsgenossen und das Ansehen des Urnerischen Landammanns, Freyherrn Johann von Atting-

hausen wenden diese Gefahr durch Güte und Gewalt. Ein zweyter Friede mit dem durch viele Fehden erschöpften Oesterreich, der den Luzerner-Bund bestätigt, erfolgt 1334 unter der Bedingung, daß die Luzerner nichts von dem Herzoge fordern, und seine Münze nehmen; die Rechte aber, welche Oesterreich noch an die Waldstätte zu haben glaubte, von Schiedsrichtern gemäß Zeugniß und Urkunden untersucht, bestimmt, und vom Kaiser bestätigt werden sollen. Dieß geschah.

Landbau und Handel. 1308 — 1334.

Ungeachtet aller der Unruhen und Fehden, die in diesem kurzen Zeitraume sich drängten; stieg dennoch der Flor der Helvetischen Lande. Das Städtchen Neuenstadt am Bieler-See wurde 1312 gegründet. Städte und Klöster wetteiferten, den Feldbau auch in den wildesten Gebirgen zu verbreiten. Der Gewerbsfleiß nahm zu, es bestand große Handelsverbindung mit Italien, Deutschland, Frankreich, Flandern. Leinwand und Seiden-Fabriken hatten Zürich und St. Gallen; Häute, Wolle, Käse, Butter, Vieh, die Erzeugnisse ihres Fleißes, gaben die Länder; in Bern und Freyburg blühten Tuch-Fabriken und Färbereyen; die westliche Schweiz handelte mit Eisen, Pferden, Hornvieh, Jagdvögeln; Genf mit Spezereyen und Südfrüchten. Der Geldhandel war verbothen, der Silberhandel eingeschränkt.

Religiöser Zustand des Eidsgenossen im dreyzehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Andacht zeigte sich noch immer in alter Einfachheit. Reiche Ritter kannten noch keine bessere Gottseligkeit, kein besseres Mittel zur Erhaltung ihres Andenkens im Lande, als daß sie Klöster beschenkten oder stifteten, oder daß jährlich an ihrem Todestage ein Kloster gespeiset, oder die Armen der Umgegend erquickt wurden. Die Klöster Wettingen,

Gottstatt, Töß, Wurmspach, Valsainte, Tennikon, Cappel und viele andere, nahmentlich auch in den Städten zahlreiche Klöster der neu entsprungenen Bettelorden, sind aus dieser Zeit. Wenn auch einige Mönche noch hier und da mit eigener Hand unfruchtbare Felder bauten, oder Schulen hielten, und gern Gastfreyheit übten; obschon sie oft selbst gedrängt waren: so wurden dagegen andere durch Sittenlosigkeit, Müßiggang und Betteley beschwerlich. Am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts kamen die Augustiner nach Schaffhausen, wo sich nicht lange vorher auch die Barfüßer eingeschlichen: „Sie verblieben aber," sagt ein altes Manuscript, „nicht lang allhier; weil sie selbsten erachtet, daß so „viel Bettler in einem eben nicht allzu reichen Orte ganz unnöthig." Die meisten Klöster waren Sitze der Unwissenheit, wo nur auf das Aeußerliche gesehen wurde. Ansehnliche Gestalt war nur zu oft Hauptbedingung der Aufnahme. Doch fand sich in einigen immer noch eine gewisse Bildung. Besonders keimten in dem blühenden Zeitalter der Hohenstaufischen Kaiser die schönen Wissenschaften auf. Eine neue Achtung für Geistesbildung; Eifer, sie selbst in fernen Ländern zu suchen; Entschlüsse, sie zu Hause zu begünstigen, drangen in Stifte ein. Domherren von Basel, Chorherren von Zürich studirten am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts zu Bologna. Der Dominicaner Lüthold von Regensberg brachte 1276 gute, alte Jahrbücher von Viterbo nach Zürich. Das Chorherrenstift zu Zürich that 1273 durch Errichtung einer Scholasterey aus eigenem Antriebe, was seit beynahe hundert Jahren kein päpstliches Geboth erzielen konnte. Aber durch die Verwirrungen in Deutschland und viele andere Gründe verblich bald wieder der Geschmack an allem Wissenschaftlichen. Im Jahre 1335 hatte das Chorherrenstift zu Zürich kein Mitglied mehr, welches des Schreibens kundig gewesen wäre. — In Beziehung auf den Papst waren die Klöster meist seine willenlosen Anfänger; aber die Barfüßer scheuten sich in diesem

Zeitraume nicht, unter gelehrten Anführern das Ansehen dieses sichtbaren Oberhauptes der Kirche hart anzutasten. Sie waren öfters der Schrecken der Päpste, und versagten mehr, als Ein Mahl den päpstlichen Bannstrahlen den Gehorsam. — Ueberhaupt war bey dem Eidsgenössischen Volke der blinde Gehorsam gegen den Papst und der Einfluß der höheren Clerisey schon im zwölften Jahrhundert durch Arnold von Brescia mächtig erschüttert worden, mit welchem sogar 1146 eine Anzahl Schweizer zum Umsturze der päpstlichen Macht nach Rom gezogen seyn soll. Auch die Achtung für die Mönche fing an zu verschwinden; weil die meisten ihre Ordensregeln, ungeachtet der öfters versuchten Wiederherstellung, immer wieder verletzten, und nicht, wie Jesus und die Apostel, unbesorgt um das Vergängliche, in Arbeitsamkeit und Mäßigkeit nur dem Göttlichen sich weiheten; sondern zu eifrig nach den Ehren, Besitzthümern, Freuden und Genüssen einer hinfälligen Welt haschten. Ihrem verderblichen Beyspiele und den Verblendungen ihrer Lehre ist es zuzuschreiben, daß im Jahre 1309 große Scharen zusammen gelaufenen Volkes unter dem Vorwande eines Kreuzzuges mit Kreuz und Fahnen und andächtigen Geberden Helvetien und viele andere Länder durchstreiften, und große Allmosen sammelten, bis sie, nach vielem Unfuge zu Marseille angelangt, unter dem Vorwande des Mangels an Transportschiffen sich wieder zerstreuten. „Sie warend," sagt Tschudi, „froh wieder heim ze ziehen, „verkauftend Gewehr und Harnisch, zugend wieder heim als „Buben, und hattend große Allmosen ingenommen, und „waren daheimen mehrtheil verrucht, unnütz Leut, als sie „zuvor auch gewesen, und vertettend also das groß, merk„lich Gut, so zu Eroberung des Heiligen Landes geben ward, „und fuhr niemand über Meer." Wo weder verderbliches Beyspiel, noch verblendende Lehre einwirkte, hatte das Eidsgenössische Volk einen sehr empfänglichen Sinn für die lichtvollen Wahrheiten des Christenthums; so daß der eifrige Or-

densbruder Berchtold von Regensberg, bekannt mit den Zugängen des menschlichen Herzens, im Thurgau mit solchem Erfolge predigte, daß mancher aufstand, und laut beichtete, und Söhne das unrecht erworbene Gut der Väter zurück gaben. Bürger und Landleute wußten Gott recht wohl vom Papste und die Religion von Priestersatzungen zu unterscheiden. Darum stieg das Ansehen der gesammten Geistlichkeit in Helvetien um nichts, als 1277 fromme Zweifler aus dem Uechtländischen Dorfe Schwarzenburg von denen, die keine bessere Antwort wußten, zu Bern lebendig verbrannt wurden. — Man billigte, daß die Waldstätte, als sie 1328 in den Bann kamen, ihren Priestern frey stellten, Gottesdienst zu halten, oder das Land zu räumen. Man billigte, daß diese das Erstere wählten. Wir haben gesehen, daß der Papst selbst ihr Benehmen milde beurtheilte. — Die Schwyzer duldeten trotz kaiserlicher Befreyung nicht, daß das Kloster zu Steinen in der Au steuerfrey werde. — Man vernahm es ohne Widerwillen, als die Basler im Jahre 1330 einen vornehmen Bothen des Papstes, der in ihrer Kirche den Bann gegen Kaiser Ludwig anzuschlagen wagte, ergriffen, in den Rhein stürzten, und im Wasser erschlugen. Solche gewaltsame Handlungen waren im Geiste der damahligen Zeit. — Die Zürcher, mächtig durch Muth und Geist, achteten den Bann des Papstes so wenig, daß sie im Jahre 1247, als der Papst der Clerisey verbothen hatte, in den dem Kaiser ergebenen Städten Messe zu lesen, Kinder zu taufen, und die Todten in geweihte Erde zu bestatten, der gesammten Geistlichkeit Fortsetzung des Gottesdienstes oder Entfernung aus der Stadt befahlen. Der Propst vom Großen Münster schrieb an den Bischof von Constanz um Milderung des Bannes; aber ehe Papst Innocenz IV., derselbe, welcher 1251, Vielen zum Aerger den Cardinälen rothe Hüthe gegeben, einigen Gottesdienst zu Zürich erlaubte, erneuerte die Bürgergemeinde ihren Befehl. Alle geistlichen Personen, mit Ausnahme der Bar-

füßer verließen nun die Stadt auf Einen Tag, und kamen durch diesen Entschluß, der sogleich den Verlust ihres Einkommens zur Folge hatte, bald in große Noth. Vergeblich suchten sie eine ehrenhafte Aussöhnung; so daß zuletzt der Papst, um seine Diener aus der äußersten Dürftigkeit zu retten, zu Zürich Herstellung des Gottesdienstes erlauben mußte. — Eben dieselben Zürcher vertrieben in den Jahren 1331 und 1338 die Geistlichkeit, welche einem abermahligen Banne Gehorsam leistete, neuerdings aus der Stadt, und hatten achtzehn Jahre lang keinen andern Gottesdienst, als den wiederum die Barfüßer hielten. — So wurden Papst und Clerus, welche mit Erfolge den Kaisern trotzten, von den freyen Städten und Ländern durch Standhaftigkeit gemeistert. Das ganze Land widersprach oft mit Kraft kirchlichen Einrichtungen, wenn sie dem alten Herkommen zuwider waren; oft mit solchem Eigensinne, daß mitunter auch Gutes nicht geringen Schaden litt. Meist aber wußte das Volk mit natürlichem Sinne sehr gut zu unterscheiden, was Nebensache oder oder ihm nicht dienlich wäre. — Die Menschlichkeit, welche für die still Darbenden, die unheilbar Kranken, die Armen und Alten in eigenen Gebäuden fürdauernde Versorgung anordnet, wurde in den Städten immer verbreiteter. Eben daselbst suchte man schon in dieser alten Zeit öfters, durch Erziehung die Sitten zu bilden; aber die meisten Gegenden der Eidsgenossenschaft beharrten noch lange in ungelehrter Einfalt, und, was Gelehrtere etwa schrieben, war ohne Rücksicht auf das Land nur für ihres Gleichen.

Schluß.

So stand damahls in Helvetien die Lage der Dinge, die den Stoff zu den großen Veränderungen enthielt, welche nicht lange nachher im Schooße unsers Vaterlandes erfolgten.

Zweytes Kapitel.

Die Brunische Staatsumwälzung in Zürich.

1335 — 1337.

Bild der Stadt Zürich.

In anmuthiger Gegend, wo einst das Helvetische Thuricum gestanden, lag das alte Zürich. Frey und sicher, des Landes Krone, durch verständigen Fleiß, blühenden Handel, bedeutenden, nicht zu ungleich vertheilten Wohlstand und echten Bürgersinn bekannt. Zu Zürich war großer Betrieb in Seide, Leinwand, Häuten und Wolle; weit in den Norden, nach Italien und Flandern gingen diese Erzeugnisse. Eine allgemeine, standhafte Liebe zu den Gesetzen blieb Jahrhunderte lang die Stütze des Staates. Die Zürcher hegten solchen Freyheitssinn, daß sie, als 1268 ein Schwäbischer Herzog sie zur Unterthanenstadt erniedrigen wollte, denselben zu fangen suchten, und aus Irrthum an seiner Statt einen Ritter in monathlicher Haft hielten. Die gutherzigen, vertraulichen Sitten der Altväter änderten nicht leicht, und diese Sitten waren, wie es in Freystaaten seyn soll, bey Allen gleichförmig und einfach. Darum durften auch Vornehme bey festlichen Anlässen keine allzu abstechende Pracht oder Verschwendung zeigen. Bescheidenheit zierte die Bürger. Sie behielten ihre Geschlechtsnahmen bey, auch wenn sie sich Herrschaften erworben hatten, und schämten sich des Kaufladens nicht, auch wenn sie Ritter und Herren geworden waren. Hirtenleben Kaufmannschaft, Ritterstand und Bauerngewerb schienen noch nicht unvereinbar, als die Rordorfe zugleich Seidenhändler und Ritter; die Manesse Helden waren, und Handelschaft übten, und der reiche Freyherr von Hegnau den einen Tag den Pflug im Felde führte, den andern mit vielen Pferden nach Winterthur zu Hofe ritt. Wissenschaften und Künste waren Zürichs

Bürgern nicht fremd. Die berühmten Minnesinger der damahligen Zeit fanden freundliche Aufnahme im Schooße der Stadt vor Allen bey dem Ritter Rüdiger Manesse, dem Freunde alles Schönen und Guten, dem Sieger von Tätweil. Auch religiöse Aufklärung fand sich zu Zürich. Die Lehren eines Arnold von Brescia, dieses Feindes der Gewalt des Papstes und des Clerus, waren schon im zwölften Jahrhundert nirgends mit größerem und bleibenderem Erfolge, als in dieser Stadt verkündet worden. Wir haben so eben gesehen, daß selbst päpstliche Bannsprüche diese Bürger nicht schreckten, noch bogen. Sie erließen öfters Gesetze, die der Geistlichkeit hart und drückend schienen; weil sie in den Abgaben und Lasten allen Bürgern des Staats gleich gestellt wurde. Aus den Wohnungen der Geistlichkeit wurden Todschläger mit Gewalt abgeholt, während in Bürgerhäuser kein Rathsherr einzudringen wagte, bis des Mörders Auslieferung vom Eigenthümer versagt worden war. Bey Allem dem bewahrten Zürichs Bürger Frömmigkeit und Ehrfurcht vor Gott in ihren Herzen, und hielten den öffentlichen Gottesdienst so heilig, daß sie die geheimen Andachtsübungen aller Sectirer mit ernsten Drohungen untersagten. Eben so wenig wurde in der Zeit, als der Bann auf der Stadt lag, geduldet, daß jemandem das Abendmahl heimlich gereicht werde. — Die Stadt war fest, nicht nur weil die Belagerungskunst noch nicht ausgebildet war, oder wegen großer Kriegsvorräthe und starker Rüstung; sondern durch den unbezwingbaren Muth der Bürger, welche die Beleidigungen des Adels durch blutige Fehden und Zerstörung vieler alter Burgen vergalten. — Zürich war vom vornehmsten Adel, auch von Oesterreich geachtet, und lebte in ruhmvollem Bündnisse mit allen Städten und Ländern vom Main bis an den Gotthard. — Die Stadt hatte bey einer Bevölkerung von zwölf tausend vier hundert und siebzig meist freyen Bürgern noch kein anderes Gebieth, als den Wald und das Feld an der Sihl, welche Oesterreich

schenkte, als es nach Kaiser Albrechts Tode die Stadt zur Freundinn haben wollte. — Das gemeine Wesen wurde von dem Reichsvogte, der Gemeinde der Bürger, von dem Rathe, dem Schultheißen und den Pfaffenrichtern verwaltet.

Die alte Verfassung der Stadt.

Der **Reichsvogt**, anfänglich vom Kaiser, nachher vom Rathe gesetzt, hielt das Blutgericht, und kam nie ungebethen in den Rath. — Der **Schultheiß**, von der Aebtissinn zum Fraumünster gewählt, hegte ein Gericht über Schulden und alle Eigenthumssachen. Gesprochen wurde nach den geschriebenen Rechten und nach Gewohnheiten, welche von weisen Leuten gut geheißen wurden. Aber weder der Schultheiß noch der Reichsvogt konnten ohne den Beystand des Rathes ihre Sprüche vollziehen. — Drey Chorherren, durch Alter und Einsicht zu Geschäften tauglich, entschieden als **Pfaffenrichter** die Streitigkeiten zwischen Bürgern und Geistlichen. — **Das Volk** ertheilte das Bürgerrecht, und entschied in seiner Gemeindsversammlung auf dem Lindenhofe über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, über Bündnisse, Krieg und Frieden, über die Annahme eines Schirmherren; die Anerkennung eines Kaisers, über Sendungen an das Reichsoberhaupt, und über neue Verordnungen und Gesetze. Je zu vier Monathen versammelten sich alle Bürger bey Verlust ihres Rechtes zur Bestätigung oder Wahl des Rathes. — **Dem Rathe** schwuren die Bürger Treue und Beystand, und empfingen von ihm wechselseitig den Eid. Der Rath bestand aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern, die in drey Rotten eingetheilt, alle vier Monathe mit einander abwechselten. Jede dieser Rotten regierte für sich, unabhängig von den andern. Nur in höchst wichtigen Fällen forderte etwa die regierende Rotte die vorhergehende oder die nachfolgende oder beyde zur Mitberathung auf. Der Rath war die vollziehende Gewalt des Volkes, und hatte den Eid auf sich,

in unvorgesehenen Fällen nach seinen besten Einsichten den Nutzen der Stadt zu befördern. Wer Unruhe stiftete, verlor als Meineidiger sein Amt. Wer Mieth und Gaben nahm, den traf die Verbannung. Scharfe Gesetze sollten die Erhaltung und Sicherstellung der Ruhe, des Besitzthumes, des Leibes und Lebens bewirken. Es war sehr strenge verbothen, fehlbare Bürger um des eigenen Ansehens oder mächtiger Fürsprache willen ungestraft zu lassen, damit, wie es in jedem Staate sich geziemt, Alle den Gesetzen unterworfen, Keiner über sie erhaben sey. Der Abgaben waren wenige, die Geldkräfte der Stadt gering; aber in Fällen der Noth steurte zum Nutzen der Stadt jeder ohne einige Ausnahme der Geburt, des Standes, des Amtes von seinem Vermögen nach Wort und Eid; ein Gesetz gegen welches kein Sträuben, kein verjährtes Herkommen, keine Vorrechte beschützten. So war das alte Zürich. Lange ein starkes, musterhaftes, glückliches Gemeinwesen, dessen Rath und dessen Rechtspflege auch von Ausländern geachtet, und in Streitfällen angerufen wurde.

Die Staatsumwälzung. 1335.

Diese Verfassung, die ungefähr zwey hundert und funfzig Jahre bestanden, sollte gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihr Ende erreichen. Seit Langem war eine kleine Zahl angesehener, alt verdienter Geschlechter, von den Bürgern unbeneidet, fast erblich in den Rathswürden geblieben. Dieselben fingen an, ihrer Pflicht und ihres wahren Vortheils zu vergessen. Die Regierung gerieth allmählich in einen Zustand gänzlicher Schlaffheit. Sie, auf deren Betrieb die Bürgerschaft ein strenges Strafgesetz gegen Jeden erlassen, „der eine „Zunft, Meisterschaft oder Gesellschaft aufzurichten versuche," theilte sich nun selbst in Parteyen, und erlaubte sich Manches, das gegen Ordnung und Billigkeit lief. Da klagten viele Bürger nicht ohne Grund: „daß das Wohl des ge„meinen Wesens dem Eigennutze, der Vorliebe, dem Hasse

„oder der Bequemlichkeit der Regenten weichen müsse; daß „die Räthe öfters das Recht in Unrecht und das Unrecht in „Recht verwandeln; daß der wenig Gutes zu erwarten „habe, der sich nicht zu ihrer Partey bekenne; daß die Bür„ger und der verburgerte Adel nicht bey Ehre, Leib und „Gut gesichert seyen; daß dagegen die Räthe mit dem be„nachbarten, verdorbenen, der Stadt oft feindseligen Adel in „allzu enger Bekanntschaft und Vertraulichkeit stehen; daß „sie, vom Hochmuthe befallen, sich wie die geborenen Für„sten des Landes betragen; daß sie die Geringen verachten; „ja, daß aus Furcht vor Rache niemand mehr ein Wort „wider sie sprechen dürfe.“ Ferner hieß es: „durch Pracht „und Wollust haben sie ihr Vermögen verschwendet, das „nöthige sie denn, durch unrechte Mittel das Sinkende zu „stützen, darum werde nur derjenige von ihnen freundlich „aufgenommen, der sich ihnen nicht mit leerer Hand nahe; „aber die Armuth, die der Regenten Rath und Hülfe am „meisten bedürfte, erhalte schnöden Bescheid. Auch scheuen „sich dieselben Räthe nicht, die Staatsgelder für ihren eige„nen Nutzen zu verwenden, darum werde von diesen nie„mahls Rechnung abgelegt, und darum werde der Bürger „mit so vielen ungewohnten Lasten und Steuern hart be„drückt.“ An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich Ru-dolf Brun, ein Mann von funfzig Jahren, reich, von edler Geburt, Ritter und Rathsglied. „Der wär,“ sagt Tschudi, „auch gern hoch geacht gsin, und ward allweg verschüpft von „den andern sinen Miträthen, die mehr Ansehens hatten, „das verdroß ihn, und er begunnte, den gemeinen Mann von „Burgern an sich ze henken.“ Er besaß auch wirklich alle Eigenschaften eines Volksführers. Kühnheit und Schlauheit, Verstand und Wohlredenheit waren seine vorzüglichsten Gaben. Seine herablassende Freundlichkeit machte ihn zum Lieblinge des gemeinen Mannes, und er war listig genug, die Um-stände klug zu benutzen, und hoch fahrende oder leidenschaft-

liche Plane unter dem Scheine echten Bürgersinnes und hoher Vaterlandsliebe zu verhüllen. Daß Bruns Unternehmen, durch welches das Aufkommen des Patriziates zu Zürich verhüthet wurde, gut war, dafür zeugt die innige Theilnahme so manches edeln Vaterlandsfreundes, wie eines Rüdiger Manesse, auf dem keine Spur des Unrechtes haftet; ob aber Brun diese Sache aus vaterländischem Sinne begonnen, und in der Umwälzung der Verfassung seiner Vaterstadt nicht bloß sich selbst gesucht, läßt uns die Geschichte seines Lebens mit nur allzu vielem Rechte bezweifeln. Dieser Mann und sein Werk sind von jeher entweder beynahe vergöttert und angebethet, oder ganz und gar verworfen worden. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu liegen, das Unternehmen selbst müssen wir loben; aber die Gründe, um derentwillen es wahrscheinlich unternommen, und die Art, wie es durchgeführt wurde, können wir nicht billigen.

Mit Wohlstand, Vermögen und vielen Kenntnissen hatte der Freyheitssinn der Bürger Zürichs zugenommen, und sie äußerten immer größere Neigung, sich mit ausgedehnteren Rechten in politische Zünfte zu vereinen. Als daher Brun den Bürgern vorstellte; „daß die Regenten ihre Pflicht verletzt, und die ursprünglich freye Stadt unter das Joch unerträglicher Tyranney komme; daß er selbst dem Rathe verhaßt sey, weil er aus Liebe zu den Mitbürgern seine Stimme öfters gegen dieses Unwesen erhebe; daß sie die Bürger sich aber nur aus eigener Kraft befreyen, und die Stadt besser, als die bisherigen stolzen und reichen Gewalthaber regieren sollten, und daß er selbst mit Freuden bereit sey, Gut und Blut zu ihnen zu setzen," da fand Brun manches offene Ohr. Sein Anhang mehrte sich täglich. Viele Gute und Edle, welche die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung einsahen, traten auf seine Seite; aber vor Allen aus, wie es bey solchen Unternehmungen immer zu gehen pflegt, auch Viele, denen einst ein Rathsglied unfreundlich

begegnet war, oder die, wie man von Brun selbst sagt, zu einer Strafe waren verurtheilt worden; Viele, denen eine Steuer beschwerlich gewesen, und also auch unnöthig schien; Viele, welche nicht nach ihrem Sinne, und also, wie sie meinten, ungerecht gerichtet worden waren; Viele, die von einer Umwälzung der bestehenden Ordnung Vortheile, Herstellung eines zertrümmerten oder Gründung eines neuen Glückes hofften; Viele endlich, deren Leichtsinn, deren kühner und lebhafter Geist, deren Hang zu zügelloser Ausschweifung sie an jeder gewagten, mit Unordnungen verbundenen, die Gesetze zerstörenden und die Schranken der Sittlichkeit zertrümmernden Unternehmung Theil nehmen ließ. Von allen diesen Vorgängen ahndete der Rath nichts.

Den ersten May 1335 sollte die erste Rathsrotte abgehen, und die zweyte erwartete die Bestätigung des Volkes. Da wurde ihnen aber zuvor Rechnung über die Staatsgelder abgefordert. Die Räthe geriethen in Verwirrung, und wußten nicht, was zu thun sey. Einige redeten von aufrührerischen Neuerungen, Andere thaten Versprechungen. Endlich erlaubte man ihnen auf Bruns Verwendung, heim zu gehen, und sich über das Ansuchen der Gemeinde zu berathen. Sie hielten die Sache für vorüber gehend, zögerten mit der Entscheidung, und glaubten sich abermahls sicher. Allein nach sechs Wochen spiegelte Brun dem Volke vor, „der Rath spotte seiner.“ Da geschah ein großer Auflauf gegen das Rathhaus, daß die meisten Rathsglieder Todesfurcht ergriff. Einige, zum Theile von Brun gewonnen, zum Theile aus reiner Begierde nach einer besseren Verwaltung, erklärten sich für das Volk; aber siebzehn Räthe mit ein und zwanzig ihrer Freunde flohen in unbesonnener Eile aus der Stadt, so daß die Obrigkeit durch bloße Drohungen gestürzt war. Nach wenigen Tagen wurde in der Kirche der Barfüßer Volksversammlung gehalten. Die Klagen über die alte Regierung erneuerten sich, und man beschloß, alle Glieder derselben zur Rechenschaft zu ziehen,

die bisherige Verfassung zu ändern, die Regierungsgewalt für ein Mahl an Rudolf Brun und seine Freunde zu übertragen, und ihm einen Eid der Treue zu schwören. Nach drey Wochen bathen vier und zwanzig von den Entflohenen, welche ihre Besitzungen zu verlieren fürchteten, um freyes Geleit und Verhör. Sie retteten zwar ihre Güter; aber sie wurden gebüßt, zerstreut, an verschiedene Orte verbannt, und für sich und ihre Kinder alles Antheiles an der Regierung verlustig erklärt, auch heilig verpflichtet, keine Schritte gegen die neue Verfassung zu thun. Die übrigen, welche nicht zur Verantwortung erschienen waren, wurden ihres Vermögens beraubt, und bey Todesstrafe auf ewige Zeiten verbannt. So endete die alte Verfassung der Stadt Zürich. Man würde besser gethan haben, sie nicht unter Gewaltthaten zu begraben, die begangenen Fehler zu vergessen, und wie Luzern, lieber durch edle Milde die Gemüther zu gewinnen, als durch rohe Härte und übermüthigen Mißbrauch des Rechtes des Stärkeren, Feinde und Verräther zu pflanzen.

Die neue Verfassung. 1335.

In den letzten Tagen des Jahres 1335 wurde in der Barfüßerkirche zu Zürich die neue Verfassung angenommen. Ihr Inhalt war folgender: „Rudolf Brun ist auf Lebens„lang Bürgermeister. Ihm steht ein Rath von Rittern, Bür„gern und Handwerkern zur Seite. Alle Bürger von zwan„zig Jahren schwören dem Bürgermeister jährlich zwey Mahl „Treue und Beystand; er aber wird schwören, gerecht zu „richten, und die Stadt nach bestem Vermögen zu schirmen. „Alle Bürger vereinigen sich in vierzehen Zünfte, deren erste „die Constafel ist, die aus dem Adel und den Bürgern ohne „Handwerk besteht. Aus dieser Zunft ernennt der Bürger„meister jährlich zwey Mahl zwey Ritter und nach Wohlge„fallen vier Andere, Adeliche oder Bürgerliche. Diese wäh„len mit ihm aus den Gliedern der Constafel sechs Ritter

„und sieben Bürger zu Rathsherren. Von den dreyzehn übri„gen Zünften wählt jede einen Zunftmeister, der ein Hand„werksmann, der Stadt alter Bürger und ihr Einwohner, „von ehelicher, freyer Geburt, von Ehre, Gut, Verstand und „Bescheidenheit seyn soll. Ist die Wahl streitig, so entschei„det der Bürgermeister je für den Besten.“ Jeder Zunftmeister nahm auf seiner Zunft sechs Mitvorsteher an, welche gewöhnlich die inneren Streitigkeiten der Zünfte vertrugen, und zuweilen bey den Berathungen der Regierung zugezogen wurden; denn es war ein altes Herkommen derselben, über schwere Sachen hundert Bürger zu berufen, um ihren Rathschlag zu vernehmen. Aus diesen Sechsern entstand später der große Rath. Der Zunftmeister war auch der militairische Anführer seiner Zunft. „Die Zunftmeister,“ sagt die Verfassung weiter, „leisten dem Bürgermeister den Eid „der Treue, und bilden mit ihm und den dreyzehn von „der Constafel den Rath. Dieser Rath wird alle halbe Jahre „erneuert; wenn es aber dem Bürgermeister gefällt, mag er „auch aus dem abgehenden Rathe zwey oder drey besonders „erfahrene Männer zur Mitberathung einladen. Stirbt der „Bürgermeister, so tritt Heinrich Biber oder Rüdiger Manesse „oder Hans von Hottingen oder Jakob Brun an seine Stelle. „Alles dieses mit Vorbehalt der kaiserlichen Bewilligung und „der Rechte des Reiches.“ Das war der Geist einer Verfassung, in welcher Brun sich selbst nicht am schlechtesten bedacht hatte; denn beynahe alle Gewalt lag in seiner eigenen Hand, das Uebrige in der Hand eines Volkes, das ihm blindlings gehorchte. Mit ausgezeichnet gutem Erfolge begünstigte Brun die Zunftmeister, um mit ihrer Hülfe über die Geschlechter zu siegen. Die aber, denen Geburt, Vermögen, Erziehung und andere Gründe ein besonderes Recht gegeben hätten, an der Regierung Theil zu nehmen, blieben vom Staatsruder entfernt, wenn sie nicht des Bürgermeisters Freunde oder Knechte seyn wollten. Das läßt sich nicht läug-

nen, Brun hat eine tadelnswerthe Regierung entsetzt, und eine harte Aristokratie gestürzt; aber an ihrer Statt gründete er eine noch verwerflichere Volksherrschaft, um den Staat unbedingt nach seinem Willen lenken zu können. Erst spätere, weisere Abänderungen seiner Verfassung haben ihr die Kraft gegeben, durch die sie sich Jahrhunderte lang zu halten vermochte. Seit die Zünfte eingerichtet waren, wurde durch den Einfluß der handwerksmäßigen Denkart alles Rohe, das der Landmann verkaufte, wohlfeil, und Alles, was der Handwerksmann verarbeitete, theuer. Die Ausfuhr aller Materialien, die Einfuhr alles Verarbeiteten und alles Mitarbeiten fremder Handwerker wurde nach und nach verbothen. Selbst Brot, Wein, Leder und andere Nothwendigkeiten des täglichen Lebens durften nicht zu Stadt und Land von dem besten und wohlfeilsten Verkäufer erhandelt; sondern mußten beym Handwerke genommen werden. Durch solche Schranken der Gewerbsfreyheit, durch den Verfall des Vermögens und Ansehens der vornehmsten Bürger wurde, ohne daß die Zünfte es wollten, der allgemeine Flor aufgehalten, und hintertrieben. Bald zeigte sich die noch schlimmere Folge, daß die meisten ihre Zunft für ihr Vaterland hielten, und zu selbstsüchtiger Beförderung untergeordneter Zwecke sich verleiten ließen. Die Bürgerschaft Zürichs stellte sich von nun an als eine aus vierzehn Gemeinden bestehende Eidsgenossenschaft dar, deren jede ihre eigenthümliche Verfassung und Gerichtsbarkeit, ihre gemeinen Gelder und Waffen; aber auch ihre eigenthümlichen Vortheile und Strebepuncte besaß. — Der Kaiser Ludwig trug kein Bedenken, diese neue Verfassung 1337 zu bestätigen. — Aebtissinn und Propst zum Frau- und Großmünster unterschrieben und besiegelten sie.

Die vertriebenen Räthe. 1335 — 1337.

Die Vertriebenen, welche sich nicht unterworfen hatten, flohen zu dem Grafen Johann von Habsburg-Laufenburg

auf Rapperschweil, der unter der vorigen Regierung mit Zürich ins Bürgerrecht getreten war. Die Vertriebenen hatten ihm viele freundschaftliche Dienste geleistet, und er hoffte von der Verbindung mit ihnen mehr, als von der neuen Volksherrschaft, die seinem Stolze nicht angenehm war. Darum sah er den Sturz der alten, edeln Geschlechter nicht gleichgültig an; sondern nahm die Entflohenen bey sich auf, schützte sie gegen Bruns Gewalt, und erlaubte ihnen, die Stadt Rapperschweil zu ihrem Waffenplatze zu machen, von dem aus sie die Zürcher schädigten. Weil man ihnen nähmlich ihre Güter eingezogen hatte, so pfändeten sie von Rapperschweil aus den Ertrag der Landgüter ihrer Feinde, klagten zugleich über erlittenes, schweres Unrecht, und behaupteten, daß Brun und die neue Regierung nicht den Nutzen der Stadt suchen; sondern nur ihrem Hasse gegen alte, verdiente Geschlechter, ihrem Eigennutze oder ihrer Eitelkeit fröhnen wollen. Auch begannen die Vertriebenen, Verbindungen in der Stadt anzuknüpfen, vielleicht, um durch diese im Innern Aufruhr, Mord und Brand zu erregen. Wirklich verbreitete sich einst das Gerücht, man habe Zürich in Brand stecken, und im ersten Schreck einnehmen wollen.

Bruns Maßnahmen. 1335 — 1337.

Der Bürgermeister nutzte diesen Anlaß, um seine Macht zu vermehren. Die für einen Theil der Vertriebenen auf bestimmte Jahre festgesetzte Verbannung wurde in eine ewige verwandelt. Einige Bürger richtete man hin, und erließ die strengsten Gesetze zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Wer zu Zürich wohnen wollte, mußte zuvor dem Bürgermeister Treue schwören. Ohne seine Erlaubniß durfte bey Strafe ewiger Verbannung niemand die Stadt verlassen. Selbst die nächsten Freunde und Verwandten durften sich nicht in höherer Zahl, als fünfe, später drey versammeln. Wer sich nach der Stäubglocke ohne Licht auf den Straßen sehen ließ,

wurde gefangen gesetzt. Wer nach der Nachtglocke einem Andern sein Haus öffnete, oder nicht aufs erste Zeichen bey Tage und bey Nacht sich bewaffnet auf dem Sammelplatze einfand, hatte Strafe an Leib und Gut zu erwarten. Auch erhielt der Bürgermeister auf jeden Fall hin die Macht, sich aller Pferde zu bedienen. Durch diese Strenge wurden viele, den Vertriebenen befreundete Bürger bewogen, noch jetzt die Stadt zu verlassen.

Fehde mit Rapperschweil. Gefecht bey Greynau. Den ein und zwanzigsten September 1337.

Dem Grafen von Habsburg ließ der Bürgermeister die Warnung zukommen, der Pflichten seines Bürgerrechtes besser eingedenk zu seyn, und als diese Warnung nichts fruchtete, wurde das Bürgerrecht mit dem Grafen aufgehoben, und es begann gegen ihn eine Fehde. Im Laufe derselben wollten die Zürcher in Verbindung mit dem Grafen Diethelm von Tockenburg die Feste Greynau erstürmen. Stolz auf die große Zahl ihrer Mannschaft, überließen sie sich einer trügerischen Sicherheit, und wurden von Grafen Johann überfallen. Die Zürcher flohen in großer Unordnung mit Verlust auf ihre Schiffe. Graf Diethelm wurde gefangen. Auf der Höhe des sicheren Sees suchte der Bürgermeister, welcher bedachte, daß er mit dieser Kriegsthat zu Hause schlechte Ehre einernten dürfte, sein geschlagenes Volk wieder zu ermuthigen. Es gelang ihm. Die Zürcher von Wuth und Scham begeistert, landeten wieder in guter Ordnung, erhielten in demselben Augenblicke Hülfe von Schwyz, und überfielen das Habsburgische Volk, das sich zum Plündern der Erschlagenen zerstreut hatte. Vergebens focht Johann von Habsburg, ein kühner, beherzter, männlich schöner Heerführer, unerschrocken an der Spitze seiner schnell gesammelten Krieger. Er mußte der Uebermacht weichen, und fand seinen Tod. Die Feste Greynau vermochten die Zürcher nicht zu bezwingen. Von den

Rapperschweilern wurde der gefangene Graf Diethelm im ersten Zorne über den Tod ihres geliebten Herrn in Stücken gehauen.

Friede. 1337.

Der Kaiser Ludwig und das Haus Oesterreich vermittelten zu Gunsten von Johanns Söhnen einen Frieden. Die Vertriebenen zahlten für die Pfändungen, die sie sich auf Zürcherschem Gebiethe erlaubt hatten, eine Entschädigungssumme, erhielten von der Stadt ihre eingezogenen Güter zurück, nebst der Erlaubniß, nach einer fünfjährigen Verbannung wieder in die Vaterstadt zurück kehren zu dürfen wenn sie sich mittlerweile gegen Zürich ruhig, treu und aufrichtig betragen hätten. Allein die Erbitterung dieser Unglücklichen war zu groß, als daß sie den Vertrag hätten erfüllen können. Sie reizten die Stadt durch neue Beleidigungen. Da wurden ihre Güter auf kaiserliche Bewilligung zum zweyten Mahle eingezogen, verkauft oder verschenkt, auch die ewige Verbannung erneuert. Sie verloren viele von ihren Freunden und Vertheidigern, welche zornig über die Hartnäckigkeit, mit der sie sich neues Unglück zugezogen hatten, von ihnen abfielen. Jetzt bathen einige der Vertriebenen um Frieden, oder ergaben sich, und erhielten durch Vermittelung der Königinn Agnes von Hungarn leidliche Bedingungen. — Die Stadt aber ergriff alle Mittel, ihre neue Verfassung sicher zu stellen. Von Außen schützte sie sich durch Burgrechte und Bündnisse, im Innern wurden die alten Vorsichtsmaßregeln bedeutend verschärft. Zahlreiche Wachen sicherten das Rathhaus, besetzten die Thore und Thürme, durchstreiften die Straßen. Brun selbst erhielt eine bedeutende Leibwache, und versäumte nichts, wodurch er seine neu erworbene Macht gegen die Unternehmungen Anderer befestigen konnte. Den Clerus, welcher seit 1331 wegen des Bannes größten Theils von der Stadt gewichen war, suchte er, durch Zurückberufung für sich zu ge-

winnen. Als er kein Gehör gefunden, verschärfte er 1338 die Verordnungen gegen die Cleriker, welche dem Papste mehr gehorchten, als dem Willen der Stadt. — So herrschte einige Jahre eine zweifelhafte Ruhe, ähnlich der drückenden Stille, die einem heftigen Ungewitter voran zu gehen pflegt.

Drittes Kapitel.

Der Krieg um Laupen.

1338 — 1350.

Bern.

Während wir zu Zürich innere Stürme betrachteten, ziehen zu Bern würdigere Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich. Hoch an Ehre und Ansehen stand Bern unter den Städten des Landes. Durch Bündnisse, Kauf, Fehden und Burgrechte mit Herren und Thälern verstärkte es seine Macht, und nicht leicht entschlüpfte seinen aufmerksamen Regenten eine günstige Gelegenheit, den Staat zu vergrößern. Mit vorzüglicher Klugheit benutzte Bern jene Zeit, da Kaiser Ludwig noch mit den päpstlichen Bannstrahlen belegt war, und sich im Oberlande und Uechtlande zwey Parteyen gebildet hatten, die angeblich die Sache des Papstes und des Kaisers verfochten; in der That aber den Kampf um Freyheit und Herrschaft führten. Damahls suchte sich Bern, unter dem Scheine tiefer Ehrfurcht gegen die Befehle des Papstes zur Fürstinn über die benachbarten Reichsländer zu machen, während der Adel, vorgeblich aus Liebe zu Kaiser und Reich, stritt, um das freye Bern und seine Freunde zu unterjochen, und das Volk wieder in die Fesseln alter Knechtschaft zu schlagen. Den Bernern gelang es 1324, die Vogtey Laupen an sich zu lösen, und 1334 den Freyherren von Weißenburg, Herrn des Hasli-Thales, und andere Edle zu nöthigen, daß sie

Berns Bürger werden, und mit allen ihren Burgen, Ländern und Mannen sich in der Stadt Schutz ergeben mußten. Berns Geist war kriegerisch. Für die Stadt, für die Ausbürger wurden aus Noth und Pflicht, oft nur aus leicht gereizter Ehrliebe mit Freude, Wachsamkeit und Eifer, ja mit höchster Anstrengung unaufhörliche Fehden geführt. Der Kriegsmuth der Berner war so groß, daß sie 1333 ihren geachteten, hoch verdienten Schultheißen Lorenz Münzer, der durch das Vertrauen der Bürger, wie keiner vor ihm, bis ins dritte Jahr das Schultheißenamt besessen, dieser Würde entsetzten; weil er sich aus Klugheit geweigert hatte, mit Wenigen gegen eine feindliche Uebermacht zu schlagen. Keine Feindschaft ließ Bern ungerochen, keine Bürgertreue und Bundesverwandtschaft ohne kräftigen Schirm. Landbau und Waffen beschäftigten den Adel. Waffen, Tuchhandel und Gewerbe betrieb das Volk. Gerechtigkeit und unerschrockenen Herrschermuth ehrte man an der Obrigkeit, welche, (seit dem Ursprunge Berns aus klein und großen Räthen bestehend), in dringenden Fällen, ohne nach altem Gebrauche die Bürger zu berathen, that, was ihr das Beste schien. Ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit richtete sie auf auswärtige Verhältnisse, hauptsächlich auf die großen Barone rings um Bern, die natürlichen Feinde der Stadt. Begierig warrete eine kriegerische Jugend, bis der Sturm erging, und der Stadt Banner erschien, dann geschah unter den Häuptern der Stadt oder unter den Vennern der Freyheit, (des Freykorps,) ein zahlreicher Auszug, und bald lagen die Burgen des feindseligen Adels gebrochen, und die Söldner der Herren fleheten mit Stricken um den Hals um ihr Leben; aber meist bediente man sich des Sieges mit Mäßigung. Wenn die Berner Burgen brachen, nahmen sie dem Eigenthümer die dazu gehörige Herrschaft nicht. Dieser wurde bloß der Stadt Bürger, und erhielt Theil an der Verwaltung des gemeinen Wesens. Wurden den Bernern Burgen übergeben, so mußte der Besitzer

nur versprechen, für die Stadt ein offenes Haus zu haben, und er behielt sein Eigenthum. So wußten sich jene die Früchte des Sieges, den ihre Tapferkeit errungen hatte, durch Wohlthun und Klugheit zu sichern; denn es schien ihnen besser, viele freye und getreue Angehörige, als eine Menge erzwungener und unzuverläßiger Unterthanen zu haben, und warum hätte der Adel nicht lieber den Ueberrest seines Glückes unter Berns sicheren Schutz stellen, als sich durch längere Feindschaft der Gefahr eines gänzlichen Unterganges aussetzen sollen? — So war Bern. — In ihrem Umfange war die Stadt fast so groß, als jetzt, doch noch hölzern und schmucklos. Nur des Münsters herrliche Grundmauer stand schon. Bewohnt und beherrscht war die Stadt von vielen edeln oder dem Adel gleichen Geschlechtern, die zum Theile jetzt noch blühen. Gefürchtet war sie und geachtet. Den Kaisern werth, so lange sie sich zu ihnen hielt, dem Landvolke lieb, standhaft in der Mitte zahlreicher, mächtiger Feinde, an Tugenden, an Grundsätzen und an Waffenglück glich Bern dem ersten, freyen Rom.

Der Anfang des Krieges 1338.

Im hundert sieben und vierzigsten Jahre nach der Erbauung Berns machte der hohe und niedere Adel vom Aargau, Uechtland, Klein-Burgund, welcher mit neidischen Augen emporstrebenden Geist und das zunehmende Glück der Stadt sah, einen Anschlag, dieselbe zu unterdrücken. Auch die Herzoge von Oesterreich nahmen Theil an dieser Vereinigung. Der Kaiser Ludwig selbst, erbittert, daß Bern sich zu seiner Gegenpartey geschlagen hatte, war der Urheber ihrer Noth, und nichts geschah gegen die Stadt ohne die Zustimmung seiner Gesandten. Einzelne vom Adel machten den Anfang mit verschiedenen Feindseligkeiten und Anforderungen. Bald darauf wurde zu Nidau eine große Versammlung der Herren gehalten, denen auch Freyburg sich beygesellte. Hier klagte

man über die unzähligen Ungerechtigkeiten, die man von Bern erlitten haben wollte. Bern, hieß es, wolle den Adel unterdrücken, von diesem Vorhaben könne es nicht auf dem Wege der Güte abgebracht werden, darum müsse man es mit gewaffneter Hand vertilgen. Dieser Anschlag wurde beschworen. Die Rüstungen nahmen ihren Anfang. Gegen Bern sperrte man Handel und Wandel. Jedermann harrte voll theilnehmender Erwartung auf den Ausgang dieser Sache. Die Stadt suchte keinen Schirmherren. Es zitterte niemand vor dem Feinde. Man sah aber auch keine blinde Hitze in dem Volke. Der Rath unter dem Schultheißen Johann von Bubenberg dem Aeltern beschloß mit seiner gewohnten Würde: „Einer jeden gerechten Forderung Genüge zu leisten; aber Ge„walt mit Gewalt abzutreiben.“ Hierbey blieb die Stadt, und wich von diesem Grundsatze nicht ab, als sich die Unterhandlungen mit dem Adel zu Freyburg fruchtlos zerschlugen. Ueberzeugt, alle Forderungen der Gerechtigkeit erfüllt zu haben, aufs Aeußerste gebracht durch die Ungerechtigkeit seiner Feinde, eröffnete Bern selbst den Feldzug mit einem fruchtlosen Versuche auf Aarberg. Dieß brachte auch die Gegner zu den Waffen. Sieben hundert mit gekrönten Helmen, zwölf hundert Ritter, funfzehn tausend zu Fuße zogen gegen Bern. Das ganze Land war bewegt. Berns Sieg oder Untergang entschied über die Freyheit oder Knechtschaft West-Helvetiens. Täglich brachte das flüchtige Landvolk schreckende Nachrichten von dem Anzuge, den Drohungen und der Macht der Feinde in die Stadt. Berns Freunde waren mit Sorgen erfüllt. Der Adel und seine Anhänger überließen sich einer stolzen Sicherheit. Sie waren gesinnet, zu Bern keinen Menschen leben zu lassen; sondern Alles mit dem Schwerte zu verderben. Jeder von den Verbündeten hatte sich schon ein Haus in der Stadt aüserwählt, das er nach dem gewissen Siege zu besitzen gedachte. Die Bürger hingegen bothen alle ihre Kräfte zur Vertheidigung auf, und waren entschlossen, sich eher unter

dem Schutte ihrer Mauern begraben zu lassen, als von den stolzen Feinden Gnade zu erflehen oder anzunehmen. Weil die Berner sahen, daß das erste Augenmerk der Feinde auf Laupen gerichtet seyn müsse, wo Ritter Anton von Blankenburg mit einer schwachen Besatzung lag, so schwuren sie bey Gott und allen Heiligen; „Gut und Leben zur Behauptung Laupens aufzuopfern," und erließen die Verordnung, „wenn „ein Vater zwey Söhne habe, oder wenn sonst in einem „Hause zwey Brüder seyen so solle einer von ihnen nach Lau„pen ziehen." Auf diese Weise zogen sechs hundert Mann unter dem Alt-Schultheißen Johann von Bubenberg, dem Sohne, rüstig und muthig aus, entschlossen, für die Vertheidigung Laupens den letzten Tropfen Blutes zu vergießen.

Rudolf von Erlach.

Nachdem die Berner auf diese Weise der ersten Noth abgeholfen, und für die Sicherheit Laupens möglichst gesorgt hatten; so rathschlagten sie über die Wahl eines Feldherren, dessen kluger Leitung die Freyheit und Ehre der Stadt anvertraut werden könnte. Viele hatten sich schon, als Anführer in kleineren Fehden mit Ruhme versucht; aber einem so entscheidenden Kampfe fühlte sich Keiner gewachsen. In der Stunde dieser Verlegenheit kam Ritter Rudolf, Castellan von Erlach, ältester Sohn jenes Ulrich von Erlach, unter dessen Anführung die Berner vor ein und vierzig Jahren am Donnerbühel gesiegt hatten, in die Stadt. Bey seinem Anblicke ergriff Freude und die Erinnerung an des Vaters Glück Aller Herzen. Ihn verlangte die allgemeine Stimme zum Feldhauptmanne. Ihm überreichte der Schultheiß von Bubenberg das Banner der Stadt. Aber Erlach, wohl bekannt mit der Freyheitsliebe seiner Mitbürger, welche sich selbst in wichtigen Feldschlachten nur ungern dem ernsten Befehle des Anführers unterwarfen, und für begangene Fehler, selbst für verletzte Pflicht, nur auf ihren Zünften Rede und Antwort schuldig

zu seyn vermeinten, sprach: „In sechs Schlachten habe ich „gefochten, und jedes Mahl ist die größere Zahl von der „kleinern überwunden worden. Den Feind fürchte ich auch „jetzt nicht; aber ich fürchte euern Ungehorsam. Mit Gottes „Hülfe gedächte ich zu streiten und zu siegen, wie vor die„ser Zeit mein Vater; aber euer Feldhauptmann kann ich „nicht seyn, wenn ihr euch nicht eine strengere Kriegszucht, „als bisher gefallen lasset, und mir volle Gewalt gebet, selbst „über Leben und Tod; denn wisset, daß nur die Ordnung „zum Siege führt!“ Da hoben alle Bürger zu Bern ihre Hände auf, und schwuren einen theuren Eid, dem Ritter von Erlach ohne allen Widerstand gehorsam zu seyn bey Leib und Leben.

Rudolf von Erlach war ein Held, gerüstet mit Weisheit und Muth, in einem Alter, wo die Leibeskraft alle ihre Stärke hat, und der Geist seine vollkommene Reife besitzt. Gehoben und ermuthigt wurde Erlach durch das Andenken an ruhmvolle Thaten, die seine Ahnen für Bern seit der Stiftung der Stadt gethan. Er war Lehensmann des Grafen von Nidau, Erzieher seiner Söhne, zugleich Bürger von Bern. Als der Krieg der Herren gegen Bern losbrach, und Erlach in Gefahr kam, entweder die Pflichten gegen seine Vaterstadt oder die gegen seinen Lehensherren zu verletzen, bath er den Grafen, ihn zu entlassen. Der Graf antwortete ihm gleichgültig: „Wohl kann ich von zwey hundert Helmen „und hundert vierzig mir ergebenen Rittern Einen Mann „verlieren.“ Da entgegnete ihm Erlach: „Ihr sagt, ich sey „Ein Mann, wahrlich als einen Mann will ich mich gegen „Euch zeigen!“ Mit diesen Worten schied er nach Bern.

Laupen 1339.

Mittlerweile wurde Laupen hart belagert. Ein Sturm folgte dem andern. Mit allen Werkzeugen der damahligen Kriegskunst wurden die Mauern angegriffen, die Stadt aus

den Blyden, (Wurfmaschinen,) mit schweren Steinen unaufhörlich beschossen. Unerschrocken vertheidigten sich Bubenberg und Blankenburg. Vergeblich wurden sie zur Uebergabe aufgefordert; aber die Lebensmittel waren aufgezehrt, das Volk ermattet von immer währendem Wachen und Kämpfen. Täglich minderte sich durch Wunden und Tod die Besatzung der Stadt.

Die Hülfe der Waldstätte 1339.

In dieser letzten Noth waffnete Bern aufs Eifrigste die Ausbürger aus dem Landgerichte, im Sieben-Thale, aus der Weißenau. Das Volk des Simmen-Thales unter dem Freyherrn Johann von Weißenburg, die Mannschaft aus dem Hasli unter dem Vogte Cuno von Rinkenberg machten sich zum Zuzuge auf. Auch die Solothurner bewiesen, obgleich sie selbst bedrohet waren, die alte Bundestreue und sendeten achtzig Helme zum Streite. Aber seine beste Hülfe suchte Bern bey den Männern in den ewig freyen Hochgebirgen. Der Alt-Schultheiß Freyherr Johann von Kramburg eilte über den Brünig in die Waldstätte, um von diesen tapfern Feinden des adelichen Uebermuthes Zuzug zu erbitten. Es hatte zwischen den Waldstätten und den Bernern ein alter Bund bestanden, jetzt war er zwar erloschen; aber, eingedenk der früheren Freundschaft, im Hochgefühle der eigenen, rühmlich errungenen Freyheit, eilten neun hundert rüstige Streiter aus den Waldstätten über den Brünig nach Bern.

Die Stunden vor der Schlacht 1339.

Den zwanzigsten Brachmonath 1339 langten sie an, nachdem sie auf dem Marsche drey feindliche Angriffe mannhaft abgewiesen. Sogleich wurde Kriegsrath gehalten, um zu entscheiden, wenn und wie die Schlacht geliefert werden sollte. Die aus den Waldstätten sprachen: „Schnell und bis „auf den letzten Tropfen Blut!“ Ihre Meinung fand Bey-

fall. Die Krieger wurden durch priesterlichen Zuspruch zum entscheidenden Kampfe bereitet. Dann gönnte man dem Heere eine kurze Ruhe. Um Mitternacht gab Erlach das Zeichen zum Aufbruche. Beym Mondenschein zogen sie aus, fast sechs tausend Mann stark, voran der Priester Baselwind, die Monstranz in seiner Hand. Den abgelebten Greisen wurde die Bewachung der Stadt überlassen. Weiber und Kinder lagen jammernd und voll banger Erwartung in den Kirchen bey Tag und Nacht auf den Knieen. In großer Ordnung zog das Heer durch das Land, um Mittag waren sie unweit Laupen. Sie stellten sich am Abhange des Bromberges also auf, daß sie das Lager des Feindes, der mit großer Pracht Ritter schlug, oder sich muthwillig vergnügte, übersahen, und im Rücken von einem Walde gedeckt waren. Von der Stadt aus konnten sie nicht erblickt werden. Erlach hielt sein Heer enge geschlossen, und befahl, daß niemand von seinem Platze weiche. Einzelne feindliche Ritter sprengten nach der Sitte der damahligen Zeiten die Berner an, um die tapfersten zum Zweykampfe heraus zu fordern. Weil sich aber, dem Gebothe Erlachs gehorsam, Keiner hervorthat, so spotteten und höhnten jene. Johann von Mackenberg, Schultheiß von Freyburg, rief: „Die Berner haben verkleidete Weiber „in ihren Scharen! „Ihm antwortete Cuno von Rinkenberg: „Ihr werdet es heute noch erfahren!“ Mit lauter Stimme rief ein Mann von Schwyz: „Wir sind bereit, wer will, der „trete hervor!“ Graf Rudolf billigte den Trotz des Adels nicht. Voll banger Ahndung sprach er zu denen, die mit Ungeduld die Schlacht begehrten: „Dieser Feind wird sich immer finden lassen!“ Schon früher hatte er gegen den Herzog Albrecht Besorgnisse geäußert, und als dieser fragte: „Der „Nidauer zaget doch vor keinem Feinde?“ da schwur der Graf: „Heute Graf von Nidau und nimmer, Leib und Gut „verliere ich; ich will es aber theuer verkaufen!“ Auch der Venner von Füllistorf von Freyburg warnte mißbilligend die

übermüthigen Herren, und als man ihm spöttisch Furcht vorwarf, sprach er: „Meiner Stadt Banner will ich ehrlich aufrecht erhalten, bis ich selbst falle; aber ihr werdet euers Trotzes nicht froh werden!“

Schlacht bey Laupen. Den ein und zwanzigsten Brachmonath 1339.

Erlach ordnete sein Heer mit Weisheit und Ruhe. Den Hülfsvölkern, voraus den Waldstätten, gestattete er den Ehrenkampf mit der feindlichen Reiterey. Er selbst mit den Bernern gedachte, gegen das Fußvolk zu streiten. Zu dem Dienste um seine Person wählte er eine Schar auserlesener Jünglinge, indem er dem Heere zurief: „Wo sind nun die „fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern mit Blumen, mit „grünem Reblaube und Federbüschen geschmückt, die ersten „waren, bey Tänzen und Gelagen den Feinden Hohn zu „sprechen? Die treten jetzt hervor zu mir an den Tanz, und „stehen vor der Stadt Banner als eine feste Mauer, und „retten der Stadt Ehre!“ Da traten zahlreiche Haufen aus den Zünften der Gärber und Fleischer, die sich vermessen hatten, gegen den Feind eine besondere Tapferkeit zeigen zu wollen, hervor, riefen mit lauter Stimme: „Herr wir wollen bey „Euch stehen!“ und umgaben das Banner. Die Schläuderer machten den Angriff. Jeder that drey Würfe auf den Feind. Sie tödteten Viele, dann traten sie in die Schlachtordnung zurück. Dieses Zurücktreten hielten die Hintersten im Berner-Heere, junge, unerfahrene Mannschaft, für ein Zeichen zur Flucht. Schnell wendeten auch sie sich, den eigenen, theuern Leib zu erretten, und eilten in den nahen Wald. Ihre Flucht wurde bemerkt, und erregte Unordnung und Schwanken in den Reihen des Gewalthaufens. In diesem gefährlichen Augenblicke zeigte Erlach die Klugheit eines erprobten Feldherren, dessen Geistesgegenwart auch ein überraschender Unfall nicht erschüttert. Mit freudigem, zuversichtlichem Antlitze rief er

seinen wankenden Schaaren zu: „Freunde, jetzt werden wir „siegen; denn die Spreuer ist vom Korne gestoben!“ Zugleich schwang er sein Schwert, und gab das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Schwere eiserne Heerwagen mit Sicheln und Sensen an den Rädern, mit auserlesenen Kriegern beladen, stürmten voran. Hinter ihnen, eng geschlossen, die Menge des Fußvolkes. Mit vorzüglicher Freudigkeit Erlach selbst, der Stadt Banner in seiner Hand, treu umgeben von jenen Jünglingen, dem Kerne seines Heeres. Die Gegend hatte dem feindlichen Heere nicht erlaubt, sich gehörig zu entwickeln; um so weniger vermochte es, dem gewaltigen Andrange begeisterter Gegner, die das köstliche Leben an das noch edlere Gut der Freyheit zu setzen entschlossen waren, zu widerstehen. Es fiel der prahlerische Mackenberg. Freyburgs Banner entsank des edeln Fülliſtorfs sterbender Hand, der hier mit vierzehn seines Geschlechtes erschlagen ward. Nach kurzem Widerstande wendete sich das Fußvolk zur unordentlichen Flucht. Viele warfen die Waffen weg, um desto leichter zu entweichen. Es war Abend geworden. Noch befanden sich die Waldstätte, die Solothurner, die aus dem Hasli- und Sieben-Thale in hartem Kampfe mit der feindlichen Reiterey. Schon einige Mahle waren sie auf dem Puncte gestanden, von dieser überwältigt zu werden; nur die furchtbare Tapferkeit der Waldstätte hatte mit Mühe die Schlacht gehalten, da griffen die von Bern den Feind in den Seiten und im Rücken an, und verschafften auch hier einen herrlichen Ausgang. Seinem Worte getreu, fiel, wie er geahndet, Graf Rudolf von Nidau unter den Vordersten. Mit ihm die Ersten des adelichen Heeres. Die Pferde, die Waffen, die Leichname der Edeln deckten das Feld. So groß war ihre Niederlage, daß ein Freyherr von Blumenberg, als er hörte, wie Viele und wer gefallen sey, ausrief: „Mich behüthe Gott, daß ich lebe nach „dem Tode solcher Männer!“ Mit diesen Worten sprengte er mit verhängtem Zügel unter die aus den Waldstätten, und

fand einen rühmlichen Tod. Die Berner erbeuteten sieben und zwanzig Banner der Städte und Herren. Nach einer kurzen Verfolgung der flüchtigen Feinde, sammelten sich die Sieger wieder auf der Wahlstatt, fielen auf die Kniee, und dankten dem, der ihnen den Sieg gegeben. Unter Freudenthränen vereinigte sich die Besatzung zu Laupen mit den siegreichen Brüdern. Hierauf lobte Erlach das Heer um seiner Tapferkeit und seines Gehorsames willen. Dann befahl er, daß man, wie es Sitte sey, die Nacht auf dem erstrittenen Schlachtfelde bleibe, theils um zu beweisen, auf wessen Seite der Sieg sey, theils um die Verwundeten zu pflegen. Frühe am folgenden Morgen zogen die Sieger heim. Voran, wie beym Auszuge, der Priester mit seinem Heiligthume, hinter ihm die erbeuteten Banner, Waffen und Rüstungen, dann das Heer, des Sieges sich freuend. So erreichten sie Bern. Unter dem Jubel des Volkes zogen sie in die Stadt. Da legte Erlach, nachdem er das Vaterland gerettet, vor allen Dingen die unbedingte Gewalt nieder, die man ihm für die Stunde der Noth ertheilt hatte. Dann wurde der Bund zwischen Bern und den Waldstätten erneuert, und diesen letzteren thätliche Beweise des Dankes gegeben. Die Verordnung, daß dieser Tag alljährlich mit feyerlichem Gottesdienste begangen werde, sollte das Andenken desselben und den Eifer zur Nachahmung so rühmlicher Thaten auch auf die fernsten Nachkommen fortpflanzen.

Friede 1341.

Nach dieser siegreichen Schlacht fühlten Freyburg und der Adel die Rache der Berner. Den ersten wurden auf dem Schönenberge mehrere hundert ihrer besten Bürger erschlagen, einige Tage später die Vorstadt Galtern diesseits der Saane verbrannt. Schon war in der oberen Stadt Flucht und Verwirrung; ohne den besonnenen Muth zweyer Männer, welche die Deckbäume der Brücke zerstörten, würden die Berner

Freyburg selbst erstürmt haben. Nach dieser Demüthigung Freyburgs wurden viele Burgen des Adels gebrochen, und alle Feinde Berns äußerst geängstigt; so daß das Sprichwort entstand, „Gott sey Bürger worden zu Bern.“ Aber auch Bern selbst war in sehr unbehaglicher Lage. Rings um von feindlichen Besitzungen eingeschlossen, gedrängt von Mangel und Theurung, welche das Vorhaben seiner Feinde Bern auszuhungern herbey geführt, sah es sich genöthigt, in rastloser Thätigkeit zu seyn, und lange Zeit Lebensmittel, welche die Länder nach Spiez brachten, wöchentlich mit gewaffneter Hand abzuhohlen. Einst, als seine Kriegsmacht vor Thun lag, erschienen die Freyburger plötzlich vor den Mauern der Stadt, hoffend, die von wehrhafter Mannschaft entblößte leicht und mühelos zu nehmen. Aber der furchtbare Muth, mit welchem zitternde Greise und unreife Knaben für die Rettung der Vaterstadt stritten, vereitelte diese Unternehmung. Die Bedrängtheit beyder Krieg führenden Parteyen machte jedoch das Bedürfniß nach Frieden so allgemein, daß derselbe im Jahre 1341 leicht zu Stande kam. Nur Graf Peter von Greyerz beharrte auf seinem feindseligen Sinne, er führte die Fehde mit Muth und nicht ohne Glück, am Laubeckstalden wo der Venner Peter Wendschatz nur mit Aufopferung seines Lebens der Stadt Banner retten konnte, ferner bey Sothau wurde Bern geschädigt. Zuletzt bewogen mehrere Verluste auch den Grafen 1350 Friede zu schließen. Die Berner gingen aus diesem Kriege, der sie verderben sollte, mächtiger hervor, als noch nie, und wenn schon ihr Gebieth in diesen eilf Jahren nur um ein einziges erkauftes Dorf war vergrößert worden; so hatten sie sich durch Bündnisse und Burgrechte mit mehreren Städten, unter denen auch 1343 das bisher so feindselige Freyburg und 1345 das treue Solothurn auf ewig war, bedeutend verstärkt, und sich einen unsterblichen Ruhm erworben, den ihnen die fernsten Jahrhunderte nicht zu rauben vermögen.

Die große Pest 1349.

Ehe noch alle diese Fehden beygelegt waren, wüthete im Jahre 1349 eine fürchterliche Pest, die den dritten oder vierten Theil des Menschengeschlechtes vertilgte. In Basel allein starben in kurzer Zeit vierzehn tausend Menschen. Ganze Städte sah man verödet. Erbschaften blieben ohne Anspruch! Reich beladene Schiffe fand man auf der offenen See mit der ausgestorbenen Mannschaft. Der Priester, der Aerzte, der Todtengräber waren zu wenige. Die Gottesäcker reichten nicht mehr hin, um die Menge von Leichen aufzunehmen. Nur allein vom Barfüßer-Orden sollen ein hundert vier und zwanzig tausend vier hundert und dreißig Mönche gestorben seyn. Dieser Pest waren fürchterliche Erdbeben vorher gegangen, die viele Städte, Burgen und Dörfer zertrümmerten. Hin und wieder herrschte große Wassersnoth. Theure, Hunger, verheerende Heuschrecken, auch ein unschuldiger Comet hatten die Menschen schon lange vorher als Vorbothen der Noth geschreckt, und als nun jenes gräßlichste aller Uebel losbrach, so hielten sie den Zorn Gottes vollends für gereizt. Im Anfange kamen zwar in vielen Städten und Ländern die Juden in Verdacht, als ob sie durch Vergiftung der Brunnen Ursache des Unglückes wären. Eine Verfolgung gegen sie begann, und durch die erhitzte Schwärmerwuth der Christen litten unzählige, unschuldige Juden den grausamsten Tod in den Flammen, oder raubten sich in der Verzweifelung selbst das Leben, und über ihren Leichen wurden ihre Kinder auf die Religion der Mörder ihrer Aeltern getauft. Mehr, als Eine Stadt unsers Vaterlandes war Theilnehmerinn dieser Grausamkeiten. Wohl mögen die Juden auch von Vielen verfolgt worden seyn, die nach den Reichthümern gelüsteten, welche sich jene durch ausgebreiteten Handel erworben hatten, oder die sich für die wucherischen Bedrückungen der Juden zu rächen wünschten, oder die ihre Ermordung für das leichteste

Mittel hielten, die Forderungen zu bezahlen, welche die Juden an sie zu machen hatten.

Die Flagellanten oder Geißler 1349.

Als das Uebel der Pest durch die Juden-Vertilgung nicht gehoben werden konnte; sondern sich von Tage zu Tage steigerte, glaubte man, Gott wolle im gerechten Zorne das ganze sündige Menschengeschlecht ausrotten. Viele suchten nun, durch Kasteyungen diesen Zorn von sich abzuwenden. Große Brüderschaften von hunderten und tausenden thaten sich unter dem Nahmen Flagellanten, (Geißler), zusammen, durchzogen in seltsamer Kleidung, mit Bußgesang und entblößtem Rücken das Land, und geißelten sich mitten in den Städten auf öffentlichen Plätzen unbarmherzig für die Sünden der Welt, lasen dann einen Brief ab, der vom Himmel sollte gefallen seyn, und ermahnten jedermann zur Reue und Besserung. Viel unnützes Volk gesellte sich ihnen bey, um sich unter dem Scheine besonderer Heiligkeit und der demüthigsten Buße Diebstahl, freche Ausschweifungen und Unordnungen zu erlauben. Endlich schien die ganze Sache so bedenklich, daß sich der Papst und weltliche Fürsten gegen diese Geißler erhoben, und dem Unwesen ein Ende machten. — Andere versuchten, durch jede Verletzung des Sittengesetzes das Leben, welches sie nun bald verlieren sollten, noch ganz zu genießen. Nur Wenige lebten im Vertrauen auf Gottes rettende Hülfe ruhig und ordentlich, ohne weder im Kummer noch im Lebensgenusse auszuschweifen. Nachdem das Uebel vier lange Jahre gewüthet hatte, verlor es sich zuletzt. In diesen schweren Zeiten beschlossen die Berner, um die Gemüther ihrer jungen Mannschaft zu erheitern, und ihren Leib in einer erfrischenden Thätigkeit zu erhalten, einen Zug ins Sieben-Thal gegen den Grafen Peter von Greyerz, denselben Zug, der dem Grafen 1350 den vorhin erwähnten Friedensschluß abnöthigte.

Undank gegen Johann von Bubenberg 1350.

Nachdem der Schultheiß Johann von Bubenberg der Aeltere seine Würde in den schwersten Zeiten mit Muth und Weisheit bekleidet, und Alles gethan hatte, was dem redlichen Bürger in Gefahren des Staates Pflicht ist; so regte sich in den durch den Krieg zur Unruhe gewöhnten Gemüthern vieler Berner das Mißvergnügen gegen ihn. Seit Langem herrschte in Bern ein großer Zwist und Parteyung der Geschlechter. Sie hatte ihren Anfang genommen, als Lorenz Münzer durch einen Bubenberg von der Schultheißenwürde war verdrängt worden. Letzterer war das Haupt der Ritterschaft und des höheren Adels, Ersterer der Anführer des niederen Adels und adelgleicher, achtbarer, bürgerlicher Geschlechter. Dieser alte Streit regte sich nun wieder, und die Bubenbergische Partey mußte so lange unterliegen, als Peter von Balm lebte, der bey Laupen das Banner getragen hatte. Die Feinde der Bubenberge streuten aus: „Der Schultheiß „nehme Mieth und Gaben, und regiere mit großem Stolze, wie ein geborner Fürst.“ Sie fanden Glauben, Bubenberg wurde entsetzt, und mit seinen Freunden und Verwandten auf hundert Jahre und einen Tag aus der Stadt verbannt. Es wäre ihm vielleicht ein Geringes gewesen, zu seinen Gunsten einen Auflauf zu erregen; allein er zog sich lieber in der Stille auf sein nahes Schloß zurück. Dort lebte er vierzehn Jahre. In dieser Zeit legte sich der Neid der Bürger. Seine mächtigsten Feinde waren in der Volksgunst gesunken, oder ein Opfer der Pest geworden. Man fing an, um so billiger über ihn zu urtheilen, da er der Stadt um ein geringes Geld bedeutende Rechte verkaufte, und viele Bürger in ihrem verminderten Erwerbe die Entfernung der reichsten Geschlechter schmerzlich fühlten. Eines Tages that sich 1364 das Volk mit lautem Jubel zusammen, forderte von dem Schultheißen Conrad von Holz von Schwarzenburg das Banner der Stadt, um die Bubenberge ehrenvoll einzuhohlen. Der Schultheiß mußte das Ban-

ner aus dem Fenster reichen, er selbst entfloh. Unter allgemeinem Frohlocken zog Bubenberg ein, und weil sein hohes Alter ihn selbst verhinderte, die Schultheißenwürde noch ein Mahl anzunehmen; so ward sein ältester Sohn Johann, der tapfere Vertheidiger von Laupen, mit dieser Ehrenstelle bekleidet.

Erlachs Ermordung 1360.

Ritter Rudolf von Erlach, der Held von Laupen, hatte sich nach Beendigung jenes ruhmvollen Krieges vom öffentlichen Schauplatze zurück gezogen, und lebte bis in sein hohes Alter auf einer Besitzung unweit Bern. Schultheiß war Erlach nie gewesen, auch nie mehr Feldherr; weil er den Neid der Großen und den Wankelmuth des Volkes fürchtete. Dagegen lebte er im höchsten Ansehen und genoß der allgemeinen Achtung. Die Meinung von seiner Rechtlichkeit war so groß, daß ihm nach der Schlacht von Laupen von den Anverwandten der beyden unmündigen Söhne des erschlagenen Grafen von Nidau die Vormundschaft über die Verwaiseten mit vollestem Vertrauen übertragen wurde, und nie fand man Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Ungekränkt blieben die Söhne in dem Erbe ihrer Väter, nie begehrte das siegreiche Bern, ihr Eigenthum zu schmälern. — Einsam, haushälterisch, mäßig lebte Erlach auf seiner Burg. Seine Kinder waren ferne von ihm. Oft war der Greis, während Knechte und Mägde das Feld bebauten, nur von seinen Hunden bewacht. Sein Schwert, welches er in den Siegen für das Vaterland geführt hatte, hing in seinem Zimmer an der Wand. So war er eines Tages, als er von seinem Tochtermanne Jost von Rudenz besucht wurde. Dieser verschwenderische Mann hatte schon lange Erlachs Mißfallen erregt. Erlach, als Greis und Vater, glaubte, zu einigen Vorstellungen berechtigt zu seyn. Es erhob sich unter ihnen ein Wortwechsel, und Erlach machte dem Sohne mehrere bittere, scharf treffende Vorwürfe. Rudenz, vom Zorne ergriffen, blickte um sich, sah

jenes Schwert, riß es an sich, erschlug den alten Helden, und entfloh. Mit Geheul verfolgten ihn Erlachs treue Hunde in den nahen Wald. Als die Nachricht von der Mordthat nach Bern kam, machte sich die ganze Stadt zu Roß und zu Fuß auf, den Mörder zu fangen. Sie ereilten ihn nicht. Er soll bald nachher eines unbekannten Todes gestorben seyn. — So endigte Erlach, der bey Laupen wenn nicht die Freyheit der ganzen Schweiz, doch wenigstens die eines bedeutenden Theiles derselben gerettet hatte. Denn wie ganz anders würden sich die Verhältnisse im Westen unsers Vaterlandes gestaltet haben, wenn der Adel obgesiegt hätte; das freye Bern aber unterlegen wäre. — In den Gemüthern derer, die edle Vaterlandsliebe zu ehren wissen, wird Erlach ein unvergängliches Denkmahl haben. In allen großen Gefahren der Eidsgenossenschaft sollte den Führern seines Volkes sein Beyspiel vorleuchten. Auch bey fremden Nationen und in fernen Jahrhunderten, wenn das Volk der Eidsgenossen schon längst untergegangen seyn wird, wird er in den Büchern der Geschichte neben den großen Griechen und Römern glänzen, ein Held ohne Furcht und ohne Tadel.

Viertes Kapitel.

Der Bund der acht alten Orte.

1350 — 1358.

Die Verschwörung gegen Zürich.

Der Bürgermeister Rudolf Brun hatte nun sein Amt vierzehn Jahre lang verwaltet, und stand bey den Einen im höchsten Ansehen, von Andern wurde er äußerst gehaßt, als ein Mann, der das Unglück vieler reichen, tapfern, edeln Bürger geworden sey, der dem Pöbel die Regierung, sich

selbst eine allzu große Gewalt in die Hände gespielt, und die erschlichene mit Grausamkeit behauptet habe. Seine bittersten Feinde aber waren die, welche ihren Sturz zum Theile ihrer eigenen Schuld und Kraftlosigkeit, zum Theile der Betriebsamkeit Bruns zuzuschreiben hatten. Der Mensch ist überhaupt geneigter zum Befehlen, als zum Gehorchen; aber am schwersten scheint das Gehorchen denen, die einst die Süßigkeit des Herrschens geschmeckt. Von der Zeit erwarteten jene, so lange Brun lebte, nichts Gutes, darum beschlossen sie, der Zeit zuvor zu kommen, und machten einen Anschlag, den Bürgermeister zu tödten, und durch den Untergang ihres Feindes Vaterland, Gut und Ehre wieder zu gewinnen. Die That schien ihnen löblich; weil sie den alten Gesetzen gemäß war, und weil sie dadurch die Vaterstadt von der Tyranney des Bürgermeisters zu befreyen gedachten. So thaten sich denn die vertriebenen Räthe, viele Anhänger der alten Verfassung, viele unruhige Köpfe und Viele vom Adel zusammen, und setzten eine Nacht fest, in welcher sie ihr Vorhaben ausführen wollten. Diese heimlichen Umtriebe blieben dem Bürgermeister nicht ganz unbekannt, die Zeit ihrer Ausführung wußte er nicht.

Die Mordnacht in Zürich. Den drey und zwanzigsten Hornung 1350.

Alle Anstalten zum glücklichen Gelingen des Anschlages waren mit Vorsicht getroffen worden. Schon seit geraumer Zeit waren mehrere hundert Söldner der Verschworenen, als Pilger gekleidet, oder auf mancherley andern listigen Wegen in die Stadt gekommen, und hielten sich bey den einverstandenen Bürgern verborgen. Ein Zuzug zur Unterstützung der Verschworenen war von Rapperschweil her zu Wasser und zu Land angeordnet, und der Wächter des Thores, das der Wohnung des Bürgermeisters nahe lag, war gewonnen, diesen Zuzug einzulassen. Wenige Stunden vor dem Ausbruche

der Verschwörung ritten der Graf Johann von Rapperschweil, der vor Begierde brannte, seinen bey Grynau erschlagenen Vater zu rächen, und durch Theilnahme an dem Beginnen die zum Lohne verheißene Bezahlung seiner Schulden zu erzielen; ferner ein Graf von Tockenburg, der Freyherr Ulrich von Bonstetten und der Freyherr von Mazingen unter verschiedenen Vorwänden mit großem Gefolge in die Stadt ein. Graf Johann hatte sogar einige der Vertriebenen bey sich, was Anfangs Aufsehen erregte; weil man aber glaubte, er sey gekommen, für sie zu bitten, so beruhigte man sich. Der Herr von Hohen-Landenberg, dessen Burg die Zürcher ohne Ursache kurz vorher zerstören halfen, wurde über die Stadtmauern gezogen; weil das öffentliche Erscheinen eines so hart Geschädigten nothwendig Mißtrauen hätte erregen müssen. Es ist ohnehin auffallend, daß der öffentliche Eintritt der übrigen den gewarnten Bürgermeister, seiner gewohnten Furchtsamkeit entgegen, nicht zu größerer Vorsicht bewog. Ein bedeutender Theil der Verschworenen versammelte sich sogleich unter dem Vorwande, dem Grafen einen Ehrentrunk zu geben, im Gasthofe eines mitverflochtenen Wirthes, um daselbst die letzten Verabredungen zu treffen. Ein Bäckerjunge, Nahmens Eckenwieser, schlummerte hinter dem Ofen des Zimmers, in welchem sie versammelt waren. Durch den Lärm aufgeweckt, hörte er ihren Anschlag, vernahm ihr Losungswort, und es gelang ihm, sich unbemerkt hinweg zu schleichen. vielleicht, weil ein jeder meinte, daß er zu ihren Knechten gehöre. Der Junge benachrichtigte schnell seinen Meister von dem, was er vernommen, der Meister eilt zu Brun, Brun halb gekleidet, halb gerüstet auf Nebenwegen auf das Rathhaus. Sein Weib, seine Kinder, sein Gesinde wecken mit großem Geschreye die benachbarten Bürger. Jenen Bäcker schickt Brun an die Sturmglocke. Zum Glücke nimmt dieser einen ungewohnten Weg auf den Glockenthurm, und entgeht so einer Wache der Vertriebenen, die bereits den gewohnten Eingang

besetzt hatte. Auf dem Wege zum Rathhause, stieß Brun auf einige der Verschworenen. Sie erstachen des Bürgermeisters treuen Knecht, der nach seinem eigenen Vorschlage in dem Kleide des Herren voran ging, damit Brun, der des Knechtes Kleidung trug, desto weniger erkannt werde. „Denn," sagte der Treue, „an mir, dem Knechte, ist nicht so viel „gelegen, und ich bin schon zufrieden, mit meinem Tode das „Leben des Herren und die Freyheit der Vaterstadt zu ret„ten." Brun selbst gab den Feinden ihr Losungswort „Petermann," und entging der Gefahr. Mittlerweile hatten die Verschwornen bemerkt, daß ihr Anschlag verrathen sey; und obschon die verabredete Stunde noch nicht gekommen war, eilten sie auf die Straßen, denselben, wo möglich, noch durchzusetzen. Ihr erster Versuch ging dahin, den Bürgermeister, der sich zu seinem Glücke schon auf dem Rathhause befand, in seiner Wohnung aufzuheben. Während die Verschwornen hier einige Zeit nutzlos verloren, hatte sie bereits ein bedeutender Schlag betroffen. Der Graf von Tockenburg bereute es, sich in diese Unternehmung gegen Zürich, das seit langer Zeit mit seinem Hause in der freundschaftlichsten Beziehung gestanden, eingelassen zu haben. Er versuchte, sich mit zwey seiner Edelleuten zu Schiffe zu entfernen. Auf dem Wasser merkte der Schiffer aus einzelnen Worten, welche die Ritter fallen ließen, daß etwas Verderbliches wider die Stadt im Werke, und sein eigen Leben in Gefahr sey. Schnell besonnen, warf er das Schiff um, die schwer gerüsteten Herren ertranken, der leicht bekleidete Schiffer rettete sich mit Schwimmen, weckte und warnte die Bewohner der kleinen Stadt. Das geschah um dieselbe Zeit, als die Sturmglocke beym großen Münster erklang, und Brun aus den Fenstern des Rathhauses schrie, man sollte zur Rettung der Stadt die Verschworenen, welche sich bereits in großer Zahl auf den Marktplätzen versammelt hatten, kühn und tapfer angreifen. Die schnell bewaffneten Bürger der kleinen Stadt warfen die

obere Brücke ab, drückten, von ihren Zunftmeistern angeführt, der untern Brücke und dem Rathhause zu, und das Gemetzel begann. Zu gleicher Zeit wurden die Verschworenen von der einen Seite durch die Metzger und ihre Knechte, welche im Schlachthause versammelt waren, mit Beilen, Knütteln und andern Werkzeugen dieses Handwerkes, von der andern Seite aber durch die Chorherren zum großen Münster angegriffen, welche in der Frühmette gewesen waren, und mit allen ihren Angehörigen den Altar verließen, um bepanzert in den Kampf zu eilen. Eine Zeit lang hielten die Verschworenen den Kampf gegen die überlegenen Bürger aus; aber allmählich wurden sie in die Marktgasse und in die engen Straßen des Niederdorfes zurück getrieben, und hier von Weibern, Kindern, Greisen aus den Fenstern und von den Dächern mit Kacheln, Töpfen, Steinen, Ziegeln begrüßt. Selbst in dieser verzweifelten Lage kämpften sie noch muthig fort; denn sie fochten für ihr Leben, und immer stärkte sie die Hoffnung auf die Ankunft jenes Rapperschweilischen Zuzuges, mit dessen Hülfe ihnen der Sieg kaum würde entgangen seyn. Aber auch diese Hoffnung war ihnen bereits abgeschnitten. Einige Feige aus ihrer Mitte hatten sich allzu eilig geflüchtet, begegneten der ersehnten Verstärkung nahe bey der Stadt, und meldeten ihr, es sey für die Verschworenen bereits Alles verloren. Der Anführer des Zuzuges erkundigte sich nicht näher, und zog sich so eilig und unbesonnen zurück, daß ein Theil der Seinigen die Waffen von sich warf, und man am folgenden Tage Leichname seiner Streiter fand, die durch ihre eigene Reiterey waren zertreten worden. Auch die Schiffe zogen sich schnell zurück, nicht, ohne sich in der Dunkelheit selbst zu beschädigen, und das Schicksal der Verschworenen war entschieden. Ihrer wurden in Folge des Gefechtes immer wenigere, und diese wenigen ermatteten. Die Bürger hingegen ersetzten ihren Verlust durch neuen Zulauf. Viele von den Verschworenen suchten, sich zu retten, indem sie ihre

Partey verließen, und sich hinten an die Bürger anschlossen. Nach großem Verluste zerstreuten sich die übrigen in den ihnen unbekannten Gassen, oder wurden von den Bürgern zersprengt, und in einzelnen, kleinen Haufen mit leichter Mühe aufgerieben. Viele suchten, durch einen Sprung über die Stadtmauern zu entfliehen; einige entkamen durch Schwimmen; andere, die zu Wasser entrinnen wollen, versanken mit überladenen Schiffen; die meisten wurden erschlagen, auch Landenberg, Mazingen und drey von Bonstetten, nebst fünf gewesenen Räthen. Der Graf von Habsburg und Ulrich von Bonstetten, welche über die Mauern gesprungen waren, und sich stark beschädigt hatten, wurden in dem Stadtgraben gefangen. Diesen Ausgang nahm die Verschwörung gegen Brun, welche mit Klugheit entworfen, mit seltener Vorsicht geheim gehalten, und nur durch die Hand des Schicksales und den verzweifelnden Muth der Bürger im Augenblicke des Gelingens vereitelt wurde.

Die Rache 1350.

Der Graf und der Freyherr wurden im Wellenberge, dem Gefängnisse gemeiner Verbrecher, aufbewahrt; doch wurde Bonstetten auf Fürsprache und um ein Lösegeld bald wieder frey gestellt. Die Leichname der erschlagenen Verschwornen lagen drey Tage in den Straßen, jeder Verunglimpfung durch Wagen, Pferde, Hunde oder Muthwillige ausgesetzt. Viele, die sich in Bürgerhäuser geflüchtet hatten, wurden noch an den folgenden Tagen erstochen. Der Wirth zum Strauße wurde von den erbitterten Bürgern vor seinem Gasthofe in Stücke zerrissen. Achtzehn gefangene Bürger, zum Theile aus den edelsten Geschlechtern, wurden vor dem Rathhause mit dem Schwerte gerichtet, und drey Tage lang zur Schau ausgestellt. Neunzehn andere wurden vor ihren eigenen Häusern auf das Rad geflochten, und drey Tage lang den wildesten Schmerzen und dem Anblicke ihrer Peiniger Preis ge-

geben. Diese rachesüchtige Grausamkeit übte Brun; weil er das Urtheil der Nachwelt nicht achtete, und durch eine solche Härte jedermann von künftigen Angriffen auf seine Macht abzuschrecken hoffte. — Sechs Tage nach der Mordnacht zogen die Züricher mit Hülfe der Schaffhauser gegen Rapperschweil; weil diese Stadt ohne Absagebrief das nächtliche Unternehmen zu unterstützen versucht hatte. Am dritten Tage der Belagerung ergab sich Rapperschweil, und huldigte mit Vorbehalt der Freyheit, der Güter und des Lebens. Eine Zürcherische Besatzung sollte für den Gehorsam und die Sicherheit der eroberten Stadt sorgen. Auch die übrigen Lande des Grafen wurden eingenommen, und das Schloß Alt-Rapperschweil bey Lachen gebrochen.

Zerstörung Rapperschweils. 1350.

Die Eroberung von Rapperschweil brachte die Zürcher in Unfrieden mit dem Hause Oesterreich, dessen Lehen diese Stadt war. Brun wagte es nicht, die Eroberung gegen Oesterreichs Uebermacht zu behaupten, und hatte nicht so viel Großmuth, sie unbeschädigt aufzugeben; sondern es schien ihm zur Abkühlung seiner Rache oder zur Sicherstellung Zürichs nöthig, Rapperschweil zu zerstören. „Es ward," sagt Tschudi, „das „Unrühmlichste ermehret, wie etwa unter dem gemeinen Volke „geschieht." Zuerst ließ Brun sechzig der vornehmsten Bürger Rapperschweils als Geißeln nach Zürich führen, dann wurde das feste Schloß vernichtet, hierauf die Stadtmauern niedergerissen, zuletzt auf Bruns Befehl in der härtesten Winterkälte des Christmonathes die gesammte Bürgerschaft mit Weib und Kind, mit Alten und Kranken auf das Feld getrieben; die Stadt ausgeraubt, und bis auf die letzte Hütte Hütte verbrannt. Auf diese Nachricht entflohen die meisten der sechzig Geißeln von Zürich. Sie fanden ihre Angehörigen im tiefsten Elende, jedes schützenden Obdaches beraubt. Sey es auch, daß die Rapperschweiler Zürich zuerst gereizt, und

auf das Verderben dieser Stadt gesonnen haben; oder daß den Bürgern Rapperschweils auch nach der Eroberung nicht ganz vertraut werden konnte, welches wahrscheinlich und begreiflich, aber nicht historisch erwiesen ist; oder sey es, daß der Zürcherischen Besatzung in Rapperschweil, deren große Unkosten in Zürich schon längst Unzufriedenheit erregt hatten, von dem umliegenden Adel Gefahr drohte; oder sey es, daß wichtige kriegerische Gründe die Zerstörung der Festungswerke Rapperschweils wünschbar machten: dennoch bleibt der Brand der Stadt selbst ewig ein unnöthiger Kriegsgräuel, ein Schandfleck für Zürich, eine That, die diese letztere Stadt dem Verdachte Preis gab, Rapperschweil sey nur aus Rache wegen der Mordnacht, oder wohl gar aus Neid wegen seiner schönen, zum Handel geeigneten Lage zerstört worden. Der Brand dieser Stadt bleibt ewig eine ehrlose, meineidige und grausame That von Brun, der den Unglücklichen bey der Uebergabe Freyheit, Gut und Leben zugesichert hatte, und ihnen, indem er sie langsam peinigte, Alles, bis auf das nackte Leben, entzog, welchen Bruch seines Versprechens selbst die Rohheit der Zeit, die Häufigkeit solcher Zerstörungen nur sehr unvollkommen entschuldigen kann. Der Brand dieser Stadt bleibt ewig eine That, die sich auch dadurch nicht entschuldigen läßt, daß die Friedensvorschläge der Zürcher, begleitet von der Drohung, im Weigerungsfalle Rapperschweil zu zerstören, von den Brüdern des gefangenen Grafen von Habsburg und dem Hause Oesterreich stolz und verächtlich abgewiesen, und Zürich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden sey, seiner Ehre ein Opfer zu bringen. Nie wird man durch schonende Milde, wohl aber durch grausame Härte entehrt, und wo fand sich ein Grund, die flüchtig ausgesprochene Drohung heiliger zu halten, als die feyerlich gegebene Verheißung der Schonung?

Zürich in den Bund. Den ersten May 1351.

Nach Rapperschweils Zerstörung war die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich drohender, als zuvor. Daher sah sich der Bürgermeister nach Hülfe um, und glaubte, dieselbe in einem Bunde Zürichs mit den Waldstätten, diesen Erbfeinden Oesterreichs, zu entdecken. Seine Anfrage wurde von den Eidsgenossen, denen eine solche Verstärkung ihrer Macht wünschenswerth war, gern angenommen. Ende Aprills 1351 erschienen die Gesandten von Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern in Zürich, und schlossen Anfangs May einen stäten, festen und ewigen Bund, zur Erhaltung ihrer Verfassung und zur wechselseitigen Vertheidigung ihrer wohl erworbenen Freyheit. Weil sich Zürich durch Alter, Größe, Wohlhabenheit, Gelehrsamkeit auszeichnete, so ließ ihm die Bescheidenheit der Waldstätte den Vorrang, doch ohne Vorrecht. — Wenn Reding bey Morgarten den Kern der Eidsgenossenschaft von der Knechtschaft errettet; wenn Erlach in der Schlacht bey Laupen durch hohen Heldensinn die Freyheit der Westlichen Schweiz begründet oder gesichert hatte: so wirkte die Staatsklugheit Bruns, der, um der Vergeltung seiner Thaten auszuweichen, seine Macht sicher zu stellen, und sich selbst einen persönlichen Schutz zu bedingen, den Eintritt Zürichs in den Eidsgenössischen Bund bereitete, nicht minder segensvoll für die Erhaltung der schon bestehenden Eidsgenossenschaft, und für die spätere Befreyung vieler Gegenden und Länder im Osten unsers Vaterlandes.

Die damahlige Eidsgenossenschaft.

Nachdem die Waldstätte ihre Freyheit gestiftet und geschützt, ihre Freunde zu Luzern und Bern wider ungerechte Gewalt rühmlich beschirmt, und die Zürcher in ihren Bund aufgenommen; lebten sie wie ein Volk, das keinen Feind verdient, und keinen Feind fürchtet. Allen half das Ansehen ihres Bundes zu billigen Verträgen mit Freunden und zur

Ruhe im Innern. Sie ehrten und liebten einander, und gaben sich dessen Beweise. Selbst wenn Einer ein schweres Verbrechen begangen, ward der Vorbitte der Eidsgenossen zu liebe die Strafe gemildert oder erlassen. — Die Lussi in Unterwalden vergaßen, als Luzern durch Feuersnoth heimgesucht wurde, ihren alten, bittern Streit mit dieser Stadt. Kaum ward die Flamme sichtbar, so ruderten die Unterwaldner aus allen Kräften nach Luzern. Daselbst fürchtete man, sie möchten die Noth und Verwirrung zu feindlicher Bezwingung der Stadt mißbrauchen, und verweigerte den Einlaß: „Da," sagt eine alte Chronik, „lauffend den Unterwaldnern die „Augen über, und sie sprachen: „„Liebe theure Eidsgenossen, „„euer Leid ist unser Leid, wir sind hier euer Leib, Gut, „„Weib und Kind zu entschütten, (retten,) als fern Leib „„und Leben gelangen mag, und wollen helfen löschen, als „„brennend unsre eigenen Häuser."" „Da ließ man sie mit „Freuden in die Stadt, und war mit einander brüderlich." — Luzern, von dieser grausen Feuersbrunst kaum erstanden, würde zerrüttet, wenn Oesterreichs Partey einmal überwog, sonst regierten im wohl geordneten Rathe vaterlandsliebende Männer geehrt und geliebt. — Das Land Uri genoß im Frieden die Vortheile des Gotthard-Passes. — In gerechten und glücklichen Sitten blühte Schwyz. — Den Waldstätten schloß sich mit Würde Zürich an, ihnen stand mit Würde Zürich vor. — So war damahls die Schweizerische Eidsgenossenschaft.

Erste Belagerung Zürichs durch Oesterreich. Mitte Herbstmonaths 1351.

Das Bündniß der Zürcher mit den Eidsgenossen blieb von Seite des Hauses Oesterreich, dem dasselbe für die Gegenwart höchst lästig war, für die Zukunft Besorgnisse erregte, nicht lange ungestört. Den fünften August 1351 kam Herzog Albrecht der Weise, Kaiser Albrechts Sohn, Kaiser Rudolfs Enkel, mit großem Gefolge nach Bruck im Aargau. Er war

ein Herr, groß und schön von Leibe, geistreich, gebildet, in Unterhandlungen für die Schweizerische Einfalt nur allzu gewandt, durch Gerechtigkeit ehrwürdig, Vater der Armuth, theilnehmend gegen das Unglück, Herr seiner selbst. Scherz und Fröhlichkeit liebte er sehr, auch bedurfte er der Aufheiterung; denn er war von den besten Lebensjahren an von der Gicht geplagt, weßwegen er auch den Zunahmen „der Lahme“ erhielt. Bey mißlungenen Anschlägen zeigte er seiner Krankheit wegen eine allzu große Reizbarkeit. Seine Hauptsorge war, die Macht seines Hauses zu vergrößern; doch muß zu seinem Ruhme gemeldet werden, daß er dieses nur auf rechtlichem Wege und durch offenen Angriff zu thun begehrte, und sich scheute, gewisse günstige Gelegenheiten zu benutzen, die Andere an seiner Statt zur Beförderung ihrer Absichten begierig ergriffen hätten. Als z. B. im Jahre 1355 ein fürchterliches Erdbeben durch Feuer unterstützt, die Stadt Basel und ihre Mauern in Trümmern gelegt hatte; so rieth ein Höfling dem Herzoge, der eben damahls einen Streit mit Basel hatte, die unbewehrte Stadt, welche ihm die Natur selbst geöffnet hätte, einzunehmen; aber der Herzog erwiederte: „Da sey Gott vor, daß Albrecht von Oesterrich die tödte, „die der göttliche Arm verwundete!“ und befahl, daß vier hundert Männer aus dem Schwarzwalde hinziehen sollten, um auf seine eigenen Kosten den Baslern ihre zerstörte Stadt reinigen und herstellen zu helfen. Den Krieg gegen die Eidsgenossen, die sich der Herrschaft seines Hauses entzogen, und gegen Zürich, das, wiewohl nicht ungereizt, Albrechts Verwandten und Lehenmanne wehe gethan, hielt er für gerecht. Zur Zeit, als Albrecht sich aufmachte, um gegen Zürich zu ziehen, war er drey und sechszig Jahre alt. Als er in Bruck anlangte, so schickten ihm die Zürcher Gesandte mit Geschenken entgegen. Der Herzog nahm sie gütig auf, dankte, verbarg seinen Haß. Nach wenigen Tagen aber versammelte er seine Vasallen aus allen benachbarten Landen, und klagte

ihnen die Thaten Zürichs und den Trotz der Eidsgenossen; besonders laut und schmerzlich klagten die Gesandten von Rapperschweil. Es wurde beschlossen, die Zürcher zu strafen. Nach einigen fruchtlosen Unterhandlungen rüstete der Herzog sein Heer. Die bedrohten Zürcher sendeten an den Kaiser Carl IV., sendeten an die Waldstätte. Der Kaiser versprach, sich um den Frieden zu bemühen, die Waldstätte zogen am Morgen des vierzehnten Herbstmonathes mit offenen Bannern in die Stadt. Wenige Stunden später, um Mittag, nahte sich Herzog Albrecht mit sechzehn tausend Mann. Bald nach seiner Ankunft zeigten sich Vermittler, die Albrecht um so lieber anhörte, da er noch nicht ganz gerüstet war. Die Königinn Agnes von Hungarn, welche gegen Zürich eine besondere Zuneigung häuchelte, sprach, als Schiedsrichterinn, der Stadt ein hartes und unbilliges Urtheil. Selbst damit nicht zufrieden, suchte Oesterreich, welches den Frieden nie begehrt hatte, und durch diese Unterhandlungen nur Frist zur Vollendung seiner Rüstungen gewinnen wollte, bald neuen Streit. Der gefangene Graf von Habsburg, dessen Loslassung von der Schiedsrichterinn vielleicht vorsetzlich nicht ausgesprochen worden war, mußte den Vorwand dazu geben. Seine Befreyung wurde als Pflicht verlangt, und da Zürich sich dessen weigerte; so erlaubte man sich Gewaltthätigkeiten gegen die Eidsgenossen, die doch den Frieden treu erfüllten. Die Geißeln, welche Zürich gestellt hatte, wurden in Bande geworfen. Der Adel streifte gegen die Stadt und ihre Freunde. Im Unwillen über diese List, im Zorne über diese Gewalt glaubten sich die Eidsgenossen verspottet, und griffen aufs Neue zu den Waffen. Von Unterhandlungen verstanden sie wenig, die Waffen waren ihre Kunst.

Glarus in den Bund. Sieg auf dem Rüti-Felde. 1351 und 1352.

Der Herzog mahnte 1351 alle seine Vasallen zum Zuzuge auf. Eine solche Mahnung erging auch an das Glarner-Land, dessen Herrinn die Aebtissinn zu Seckingen war, welches Kloster unter die Kastvogtey des Hauses Oesterreich war gezwungen worden. Seit die Oesterreicher diese Kastvogtey an sich gebracht hatten, fanden die Glarner viele gerechte Ursachen zum Mißvergnügen; ihre Freyheiten wurden fast täglich geschmälert, man behandelte sie immer mehr und mehr wie die Oesterreichischen Stammlande, man vertrieb die angesehensten Volksfreunde, gab ihnen schon lange Zeit statt der selbst gewählten Landammänner Ausländer zu Pflegern in ihr Land, und weigerte sich, die durch einen Zufall verbrannten Urkunden ihrer Freyheiten zu erneuern. Schon im Jahre 1323 hatte ihr Mißvergnügen es gewagt, dem Herzoge Leopold den Krieg wider die Schweiz abzuschlagen, und statt dessen ein dreyjähriges Bündniß mit Schwyz zu schließen. Dieses Mißvergnügen verlor sich nie, und stieg, als die Glarner, die zu keinen andern Kriegen, als zu denjenigen für das Kloster Seckingen verpflichtet waren, selbst den wohl verdienten Sold für einen Feldzug, an dem sie 1330 freywilligen und rühmlichen Antheil genommen, nicht erhalten konnten. Als daher Herzog Albrechts Mahnung an sie gelangte, so antworteten sie: „Es sey bloß ihre Pflicht, die Kriege des Klosters Se„ckingen; nicht aber die des Hauses Oesterreich zu führen.“ Der Herzog, durch diese Antwort nicht befriedigt, beschloß Mannschaft nach Glarus zu legen, um den Abfall des Landes zu hindern, von dort aus die Waldstätte zu beunruhigen, und sie abzuhalten, Hülfe nach Zürich zu senden. Als dieses bekannt wurde, zogen die Urner, Schwyzer, Unterwaldner, Zürcher im Wintermonathe mit äußerster Geschwindigkeit nach Glarus, und eroberten das Land ohne Widerstand von Seite der Einwohner; denn, zwischen denen, welche die Freyheit

suchten, und denen, welche sie anbothen, konnte keine Unfriede, noch Zwist seyn. Der Oesterreichische Landvogt, Ritter Walther von Stadion, der weder ein Heer, noch die Liebe der Einwohner besaß, floh nach Gaster; die Glarner aber und die Eidsgenossen schwuren sich gegenseitigen Frieden und Schirm, und zwey hundert Glarner brachen auf, die Besatzung von Zürich zu verstärken. — Noch im Laufe desselben Winters, den zweyten Februar 1352, als die hohen Gebirge vom Schnee so unwegsam waren, daß die Waldstätte den Glarnern nicht zu Hülfe kommen konnten, versuchte der entflohene Vogt, mit einigem Kriegsvolke durch schnelle Ueberraschung das Land wieder zu erobern. Die Glarner stellten sich ihm auf dem Rüti-Felde zwischen Ober-Urnen und Näfels entgegen. Stadion fand mit Vielen vom Adel seinen Tod. Sein Volk wurde geschlagen, und die Glarner bathen die Eidsgenossen um Aufnahme in den ewigen Bund. Da die Eidsgenossen nicht bloß ein erobertes Land, sondern die Herzen der Einwohner zu besitzen begehrten, so gaben sie 1352 den Glarnern mit einigen Beschränkungen Zutritt zum ewigen Bunde.

Schlacht bey Tätweil. Den sechs und zwanzigsten Christmonath 1351.

Indeß der Herzog seine Hauptmacht sammelte, wurden die Zürcher durch einige hundert bey Baden liegende Reiter häufig beunruhigt; so daß sie sich zuletzt entschlossen, sich dieser Plage zu entladen. Der Bürgermeister Brun zog mit ungefähr funfzehn hundert Mann aus; konnte aber die Feinde nicht überraschen. Diese warfen sich in Stadt und Schloß Baden, und trotzten hinter ihren Mauern seiner Macht. Es blieb ihm also nichts übrig, als das flache Land zu verheeren, und so durchzog er es denn bis zur Vereinigung der Limmath, Reuß und Aare, wo er die Burg Freudenau zerstörte. Unterdessen erging der Landsturm durch das ganze Aargau,

es sammelten sich unter Burkard von Ellerbach bey vier tausend Mann im Rücken der Zürcher, ohne daß Brun es ahndete. Als Brun am Abende nach Hause ziehen wollte, fand er bey Tätweil unweit Baden die Straße, auf der er mit seinem ermüdeten Heere heim ziehen wollte, durch die bedeutende feindliche Uebermacht verlegt, sich selbst in nachtheiliger Stellung zur Schlacht gezwungen. Unter diesen Umständen verlor er Muth und Besinnung, eine feige Furcht bemächtigte sich seiner, er entfloh in aller Stille mit einem einzigen Diener, und entkam glücklich nach seinem Landgute Schönenwerd bey Schlieren. Seine Unterfeldherren, Ritter Rüdiger Maneſſe und der Bannerherr Stucki, suchten ihn; doch nicht lange. Maneſſe stellte sich an die Spitze des erschrockenen Volkes, und sprach: „Freunde und Bürger! Der Feind ist „hier, drey Mahl so stark, als wir, heute stehet das Glück „und die Ehre der Vaterstadt in unserer Hand. Wir sind „aber nicht allein, für uns streitet Gott, der Beschützer jeder „gerechten Sache, auch ist ganz Zürich in Bewegung, die „Eidsgenossen ziehen heran, der Bürgermeister ist ihnen entgegen gegangen, um sie uns zuzuführen, und hat mir mittler Weile den Oberbefehl anvertraut. Ihr aber streitet jetzt „als freye Männer! Wir wollen Zurich retten Ihr und ich!“ So sprach entschlossen Maneſſe, stärkte den gesunkenen Muth des Volkes, gab die Losung „St. Felix,“ und begann den Kampf. Drey Stunden lang, bis zum Anbruche der Nacht, stritten die Zürcher in ungünstiger Stellung, gegen den überlegenen Feind. Endlich, als die Kräfte des kleinen Haufens beynahe erschöpft waren, erschallte auf den nahen Anhöhen ein lautes Geschrey: „Hie Zürich, hie St. Felix!“ Die Zürcher faßten neuen Muth, und glaubten jenen Zuzug nahe, den ihnen Maneſſe verheißen hatte. Die Feinde hingegen fürchteten, daß für die Zürcher eine bedeutende Verstärkung anlange, brachen den Kampf ab, und zogen sich mit großem Verluste zurück. Die Ursache ihrer Furcht waren aber nur

hundert und funfzig Landleute aus den mit Zürich verburgrechteten Gemeinden am oberen Zürich-See, welche, ohne etwas von der Schlacht zu wissen, den Zürchern hatten zuziehen wollen. Sie hörten das Getümmel, sie verstanden das Feldgeschrey, sie eilten, den streitenden Brüdern zu helfen, fielen, durch die Dunkelheit begünstigt, dem Feinde in den Rücken, und entschieden die Schlacht. Der Feind wurde bis an die Thore von Baden verfolgt, Manesse lagerte auf der Wahlstatt. Am folgenden Morgen rückten die siegreichen Zürcher mit sechs eroberten Bannern und großer Beute in die Vaterstadt ein. Die Todten begruben sie, ehe sie einrückten, außerhalb der Stadt, um durch ihren Anblick die Siegesfreude nicht zu stören. Der Bürgermeister war über diesen unvermutheten Sieg sehr erschrocken, und fürchtete mit Recht für sein Ansehen; denn es erhoben sich Viele, die entweder aus alter Feindschaft oder aus Verachtung der Feigheit seine Flucht im ungünstigsten Lichte darstellten, und seine Bestrafung an Leib und Ehre verlangten; Andere, Freunde der neuen Ordnung, erinnerten an des Bürgermeisters frühere Verdienste, an die Möglichkeit des Umsturzes der neuen Verfassung, wenn er nicht mehr ihre Stütze sey, entschuldigten den Mißtritt, nannten ihn eine Folge kluger Berechnung, oder wohl gar eine Lüge der zahlreichen Feinde des Bürgermeisters. Das Volk ließ sich durch diese Reden so sehr gewinnen, daß es mit Gewalt der Stadt Banner nahm, und den beschämten Bürgermeister mit großem Gepränge von seinem Schlosse abhohlte. Nach seiner Zurückkunft wußte der Bürgermeister selbst durch listige oder tückische Vorspiegelungen das Volk noch mehr zu bethören. „Es sey," hieß es, „seine Meinung „gewesen, zu beobachten, ob die Feinde nach errungenem „Siege gegen Zürich vorrücken werden. In diesem Falle „wäre er in die Stadt geeilt, sie mit Hülfe des Eidsgenössischen Zusatzes zu vertheidigen. Er selbst habe sich aus „Vaterlandsliebe nicht allzu sehr aussetzen dürfen; denn,

„wenn er im Treffen gefallen wäre, so würden zu Zürich „Schrecken und Unordnung entstanden seyn, ja es hätten die „alten Oligarchen gar leicht wieder der Regierung sich bemächtigen, und die gute Ordnung umstürzen können. Auch habe „er, der Bürgermeister, wirklich bedenkliche Anzeichen zu „Gunsten einer Verschwörung der vertriebenen Geschlechter „gehabt, darum, und nicht, wie seine Feinde lügen, aus „Furcht, habe er sich aus dem Treffen entfernt, um „von Zürich, das er über Alles liebe, einen solchen Schaden „abzuwenden.“ Auf dieses hin erblickte das Volk Bruns feige Flucht im Lichte eines vortrefflichen Verdienstes, und zum Lohne desselben wurde der Listige auf Lebenszeit in seiner Würde bestätigt. — Der edle Rüdiger Manesse hingegen, den die billigere Nachwelt weit über den Bürgermeister erheben muß, genoß für seine Heldenthat keines andern Dankes, als des höchsten und schönsten, den sein eigenes Bewußtseyn ihm gab. — Hundert und ein und siebenzig Jahre lang wallfahrtete jährlich von jeder Feuerstätte in Zürich eine Person nach Einsiedeln, um ein Gelübde zu lösen, das die Zürcher gethan hatten, als sie die Nachricht von der Noth und Gefahr ihres Volkes erhielten. Erst die Reformation machte dieser mit häufigen Aergernissen begleiteten Bethfahrt ein Ende.

Zug in den Bund. Den sieben und zwanzigsten Brachmonath 1352.

Während die Eidsgenossen als Besatzung zu Zürich lagen, versuchten die Zuger, zu Arth in Schwyz zu landen. Zug, von der einen Seite durch den See geschützt, von der andern mit Mauern, Graben und Thürmen umzogen, war eine Oesterreichische Stadt, die damahls noch für fest galt, und meistens eine Besatzung hatte, welche zur Vertheidigung der Stadt zu gering, zur Beunruhigung der Nachbarn zahlreich genug war. Die beständigen Neckereyen dieser Besatzung, besonders ihr letzter Angriff auf Arth brachten die Eidsgenossen auf den

Gedanken, Zug zu erobern, um allen den Gefahren und Unannehmlichkeiten zu entgehen, die ihnen dieser recht in der Mitte der Eidsgenossenschaft liegende Waffenplatz Oesterreichs noch hätte verursachen können. Sechs hundert Zürcher und zweytausend aus den Waldstätten legten sich vor die Stadt. Die Besatzung entfloh. Das Landvolk, nach Freyheit begierig, trat zu den Eidsgenossen über. Diese erklärten: „Sie ge„denken nicht, die Stadt zu kränken, nur Friede und Sicher„heit sey ihr Zweck, darum solle sich die Stadt ergeben, im „Weigerungsfalle werde sie von einem Sturme Alles zu fürch„ten haben.“ Zug, obschon an Mannschaft schwach, ohne Kriegs- und Mundvorrath, in seinem Innern entzweyt, ertrug dennoch aus Treue für Oesterreich eine Belagerung von funfzehn Tagen; als sich aber die Eidsgenossen zum entscheidenden Sturme, dessen Erfolg nicht zweifelhaft seyn konnte, rüsteten: so begehrte Zug einen kurzen Waffenstillstand, um die Befehle des Herzogs einzuhohlen. Die Eidsgenossen bewilligten diesen, und Herrmann, einer der angesehensten Bürger der Stadt, eilte nach Königsfelden zu Albrecht, und klagte ihm die Noth seiner treuen Unterthanen. Der Herzog hörte kaum auf ihn, und unterhielt sich während seines Vortrages mit einem Falkner. Diese Gleichgültigkeit schmerzte den Abgesandten von Zug, und er sprach seinen Unwillen aus. Da erwiederte ihm der Herzog schnöde: „Die Zuger mögen sich den Bauern erge„ben, ich werde bald mit Heeresmacht kommen, und alles „Verlorene wieder gewinnen!“ Als Herrmann mit dieser Antwort zurück gekehrt war, öffnete Zug den Eidsgenossen die Thore, und beschwur mit ihnen den ewigen Bund. Des Herzogs Rechte wurden vorbehalten; aber nie hat sein Haus die Herrschaft über Zug wieder erworben.

Zweyte Belagerung von Zürich. Den funfzehnten Heumonath, bis sechsten August 1352.

Albrecht, statt an eine kostbare und ungewisse Eroberung Zugs oder des Glarner-Landes zu denken, hielt es für besser,

durch Zürichs Unterwerfung die Eidsgenossen mit Einem Schlage ihrer Kraft und ihres Ruhmes zu berauben. Daher rüstete er sich mit äußerster Macht. Seine Bundesfreunde und seine Erblande mußten alle Kraft aufbiethen, ihn zu unterstützen. Der Churfürst von Brandenburg, Kaiser Ludwigs Sohn, viele andere weltliche Reichsfürsten, fünf Bischöfe, sechs und zwanzig vornehme Grafen und die Städte Bern, Solothurn, Basel, Straßburg, Schaffhausen, nebst den beyden Freyburg zogen ihm zu. Seine Erblande drückte er durch unerschwingliche Abgaben. Hohe Vermögenssteuern und noch höhere Kopfgelder entmarkten sein Volk. So gelang es ihm, ein Heer von dreyßig tausend Mann zu Fuß und vier tausend Reitern zusammen zu bringen. Mit diesen legte er sich den funfzehnten Juli 1352 vor Zürich. Die Eidsgenossen hatten eine Besatzung von zwey tausend Mann in die Stadt geworfen. Mit ihrer Hülfe stritten die Bürger so tapfer, daß die Oesterreicher bald ihr Lager etwas weiter von der Stadt entfernten, und die eigentliche Belagerung sich in eine Reihenfolge kleiner Gefechte auflös'te, welche meistens zum Vortheile der Eidsgenossen ausschlugen. Nicht lange, so hatte das zahlreiche Oesterreichische Heer bald mit einem zweyten Feinde, dem Mangel an Mundvorrath und Fütterung, zu kämpfen. Um dieser Noth abzuhelfen, und die fruchtbaren Ebenen des Sihl-Feldes benutzen zu können, ließ Albrecht bey Höng, dem Hard-Thurme gegenüber, die durch die große Ueberschwemmung im Jahre 1343 zerstörte Brücke über die Limmath neu schlagen. In der folgenden Nacht zertrümmerten die Belagerten diese Brücke durch einen schweren Floß, den sie den Fluß hinunter sendeten; allein die Oesterreicher fanden eine Furth für die Reiterey, welche Fußvolk hinter sich aufsitzen ließ, und so über den Fluß ging, um für Roß und Mann Speise zu suchen. Eines Tages setzten einige hundert Oesterreicher auf solche Weise durch den Strom. Die Luzerner eilten, sie abzuschneiden; wurden aber während der Verfolgung

vom Oesterreichischen Lager aus bemerkt. Sogleich saßen drey tausend Mann auf, gingen über die Limmath, und verlegten den Luzernern den Rückweg in die Stadt. Nur mit großer Mühe und hartem Verluste konnten diese mit Hülfe eines Ausfalles Zürich wieder erreichen. Dieser kleine Sieg brachte den Oesterreichern wenig Gewinn; denn ihre Hauptnoth, der Mangel, mehrte sich, auch war keine Einheit in ihren Unternehmungen; so daß der Churfürst von Brandenburg die Unmöglichkeit einsah, den Eidsgenossen etwas abzugewinnen, und den streitenden Parteyen seine Vermittelung anboth. Sie wurde angenommen. Die Eidsgenossen übergaben ihm ihre Vorschläge. Tags darauf fanden sie die Gegend leer, nur das Lager der Berner stand noch, welche einen so heimlichen Abzug für schimpflich gehalten hatten. Am Tage brachen auch sie auf, von den Eidsgenossen ungekränkt, welche wohl wußten, wie ungern Bern, durch einen alten Vertrag gezwungen, dem Herzoge Heeresfolge geleistet hatte.

Friede. Den ersten Herbstmonath 1352.

Im Anfange des Herbstmonathes wurden die Unterhandlungen zu Luzern eröffnet, und der Friede auf folgenden Fuß abgeschlossen: „Alle Gefangenen oder Geißeln, alle sequestrirten Güter, alle Eroberungen werden von beyden Theilen zurück gegeben. Der Eidsgenössische Bund ist anerkannt; aber „die Rechte und Einkünfte des Herzoges in den Waldstätten „verbleiben ihm. Zug und Glarus leisten den rechtmäßigen „Gehorsam, den sie laut Urkunden zu leisten schuldig sind, „und nicht mehr. Die Eidsgenossen machen kein Bündniß „mehr mit Oesterreichischen Ländern. Zürich und Luzern nehmen keine Oesterreichischen Unterthanen zu Bürgern an. „Graf Johann von Habsburg und die Zürcherischen Geißeln „werden in Freyheit gesetzt. Er schwört aber mit seinen Brüdern Rudolf und Gottfried den Zürchern Amnestie und „Freundschaft. Seine eigenen Unterthanen schwören, ihm bey

„einem Bruche dieses Eides nie zu helfen, und bricht er den„selben doch; so ist Herzog Albrecht pflichtig den Zürchern gegen „Johann beyzustehen. Alle ältern Bundesverträge, Freyheiten, „Herkommen, Rechte bleiben in ihrer Kraft.“ Für die Freylassung der sechzehn Geißeln nahm Herzog Albrecht von Zürich siebzehn hundert Gulden Zehrungskosten. Edelmüthiger entließen die Zürcher den Grafen von Habsburg ohne Forderung seiner Haft. Dieses Ende nahm der Krieg, welcher aus Veranlaßung der Mordnacht entstanden war, welchen Rudolf Brun zuerst grausam dann feigherzig geführt hatte, in welchem der Herzog durch hinterlistige Unterhandlungen seine Fürstenehre verletzte, und mit ungeheuerem Aufwande unnütze Feldzüge that; die Eidsgenossen aber durch ihr Betragen auf dem Rüti-Felde, wo die Glarner den Stadion schlugen, bey Tätweil, wo Manneſſe siegte, und bey Küßnacht am Vierwaldstätter-See, wo zwey und vierzig Eidsgenossen in fast tollkühnem Muthe bey tausend Oesterreicher zum Weichen zwangen, durch ihre Gerechtigkeit in Bündnissen, und ihre Mäßigung im Frieden sich die Achtung der Nachwelt erwarben.

Bern in den Bund. Den sechsten März 1353.

Im Anfange des Jahres 1353 endete durch die Vermittelung der Eidsgenossen ein Streit zwischen Bern und Unterwalden also, daß die alte Freundschaft erneuert wurde, und Bern in den Eidsgenössischen Bund trat. Das Andenken an die Hülfe von Laupen, die Nachbarschaft, die Furcht vor den gleichen Feinden, der gleiche Drang nach Freyheit machte die Herzen einander geneigt. Mit dem Beytritte Berns war der Bund der acht alten Orte geschlossen. Die Eidsgenossen beehrten Bern seiner Macht und seines Ansehens wegen mit dem zweyten Range in ihrer Eidsgenossenschaft.

Die acht alten Orte 1353.

Diese acht Cantone blieben von nun an hundert und acht und zwanzig Jahre lang allein in ihrem Bunde. Bey

diesem Bunde machten eigentlich nur die drey Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden die wahre, alte Schweiz aus. Sie nur, die allen andern den Zutritt zu ihrem ewigen Bunde geöffnet hatten, waren mit allen Gliedern desselben in Verbindung; mit Luzern, dem sie zur Befreyung vom Oesterreichischen Joche geholfen; mit Bern, dem sie in großer Noth freywillige Hülfe geleistet; mit Zürich, dessen sie sich in seiner Verlassenheit angenommen; mit Zug und Glarus, die sie erobert hatten, um ihren Bewohnern Freundschaft und die goldene Freyheit zu geben. Hingegen bestand kein eigentliches Bündniß der Glarner mit Luzern, kein unmittelbarer Bundesvertrag zwischen Zürich, Bern und Luzern; keine Verpflichtung der Berner gegen Glarus und Zug. Die Waldstätte blieben der Wendepunct des Ganzen, der Alles verbindende Schlußstein; weil die andern fünf Cantone mit ihnen, und nur durch sie auch mit einander verknüpft waren. — Seine Kraft erhielt das Bündniß durch den allgemein verbreiteten Geist der Freyheit. Die Behauptung derselben war der einzige gemeinschaftliche Zweck der alten Eidsgenossen; sonst blieb jeder Canton unabhängig für sich, und richtete seine innere Verfassung, seine Gesetze, Sitten und Rechte nach eigenem, durch nichts beschränktem Gutdünken ein. Erst im Verlaufe der Zeiten wurden gegenseitige Bundesverträge zwischen allen Ständen errichtet; welche aber ebenfalls jedem in seinem Innern unbeschränkte Gewalt verstatteten. Dieser Bund blieb so lange in seiner Blüthe, bis seine Gestaltung den Forderungen der Zeit nicht mehr entsprach, oder richtiger noch, bis seine belebende Seele, der Geist der Freyheit und aufopfernden Vaterlandsliebe, so sehr von den Eidsgenossen gewichen war, daß Viele zwar frey für sich, aber hoch gebiethende Herrscher ihrer Unterthanen seyn wollten; daß Andere lieber ein allgemeines Unglück durch die Gewalt der Fremden, als ungleich getheilte Rechte sahen; noch Andere sich nicht entschließen konnten, ihren Arm zur Vertheidigung bedrängter Eidsgenossen zu er-

heben, so lange sie noch die trügerische Hoffnung nährten, bey dem Untergange der übrigen selbst in ungestörter Ruhe fortdauern zu können. Aus der Asche dieser alten Eidsgenossenschaft hat sich nach gewaltigen Stürmen eine neue erhoben, in welcher den echten Alt-Eidsgenössischen Brudergeist zu erhalten oder zu beleben, das Augenmerk jedes guten Bürgers seyn muß.

Wiederausbruch des Krieges. Ende Heumonathes 1354.

Der Friede mit den Eidsgenossen war dem Herzoge nicht nach seinem Sinne. Er begehrte vor Allem aus, daß die Zuger und Glarner bey der neuen Huldigung, die sie ihm leisten sollten, den Schweizer-Bund abschwören. Es schien aber den Eidsgenossen, der Bund sey im Friedensvertrage nicht angetastet worden, also erhielt Albrecht die Antwort, man wolle ihm Gehorsam schwören, wie der Sinn des Friedens es besage. Albrecht damit unzufrieden, klagte auf dem Reichstage zu Worms über die Eidsgenossen, und fand Gehör. Nun sendeten die Eidsgenossen die Urkunden ihrer Bünde, aus denen erhellete, daß ihre Eidsgenossenschaft nothwendig, unschuldig und den Rechten des Herzoges nicht nachtheilig sey, dem Kayser zur Beurtheilung zu, und versuchten dann auf seinen Rath hin, mit Oesterreich zu unterhandeln. Albrecht antwortete nicht; denn er wollte nicht sowohl Erläuterung seiner Rechte, als Entkräftung des Schweizer-Bundes, und dadurch allmähliche Unterwerfung des wichtigen Landes. Daher geboth er allen seinen Vasallen, auf das Jahr 1354 gerüstet zu seyn, und legte seinem Volke härtere Steuern auf, als noch nie; so daß er zehn Procent von dem Ertrage der Weinberge nahm. Er entwickelte alle Macht seines Hauses in ihrem vollesten Glanze, und hoffte zuversichtlich, die Eidsgenossen zu unterwerfen. Im Jahre 1354 kam Kaiser Carl

nach Zürich, und both beyden Parteyen Recht an. Der Herzog, der nur gewinnen konnte, weil niemand etwas von ihm verlangte, und weil er Ursache hatte, zu glauben, Carl werde dem Fürsten günstiger, als dem Freystaate seyn, nahm das Rechtboth ohne Vorbehalt an. Die Schweizer, die nur verlieren konnten, und neulich durch den Spruch der Königinn von Hungarn gewarnt worden waren, bedingten sich ihre ewigen Bünde aus. Der Kaiser, über ihren Vorbehalt erbittert, lös'te ihre Eidsgenossenschaft auf; weil die Reichsglieder kein Recht haben, sich ohne Wissen und Willen des Reichsoberhauptes mit einander zu verbinden. Allein die Eidsgenossen äußerten sich ihre Bündnisse auch mit Gefahr und Blut vertheidigen zu wollen. Sie anerbothen Auskauf der herzoglichen Rechte nach kaiserlicher Schätzung. Dieses vortheilhafte Anerbiethen wurde von dem Herzoge als seinem Hauptplane hinderlich, mit Unwillen verworfen. Hierauf mahnte der Kaiser das Reich, Albrecht seine Freunde zum Kriege gegen die Eidsgenossen und bald überschritt der Herzog mit seinem Heere die Glatt, den Grenzfluß der alten Grafschaft Kiburg, und bedrohte Zürich. Um dieselbe Zeit kaufte er heimlich seinem Vetter Johann die Stadt und Grafschaft Rapperschweil ab, zog mit seinem Heere dahin, baute mit großer Schnelligkeit die zerstörten Häuser auf, befestigte die Stadt mit Mauer und Burg, durchschnitt so alle Verbindung zwischen Glarus, Zürich und Schwyz, und umgab als Graf von Kiburg, und Rapperschweil und Herr im Aargau Zürich ganz. Von Rapperschweil aus überfiel Albrecht mit sechs tausend Mann eine Zürcherische Besatzung von drey hundert Mann zu Ober-Meila, und erschlug sie.

Dritte Belagerung von Zürich. Vom zwanzigsten August bis zum vierzehnten Herbstmonathe 1354.

Drey Wochen später zogen der Kaiser und der Herzog mit einem großen Heere, begleitet von vielen geistlichen und

weltlichen Fürsten und Herren, und von der Menge der Städte, die meist ungern folgten, vor Zürich. Unter großem Getümmel, Verheerung des Landes und gänzlicher Verachtung ihrer Feinde belagerten sie mit vier tausend zu Pferde und vierzig tausend zu Fuße vier tausend Eidsgenossen. Nachdem die Belagerung ohne merkwürdige Vorfälle eine Zeit lang gedauert; so zerstreuten sich unter mancherley Vorwänden vornehme Zürcher in das feindliche Lager, und schilderten mit der Stimme der Wahrheit den Ursprung der Feindschaft zwischen Oesterreich und Zürich. Sie fragten: „Warum die Fürsten „des Reiches sie dem schon mächtigen Herzoge, warum die „freyen Reichsstädte sie der Herrschsucht des Hauses Oesterreich „aufopfern wollten. Vor noch nicht mehr, als neunzig Jah„ren habe des Herzogs Großvater von Zürich, als der Stadt „Hauptmann Sold genommen, und seit dieser Zeit sey diesem „Hause auf den verschiedensten Wegen Kiburg, Baden, Lenz„burg, die Landgrafschaft Burgund, Luzern, Freyburg, Aar„burg, Pfirt, Raperschweil, Grüningen, Veronmünster, Ein„siedeln, Seckingen mit Glarus, Zug, Viel im Elsaß, Viel „in Schwaben, Viel im Aargau, Oesterreich, Steyer, die „windische Mark, Krain, Kärnthen, Burgau und Anderes „erworben worden, allenthalben haben die Herzoge die Rechte „des Volkes geschmälert, und herrschen mit viel ausgedehnterer „Gewalt, als ihre Vorweser. Jetzt seyen alle diese zahlreichen „Besitzungen unter Albrechts Herrschaft vereinigt, und der„selbe trachte nun, auch noch die Eidsgenossenschaft zu unter„jochen; wenn er diese verschlungen habe, was werde dann „sein Haus hindern, nach und nach Deutschland unter sich zu „bringen, ob denn die Fürsten, Herren und Städte wirklich „zu ihrem eigenen Verderben Hand biethen wollen.“ Diese Reden fanden bey den schon unwilligen Gemüthern leichten Eingang, und als auf einem hohen Thurme der Stadt das Reichsbanner, der schwarze Adler im goldenen Felde, welches Zürich zum Zeichen seiner Treue und Reichsfreyheit wehen

ließ, erschien, da überlegten die Deutschen, daß sie zu Unterdrückung einer freyen Stadt kämpfen sollten. Es wollte sie bedünken, daß der Krieg kein Reichskrieg, ja ihren eigenen Freyheiten und Rechten gefährlich sey, indem sie dafür stritten, daß die Stände des Reiches nicht das Recht haben sollten, engere Bündnisse unter einander zu schließen; während doch solche Bündnisse oft das einzige Mittel waren, die schwächeren Reichsglieder gegen die Uebermacht länderſüchtiger Kaiser oder gewaltthätiger Fürsten zu schützen. Diese Betrachtungen machten den größeren Theil des Heeres noch schwieriger, als zuvor. Sie erschienen, begleitet von einer Zürcherschen Gesandtschaft, vor dem Kaiser, und begehrten dringend Frieden für die Eidsgenossenschaft. Der Kaiser, der des Feldzuges überdrüßig war; weil Uneinigkeit und Rangstreit das Heer verwirrten, welches an und für sich zu großen Thaten nicht sehr geeignet war, erklärte, er halte es für unschicklich, wider den Willen der meisten Stände eine Reichsstadt zu bekriegen; weil die Deutschen die ewigen Bünde zu billigen scheinen, so möge auch er nichts Feindseliges gegen dieselben unternehmen. Vergebens widersetzte sich Oesterreich. Das ganze Belagerungsheer zog so eilfertig und unordentlich ab, daß niemand weiß, wer der Erste oder der Letzte gewesen sey. So endigte ein Zug, der mit erstaunlichem Geräusche und Gepränge unternommen, und kraftlos geführt worden war. Der Krieg verwandelte sich in verheerende Streifereyen, und hörte im folgenden Jahre von selbst auf; weil das Land so ermüdet war, daß im Aargau die Edeln und Unedeln, die Reichen und Armen sich beeiferten, mit oder ohne den Herzog, ihren Herrn, dessen Hungarische Reiterey sein eigen Land plünderte, verwüstete, und das Elend desselben vollendete, Frieden zu schließen. So war denn Albrecht, wenn er nicht den Abfall seiner Länder in Helvetien veranlassen wollte, im Jahre 1355 genöthigt, den Spruch des Kaisers zu Regensburg anzunehmen, „daß die ewigen Bünde unangetastet bleiben sollen.“

Zürichs Bund mit Oesterreich 1356.

Weil man die Schweiz nicht hatte mit Waffen bezwingen können; so versuchte man, die Eidsgenossen mit Hinterlist in Uneinigkeit, durch diese ins Verderben zu bringen. Durch Oesterreichische Abgeordnete wurde noch im Jahre 1355 jedem Stande einzeln ein höchst verfängliches Friedensinstrument zur Unterschrift vorgelegt. Brun, der in allen Dingen willkürlich handelte, unterzeichnete mit wenigen Rathsherren im Nahmen seiner Stadt ohne Verzug. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß dem Verschlagenen die höchst auffallende Verfänglichkeit der Friedensbedingungen entgangen sey; denn dieser Unterzeichnung folgte im Anfange des Jahres 1356 ein fünfjähriger Bund Zürichs mit Oesterreich, der den Eidsgenossen mit Recht mißfiel; weil er weiter ging, als der ewige Bund, und demselben in gewissen Fällen vorgezogen werden sollte. Besorgnisse für ihren Handel mögen die Zürcher bewogen haben, ein so unbilliges Bündniß zu schließen. Sie vergaßen, daß sich alle Orte vereinen sollten, in allen Angelegenheiten Ein Volk zu seyn, und daß ein Staat, wie ein Bürger, wenn er unabhängig seyn will, öfters geliebte Neigungen und große Vortheile aufopfern muß. Wer dieß nicht kann, oder nicht will, verliert die Freyheit; weil er zu ihrer Behauptung zu schwach, oder ihrer nicht würdig ist. Eine ähnliche Handlungsweise hat unser Vaterland schon so oft gefährdet, endlich gestürzt, und doch hält solch eine engherzige Denkungsart noch immer Viele befangen.

Thorbergischer Friede 1357.

Die schädlichen Folgen des Friedensvertrages der Zürcher mit Oesterreich wurden durch die Vorsicht von Zug und die Festigkeit des Standes Schwyz abgewendet, und alle Eidsgenossen außer Zürich verweigerten die Unterzeichnung bis jede Spur von Zweydeutigkeit aus dem Instrumente gelöscht sey. Als aber auch Herzog Albrecht nicht nachgeben wollte, und der Kaiser zuletzt beharrlich erklärte: „Die Schweizer sollen bey kaiserlicher Ungnade Zug

„und Glarus nie als bundesverwandte Orte betrachten;" so hielten die Eidsgenossen eine Tagsatzung zu Luzern. Zürich erschien nicht, und blieb neutral. Schwyz aber sprach: „Man solle „den Spruch verwerfen, die Folgen überlassen sie Gott und „ihrem Arme!" Die Oesterreicher forderten die Huldigung von Glarus und Zug, diese weigerten sich, bis der Herzog den Bund mit den Eidsgenossen bestätigt habe. Die Oesterreicher droheten. Da brachen die von Schwyz unter ihrem Banner auf, und nahmen Zug und Glarus zu Handen aller Eidsgenossen ein. Der Herzog Albrecht fand nicht für gut, den Krieg zu erneuern. Er selbst war alt und kränklich, Unmuth, Schmerz und Ungeduld machten ihm sein Leben zur Last, und raubten ihm den Trieb nach Thaten, Hoffnung zum Siege hatte er keine; daher ließ er es sich gefallen, daß durch Vermittelung des Freyherren Peter von Thorberg die obwaltenden Streitigkeiten im Anfange des Jahres 1357 gemäß den Forderungen der Eidsgenossen in einem Vertrage beygelegt wurden, der den Nahmen des Thorbergischen Friedens erhielt. Im Jahre 1358 starb Herzog Albrecht. Seit der Ermordung seines Vaters waren funfzig Jahre verflossen. Sein eigenes Alter hatte er auf siebzig Jahre gebracht. Sein ältester Sohn Rudolf übernahm die Regierung für sich und seine Brüder, Friedrich, Albrecht, Leopold.

Rudolf Brun, der Bürgermeister.

Rudolf Brun, der das Haupttriebrad aller der vorhin erzählten Begebenheiten gewesen, war in allen Schlichen eines Parteyhauptes geübt. Er wußte, durch verführerische Reden das Volk an sich zu ziehen, und im Anfange, so lange er noch klein und der Ausgang seines Unternehmens ungewiß war, jeden Schein von Gewaltthätigkeit sorgfältig zu vermeiden. Er war verwegen, wo es auf Worte ankam; unbiegsam, so lange er nichts fürchtete; bisweilen herzhaft aus Todesfurcht; aus Muthlosigkeit wachsam; hart bis zur Un-

menschlichkeit und niederträchtig bis zur Treulosigkeit. Ein furchtbarer Mann, weil jeder gefährlich ist, der sich Alles erlaubt. Zu Stadtsachen geschickter, als zu großen Geschäften, war er sonst zur Leitung des Volkes so vortrefflich, daß ihm zu einem guten Vorsteher nur die Kraft fehlte, rechtschaffen zu seyn. Ungeachtet aller seiner Fehler wurde er von Vielen geliebt, denen seine Staatsumwälzung politische oder ökonomische Vortheile gegeben hatte. Im vierzehnten Jahre seiner Verwaltung stand er im höchsten Ansehen durch den Flor, den die neue Regierung seiner Führung schuldig war. Doch wurde er auch von Vielen äußerst gehaßt; weil er durch seine Unternehmungen Ursache großen Haders und Elendes geworden war. Man verabscheute ihn als einen Mann, der unter dem Vorwande, größere Freyheit verbreiten zu wollen, die Staatswürden an Unverständige verschleudert, und sich selbst eine tyrannische Gewalt gegeben hatte, gegründet und gestützt auf Niederträchtigkeit und grausame Strenge. Von der Zeit war, so lange er lebte, keine Aenderung zu hoffen; denn Tyranney hat sich von jeher nur durch Tyranney erhalten können. Viel größere Männer, als er, haben nicht in jedem Augenblicke des Lebens gleichen Edelmuth und gleiche Trefflichkeit gezeigt; aber wenn man diesen Mann, wie er sich in seinem Bürgermeisterthume von Jahr zu Jahr mehr zu erkennen gibt, aufmerksam betrachtet; so schwindet fast alle Neigung, seine niedrige Seite durch die Schwachheiten besserer Männer zu beschönigen, und doch möchte Rudolf Brun bedauernswerth erscheinen, daß, nachdem er seiner verlassenen, verhaßten, bedrohten Vaterstadt einen Schutz durch den Bund mit den Eidsgenossen verschafft hatte, er noch einen unzeitigen Bund Zürichs mit Oesterreich erleben mußte; aber er selbst hatte heimlich dem Herzoge geschworen um ein Leibgeding von hundert Gulden jährlich, um tausend Gulden bar und einen Platz im geheimen Rathe von Oesterreich. Nicht lange, nachdem er auch diese Urkunde von seiner Denkensart aufgerichtet,

starb er. Ein Mann, dem die Nachwelt wegen glücklicher Leitung des Staates einen würdigeren Ruhm gäbe; wenn er nicht aus niederträchtiger Ehrsucht sondern aus wahrer Vaterlandsliebe gehandelt hätte. Man weiß, zu welchem Zwecke er die alte Regierung ins Unglück gestürzt, man kennt die unmenschliche Härte vieler seiner Gesetze, man weiß, mit welcher Grausamkeit er vielen seiner Mitbürger den Tod gab, wie barbarisch er zu Rapperschweil war, wie feige bey Tätweil, und wie er die Eidsgenossen, nachdem er sie in gefährliche Kriege verwickelt, um schnödes Geld verrathen hat; aber das weiß man nicht, ob er sich durch seine Thaten etwas mehr erworben hat, als die Vorwürfe seines Gewissens und die Mißbilligung der Nachwelt. In seinen letzten Jahren wurde er so unbedeutend, daß Viele sein Todesjahr zu weit hinaus setzen. In diesem Falle hätte er noch die Verbrechen, den Sturz und das Unglück seines eigenen Hauses erlebt. Reding und Erlach haben bey Morgarten und Laupen die Schweiz gerettet, Brun hat durch seine Unternehmungen der Freyheit einen sichern Fuß gegeben. Man findet aber in der Geschichte nur selten bey dem Ruhme des wichtigsten Mannes auch den Ruhm des besten Mannes, und oft entstehen die größten Dinge aus nicht vorher gesehenen oder gering scheinenden Ursachen, auf daß die Völker bemerken, daß ihr Schicksal und Glück nicht von sterblicher Hand bestimmt werde.

Fünftes Kapitel.

Die Zeiten des Thorbergischen Friedens 1358 — 1385.

Lage der Eidsgenossenschaft. 1358 — 1385

1. Bern. Kampf der Aristokratie und der Demokratie. 1358 — 1385.

In den Zeiten dieses Friedens verfolgte Bern mit großem Glücke das alte Streben, seine Macht durch Fehden

Burgrechte, Bündnisse und Länderkäufe zu stärken, welche letzteren es so tief in Schulden versenkten, daß nur die höchste Anstrengung der Bürger, welche zehn Jahre lang den vierzigsten Theil ihres Vermögens als Steuer bezahlten, die Stadt aus ihrer Verlegenheit reißen konnte. Wechselsweise wurden von den Bernern an den Orten, wo der Adel ihr Mitbürger war, die Rechte der Herrschaft; da aber, wo sie den Oberherren haßten, die Freyheiten des Volkes vertheidigt. Es ist möglich, daß Bern alle Zeit für die gerechte Sache war; aber es ist ein wunderbares Glück, wenn unparteyische Gerechtigkeit und der Vortheil der Stadt immer so zusammen trafen, wie in dem langwierigen Streite, in welchem Bern in den Jahren 1352 bis 1381 die Rechte seines Bürgers, des Freyherren von Rinkenberg, Herrn im Haßli-Thale, gegen unbillige Unterthanen beschützte, welche rechts- und bundeswidrig den Schirm des von Parteyhäuptern mißleiteten Landes Unterwalden genossen. Ein Rechtsspruch der Eidsgenossen machte zuletzt dieser langwierigen Zerwürfniß zu Berns Gunsten ein Ende, klärte die Unterwaldner über ihre Mißgriffe auf, und brachte Schande und Strafe über die Häupter leidenschaftlicher Parteymänner. — Mit besonderem Glücke breitete sich Bern in den unschätzbaren Zeiten nach dem Jahre 1365 aus, als der frühzeitige Tod des staatsklugen Herzogs Rudolf, Sohn Albrecht des Weisen, die Unklugheit seiner hinterlassenen Brüder Albrecht III. und Leopold II., so wie der Einfall des Coucyschen Heeres die Macht des Hauses Oesterreich also verwirrten, daß es nicht im Stande war, Berns Vergrößrungsversuche zu beschränken. Auch benutzten Bern und Zürich, und wer immer nur konnte, die Denkensart Kaisers Carl IV., welcher jeder Zeit bereit war, zu eigenem Vortheile die Rechte des Reiches zu veräußern.

Während indessen Bern nach Außen hin zunahm, wankte seine alte Verfassung durch Ueberspannung des obrigkeitlichen

Ansehens, durch den Ehrgeiz und die Selbstsucht Einzelner, und durch mannigfache Unruhen, die ein langer Streit zwischen dem höheren Adel einerseits, und den achtbaren bürgerlichen und geringeren Adelsgeschlechtern anderseits erregte und nährte. Im Jahre 1350 siegten die letzteren durch Verbannung der hoch verdienten Bubenberge und ihres Anhanges. Indem sie sich aber auf mancherley Wegen erkleckliche Nutzungen und durch viele die Freyheit schmälernde Gesetze, so wie durch ängstliche Polizeyanstalten, bleibendes Ansehen und ausschließliche Besetzung der Staaswürden und Aemter zu sichern versuchten: reizte dieser ungewohnte Druck die Bürger, im Jahre 1364 durch jene oben schon erzählte, ehrenvolle Zurückrufung der Bubenbergischen Partey den Sturz der herrschenden Faction zu bewirken. — Im Jahre 1368 entstand wegen eines übel vollführten Feldzuges gegen den Bischof zu Basel Geringschätzung der Obrigkeit und neue Unruhe unter den Bürgern zu Bern. Nachdem diese Bewegungen durch Enthauptung, Flucht oder Verbannung der schuldig geachteten unterdrückt waren; hielten es die hochedlen und die achtbaren Geschlechter zu Bern für gerathen, zu ihrem gemeinsamen Vortheile ihrer langjährigen Streitigkeiten zu vergessen. Durch diese Versöhnung kam eine Partey weniger Familien ungehindert im Rathe empor, welche im Vertrauen auf ihre Verdienste, ihren Reichthum, ihre Anzahl und die lange Geduld ihrer Mitbürger diese letzteren zu ehren versäumte, sich als selbstbestehende Obergewalt ansah, alle Aemter, alle Nutzungen des Staates sich allein zueignete, und veralterte Gesetze als Formen betrachtete. Darlehen, welche man zum Ankaufe der Herrschaft Thun empfangen hatte, wurden armen Bürgern mit Stolz inne behalten; so daß in andern Fällen die Bürger dem Staate nichts mehr anvertrauten, und große Summen bey Ausländern auf zehn Procente genommen werden mußten. Auch war es allgemeiner Glaube, der unten vorkommende Krieg gegen die Grafen von Kyburg hätte einen

noch vortheilhafteren Ausgang genommen; wenn keine Vasallen dieser Grafen im Rathe zu Bern gesessen wären. So entzündete sich allmählich neue Unzufriedenheit. Als sich die Bürgerschaft um die Fastnacht 1384 nach alter Sitte in der Kirche zu den Predigern zu alljährlicher Bestätigung der Regierung versammelte; so entsetzte sie alle Rathsglieder bis auf den Schultheißen Otto von Bubenberg und vier andere. Sonst aber übten die Bürger ihre Uebermacht mit Bescheidenheit, und schädigten niemandes Gut und Leben, noch gaben sie, was Viele wünschten, durch eine Zunftverfassung die höchste Staatsgewalt, wie zu Zürich, in die Hände vieler unerfahrener Männer. Vierzehn Tage nach dieser außerordentlichen Begebenheit versammelten sich Schultheiß, Rath und Gemeinde, um die Verfassung der Stadt neu und freyer zu ordnen. „Amnestie alles Vergangenen, jährliche Aenderung aller einträglichen Aemter und des halben kleinen Rathes wurde beschlossen; das uralte Herkommen jährlicher Wahl oder Ergänzung eines großen Rathes von zwey hundert ehrbaren „Männern durch Venner und Sechzehn wurde zum Gesetz erhoben und die Befugniß desselben bestimmt; ferner erkannt, „daß die Räthe am Tage nach ihrer Wahl von der Gemeinde „bestätigt werden, und ihr schwören sollen, „„Alles zu thun, „„wie bisher, und wie es in den alten Ordnungen verzeichnet „„sey;"" endlich bestimmte man, „daß kein Vasall eines „fremden Herren und nie zwey Brüder zugleich in den Rath „kommen, und daß alle diese Verordnungen alljährlich nach „Ostern sollen gelesen, geprüft und beschworen werden." Ein Theil dieser Gesetze wurde Jahrhunderte lang und selbst dann noch beobachtet, als die Urkunde schon längst in Vergessenheit gesunken war; aber auch ein wesentlicher Theil gerieth bald wieder in Abgang; doch hatte die empfangene Lehre die Regenten so gewarnt, daß sie mit solchem Beyfalle regierten, daß die Bürger nicht mehr an die jährliche Aenderung des Rathes dachten, und nicht um die Nahmen der Zweyhunderte sich bekümmerten;

sondern vergnügt waren, die öffentliche Verwaltung in den Händen der Geschicktesten zu sehen.

2. Zürich. 1358 — 1385.

Diese Stadt suchte unter der weisen und gemäßigten Regierung Rüdigers von Manesse, des Helden von Tätweil, der nach Bruns Tode die bürgermeisterliche Würde bis ins späteste Alter besaß, durch Betriebsamkeit und Fleiß, Hebung ihres Handels, Verbesserung des Feld- nahmentlich den Weinbaues die tiefen Wunden wieder zu heilen, welche der schwere, langwierige Krieg ihrem öffentlichen und Privatvermögen, ihrer Bevölkerung und ihren Sitten geschlagen hatte. Das erste Augenmerk der Regierung war, durch die Gunst des Kaisers, durch Kauf, Burgrechte und erleichterte Annahme von Bürgern auf untadelhafte Art den Grund zu der Herrschaft Zürichs im Lande zu legen. Dennoch fiel die Zahl seiner Bürger um den achten Theil; wahrscheinlich weil unantastbare Zunfteinrichtungen den Zutritt Fremder und das Aufkommen manches Einheimischen erschwerten. Zum zweyten Augenmerke machte es die Obrigkeit, durch strenge Sitten- und Aufwandsgesetze der verfallenen Zucht, der ausschweifenden Pracht und Verschwendung, erzeugt durch das lockende Beyspiel fürstlicher Hoflager und glänzender Heerfahrten, so wie durch beyspiellose Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse, Schranken zu setzen. Endlich trachtete man, durch weise Aenderung der mangelhaften Verfassung der Stadt mehr wahre Freyheit zu verschaffen, und die Uebermacht zu mindern, welche man in die Hände eines Einzigen gelegt hatte. Als die Regierung im Jahre 1370 eine Gewaltthat des Hauses Brun nicht zu bestrafen wagte; so that dieses die erzürnte Bürgergemeinde. Bey eben diesem Anlasse erhob dieselbe das Ansehen des Rathes der Zweyhundert; indem sie beschloß, daß nur sie selbst, nicht aber der tägliche Rath die Befehle des Großen zu mehren oder mindern berechtigt seyn solle.

Ferner gab die Gemeinde den Zunftmeistern in allen wichtigen Sachen, „welche Bürgermeister und Rath zu verzögern su„chen," größere Vollmacht zu handeln. Drey Jahre später wurde den Kindern der vertriebenen Räthe der Zutritt in den großen Rath wieder eröffnet, als ein neues Zeichen, wie sehr man der Schreckensherrschaft des Hauses Brun müde war. — So blühete Zürich in vier und zwanzig fast immer friedlichen Jahren schöner auf, als es vor der drangvollen Zeit gewesen war. Bern war gewaltiger, als Zürich, seine Regenten größer, der Sinn seines Volkes erhabener, kriegerischer, vaterländischer vielleicht; aber Zürich opferte lieber den Künsten und Gewerben des Friedens, es strebte mehr nach höherer Geistesbildung, als nach Entwickelung der roheren Kraft. Wenn Bern hinauf eilte in den Rang einer starken Republik, so war Zürich eine gebildetere, vollkommenere Stadt.

3. Luzern. 1358 — 1385.

Luzern, in seinem Innern immer noch in Parteyen zerrissen und schwankend, von Außen durch Oesterreichs Macht gewaltig umgarnt, vermochte Bern und Zürich nicht zu erreichen.

4. Zug und Glarus. 1358 — 1385.

Zufrieden und ruhig lebten diese Ländchen; weil Oesterreichs Herrschaft ihre ewigen Rechte nicht mehr antasten konnte. Willig und friedlich verglich sich Glarus mit der Aebtissinn zu Seckingen über manche Anforderung und Rechtsame, die sie noch mit Grund und Billigkeit an das Land begehren konnte.

5. Die Waldstätte. Gersau. 1358 — 1385.

Sie, zunehmenden Wohlstandes froh, um die Außenwelt wenig bekümmert, führten unveränderlich ihr stilles Hirtenleben; aber daneben waren sie auch voll freudigen Muthes

und alle Zeit rüstig zum Kampfe für Freyheit, Freunde und Vaterland. Man hat Beyspiele, daß ihre Freyheitsliebe sie zu Unbilligkeiten hinriß, bis ruhige Darlegung der verletzten Verhältnisse sie ihr Benehmen im wahren Lichte erkennen ließ. — Es war bey ihnen hergebrachte Sitte, daß, wer in offener Feldschlacht vor dem Feinde floh, in seiner Heimath vom Leben zum Tode gebracht wurde, und seine Nachkommen bis in das dritte Geschlecht ehrlos machte. — In ihren Bund nahmen die Waldstätte im Jahre 1359 die Hirtengemeinde Gersau auf, welche von dem sie beherrschenden Adel sich losgekauft hatte, und in Verbindung mit den freyen Nachbarn Sicherung der eigenen wohl erworbenen Freyheit suchte und fand. Ohne Erinnerung eines ehemahligen, ohne Argwohn eines künftigen Joches, genossen die Gersauer bey Mäßigkeit und rühmlichem Arbeitsfleiße über vier hundert Jahre lang unumschränkte Freyheit und unveränderte Demokratie. — In den Jahren 1368 und 1378 traten die Gemeinden Alpnach und Hergisweil, ebenfalls durch Loskauf frey geworden, als freye Männer dem freyen Unterwalden bey. — Auch das Land Uri kaufte im Jahre 1362 für acht tausend vier hundert acht und vierzig Gulden die Rechte, Besitzungen und Einkünfte des Klosters Wettingen in seinem Gebiethe an sich.

6. Der Pfaffenbrief. 1370.

Bruno Brun, Propst beym großen Münster zu Zürich, und sein Bruder, Söhne des verstorbenen Bürgermeisters, nahmen den Schultheißen von Gundoldingen von Luzern, den sie haßten, unweit Zürich gefangen. Diese Gewaltthat blieb vom kleinen Rathe ungestraft. Da versammelte sich im großen Münster die ganze Bürgerschaft Zürichs, wer über sechzehn Jahre alt war. Die Loslassung des Schultheißen wurde errungen, den Propst und seine Gehülfen traf Verbannung. Aber Bruno Brunn, stolz auf Macht und Würde

und die Verbindungen seines Hauses mit Oesterreich, glaubte, den Gerichten der Bürger von Zürich nicht gehorchen zu müssen. Da schlossen mit Einmuth die Gewaltbothen von Zürich, Zug, Luzern und aus den Waldstätten im Weinmonathe 1370 eine Verkommniß „zur Behauptung ihrer Gesetze „wider alle fremde oder einheimische, öffentliche oder private, „geistliche oder weltliche Macht. Alle Eigengewalt, alle „Theilnahme oder Verheimlichung schädlicher und landesver„derblicher Anschläge, alle Berufung auf ausländische Ge„richte, alle Anklage Eidsgenössischer Männer vor andern als „ihren eigenen Richtern, voraus aber die Anwendung geistli„cher Gerichte in weltlichen Sachen, wurde jedermann und „nahmentlich dem Clerus bey Strafe der allerhöchsten Acht „untersagt. Von einer Grenze der Eidsgenossenschaft bis „zur andern soll vollkommene Sicherheit des Gutes, der „Freyheit und des Lebens für Jeden seyn, und ohne Erlaub„niß der Obrigkeit niemand das Recht haben, auf öffentli„cher Straße jemanden anzufallen, sey es allein, sey es mit „Gehülfen in Form einer faustrechtlichen Fehde." — Diese gemeinsame, durchgreifende, für jene Zeiten große Verfügung nannten die Eidsgenossen den Pfaffenbrief, welcher hauptsächlich den Mißbrauch des Ansehens der Geistlichkeit verhindern, ihre selbst bey großen Vergehungen oft behauptete Strafloſigkeit aufheben, die häufigen Ausbrüche grausamer Hinterlist und Rachsucht beschränken, und auch den Clerus allen Gesetzen, Verordnungen und Gerichten seines Landes, welchen er sich nur allzu gern entzog, unterwerfen sollte. — Ueber den Propst beschlossen die Zürcher, wenn er wieder in der Eidsgenossenschaft betreten werde, als über einen verschuldeten Mann zu richten. — Den Untergang des Geschlechtes Brun vollendete im folgenden Jahre die Mordthat des Ritters und Rathsherrn Eberhard Brun an einem Edelmanne aus dem Lande Uri. Abermahls schwieg der Rath zu Zürich; aber die Landsgemeinde zu Uri zwang den Mörder und seine

Gehülfen, sich durch ewige Verbannung der Todesstrafe zu entziehen.

Die benachbarten Städte und Herrschaften. 1358 — 1385.

1. Die Städte. 1358 — 1385.

Während die Eidsgenossenschaft das Glück ihrer Freyheit genoß, strebten auch die Städte Schaffhausen, St. Gallen, Basel, Solothurn, Lausanne und Sitten der Erreichung des gleichen Glückes eifrig und mit vielem Erfolge entgegen.

2. Der Clerus. 1358 — 1385.

Die weltliche Macht der Bischöfe zu Chur, Sitten, Lausanne, Genf und Basel, des Abtes von St. Gallen u. s. w. wurde in ihren innersten Grundfesten immer mehr erschüttert. Zwar gab es noch immer milde Stiftungen für Arme und Kranke; aber die Fürsten und Herren wurden immer kühner gegen den Clerus; die Städte und Länder besteuerten ihn, und beugten ihn unter ihre Ordnungen und Gesetze; die Bauern weigerten sich manche herkömmliche Last zu tragen, welche ihnen unter allerley Vorwänden ungerechter Weise war aufgeladen worden; viele Unterthanen der Geistlichkeit gehorchten kaum noch, vor Allen das Land Appenzell.

3. Der Adel. 1358 — 1385.

So wie die Macht des Clerus sank, eben so sank auch die Macht des Adels, einerseits durch seine ewigen, erschöpfenden Fehden, anderseits, weil die großen Barone leben wollten, wie die Fürsten von Oesterreich, Savoyen und Mailand; weil sie dadurch den Verfall ihrer einfachen Sitten, ihres ehemahligen Reichthumes herbey führten, und so den eigenen Untergang vorbereiteten. Kümmerlich hielt sich noch

die Macht von Montfort, Welsch-Neuenburg, Toggenburg, Kyburg und einigen andern zwischen der aufblühenden Schweizerischen Freyheit und der anwachsenden Größe von Oesterreich und Savoyen. Wenn sich auch die Eidsgenossenschaft selbst um diesen letzteren Staat für ein Mahl noch weniger zu bekümmern hatte; so war sie dagegen genöthigt, ein desto aufmerksameres Auge auf den ersteren zu werfen.

4. Oesterreich. 1358 — 1385.

Nach Albrechts II. Tode hatte Rudolf, der älteste seiner vier Söhne, in seinem und der minderjährigen Brüder Nahmen den Thron bestiegen. Rudolf hatte eine Erziehung genossen, die ihn weit über den Geist seiner Zeit erhob, und sich so wohl in seiner Entfernung vom Aberglauben, in seiner Begünstigung der Wissenschaften, in mancher weisen Einrichtung, als in seinem Hasse gegen die überspannten Ansprüche der Geistlichkeit zeigte: „In meinem Lande," äußerte er öfters, „will ich selber Papst seyn!" und nichts bedauerte er mehr, als die Blindheit anderer Fürsten, ohne welche die Priestermacht bald ein Ende nehmen müßte. Hätte dieser Fürst, der nur ein Alter von sechs und zwanzig Jahren erreichte, noch in den Zeiten des Constanzer-Conciliums gelebt, vielleicht würde die Welt in den kirchlichen Angelegenheiten schon damahls außerordentliche Erscheinungen gesehen haben. Rudolfs Herrschaft war auch für sein Volk nicht erfreulich; denn, wenn er schon den Clerus hoch besteuerte, so drückte er nichts desto weniger den Bürger mit schweren Abgaben. Seinem Hause wurde von ihm und seinen Brüdern viel erworben: durch Gewandtheit und List das schöne Land Tyrol; durch Kauf Marschlins, das Erbschenkenamt bey dem Stifte Chur, Feldkirch, Bludenz, die Mark, die Höfe am obern Zürich-See, die Lehnsherrschaft über Thun Burgdorf und Oltingen, bis dahin reichsunmittelbares Eigenthum der Grafen

von Habsburg-Kyburg auf Thun; mächtigen Adel banden sie durch Lehen an sich; ein Darlehen gründete ihre Gewalt zu Freyburg im Breisgau; durch Bündnisse sicherten sie sich die Hülfe Basels und der Reichsstädte im Elsaß. Gegen die Eidsgenossen baute Herzog Rudolf im Jahre 1358 die fast zwey tausend Schuh lange Brücke bey Rapperschweil über den Zürich-See unter dem Vorwande, den Pilgern die Wallfahrt nach Einsiedeln zu erleichtern; in der That aber, um den Handelsweg zwischen Zürich und Italien in seine Gewalt zu bekommen. Selbst seinem Schwiegervater, Kaiser Carl IV., erregte er Besorgnisse, eine neue Sonne schien in ihm dem Hause Oesterreich aufzugehen; aber plötzlich brachen drey Todesfälle auf geraume Zeit dieses Hauses furchtbar wachsende Macht. Zuerst starb 1364 auf der Jagd Herzog Friederich, der älteste nach Rudolf, ein Jüngling am Leibe, ein Mann am Geiste. Hierauf in demselben Jahre zu Königsfelden Agnes von Hungarn vier und achtzig Jahre alt, einst unmenschlich bey der Blutrache ihres Vaters, sonst eine kluge, große, kräftige Fürstinn, eine Stütze ihres Geschlechtes. Als sie die letzte Oehlung empfangen, sprach sie: „Jetzt ist alle „Unlauterkeit von dem Spiegel meiner Seele abgewaschen!“ Sie starb ohne Klagen, stark im Glauben, wie während ihres ganzen Lebens. Im Jahre 1365 folgte ihr Herzog Rudolf, der zu Mailand am Fieber oder an Gift plötzlich verschied. Albrecht und Leopold seine Brüder waren der erstere sechzehn, der letztere vierzehn Jahre alt, dieser ritterlich und feurig, jener stille den Wissenschaften zugethan. Diese Brüder zogen wegen Uneinigkeit ihres Hofgesindes bald von einander, und indem sie den Vortheil ihres anwachsenden Hauses vergaßen; theilten sie unter sich das Oesterreichische Land, und befreyten so ihre Nachbaren von der drohenden Gefahr ihrer allzu großen Uebermacht. Oesterreich, Krain, Speyer, Kärnthen, die Windische Mark und alles innere Land regierte Herzog Albrecht; Aargau, Kiburg, Elsaß und alle Helveti-

schen und Schwäbischen Herrschaften erhielt Herzog Leopold; Tirol hatten beyde Brüder mit einander gemein.

In dieser Lage befanden sich die Eidsgenossenschaft und die ihr zunächst liegenden Städte und Länder, geistlichen und weltlichen Herren während der Zeit des Thorbergischen Friedens.

Lösung der Zürcherischen Verträge mit Oesterreich. 1364.

In dem Jahre, als Erzherzog Rudolf starb, verweigerte Zürich die vor zehn Jahren verheißene Erneuerung der den Eidsgenossen so mißfälligen Verträge mit Oesterreich, in welche Bruns ungetreue List die Stadt verflochten hatte. Die Erbauung der Brücke zu Rapperschweil, die Schädigung des Zürcherschen Münzrechtes durch Oesterreich, viele Bedrückungen in Handel und Wandel durch eben diese Macht und sonst noch viele Beschwerden waren die Gründe der Lösung jener Verträge.

Einfälle fremder Miethvölker in die Eidsgenossenschaft. 1365 und 1375.

1. Arnold von Cervola. 1365.

Während des Friedens mit Oesterreich hatte die Eidsgenossenschaft andere Anfälle feindlicher Gewalt von sich zu weisen. — Kein Fürst und keine Stadt war damahls so reich, daß sie stehende Truppen hätten unterhalten können, und diejenigen, deren Reichthum ihnen dieses erlaubt hätte, würden es wegen des Unwillens ihrer Völker, welche stehende Truppen mit Recht für ein Mittel zu ihrer Unterdrückung ansahen, nicht haben wagen dürfen. Entstand ein Krieg, so leistete der Adel mit seinen Knappen dem Fürsten auf einige Zeit die Heeresfolge zu Pferde, das gemeine Volk diente zu Fuße. Kriegführende Städte hingegen bothen ihre Bürger und

Ausbürger auf. Diese Art Krieg zu führen hatte für Fürsten und Städte bedeutende Nachtheile. Weil die Vasallen der Fürsten nur auf kurze Zeit zu dienen verpflichtet waren; so traf es sich nicht selten, daß ein mächtiges Heer gerade dann aus einander ging, wenn man die besten Erfolge hätte erwarten können; und weil der Kriege und Fehden immer mehrere wurden, und dem dienstpflichtigen Adel und Volke sehr zu Last fielen: so begegnete es öfters, daß die Heeresfolge nicht geleistet wurde; auch andere Hindernisse, welche diese unvollkommene Kriegsordnung erzeugte, lähmten oft die schönste Kraft eines Fürsten bey seinen angelegensten Unternehmungen. Wenn die Städte, weil ihre Bürger besser an Gehorsam gewöhnt waren, und bey Verweigerung oder Vernachlässigung ihrer Pflichten leichter gestraft werden konnten, als die oft übermächtigen Vasallen eines Fürsten, mit den so eben angeführten Hindernissen gar nicht oder doch nicht in so hohem Grade zu kämpfen hatten: so kannten sie dafür andere. Ihr stets zunehmender Handel gab ihnen Reichthum, der Reichthum hatte in seinem Gefolge die Weichlichkeit, diese die Untauglichkeit zur Ertragung von Beschwerden, Erschlaffung vaterländischen und kriegerischen Geistes, Todesfurcht. Aus diesen drey Dingen entwickelte sich der Wunsch, sich auf irgend einem Wege, sey es durch Geld oder durch einen Stellvertreter von der lästigen Theilnahme an Kriegszügen zu befreyen, und wenn solche Schwächlinge gegen ihren Willen zu Feldzügen gezwungen wurden, was konnte von einem solchen Heere anders erwartet werden, als Mißmuth und feige Flucht! — Um Fürsten und Städte von dieser Noth zu befreyen, fanden sich kühne, unternehmende Männer, meist von Adel, aber arm, oder aus dem Stande der Bürger und Bauern, aber mit der Lust und Kraft, sich durch berühmte Kriegsthaten den höheren Ständen anzureihen. Diese Männer sammelten auf ihre eigene Faust große Rotten liederlichen, beutelustigen Gesindels, oft zu vielen Tausenden. Mit diesen zogen sie um-

ber, näherten sich und ihr Heer auf Kosten der unglücklichen Länder, welche sie durchstreiften, bothen Fürsten und Städten für einen oder mehrere Feldzüge um Sold ihre Dienste an, fanden sie nach ihrer Entlassung keinen neuen Lohn spendenden Herren; so thaten sie auch wohl Raubzüge auf ihre eigene Rechnung. Mancher dieser Anführer wurde von seiner eigenen Bande ermordet, mancher fand einen schimpflichen Tod auf dem Blutgerüste; aber man kennt auch solche, die sich Herrschaften und Fürstenthümer erstritten haben. Ihre Unternehmung ist die erste Spur und ein geringer Anfang stehender Heere, eine Erscheinung, die viel Aehnlichkeit mit der Weise hat, wie in gewöhnlichen Kriegen gewöhnliche Freycorps gebildet werden. Die Anführer solcher Truppen nannte man; weil die Erfindung dieser Art Krieg zu führen Italien angehört, mit einem Italiänischen Nahmen Condottieri, (Miethlinge.) — Einer von diesen, Arnold von Cervola, Springherz oder der Erzpriester von Vermy genannt, ein kriegerischer, aber übelberüchtiger Mann, hatte in Französischem Solde gegen Engelland gekämpft. Nach Beendigung dieses Krieges durchzog er an der Spitze von oft zwanzig bis dreyßig, ja vierzig tausend Mann mehrere Länder, und näherte sich unter gräulichen Verwüstungen der Stadt Basel. Feste Städte griff er sonst mit seinem übel geordneten Heere, dem alle Rüstung, Kunst und Lust zu einer Belagerung fehlte, nicht an; aber Basel war nach den furchtbaren Verwüstungen des Erdbebens am achtzehnten Weinmonath 1356 kaum wieder aufgebaut. Schutt füllte noch häufig den Stadtgraben, und bedeutende Mauerlücken machten den Sturm leicht. In diesem Schrecken bath Basel die Eidsgenossen um Hülfe. In wenigen Tagen zogen Bern und Solothurn, die mit Basel verbündet waren, mit funfzehn hundert Mann in die Stadt. Als sie in der Vorstadt empfangen wurden, sprach der Hauptmann der Berner: „Sintemahl wir gesandt worden, für „Euch Alles zu wagen, biderbe, gute Freunde und Eidsge-

„nossen, so stellet uns an den Ort, wo die Gefahr am grös„ten seyn wird.“ Einen Tag später langten unter den Freudenthränen der Einwohner drey tausend auserlesene Krieger aus den übrigen Cantonen an, um Basel, eine Vormauer der Eidsgenossenschaft, zu schützen; obschon sie keinen Bund mit der Stadt hatten. Cervola, der von der Tapferkeit der Eidsgenossen und der Armuth ihres Landes gehört hatte, fand es gerathen, ohne einen Angriff auf Basel seinen Marsch nordwärts zu wenden. Im folgenden Jahre (1366) wurde er in der Provence von seinen eigenen Leuten umgebracht.

2. Ingram von Coucy. 1375 bis 1376.

Zehn Jahre nach Cervola's Erscheinen erhob Ingram von Coucy, Graf zu Soissons, eine Fehde gegen Oesterreich, welches ihm die Aussteuer seiner Mutter Catharina, einer Tochter des Leopold, der bey Morgarten geschlagen worden war, unter dem Vorwande versagte, daß die Städte und Länder des Aargau und Elsaß, auf welche diese Aussteuer angewiesen war, zum Theile in die Hände der Eidsgenossen gefallen seyen. In Coucy's zahlreichem Heere befanden sich wohl beritten, mit kostbaren Rüstungen und Waffen, mit vergoldeten Helmen oder hohen eisernen Gugelhüten sechs tausend Engelländer, die das Aufhören des Krieges zwischen Frankreich und Engelland in eine unwillkommene Ruhe versetzt hatte, und die nun gerne dem Grafen Ingram, dem Tochtermanne ihres Königes, Hülfe leisteten. Neben diesen vortrefflichen Kriegern, um deren willen man Coucy's Scharen die Engelländer, sonst auch wegen jener sonderbaren Hüte die Gugler nannte, fand Coucy viele Hülfe in Frankreich und den Niederlanden, auch der Rest von Cervola's Banden und sonst viel räuberisches Gesindel vereinigte sich mit ihm. Sein Heer wird von vierzig, bis auf sechzig, ja achtzig tausend Mann angegeben. Mit diesen Scharen, vor denen der Schrecken hergieng, welche die Verwüstung begleitete, denen das Elend

folgte, rückte er gegen Oesterreich an. Jetzt suchte Leopold den Beystand der Eidsgenossen. Zürich und Bern, deren offenes Land selbst bedrohet war, zeigten sich willig; allein die Waldstätte erklärten, sie mögen nicht ihr Volk aufopfern um dem feindselig gesinnten Herzoge sein Land zu beschirmen. Ehe Oesterreich auf Zug und Glarus förmlich verzichte, und einen stäten, ewigen Frieden mit den Eidsgenossen schließe, sey von ihnen keine Hülfe zu erwarten; sie wollen daher dem Gange des Krieges zusehen, wenn der Feind in ihr Land komme, gedenken sie sich mit Gottes Hülfe und der Kraft ihres Armes schon zu vertheidigen. Hierbey blieben sie; obgleich sie besser gethan hätten, zur Behauptung des Aargau nicht wegen der Herzoge von Oesterreich, sondern weil es Vormauer von Zürich und Bern war, die Waffen zu ergreifen. Coucy näherte sich, Zürich und Bern rüsteten, der Thorbergische Friede wurde um eilf Jahre verlängert. Drey Tage lang zog Coucy's Heer an den Mauern von Basel vorbey. Herzog Leopold mahnte den Aargau, den Thurgau, Zürich und Bern. Diese Städte zogen, von Luzern unterstützt, streitbegierig zu den Bannern des Herzogs; aber ein ungeheurer Schreck ergriff plötzlich das ganze Land; der Aargau ließ die schützenden Waffen fallen; dem Herzoge blieb nichts Anders übrig, als das Land zu verwüsten, damit der Feind keine Nahrung finde. Er verbrannte daher die Kornfelder, vernichtete die fruchttragenden Bäume, verderbte die Wiesen, entließ seine Hülfsvölker, und floh verzweiflungsvoll, nachdem er dem eignen Lande mehr Uebels gethan, als die feindlichen Scharen. Auch die Zürcher und Berner räumten das Feld; Coucy hingegen drang über den Hauenstein vor, und richtete seinen Marsch gegen Solothurn. In den Städten und Dörfern der umliegenden Gegend lag sein Heer, er selbst zu St. Urban. Bey Büren fand Rudolf, der letzte Graf von Nydau, durch Coucy's Scharen seinen Tod. Dieselben plünderten und brandschatzten, vom Mangel gezwun-

gen, das ganze Land vom Jura bis an Berns Thore, bis an Zürichs Grenzen, bis an den Fuß der Gebirge. Weil diese Länder alle kaum ihre eigenen Einwohner ernähren, so entstand eine solche Hungersnoth und Verödung, daß kleine Städtchen sich nur mit Mühe der Wölfe erwehren konnten. Coucy's Heer selbst litt schrecklich unter dem allgemeinen Jammer, und die Bedrückungen, welche es zu seiner Selbsterhaltung über das Land häufen mußte, brachten endlich das Volk zur Verzweifelung und zum Widerstande.

3. Die Treffen bey Büttisholz, bey Ins, bey Fraubrunnen. 1375.

Im jetzigen Gebiethe des Cantons Luzern geschah der erste Ausbruch. Bey Büttisholz wurde von einigen hundert Entlibuchern, (das Entlibuch war damahls noch eine Oesterreichische Herrschaft; aber nicht mehr lange,) und vielen heldenmüthigen Luzernern und Unterwaldnern, welche durch kein Verboth ihrer Regierung konnten abgehalten werden, ja von denen die Luzerner aus Streitbegierde mit Lebensgefahr über die Mauern ihrer verschlossenen Stadt gesprungen waren, drey tausend Engelländer geschlagen. Noch heut zu Tage verkündet der Engelländer-Hubel, unter welchem die Gebeine der Erschlagenen ruhen sollen, diese That. Wenige Tage später wurden von den Bernern bey Ins einige hundert; bey Fraubrunnen einige tausend, beyde Mahle durch nächtlichen Ueberfall, nach der heftigsten Gegenwehr und schrecklichem Blutvergießen überwältigt. Als die sieghaften Entlibucher noch in aller Hitze des Kampfes bey Büttisholz auf Englischen Pferden, mit erbeuteten Waffen und Rüstungen prangend, heim zogen, rief Peter von Dorrenberg, ein Adelicher, der sich in der Zeit der Gefahr voll Furcht auf seinem Schlosse aufgehalten, bey diesem Anblicke mit Bedauern: „O, edle Her„ren, von edelm Blute, daß Bauern eure Rüstungen tragen „müssen!„ „Junker,“ antwortete ihm ein Entlibucher,

„das ist so gekommen, wir haben heute edles Blut und Pferde-
„blut durch einander gegossen," und sogleich wendete sich der ganze erhitzte Haufe, stürmte, und brach Dorrenbergs Burg, der froh war, durch die Flucht sein Leben zu retten. Coucy, von Kälte und Hunger furchtbar gedrückt, auf allen Seiten mit List und Verzweifelung angegriffen, befreyte endlich das Land von seiner verderblichen Gegenwart, und zog nach dem Elsaß. Als Preis des Friedens erhielt er im Jahre 1387 die von Oesterreich 1379 angekauften Grafschaften Büren und Nydau, deren Besitz er kaum angetreten hatte, um sie durch die Berner wieder zu verlieren. Er selbst fand ein und zwanzig Jahre nach dem so eben beschriebenen Zuge am achtzehnten Februar 1397 zu Bursa in Asien seinen Tod.

Krieg der Eidsgenossen mit dem Hause Habsburg-Kyburg auf Thun. 1377 — 1385.

1. Verfall des Kyburgischen Hauses.

Einige Jahre nach Coucy's Tode störte eine neue Kriegsthat die Ruhe der Eidsgenossenschaft. Das alte, ehemahls mächtige Haus Habsburg-Kyburg auf Thun war durch übertriebenen Aufwand seit mehr, als hundert Jahren mit Schulden schwer beladen, und seinem Untergange nahe. Die Nydauische Erbschaft verzögerte denselben nur um einige Jahre. Schon war der größte Theil der Kyburgischen Rechtsamen und Besitzungen verkauft oder verpfändet. Auf diese Weise war im Jahre 1375 Thun an Bern gekommen. Den Rest der Länder seiner Ahnen erbte 1377 Graf Rudolf, und verminderte denselben noch im gleichen Jahre durch Verkauf seines Antheiles an Aarberg, durch Veräußerung der Ortschaften Altreu, Selzach und Bettlach, zwey Jahre später verkaufte er an Oesterreich die Herrschaften Nydau und Büren. So war ihm kaum noch ein Schatten der Herrlichkeit seiner Vorfahren geblieben, und vergebens suchte er, sich in

den Lombardischen Kriegen ein neues Glück zu gründen. Nach seiner Heimkehr überlegte er mit verzweiflungsvollem Schmerzen, was seine Väter gegen ihn gewesen, und betrachtete mit Neide die aufblühenden Städte. Endlich entwarf er zur Wiederherstellung des alten Glanzes seines Hauses den Plan, in Einer Nacht den Bernern seine ehemahlige Besitzung Thun, ferner die Stadt Aarberg wegzunehmen, und die freye Reichsstadt Solothurn, gegen die er einige Ansprüche machte, zu überwältigen. Solche Unternehmungen waren schon oft mit vielem Glücke versucht worden, und Rudolf hoffte, daß ein glänzender Ausgang die Ungerechtigkeit seiner That verhüllen werde.

2. Anschlag des Grafen von Kyburg auf Solothurn. 1382.

Vor allen Dingen eröffnete der Graf ein Einverständniß mit dem Solothurnischen Chorherrn Hans am Stein, um durch dessen Haus, das an der Stadtmauer stand, eingelassen zu werden. Dann erwarb er sich an Diebold von Neuenburg einen Verbündeten. Mittlerweile wurden zu Solothurn bey den Chorherren, deren Propst Graf Rudolfs Oheim war, eine Anzahl Seile bereitet, um die Vorsteher der Stadt zu binden, und der Klöppel der Sturmglocke wurde mit Tüchern umwunden, damit sie nicht ertönen könne. Der ganze Anschlag blieb verborgen. Die entscheidende Nacht kam. Schon rückten die Feinde voll froher Hoffnung auf die Stadt los. Plötzlich wurde die Wache am Eichthore um Mitternacht mit Heftigkeit aufgerufen. Es war ein Bauer, Hans Rott, der die Bewegungen der Herren bemerkt hatte, und ihnen auf Nebenwegen vorgeeilt war, die Stadt zu warnen. Sogleich entsteht Lärm in der Stadt, die Theilnehmer an der Verschwörung werden gefangen, die Sturmglocke losgebunden, jedermann mit großem Geschrey aufgeweckt. Die ganze Bürgerschaft eilt in zorniger Bestürzung auf die Ringmauern.

Als Graf Rudolf seinen Anschlag verrathen sah, konnte er wohl berechnen, es werde ihm, weil auch die Unternehmung auf Aarberg und Thun mißlungen war, nichts, als die Schande seines Friedbruches und die Rache der gereizten Städte, vielleicht aller Eidsgenossen zu Theile werden. Da verheerte er in verzweiflungsvoller Wuth das flache Land, und ermordete das wehrlose Volk. Dann zog er sich zurück.

3. Der Krieg und sein Ausgang. 1382 — 1385.

Nachdem die Solothurner den verrätherischen Chorherrn geviertheilt, das Stift selbst um den Zehnten zu Selzach gebüßt, und sonst alle in der Stadt befindlichen Theilnehmer an der Verschwörung gestraft, auch dem treuen Entdecker des Anschlages eine bescheidene Belohnung für ihn und seine Nachkommen geordnet hatten: zogen sie mit den Bernern und später mit allen Eidsgenossen aus zur Rache gegen Kyburg. Weil aber Graf Rudolf ein Vasall Herzogs Leopold von Oesterreich war, von dem man zwar glaubte, er habe um den Anschlag gewußt; mit dem man aber doch im Frieden stand: so ließen die Eidsgenossen zuerst bey ihm anfragen, welchen Antheil er an dem Grafen nehmen, und ob er die Bestrafung desselben als einen Friedensbruch ansehen werde. Leopold, damahls selbst nicht in der günstigsten Lage, antwortete, was der Graf von Kyburg ohne ihn angefangen, möge er auch ohne ihn ausfechten, er, der Herzog, werde den Krieg der Eidsgenossen nicht hindern. Dennoch blieb Leopold im Verfolge nicht ganz unthätig. Die Eidsgenossen belagerten mit funfzehn tausend Mann Burgdorf vergebens; sonst waren sie aller Orten Sieger. Graf Rudolf starb zu seinem Glücke, ehe er den gänzlichen Untergang der Kyburgischen Macht sah. Den besten Vortheil seiner Thorheit und seines Verderbens erntete Bern. Nicht allein hatte es sich beym Ausbruche des Krieges ohne Verzug der völligen Herrschaft über Thun versichert, indem es das Kyburgische

Pfandrecht für erloschen erklärte; sondern am siebenten Aprill 1384 übergaben auch Rudolfs Brüder und Oheim nach langem Widerstreben ihre beste Besitzung, die Stadt Burgdorf und das Amt am Griesenberge, an Bern, wofür dieses mit sieben und dreyßig tausend und acht hundert Gulden die Schulden der Grafen, die Kriegskosten, den Sold der Eidsgenössischen Hülfsvölker, die Schadenvergütung an Solothurn tilgte. Die Thuner, die Burgdorfer empfingen Bestätigung aller ihrer Freyheiten und Ermunterung, sich der neuen, milden Herrscherstadt zu freuen, die dem Reiche unmittelbar unterworfen sey. — Endlich im Jahre 1385 wurden die Kyburger Bürger zu Bern, und die alte Feindschaft dieses Hauses gegen Bern endigte für dasselbe eben so unglücklich, als einst die Feindschaft der Regensberger gegen Zürich.

Sechstes Kapitel.

Der Sempacher- und Näfelser-Krieg.

1385 — 1389.

Ursachen und Anfang des Krieges.

Noch immer bestand der Thorbergische Friede; aber nur mit Mühe erhielt er äußerlich eine scheinbare Ruhe, und mannigfaltige Ursachen zu einem künftigen, blutigen Streite wirkten im Verborgenen mit voller Kraft. Der heimliche Haß zeigte sich zuerst in Verleumdungen und gegenseitigen, bitteren Reden. Der Herzog Leopold III. von Oesterreich, ein Gerechtigkeit liebender, guter und ritterlicher Fürst, an Heldensinn und Stolz dem Leopold gleich, der bey Morgarten gegen die Eidsgenossen gestritten hatte, führte bittere Klagen gegen die Luzerner, daß sie 1385 und Anfangs des Jahres

1386 vertragswidrig Entlibuch, Sempach, Meyenberg, Reichensee und andere Orte und Gegenden, die ihm unterthan oder verpfändet waren, in ihr Bürgerrecht aufgenommen, ferner, daß sie ihm mitten im Frieden die Feste Rothenburg gebrochen; die Zürcher beschuldigte er, ob mit oder ohne Grund läßt uns die Geschichte nur vermuthen, einen Anschlag auf Rapperschweil entworfen zu haben. Seine Klagen waren größten Theils begründet; aber einerseits hatten die Herzoge selbst durch Vollendung der Brücke zu Rapperschweil, durch Errichtung neuer Zölle zu Rothenburg und Rapperschweil den Schweizerischen Handelsverkehr gehindert, wichtige Puncte des Friedens verletzt, und die Eidsgenossen zu gewaltsamen Gegenmaßregeln gereizt; anderseits waren jene Gegenden durch die Furcht vor den Eidsgenössischen Waffen in einem nahen künftigen Kriege oder durch den Druck harter und geiziger Landvögte bewogen worden, freywillig in den Bund zu treten. Diese Oesterreichischen Amtleute waren strenge gegen den Unterthan, stolz gegen die Schweizerischen Eidsgenossen, voll unmäßiger Geldgier und muthwilliger Verachtung des gemeinen Mannes, trotzig auf die Macht ihrer Vettern in dem Oesterreichischen Rathe. Leopold selbst soll oft seufzend gewarnt haben, „sie werden Verderben und Untergang über die Herrschaft bringen;“ aber sie versperrten den Unterdrückten den Zugang zum Throne, indem sie die, welche sich über sie beklagten, als Rebellen oder Feinde der Obrigkeit in Gefängnissen peinigen, ja selbst hinrichten ließen. Ein gleiches Loos hatten auch die Entlibucher, welche Urheber des Bürgerrechtes mit Luzern waren. Ferner hatte Leopold, seinem gegebenen Worte zuwider, an dem Kriege der Eidsgenossen gegen Kyburg zu Gunsten des Grafen einigen Antheil genommen, und wenn Leopold zur Zeit gegen die Schweizer noch nicht weiter gegangen war; so hatte man dieß nicht so wohl seiner Liebe zum Frieden oder seinem treuen Festhalten an heiligen Verträgen, als vielmehr den

Hindernissen zuzuschreiben, welche ihm Anfangs durch seine ganze Lage bereitet wurden. Als sich aber Leopold von allen Hemmungen befreyt hatte, da kam er ins Argau, und schwur einen theuern Eid, „den trotzigen Bund der Schweizer, Ur„heber so vieler ungerechter Krieg', mit Gottes Hülfe zu „trennen." Der Haß des Adels gegen die Freyen brach los. In weniger Zeit empfingen die Eidsgenossen die Fehdebriefe von hundert und sieben und sechzig geistlichen und weltlichen Herren. Diese Briefe wurden der Versammlung der Eidsgenossen in zwanzig Bothschaften überbracht, auf daß ihr Entsetzen immer erneuert werde. Die Eidsgenossen hatten keinen andern Beystand, als ihren Bund, ihren Muth und ihren Gott. Ein und funfzig freye Reichsstädte am Rhein, in Schwaben und Franken, welche um einen Bund mit den Eidsgenossen geworben, waren durch die Eifersucht der Waldstätte abgewiesen worden. Doch verbanden sich mit diesen Städten im Februar 1385 auf neun Jahre zu gegenseitigem Schutz und Schirm Zürich, Bern, Solothurn und Zug; da sie aber noch in demselben Jahre ihren Bundesstädten einen Zuzug gegen Oesterreich abgeschlagen; so lesen wir auch nicht daß sie nachher in ihrer eigenen Noth von jenen einige Hülfe empfangen. Selbst Bern entzog sich mit untriftigen Gründen dieser schuldigen Hülfe. Dieses Benehmen mochte staatsklug und für Bern vortheilhaft seyn; aber Eidsgenössisch war es nicht, auch nicht dankbar gegen die, welche ihm einst zu Laupen in seiner äußersten Noth beygesprungen waren, und erst noch in dem Kriege gegen Kyburg nachdrücklichen Beystand geleistet hatten; und wenn schon die Nothwendigkeit, Freyburg und den Uechtländischen Adel im Zaume zu halten, die noch lockere Verbindung mit den Eidsgenossen und die mangelhaften Anordnungen der Bundeshülfe, dieses Zurückbleiben in so entscheidendem Augenblicke entschuldigen: so bemerkt der Freund des Vaterlandes dennoch ungern, daß in der Reihe der ruhmvollen Thaten Berns die glorreiche Schlacht

von Sempach nicht genannt wird. Obschon von aller Welt verlassen, erwarteten die Eidsgenossen dennoch mit Ungeduld den Ausbruch des Krieges. Vier Tage vor dem Ablaufe des Thorbergischen Friedens war schon Alles unter Waffen. Der Stillstand ging zu Ende, der Krieg brach los, ein Krieg der freyen Männer gegen die Freyherren. In wenigen Wochen sank manche feste Burg, viele Gegenden und Gemeinden schwuren zu den Eidsgenossen. Der Herzog, unter dessen Augen dieses Alles vorging, bewegte seine ganze Macht. Er zog dieselbe bey Baden im Aargau zusammen, am gleichen Orte, von dem aus vor ein und siebzig Jahren Leopold I. sein Heer gegen die Waldstätte geführt hatte. Die Eidsgenossen erwarteten, er werde seinen Hauptangriff gegen Zürich richten, und legten sechzehn hundert Mann Besatzung in die Stadt; aber Leopold zog einen andern Weg, er richtete seinen Marsch auf Sempach, während eine bedeutende Abtheilung seines Heeres unter Bonstetten so gestellt wurde, daß es ungewiß blieb, wohin sie sich wenden werde. Als die Eidsgenossen von diesem Allem Kunde erhielten, ergriffen auch sie ihre Maßregeln. Die Besatzung von Zürich zog auf Sempach, die Zürcher mußten ihre Stadt, die Zuger und Glarner ihr Land bewachen. Ohne Abrede mit den Eidsgenossen stellte sich das Bernische Kriegsheer wenige Stunden von Sempach beobachtend auf, vielleicht in der Absicht, im Falle einer ungünstigen oder unentschiedenen Schlacht dem Herzoge in den Rücken zu fallen, und ihm den Sieg zu entreißen. Die Eidsgenossen bildeten ihre Ordnung bey Sempach auf einer Hügelreihe, die sich bis an den See hin erstreckt. Ihr Rücken war durch einen Wald gesichert. Montags den neunten Heumonath 1386 sahen sie den Feind heran ziehen, ein zahlreiches, schön gerüstetes, wohl geordnetes Volk. Vor Allen glänzte Herzog Leopold von Oesterreich im sieben und dreyßigsten Jahre seines Alters, männlich schön, wohlgemuth, voll Heldenfeuer, stolz auf manchen wohl vollbrachten Krieg,

rachedurstig, begierig nach der Schlacht, auf den Sieg mit solcher Sicherheit trauend, daß er Wagen mit Stricken und eiserne Halsringe mit einwärts stehenden Stacheln bey sich führte, um mit diesen die Sempacher und die Anführer der Eidsgenossen gefangen fortzuschleppen.

Schlacht bey Sempach. Den neunten Heumonath 1386.

Es war die Zeit der Ernte, Leopolds Volk trieb viel Muthwillen, und mähete unter mancherley Spöttereyen das Korn um Sempach. Ein Edler sprengte an die Mauern, und rief: „Bringet den Schnittern das Morgenbrot heraus!“ Ein Bürger antwortete ihm schnell: „Meine Herren von Lu„zern mit ihren Eidsgenossen werden es euch mit Gottes „Hülfe so bringen, daß euer viele den Löffel werden fallen „lassen!“ Ein anderer Ritter sprengte mit einem Stricke in der Hand herbey, rufend: „Dieß ein Geschenk für den „Schultheißen von Sempach!“ Durch solche und ähnliche Neckereyen erhitzten sich Leopolds Ritter so sehr, daß sie sogleich in den Kampf geführt zu werden begehrten. Vergebens warnten ergraute, kluge Krieger, vor Allen der Freyherr Johann von Hasenburg, den Adel vor diesem Uebermuthe, und riethen, vorerst noch die Ankunft des Fußvolkes unter Bonstetten abzuwarten. Sie wurden ihrer vermeinten Feigheit wegen verspottet: „Hasenburg hat ein Hasenherz!“ war die Antwort auf seinen klugen Rath, und die Schlacht wurde beschlossen. Jetzt machten einige dem Herzoge Vorstellungen, erinnerten ihn, sich selbst zu schonen, und das Schlachtfeld, dieses Vaterland unvorgesehener Zufälle, zu verlassen; aber Leopold, entweder aus Hochherzigkeit oder aus allzu sicherer Hoffnung des Sieges, antwortete Anfangs lächelnd, zuletzt unmuthig: „Soll denn Leopold von Weitem zusehen, wie „seine Ritter für ihn streiten? Hier, in meinem Lande, für „mein Volk, mit Euch will ich siegen oder sterben!“ Die

Eidsgenossen standen noch immer auf den nahen Anhöhen in vortheilhafter, sicherer Stellung. Sie waren nur vierzehn hundert Mann stark, ungeharnischt, meist schlecht, durchaus ungleich bewaffnet. Einige trugen Hellebarten, wie ihre Vorfahren sie bey Morgarten geführt hatten, andere Morgensterne, zweyhändige Schwerter, Spieße. Viele hatten statt der Schilde nur ein kleines Bret um den Arm, statt der Harnische Knüppel um den Leib gebunden. So lange die Ritter zu Pferde saßen, hielten es die Eidsgenossen für schwer, mit ihnen in der Ebene zu streiten, und erwarteten ruhig den Angriff derselben. Als Leopold bemerkte, daß die Eidsgenossen ihre Stellung nicht verließen, befahl er seinen Rittern abzusitzen, vielleicht, weil er auf ihre überlegene Menge vertraute, oder weil er es für unedel hielt, mit geharnischten Rittern zu Pferde gegen schlecht bewaffnete Bauern, die keine Reiterey hatten, zu schlagen. Hierauf ordnete Leopold, daß der Adel in ein eng geschlossenes, langes und tiefes Viereck zusammen trete, dem Feinde die Spieße, welche ihrer Länge wegen noch aus dem vierten Gliede hervor reichten, entgegen halte, und so gegen die Eidsgenossen gleichsam eine undurchdringliche, eherne Mauer bilde, aus welcher jene Spieße wie ein Wald von eisernen Stacheln hervor ragten. Um diesen Befehl auszuführen, mußte der Adel zuvor die Spitzen und Schnäbel von seinen Schuhen, welche nach der damahligen Sitte eine ungeheure Länge hatten, und die Ritter im Fußkampfe gehindert haben würden, abschneiden. Bey diesem Geschäfte verwundete sich ein zarter Jüngling aus dem Geschlechte von Rheinach. Er ließ einige Zeichen seines Schmerzes blicken, wurde von seinen Brüdern ein Weichling gescholten, und zum Trosse geschickt. Zu seinem Glücke; denn er war der einzige Sprößling dieses Geschlechtes, der sein Leben rettete. Als die Eidsgenossen das Absitzen der Ritter bemerkten, hielten sie es für die rechte Zeit, sich von ihren Höhen herab zu lassen, und den Kampf zu beginnen. Zuvor warfen sie sich auf die Kniee,

und betheten zu Gott nach ihrer alten Sitte; die Herren aber banden die Helme auf. Leopold schlug Ritter. Die Sonne stand hoch. Es war Mittag, der Tag sehr schwül.

Mit lautem, anfeuerndem Schlachtgeschrey rannten die Eidsgenossen an den Feind, und hofften, im ersten, heftigen Anfalle seine Reihen zu durchbrechen; er aber stand fest, und bewegte mit fürchterlichem Gepraffel seine Schlachtordnung, um sie zu einem halben Monde zu bilden, und die Eidsgenossen einzuschließen. Diese litten großen Verlust. Sie kämpften mit äußerster Ungeduld, und suchten einen Weg zwischen den Spießen hindurch an die, welche sie trugen. Schon war Peter von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, schwer verwundet gesunken. Schon der Alt-Schultheiß Heinrich von Moos mit vielen tapfern Männern umgekommen. Da rief Anton zur Port: „Schlaget auf die Spieße, sie sind hohl!“ Es geschah mit großer Kraft, etliche Spieße wurden zerschlagen, aber sogleich wieder durch andere ersetzt. Die Eidsgenossen litten neuen Verlust. Zur Port selbst fiel. Sechzig Eidsgenossen lagen erschlagen, noch kein Feind. Die Schlacht schien verloren. Man mußte jeden Augenblick einen Angriff der feindlichen Hinterhut oder die Ankunft Bonstettens befürchten, und dann hätte Leopold einen Sieg errungen, durch den wahrscheinlich die Eidsgenossenschaft vernichtet worden wäre. Diesen Augenblick banger Unentschlossenheit entschied ein Mann aus dem Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter, er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich „will euch eine Gasse machen!“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib „und meine Kinder, liebe, treue Eidsgenossen, gedenket mei„nes Geschlechtes!“ war an dem Feinde, umschlug mit seinen gewaltigen Armen einige Spieße, und drückte sie; weil er ein großer und starker Mann war, im Falle mit sich zu Boden. Plötzlich drangen alle Harste der Eidsgenossen fest geschlossen, mit äußerster Geschwindigkeit über seinen Leichnam

hin in die Reihen des Feindes. Dieser preßte überrascht seine Schlachtordnung zusammen, um die Lücke auszufüllen, so heftig, daß durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; aber die Reihen des Adels blieben getrennt. Die Herren in ihren schweren Rüstungen, mit ihren unbeholfenen Waffen konnten sich einzeln gegen die raschen, leicht bewaffneten Eidsgenossen nicht wohl vertheidigen, und wurden fast wehrlos erschlagen. Das Glück des Tages wendete sich. Als die Knappen der Ritter dieß bemerkten, setzten sie sich eilig auf die erledigten Pferde, um durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Jetzt sank das Hauptbanner von Oesterreich. Ulrich von Aarburg rettete es, schwang es hoch empor, und stritt tapfer, bis auch er schwer verwundet fiel. Mit letzter Lebenskraft rief er: „Rette Oesterreich, rette!“ Da drang Herzog Leopold selbst herbey, und empfing das Banner aus seiner sterbenden Hand; abermahls erschien dasselbe hoch, blutroth über den Scharen, von dem Herrn selbst getragen. Viele umringten den Fürsten, und fleh'ten ihn, sein Leben zu retten. Allein Leopold sprach: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod ge„gangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben!“ verbarg sich seinen Freunden, stürzte von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen in die feindlichen Haufen, und suchte den Tod. Im Gedränge der Schlacht fiel er zu Boden, und rang vergeblich, sich in der schweren Rüstung wieder empor zu helfen. So fand ihn ein geringer Mann aus dem Lande Schwyz; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oesterreich!“ Der aber hörte es nicht, oder glaubte es nicht, oder meinte, die Schlacht hebe Rang und Würde auf, und erschlug den Herzog. Den Leichnam fand Martin von Malterer, Bannerherr von Freyburg im Breisgau, versteinert stand er, sein Banner fiel ihm aus der Hand, er warf sich über den Leichnam hin, damit dieser nicht von Freunden und Feinden befleckt und gequetscht werde, und ward auf seinem Herren erschlagen.

Die Augen der Scharen suchten den Fürsten. Vergebens. Da ahndeten sie, was geschehen sey, und mit einem Mahle wendete sich Oesterreichs ganze Macht, von Schrecken ergriffen, zur Flucht. Die Edlen schrieen: „Die Pferde her, die Pferde „her!“ aber nur von ferne erblickten sie noch den Staub des flüchtigen Trosses. Jetzt blieb ihnen in ihren drückenden Rüstungen, erschöpft von Hitze, Durst und Kampf, nichts übrig, als ihren Herren zu rächen, und ihr eigen Leben so theuer, als möglich, zu verkaufen. Um diese Zeit verblutete an seinen Wunden der Schultheiß Peter von Gundoldingen. Ehe er schied, sprach er zu den Umstehenden: „Saget unsern „Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheißen länger, als ein „Jahr im Amte lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und „wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg!“ — Schrecklich wüthete mittlerweile der Tod unter dem Oesterreichischen Heere, während die Eidsgenossen durch zulaufendes Volk verstärkt wurden. Es sank der kluge Hasenburg mit denen, die seiner Klugheit gespottet. Alle Ordnung war vernichtet; nur die Schultheißen der Aargauischen Städte hielten noch mit Noth ihre Banner aufrecht. Die Bürger von Schaffhausen, Aarau, Lenzburg, Mellingen fielen meist, so viel ihrer in die Schlacht gekommen waren, rings um ihre Banner. Die von Bremgarten glänzten so schrecklich von Feindesblut, daß das Haus Oesterreich den Ruhm ihrer Tapferkeit durch Veränderung ihrer Stadtfarbe verewigte. Mit zwölf Zofingern fiel der Schultheiß Niklaus Thut. Sein Tod kümmerte ihn nicht; aber das Banner, das er trug, riß er, damit es nicht den Eidsgenossen in die Hände falle, in Stücken und stieß diese in den Mund; dort ward es gefunden, als man zu Zofingen Thuts Leichnam zur Beerdigung rüstete. — Nachdem endlich auf beyden Seiten fast alle Anführer gefallen, endigte die Schlacht. Der Rest der Oesterreicher floh, von den ermatteten oder beutelustigen Eisgenossen unverfolgt. Sechs hundert sechs und siebzig erschlagene Fürsten, Grafen, Ritter und

Herren, drey hundert funfzig gute Bürger, nebst der Menge der Knechte lagen auf der Wahlstatt. Jahre lang verödeten die fürstlichen Hoflager. So groß war der Fall der stolzen Herren, daß es hieß: „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren vom Adel!“ — Das war die Sempacher-Schlacht, in welcher Arnold von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der Eidsgenössischen Mannschaft vom Untergange, das Vaterland von der äußersten Gefahr gerettet hat. Billig ist er bis auf diesen Tag in hohem Ruhme bey seinem Volke, seines Nahmens wird mit Ehren gedacht werden, auch wenn unser Volk und Vaterland schon lange nicht mehr seyn wird. Die Kapelle, die seinem Andenken geweihet ward, verwüsteten und entweihten 1798 die Französischen Heerbanden, deren Grimm Nidwalden verderbte.

Noch denselben Tag gingen die Siegesbothen nach Zürich, Bern, Zug und Glarus. Dann wurde ein Waffenstillstand gegeben, um die Todten zu begraben. Mit sechzig Rittern wurde Herzog Leopold im Kloster Königsfelden bestattet, zwanzig Aargauische Herren wurden nach ihren Erbbegräbnissen, viele Bürger in ihre Städte abgeführt, die Uebrigen in großen Gruben auf der Wahlstatt, über zwey hundert Eidsgenossen zu Luzern in geweiheter Erde begraben. Zum Heile aller Erschlagenen, ohne Unterschied, ob Freund oder Feind, wurde eine jährliche Seelmesse gestiftet. Nachdem die Sieger nach ihrer Gewohnheit drey Tage lang auf der Wahlstatt verharret; zogen sie mit funfzehn eroberten Bannern jubelnd und frohlockend in ihre Städte und Länder zurück. Noch werden zu Luzern einige Siegeszeichen aus dieser Schlacht, unter ihnen Leopolds Panzerhemde aufbewahrt. Eine Capelle vor Sempach zeigt noch heut zu Tage den Enkeln jener Helden die Stelle, wo die That geschehen, und ein jährliches Fest muntert sie auf, den Geist der Väter in treuer Brust zu bewahren.

Der böse Friede. 1387.

Leopold IV., genannt der Stolze, Sohn des erschlagenen Fürsten, setzte den Krieg seines Vaters gegen die Eidsgenossen noch einige Monathe fort. Er erfreute sich der Beyhülfe eines zahlreichen und mächtigen Adels, der entweder seine bey Sempach gefallenen Freunde und Verwandten oder die Ehre des Standes zu rächen begierig war; dagegen ergriff nun aber auch Bern, durch dessen bisherige Unthätigkeit wenigstens der Adel im Westen der Schweiz in Ruhe erhalten worden war, die Waffen gegen Oesterreich. Es glich diese Fehde, die vorzüglich von Bern, Zürich und Luzern geführt wurde, mehr einem verwüstenden Raub- und Rachezuge, in welchem mit Feuer und Schwert grausam gewüthet, und selbst der Gotteshäuser nicht immer geschont wurde, als einem ehrenvollen Feldzuge zur Vertheidigung des Vaterlandes. Tapferkeit zeigten die Eidsgenossen. Bern vergrößerte sich durch Erwerbung des Ober-Simmen-Thales, und schlug in unerschrockenem Muthe zwey tausend Feinde, die unentdeckt bis vor seine Thore gekommen waren. Luzern brach mehrere starke Burgen. Zürich that dasselbe, und verrichtete eine rühmliche Waffenthat im Wehn-Thale. Aber nur die Eroberung von Wesen durch Glarus, Zürich und die drey Länder verdienen hier, nicht so wohl um der Wichtigkeit dieser Erwerbung, als um ihrer Folgen willen näherer Erwähnung. Weil das Haus Oesterreich auch bey allen diesen Vorfällen weder Ruhm noch Vortheile fand, und die Eidsgenossen selbst des Krieges müde waren, so ward es einigen Reichsstädten leicht, einen anderthalbjährigen Waffenstillstand zu vermitteln. Er wurde der böse Friede genannt, wegen der mancherley Untreue, die man während desselben gegenseitig verübte; und weil die ganze Zeit dieses Stillstandes statt zu Friedensunterhandlungen nur zu neuen Rüstungen verwendet wurde. Damahls waren die Eidsgenossen von solchem Hasse gegen Oesterreich durchdrungen, daß

sie nicht einmahl den Nahmen dieses Hauses ohne Zorn konnten nennen hören. Wer Gutes von Oesterreich sprach, den hielten sie für ihren Feind, wer seinen Helm oder Huth mit Pfauenfedern, dem Feldzeichen der Herzoge, geschmückt hätte, würde durch die Wuth des Volkes sein Leben eingebüßt haben. Es findet sich verzeichnet, daß damahls in der ganzen Schweiz kein Pfau habe seyn dürfen. Das Wort „Pfauenschwanz" wurde der entehrendste Schimpfnahme. Der Haß stieg so hoch, daß mehrere Schriftsteller die eigentliche Trennung der Eidsgenossenschaft vom Deutschen Reiche nicht unschicklich in diesen Zeitpunct versetzen.

Mordnacht zu Wesen. Den zwey und zwanzigsten Hornung. 1388.

Die Eidsgenossen hatten in den letzten Tagen des Sempacher-Krieges Wesen erobert, und die Stadt, obschon sie mit Sturm angegriffen werden mußte, dennoch gegen ihre Sitte mit großer Milde geschont. Den Bürgern war Leib und Gut, dem gemeinen Wesen die alten Freyheiten und Rechte, den Anhängern Oesterreichs ein ungekränkter Abzug zugesichert. Dieser Milde ungeachtet machten die Wesener einen Anschlag auf die Eidsgenössische Besatzung in ihrer Stadt. Die Bürger traten in ein genaues Einverständniß mit Oesterreichischen Edlen und Vögten. Oesterreichische Soldaten wurden verkleidet oder in Fässern in die Stadt gebracht, und in Häusern und Kellern verborgen. Die Eidsgenossen faßten Argwohn, die Bürger bemerkten dieß, und versuchten, sie ganz sorglos zu machen. Daher sandten sie Viere aus ihrem Rathe nach Glarus mit der Bitte, die Stadt vor Oesterreichischen Ueberfällen zu bewahren. Um dieser Bitte völligen Glauben zu verschaffen, unternahm Arnold Bruch, Oesterreichischer Vogt zu Windeck, in Einverständnisse mit den Bürgern einige Scheinangriffe auf Wesen. Die Glarner sandten treuherzig funfzig Mann, um die Stadt zu verstär-

ken. Dieß geschah kurz vor dem Ende des bösen Friedens. Fünf Tage nach dem Ausgange des Waffenstillstandes versammelte der Eidsgenössische Hauptmann Conrad von Au, die Gemeinde zu Wesen, ermahnte sie zur Wachsamkeit und Treue; weil sich Oesterreicher in der Nähe zusammen ziehen, vertröstete indeß mit der Hülfe der Glarner und Eidsgenossen, und verordnete acht Eidsgenossen mit mehreren Bürgern zu jedem Thore. Das Volk stellte sich ängstlich und bestürzt, und verhieß unzerbrüchliche Treue. In der Nacht aber kamen sechs tausend Mann Oesterreicher vor die Stadt. Sie wurden von den bewaffneten Bürgern und den verborgenen Soldaten in den Häusern im Finstern erwartet. Plötzlich wird auf ein gegebenes Zeichen die Stadt erhellet, die Brücken abgeworfen, die Eidsgenössischen Wachen an den Thoren überwältigt, die Thore eröffnet. Mit lautem Siegesgeschreye dringt der Feind in die Stadt. Mit lautem Jubel empfangen ihn die verrätherischen Bürger. Conrad von Au, Heinrich Tschudi und viele Eidsgenossen werden in den Betten oder halb gerüstet ermordet. Einige retten sich durch Schwimmen über den See. Mit Tagesanbruch begegnen diese den Glarnern, die im Anzuge waren. Bestürzt über das Ereigniß wenden die Glarner um, und besetzen die Landwehren an den Grenzen ihres Gebiethes.

Glarus in Noth. 1388.

Nach dieser glücklichen Unternehmung auf Wesen zogen sich Oesterreichische Heere an den Grenzen von Glarus zusammen. Die Eidsgenossen waren zwar zum Schutze des Landes gerüstet; weil es ihnen aber an Lebensmitteln fehlte, so mußten sie bald aus dem Felde ziehen, und die Glarner blieben sich selbst überlassen. Tausend Mann stark standen sie drey Wochen lang mit Hintansetzung ihrer Herden und Geschäfte an den Grenzen, wiesen jeden Angriff tapfer ab, und ertrugen freudig die große Noth. Endlich bathen sie Oester-

reich um einen billigen Frieden; allein sie erhielten so harte und schimpfliche Bedingungen, daß sie sich lieber entschlossen, auf Leben und Tod um ihre Freyheit zu kämpfen. Ihren Entschluß meldeten sie den Eidsgenossen, und mahnten sie zum Zuzug. Sogleich eilten funfzig Mann von Schwyz über die Alpen ihnen zu Hülfe.

Schlacht bey Näfels. Den neunten Aprill 1388.

Donnerstags den neunten Aprill 1388 brach der Feind mit sechs tausend Mann, unter dem Grafen Johann von Werdenberg auf Sargans, von Wesen auf, und griff die Schanze an, welche bey Näfels an der nördlichen Grenze des alten Glarner-Landes quer über das Thal von einem Berge zum andern gezogen war. Der Hauptmann des Landes Mathias am Buel ließ den Landsturm ergehen, und da er unter dem Landammann Albrecht Vogel einigen Zuzug erhalten, so leistete er dem Feinde tapfern Widerstand; allein es konnte seiner geringen Macht nicht gelingen, eine so ausgedehnte Verschanzung gegen die feindliche Uebermacht zu vertheidigen, um so weniger, da ein zweytes funfzehn hundert Mann starkes Heer der Feinde über die Berge zog, um den Vertheidigern der Landwehr in den Rücken zu fallen. Die Schanze wurde an mehreren Orten durchbrochen, die Reihen der Glarner getrennt, und am Buel mußte mit nicht geringem Verluste den Oesterreichern weichen. Diese drangen mit unaufhaltsamer Gewalt in das Land ein, und weil sie den Sieg schon für sicher hielten, und die geringe Zahl der Feinde verachteten; so bemüheten sie sich nicht, die zerstreuten Haufen der Glarner anzufallen; sondern beschäftigten sich, Heerden wegzutreiben, Vorrathskammern zu leeren, Näfels zu verbrennen, und sich ihren Lüsten zu überlassen. In ihrer stolzen Sicherheit ritten einige der Feinde das Thal hinauf bis nach Nettstall. Diesen Fehler der Oesterreicher benutzte am Buel. Mit den Wenigen, die ihn umgaben, zog er sich an den

Rauti-Berg. Da schwang er das Landbanner hoch, daß es weit umher gesehen wurde. Zugleich erklangen die Sturmglocken in allen Thälern des Landes. Die Glarner eilten in zerstreuten Haufen von zwanzig, vierzig, sechzig Mann mitten durch die Feinde dem Banner zu, bis fünf oder sechs hundert Mann beysammen waren. Jetzt erst wurden die Feinde auf sie aufmerksam. Die Oesterreichische Reiterey ordnete sich, um die kleine Schar ohne langes Gefecht nieder zu reiten. Die Glarner nachdem sie auf ihren Knieen gebethet, schleuderten einen Hagel von Steinen gegen die Pferde, wodurch viele verwundet, gelähmt, erschlagen, und die ganze Reiterey verwirrt wurde. Sie wich zurück, um ihre zerrissenen Reihen in der Ebene wieder zu bilden. Die Glarner mit Siegsgeschrey ihr nach, und erlegen viele Feinde. Auf der Ebene ändert sich das Glück. Die Glarner müssen den Reitern wieder weichen. Der Berg wird ihr Schutz. Zum zweyten Mahle treiben sie von dort den Angriff der Oesterreicher zurück, und folgen ihnen in die Ebene, um, daselbst überwältigt, abermahls ihrem Berge zuzufliehen. So erneuert sich Flucht und Sieg zehn Mahle mit abwechselndem Erfolge. Beyde Heere erwarten, beyde verzweifeln an einem günstigen Ausgange. Die Oesterreicher sind noch durch ihre Uebermacht stark; aber die Glarner streiten um Gut, Leben und Freyheit. Mit dem Muthe der Verzweiflung beschließen sie den eilften Angriff. Er soll der letzte seyn. Sie wollen siegen, oder als freye Männer sterben. Ihrem furchtbaren Anfalle widerstehen die Oesterreichischen Scharen nicht. Plötzlicher Schrecken und die Erinnerung an Walther von Stadion, der vor sieben und dreyßig Jahren mit seinem Heere an demselben Orte gefallen, lähmen um so eher ihre Kraft, als zugleich ein gewaltiges Feldgeschrey, von dem die Gebirge wiederhallen, das von den streitenden Glarnern erwiedert wird, einen nahen Zuzug von Schwyz und aus den hintern Thälern des Landes verkündet. Die Oesterreicher fliehen mit großem

Verluste. Vier Heerführer, ein hundert drey und achtzig vom Adel, zwey und vierzig Wesener, im ganzen zwey tausend fünf hundert und dreyßig Feinde decken neben ein und funfzig Glarnern, zwey Schwyzern und zwey Urnern mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld. Achtzehn hundert Harnische und eilf Hauptbanner fallen den Siegern in die Hände. Ein kleiner Theil der Oesterreicher rettet sich Urnen vorbey ins Gaster und in die Mark, die größere Menge wendet sich Wesen zu; aber die Brücke außerhalb Wesen bricht unter der Last der Andringenden, die schwer bewaffneten Ritter versinken in der Maag oder in dem See, eine unbekannte Menge hat im Wasser geendet. Viele fielen hülflos durch die nachjagenden Glarner. — Was sich von dem Oesterreichischen Heere retten konnte, floh die ganze Nacht hindurch, mit ihnen alle Wesener mit Weib und Kind, Habe und Gut. Früh am folgenden Morgen kamen die Glarner in die verlassene Stadt, plünderten, was sie noch fanden, und überließen zur Rache der Mordnacht die Häuser den Flammen. Zwanzig Monathe lang lagen die Leichname der Erschlagenen in großen Gräbern vor der Landwehr. Vergebens verlangten ihre Verwandten auf dem Schlachtfelde ein reiches Kloster zu erbauen, die vorsichtigen Glarner fürchteten gefährliche Einwirkungen auf ihre Freyheit. Als man aber bath, die Leichname im Kloster Rüti begraben zu dürfen, gaben jene die Erlaubniß gern. Indessen hatten die Glarner die Verordnung gemacht, daß je am ersten Donnerstage im Aprill der vornehmste, gesunde Mann aus jedem Hause in dem ganzen Lande zu Trost und Heil den Seelen der Erschlagenen und Gott zu Lobe nach Näfels gehe, die Pfade und Steige zu besuchen, auf welchen an diesem Tage ihre Vorältern große Noth und Arbeit erlitten. Das versammelte Volk zieht alsdann auf die Stellen der eilf Angriffe, welche mit Kreuzsteinen bezeichnet sind, bey der sechsten, da, wo alles Volk unter dem Landbanner zusammentritt, lies't man vor den Landleuten die Geschichte der

Schlacht von Sempach, dessen, was zu Wesen begegnet, endlich die Geschichte des großen Sieges, die Nahmen der erschlagenen Eidsgenossen, zuletzt die Nahmen des Mathias am Buel und aller derer, die unter ihm gestritten; dann folgt eine Predigt, das eine Jahr von einem reformirten, das andere von einem katholischen Geistlichen gehalten, auf diese für die Katholiken besonders in der Kirche zu Näfels eine Seelmesse; am Ende pflegt sich das Volk billig der Freude zu überlassen.

Der siebenjährige Friede mit Oesterreich. Den zwey und zwanzigsten April 1389.

Der Krieg dauerte noch eine Zeit lang zu großem Vortheile der Eidsgenossen fort; obschon sie hie und da einzelne Verluste erlitten, und vergeblich versuchten, Rapperschweil zu erobern. Als endlich Wilhelm, Friedrich, Leopold und Ernst, Söhne des bey Sempach erschlagenen Leopold und Herzog Albrecht, sein Bruder, ihre Heere vernichtet, ihre Helvetischen Länder verloren, verwüstet oder gefährdet, ihre Schätze erschöpft, die Unterthanen unwillig, ja zum Aufruhre geneigt sahen: schlossen sie mit allen Eidsgenossen und mit Solothurn auf sieben Jahre einen Frieden, der für die Eidsgenossen durchaus vortheilhaft war. „Die Land- und „Ortschaften Ober-Simmen-Thal, Unterseen, Büren, Nidau, Einsiedeln und die Untere Mark, „Bilensbach, Nieder-Urnen, Bilten, Windeck, „St. Andreas bey Cham, Rothenburg, Sempach, „Entlibuch, Wollhausen, Hochdorf, Rußweil, und „Roth, welche sie im Laufe des Krieges in ihre Gewalt gebracht, bleiben ihnen, so lange der Friede währt. Wesen „geben sie zurück. Handel und Wandel ohne alle Zollneuerungen sind hergestellt. Die Schweizer geben keinem herzoglichen Unterthane Bürger- oder Landrecht; wenn er sich „nicht haushäblich bey ihnen niederläßt.“ — So endete sich

der große Freyheitskrieg von Sempach und Näfels, den das Eidsgenössische Volk mit Freuden angefangen, Bern mit Vortheile für seinen Staat, die Uebrigen mit unsterblichem Heldenruhme geführt hatten. Sieben Orte nahmen den Frieden gern an, denn sie waren ermüdet, den Bernern schien er fast unzeitig; weil sie, die schon Ober-Simmenthal, Büren, Nidau, Unterseen gewonnen, und ein Burgrecht mit Neuenstadt geschlossen hatten, ungern die günstige Gelegenheit verloren, sich mit so glücklichem Erfolge noch weiter auszubreiten. Dieser Friede wurde nachher 1394 auf zwanzig und 1412 auf funfzig Jahre verlängert.

Siebentes Kapitel.

Das Aufblühen der Eidsgenossenschaft nach dem siebenjährigen Frieden mit Oesterreich. 1389 — 1412.

Allgemeiner Ueberblick.

Ungestört von äußern Feinden erfreuten sich die Eidsgenossen in den Jahren des mit Oesterreichs geschlossenen Friedens ihrer muthvoll und glücklich geretteten Freyheit. Auch von den Kaisern, deren Rechte sie durch Kauf und Schenkungen an sich brachten, wurden sie immer unabhängiger. In allen Städten der Eidsgenossenschaft kam bessere oder freyere Verwaltung empor. In diesem günstigen Zeitpuncte einzig auf Erhöhung ihres Wohlstandes, Erweiterung ihres Gebiethes durch Kauf oder Burgrechte und wesentliche Verbesserungen der Verfassung bedacht, that jede Stadt und jedes Ländchen des Bundes, was zur Förderung dieser Zwecke am dienlichsten schien.

Verrätherey Rudolf Schöns, Bürgermeisters zu Zürich. 1393.

Vier Jahre nach dem Abschlusse des Friedens kam Herzog Leopold IV. in seine Helvetischen Erblande, voll sehnsüchtiger Wünsche nach Wiedererlangung des Verlorenen. Er verlockte den Bürgermeister Rudolf Schön und einige einflußreiche Rathsherren in Zürich, mit ihm, ohne Wissen des großen Rathes der Zweyhundert, einen Bund zu schließen. In denselben versprach Zürich: „In den nächsten zwanzig Jahren die Eroberungen der Eidsgenossen aus dem letzten Feldzuge nicht gegen Oesterreich zu vertheidigen. Den Zürchern soll der Herzog Hülfe leisten, wenn sich zwischen ihnen und den Eidsgenossen Krieg erhebt. Dann soll Zürich nicht ohne den Herzog, der Herzog nicht ohne Zürich Frieden schließen.“ Die Kunde dieses verrätherischen Vertrages kam zu den Ohren der Eidsgenossen. Diese nebst Solothurn beschlossen, solchen Verrath ihres Bundes nicht zuzugeben. In äußerster Bestürzung erschienen den achten Brachmonath 1393 ihre weisesten und angesehensten Vorsteher vor dem kleinen Rathe in Zürich, mit dem ernsten Begehren, daß ungesäumt der große Rath versammelt werde. Der Bürgermeister suchte Ausflüchte. Da zerstreuten sich die Gesandten unter das vor dem Rathhause versammelte Volk, redeten Eidsgenössisch mit den Eidsgenossen, und erzählten, was der Bürgermeister sich herausgenommen. Diese gewagte Maßregel zwang den Bürgermeister, den großen Rath zu versammeln, wenn er nicht eines Auflaufes mit seinen Folgen gewärtig seyn wollte. Der große Rath beschloß: „Die Bürgergemeinde zu versammeln, bis „dahin den Bürgermeister, die kleinen Räthe und Zunftmeister „in ihrer Gewalt stille zu stellen.“ Sieben Tage später trat die Bürgergemeinde Zürichs zusammen, über den allgemein verabscheuten Verrath zu richten. Sie hörte die nichtigen Entschuldigungen der Beklagten, das Richteramt legte sie mit weiser Mäßigung in die Hände des großen Rathes. Derselbe

entkräftete den Bund mit Oesterreich, stieß den Bürgermeister Schön und siebzehn andere vornehme Männer von allen Würden und Ehren, und verbannte sie theils für ewig, theils auf gewisse Jahre nach bestimmten Städten und Ländern.

Der Sempacher-Brief. Den zehnten Brachmonath 1393.

Noch fünf Tage vor der Bestrafung der Verräther schlossen alle Eidsgenossen zu Zürich den sogenannten Sempacher-Brief, ihr erstes Kriegsgesetz. „Friedliches Beysammenwohnen aller Eidsgenossen, freyer Handel und Wandel „wird zuerst fest gestellt.“ Dann folgen die eigentlichen Kriegsordnungen. „Niemand soll muthwillig Fehde erheben; so „aber Krieg entstanden ist, sollen alle Eidsgenossen in allen „ihren Gefahren mannhaft und redlich beysammen bleiben „und halten. Wer im Gefechte weicht, oder sonst das Kriegsgesetz verletzt, soll von seiner Obrigkeit an Leib und Gut gestraft werden. Auch Verwundete, wenn sie schon nicht „mehr fechten können, sollen dennoch nicht weichen, sondern „bey den Andern ausharren bis nach der Noth. Den Feind „soll man schädigen, bis er gänzlich geschlagen, und niemand „soll Beute machen, bis die Hauptleute Plünderung erlauben. „Jeder soll, was er erbeutet, dem Hauptmanne einliefern, „und dieser soll es gleichmäßig vertheilen unter Alle, welche „im Gefechte gewesen. Klöster, Kirchen und Capellen, auch „das wehrlose Geschlecht sollen vor aller Entweihung und „Gewaltthat gänzlich gesichert seyn.“

Der zwanzigjährige Friede mit Oesterreich. Den sechzehnten Brachmonath 1394.

Als dem Oesterichischen Hofe seine Hinterlist mißlungen, war er vergnügt, noch vor Ablauf des siebenjährigen Friedens durch eine zwanzigjährige Verlängerung desselben unter fast gleichen Bedingungen die Rache der Eidsgenossen abzuwenden.

Nach dem Abschlusse dieses Friedens begann in mannigfaltiger Beziehung das fröhlichste Aufblühen des Eidsgenössischen Bundes.

1. Zürich. 1394 — 1412.

Zürich unternahm in diesem Zeitraume sehr wesentliche Verbesserungen in seiner Verfassung, indem es im Jahre 1384 zwey halbjährlich abwechselnde Bürgermeister statt Eines ordnete, und durch den geschworenen Brief von 1393 die Besorgung des Staates der Willkür einiger Weniger entriß; sie aber dennoch nicht in die Hände einer leicht durch Vorurtheile anzuregenden Volksmenge, sondern in die Hände der Besten aus allen Ständen niederlegte. Man machte von Zeit zu Zeit die unangenehme Erfahrung, daß wichtige Staatsgeschäfte durch unweise Mitglieder des großen Rathes, deren leidenschaftliche oder verkehrte Ansicht nicht durchzudringen vermocht hatte, vor die Zünfte gezogen wurden, und hier einen dem Vortheile oder der Ehre Zürichs verderblichen Ausgang nahmen. So war noch im Jahre 1401 der große Rath durch die Zünfte zu ungerechter Gefangennehmung, Büßung und Vertreibung der dawahls in vielen Gegenden wegen grundloser Beschuldigungen schwer verfolgten Juden gewungen worden. Diesem Uebelstande abzuhelfen, schwuren den neunten August 1401 beyde Räthe bey allen Heiligen, „in allen Sachen den meisten „Stimmen zu folgen, und nichts mehr vor das Volk zu „bringen, als Reichsgeschäfte, Krieg, Bündnisse und Gemein-Eidsgenössische Angelegenheiten.“ — Unparteyische Gerechtigkeit, gleichmäßige Sicherheit erfreute alle Bürger Zürichs. Verbrecher, die noch der Besserung fähig waren, wurden lieber entfernt, als getödtet. — In Zürich, als einer wohlgelegenen, durch sicheres Geleit und gute Münze um das Reich verdienten Stadt, stiftete Kaiser Wenzeslaus im Jahre 1390 die Pfingstmesse. — Im Staatshaushalte herrschte große

Sparsamkeit. Man verstand es, mit Wenigem Viel zu vollbringen, in einer Zeit, wo dem Standessäckelmeister eine jährliche Besoldung von zehn Gulden, dem Stadtschreiber eine eine von sechzehn Gulden zukam, und der Bürgermeister Heinrich von Meis für eine zehntägige Gesandtschaft nach Bern für sich und zwey Knechte drey Gulden zwölf Schilling, zwey Rappen in Rechnung brachte. Die Zurüstungen zum Kyburgischen und Oesterreichischen Kriege erforderten nicht einmahl zwey hundert Gulden. Um sieben tausend Gulden wurde 1398 das Rathhaus groß und schön aufgebaut, und im Jahre 1403 für sechzehn hundert Gulden ganz Zürich zum ersten Mahle mit Kieselsteinen gepflastert. — Uebrigens bekam Liebe der Waffen allmählich die Oberhand über den Arbeitsfleiß. Zürich fürchtete keinen Feind, seinen geringsten Handelsmann mußte der Größte vom Adel ehren. Als im Jahre 1410 an einigen seiner Angehörigen von Oesterreichischen Edlen Gewalt geschah; nahm es den Grafen von Montfort-Bregenz, Pfandherren auf Kyburg, gefangen. Einige Winterthurer und Edle von Schaffhausen wurden an den Thoren ihrer Städte aufgehoben. Lange Zeit lagen sie auf eigene Kosten in Zürich eingethürmt, bis die Befreyung der gefangenen Zürcher erzwungen war. — Der Verarmung des Hauses Oesterreich und seines Adels bedienten sich die Städte unermüdet, um ihre Macht auszubreiten. Sie suchten weniger Vermehrung ihres Einkommens, als durch Zuwachs an Land und Mannschaft größere Kräfte zur Vertheidigung ihrer Freyheit. Deßwegen behielt sich Zürich zu Wädenschweil das Mannschaftsrecht vor, als es im Jahre 1408 auf Anhalten der Unterthanen die Gerichte dem Johanniter-Orden verkaufte. — In diesem Zeitraume erkauften die Zürcher die Gerichte zu Küßnacht und Goldbach, die Herrschaften und Schlösser Greifensee, Höngg, Tallweil, Rheinsfelden, Liebenberg, Männedorf und die Güter der Manesse. Um acht tausend Gulden gelang von dem Hause Geßler, die

Lösung der ersten größeren Besitzung Zürichs, der Herrschaft Grüningen mit den Gerichten zu Stäfa. Die Herzoge selbst verpfändeten im Jahre 1409 um siebzehn tausend Gulden die Herrschaften Neu-Regensberg und Bülach. Alle diese Unterthanen Zürichs genossen ungestört ihre alten, oder empfingen manche neue Rechte. — Burgrechte erweiterten ebenfalls die Macht der glücklichen Stadt. Es verburgrechteten sich die Aebte von Cappel und Rüti; der Bischof von Constanz mit Klingnau, Kaiserstuhl, dem Tannecker-Amte und allen Städten und Flecken des Bisthumes, der Abt zu Einsiedeln mit seinen Besitzungen am oberen Zürich-See. Das gleiche Burgrecht suchten in der Noth, die der Befreyungskrieg der Appenzeller über die Oesterreichischen Angehörigen brachte, das Haus Bonstetten mit Uster, Sar, Wildberg und Gundisau; die Landenberge mit Turbenthal und Alt-Regensberg, und für kurze Zeit die Stadt Winterthur. Uebrigens wurde die Stadt durch ihre Lust nach immer größerer Ausbreitung zu keiner Ungerechtigkeit hingerissen. Die Zürcher hatten Horgen in Besitz genommen, auf welches das Haus Hallweil Ansprüche zu haben glaubte. Eine von Zürich selbst vorgenommene Untersuchung machte die Richtigkeit dieser Ansprüche klar, da beschloß der Rath im Jahre 1397: „Es gezieme der Stadt Zürich, da sie nicht genug „Recht an die Vogtey Horgen habe, dieselbe denen von Hall„weil aus eigenem Willen zurück zu geben.“ Durch diese Mäßigung bewiesen sie sich viel größeren Glückes würdig. Drey Jahre später wurde Horgen mit Rüschlikon, Maschwanden und Allem, was ehemahls in die Herrschaft Eschenbach gehört hatte, von den Hallweil der Stadt verpfändet.

2. Bern. 1394 — 1412.

Bern war in der ganzen westlichen Schweiz weit aus am mächtigsten, und besaß die Herzen des Volkes. Die alte

Verfassung litt keine Störung mehr, seit alle Handwerker im Jahre 1392 geschworen hatten, „dem Aufkommen der Zünfte „zu wehren." Der Senat hielt scharf auf ehrbare Sitten. Ihre Würden bekleideten die Senatoren aus Liebe zum Vaterlande. Ein Glied des großen Rathes empfing zwey Schillinge für die Sitzung. — Der Reichthum der Bürger war mittelmäßig, dabey große Liebe zu prachtvollem Geräthe, schönen Pferden und Waffen. — Die Stadt war noch nicht in ihrem ganzen Umkreise bewohnt, und erst im Jahre 1599 gepflastert worden. — Mit außerordentlichem Glücke benutzte Bern die günstige Gelegenheit zu seiner Vergrößerung. Ein bedeutender Theil seines Deutschen Länderbesitzes wurde in diesen Jahren errungen. Es erwarb das große Frutig-Thal und viele kleinere Herrschaften und Dörfer im Oberlande; das ganze Emmen-Thal die Herrschaften Trachselwald, Oltigen, die Grafschaft Wangen, den Iselgau. Sein wurden die Herrschaft Bipp, die Landgrafschaft Burgund, Trümmer der ehemahls so reichen Besitzungen des Hauses Kyburg. Auch Landshut, die letzte Herrschaft der Kyburger, kam 1418 nach vielen Handänderungen an die Herren von Ringoltingen, Bürger zu Bern. Durch sein Burgrecht mit dem Saanen-Thale und die muthige Vertheidigung der Freyheiten dieses Volkes gegen Savoyens Uebermacht befestigte Bern im Jahre 1407 seine Oberhand im Gebirge. Mit dem Grafen und dem Volke zu Neuenburg errichtete man 1406 jenes Burgrecht, durch welches Bern bis zum Untergange der alten Eidsgenossenschaft allen Zwist zwischen den Herren von Neuenburg und ihrem Volke zu richten befugt war. Durch dieses Burgrecht wurden die Rechte des Volkes gesichert, und der Graf zu Neuenburg theilte nicht den Untergang aller übrigen Dynasten Helveriens, dem er ohne dieses Bürgerrecht durch einen Betrug zweyer seiner Unterthanen um dieselbe Zeit wohl kaum entgangen wäre. Zwey Jahre früher war Bern auch mit Vallengin ins Burgrecht getre-

ten. — Wenn Bern in mancher Beziehung außerordentlichen Glückes sich erfreute, so wurde es dagegen auch wieder von ungewöhnlichem Unglücke heim gesucht. Im Jahre 1388 wurden 140 Häuser ein Raub der Flammen. Furchtbarer wiederhohlte sich dieses Unglück im Jahre 1405. Nachdem das Feuer schon Ende Aprills zwey und funfzig Gebäude gefressen, gingen am vierzehnten May fünf hundert und funfzig Häuser, mehr, als hundert Menschen und großer, lange gesparter Reichthum durch die gleiche Noth unter. Die Stadt ward zum Schauplatze des Mangels, des Jammers, der Verzweiflung. Die Eidsgenossen, die Städte Freyburg und Solothurn, die Unterthanen sendeten Gesandtschaften nach Bern mit vielem Trost, Geld, Wein und Korn. Die Freyburger, uneingedenk der kaum erloschenen Feindschaft, ordneten auf ihre Kosten einen Monath lang hundert Mann und zwölf Wagen nach Bern zur Wegräumung des Schuttes. Ihnen halfen die Solothurner und viel bereitwilliges Landvolk. Alles Gefundene ward den Eigenthümern erstattet. — Dieses große Unglück wurde als ein göttlicher Wink zur Verbesserung der Verfassung, Eröffnung unparteyischer Gerechtigkeit für jedermann und Abschaffung aller im Laufe der Zeiten eingeschlichenen Mißbräuche betrachtet. Hierauf ward regelmäßiger Bau der Stadt mit breiten Gassen und bequemen Arkaden besorgt. Dem gemeinen Manne gab man Geld um feuerfester zu bauen; damahls wurden das Rathhaus und die festen Gewölbe des Münsters aufgeführt; reiche Bürger stifteten mit Waffenschenkungen die Grundlage eines bald durch Ankäufe gemehrten Zeughauses. Doch nur langsam nahm die Wiederaufbauung der Stadt zu. Um die gleiche Zeit brachen Eislasten vom Gebirge, traten Ströme verheerend aus, zerfielen feste Schlösser. Da legte Bern auf alle seine geistlichen und weltlichen, reichen und armen Bürger zuerst nur für drey Jahre die Steuer eines Pfennigs auf jede Maß Wein. Diese Abgabe wurde bis zur Zeit der Revolution bezahlt,

und hieß wegen des Unglückes der Zeiten, die sie erzeugten, der böse Pfennig.

3. Luzern. 1394 — 1412.

Durch echt vaterländische Gesinnung; weil Jeder weniger an sich selbst, als an des Staates Nutzen dachte, geschah, daß auch zu Luzern das Glück der Eidsgenossen in dem Glanze der öffentlichen Anstalten und in ansehnlichen Erwerbungen sichtbar ward. Im Jahre 1398 empfing Hans Kupferschmid öffentlichen Dank, daß er das erste steinerne Haus zu Luzern aufgeführt. Von da an schenkte die Stadt Jedem der so baute, Grundmauer und Giebel. In dieser Zeit vollbrachten die Luzerner den großen Bau auf der Mützeck, die Ringmauern mit neun starken Thürmen und eine Brücke. Weit über sechs tausend Gulden kosteten diese Werke in einer Zeit, als man um weniger, als Einen Kreuzer den ganzen Tag zechen konnte. — Sein Gebieth vergrößerte Luzern durch den Ankauf von Rothenburg, Ebikon, Merischwanden, Willisau, Alt-Büren und Habsburg am Vierwaldstätter-See mit seinem Banne. Die Herzoge selbst verpfändeten der Stadt die für die Dauer des Friedens abgetretenen Herrschaften Wollhausen, Rußweil und Entlibuch.

4. Die den Eidsgenossen befreundeten Städte Solothurn und Basel. 1394 — 1412.

Neben der Eidsgenossenschaft erwarben auch andere freye Städte.

Solothurn erkaufte die Herrschaften Balm und Buchegkberg, Bechburg, beyde Burgen Falkenstein, Schlüssel des Jura-Passes hinter Ballstall. Dadurch kam diese wichtige Verbindungsstraße aus der Hand eines räuberischen und ungetreuen Adels in die Hände einer Stadt, welche auf der einen Seite mit den Eidsgenossen, auf der

andern mit Basel in Frieden und Bündniß, treu und unerschrocken an der Sache der Freyheit hing.

Basel erwarb von seinem Bischofe und den Herzogen von Oesterreich um sieben und dreyßig tausend Gulden die kleinere Stadt; ferner von dem ausschweifenden Bischofe die Herrschaften Wallenburg, Honberg, Liestall und viele der letzten bischöflichen Rechte zu Groß-Basel selbst. Die Gewalt der Bürger nahm so zu, daß der Bischof kaum noch einigen Einfluß auf die Wahlen zu behaupten vermochte. Zu Basel waren wenige Spuren der vor drey und dreißig Jahren durch das Erdbeben erlittenen Zerstörung mehr zu sehen. In den Jahren 1388 bis 1398 wurde die Stadt mit einer neuen Ringmauer umzogen. — Das Banner Basels pflegte mit wenigstens fünf tausend streitbaren Männern auszuziehen; denn man war frey von eigennützigen Rücksichten auf zu fürchtende Schmälerung des Broterwerbes und der Erlangung von Aemtern, und daher nicht sparsam mit Ertheilung der Bürgerrechte, und dachte, durch die Menge der Vertheidiger die Freyheit nur desto fester zu gründen. Wer bewaffnet in der Bürger Fehden zog, wurde zu Basel als Bürger in das Stadtbuch eingeschrieben. So wurden in den dreyßig Jahren von 1363 bis 1393 ein tausend ein hundert und siebzehn neue Bürger angenommen. — In den Jahren 1409 bis 1411 bestand Basel, unterstützt von den Schweizerischen Städten und Straßburg, mit Glück und Würde eine Fehde gegen Oesterreich und hundert und sieben und zwanzig Herren und Städte. Aus den Steinen der gebrochenen Burgen wurde das Riehemer-Thor in Klein-Basel erbaut. Für seine Stadt Rheinfelden mußte der Herzog der Stadt Lösung bezahlen. Einige adeliche Bürger, welche Partey gegen die Stadt ergriffen hatten, wurden für ewig aus dem Burgerrechte gestoßen, und gleich wie dem Adel vor den Schlachten Ritterschaft ertheilt wurde, so gaben die Baseler 1409 vor dem Sturme auf die feste Burg Istein

drey hundert und achtzig Männern am Fuße des Festungsberges das Bürgerrecht ihrer Stadt.

Auf diese Weise wurden in wenig Jahren, ohne Krieg, mehr, als vierzig Herrschaften des Hauses Oesterreich und seiner Anhänger durch Kauf und Bürgerrecht an die Schweiz oder ihre Freunde gebracht. Damahls war der Schweizer-Bund stark, Oesterreich schwach, und jener fing an, ihm immer furchtbarer zu werden, je mehr Freyheit und Größe der Eidsgenossen die Oberhand bekamen.

5. Glarus. 1384 — 1412.

Glarus hatte schon im Jahre 1387 angefangen, seine Verfassung, die Wahlen und Befugnisse der Richter zu ordnen. 1390 kaufte es unter Zürichs Vermittelung um zwey tausend zwey und zwanzig Gulden die Rechte des Stiftes Seckingen aus. Hierauf wurde bald Alles vervollkommnet. Um eilf hundert Goldgulden wurden alle Zehnten gelöst. Die Gemeinde Bilten kaufte sich von der Aebtissinn zu Schännis los. So gelangten die Eidsgenossen in den meisten Fällen mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Freyheit, Rechten und Besitz, zu deren Erwerbung die neuern Zeiten leichtere und wohlfeilere Mittel erfunden haben. Durch löbliche Gesetze und Heldenthaten erwarb Glarus Freyheit und die Achtung aller Eidsgenossen. — Im Jahre 1392 wies dieses Land den Antrag des Grafen Johann von Werdenberg auf Sargans zurück, welcher die Verbindung mit der Schweiz dem Oesterreichischen Dienste vorziehen wollte, und die Freundschaft und das Bürgerrecht von Glarus lieber, als den verderblichen Glanz der Hoflager erwählt hätte. Sein Ansuchen geschah zu schnell nach der zu Wesen verübten Untreue und seiner Hauptmannschaft im Näfelser-Kriege. Durch diese Abweisung sah sich der verarmende Graf genöthigt, Sargans, welches schon damahls von den Eidsgenossen hätte erworben werden mögen, an Oesterreich zu verkaufen.

Unruhen im Lande Zug. 1404.

Der Staat von Zug bestand aus der Stadt und den drey Landgemeinden Baar, Menzingen und Aegeri. Das Volk in seinen Versammlungen entschied über die wichtigsten Angelegenheiten. Der einmüthigen Stimme der Landgemeinden mußte die Stadt gehorchen; wenn aber auch nur Eine der drey Gemeinden auf der Stadt Seite trat, so war die Meinung der letzteren Gesetz. Im Jahre 1404 beschlossen die drey Landgemeinden, „Landbanner und Siegel nicht länger in aus„schließlicher Verwahrung der Stadt zu lassen." Zug widersetzte sich, und both Recht auf die Eidsgenossen; „weil durch ihren „Bund alle Städte und Länder bey den bestehenden Einrichtungen „gesichert seyen." Die Landgemeinden wollten das Rechtboth „nicht annehmen; weil nach alten Gesetzen ihr einmüthiger Be„schluß gültig werden müsse." Zürich, Luzern, Unterwalden und Uri mahnten die Landgemeinden, sich dem Rechte nach den Bünden zu unterwerfen. Das Volk von Schwyz aber, von Parteyhäuptern verleitet, brach ohne Ordnung und Schluß des Rathes in wildem Tumulte mit dem Landbanner auf, besetzte die Stadt Zug, und entriß ihr das Versprechen, in der streitigen Angelegenheit dem Ausbruche von Schwyz zu gehorchen. Da erschienen auch die andern Eidsgenossen. Drey tausend Luzerner besetzten die Stadt Zug. Drey Tage nachher standen zehn tausend Mann von Zürich, Luzern, Uri und Unterwalden zu Steinhausen. Die Zugerischen Landgemeinden mußten sich ihrem Entscheide unterwerfen. Zu Beckenried beschlossen sie: „Im Lande Zug bleibt es wegen Siegel und Banner „beym Alten. Man soll wieder der Regierung nach dem „Gesetze gehorsam seyn. Schwyz zahlt für gestifteten Scha„den sechs hundert Gulden an Zug, vier hundert an die Eids„genossen. Wer zu Schwyz diesen Spruch nicht annehmen „will, soll des Friedbruches schuldig erklärt, und als ein „ehrloser Bösewicht den Eidsgenossen mit Leib und Gut ver„fallen seyn." — Da ergrimmten die Landleute zu Schwyz gegen

die Anführer, welche sie in diesen Schaden gebracht. Acht Landräthe wurden ihrer Würden beraubt, und um zwey hundert Gulden gebüßt, das Uebrige zahlte der Staat. — Zehn Jahre nach diesen Unruhen kaufte sich die Gemeinde Hünenberg von ihrem Adel los, und trat dem Lande Zug bey.

Die Waldstätte. Eroberung des Livenen-Thales 1394 -- 1412.

In den drey Waldstätten blieb unveränderte Demokratie. — Die Frömmigkeit der Urner errichtete ein Jahr vor der Stiftung der Näfelser-Fahrt eine Capelle auf der Tellen-Platten. — Mit dem Lande Uri vereinigte sich im Jahre 1389 das Thal Urseren. — Während einige und vierzig Herrschaften durch die Eidsgenössischen Städte erworben wurden, war es kein geringeres Verdienst, als Uri und Obwalden den wichtigen Gotthards-Paß in ihre Gewalt brachten. Im Jahre 1402 waren Güter ihrer Angehörigen im Mailändischen Gebiethe weggenommen worden. Nachdem man vergeblich um Ersatz gehandelt hatte, brechen die zwey Länder mit ihren Bannern auf, und erobern 1403 schnell und ohne Widerstand, mit des Volkes gutem Willen, das Livenen-Thal, welches, froh dem Drucke der Mailändischen Herrschaft und den Verwirrungen der Parteyen dieses Staates entgangen zu seyn, den Urnern und Obwaldnern, als seinen Herren, treuen und unverbrüchlichen Gehorsam schwor. Nach einigen Jahren wurde Livenen von den Herren Bellinzona's bedroht. Da brachen Uri und Obwalden abermahls auf, und errangen ein Landrecht mit Bellinzona. Nach einigen Jahren erfolgten neue Beleidigungen. Männer aus dem Eschen-Thale raubten die Herden der Livener. Da zog die ganze Macht der Eidsgenossen mit Ausnahme Berns in zwey schnell auf einander folgenden Zügen über den Gotthard. Das Eschen-Thal fühlte ihren Zorn, und ward ihnen unterthan, bis es ihnen

im Jahre 1414 von Savoyen wieder abgenommen ward. Sie erkämpften sich Ruhe und Sicherheit für Livenens Besitz.

Oesterreich und seine Helvetischen Städte und Länder. 1389 — 1412.

Es ist aus allem vorher Erzählten längst klar geworden, wie Oesterreich nach dem Frieden in Verwirrung und Sinken gerathen. Seine Länder wurden unter mehrere seiner Fürsten getheilt. Herzog Leopold IV. empfing die Elsassischen, Schwäbischen und Helvetischen Lande. Er war genöthigt, viele seiner wichtigsten Besitzungen zu verpfänden. Bedeutendes an die Eidsgenossen, Kyburg aber an die Grafen von Tockenburg. Rapperschweil wurde nur durch große Versprechungen aus der Hand eines Dienstmannes, der es für rückständigen Sold an sich gezogen, losgebethen. Im innern Oesterreich sah man Empörung und Fehden. In ihren Helvetischen Landen vermochten die Herzoge denen, welche sich für sie aufgeopfert, keine Hülfe zu geben. Den Adel bewachten sie zum Danke für seine Dienste mit kleinlicher Eifersucht, und bemächtigten sich oft mit List, oft mit Ungerechtigkeit seiner Herrschaften. „Sie verderbtend," sagt Tschudi, „manchen Grafen „und Herren, die sie dann auskauften, wenn sie um ihrentwillen „sich lang verkriegt und arm gemacht hattend." Auf diese Weise kamen Sargans, Werdenberg und Rhein-Thal, Besitzungen der Grafen von Werdenberg, an das Haus Oesterreich. Der alte Plan, ein großes Fürstenthum in Helvetien aufzurichten, war noch nicht aufgegeben; aber die Hoffnung des Erfolges schwand täglich mehr. — Wesen lag im Schutte. — Beromünster war verarmt. — Den Zofingern mußte der Herzog seine Rechte übergeben. — Die Abnahme des Adels, die schlechte Verwaltung der Herrschaft brachte allenthalben die Bürgerschaft in den Städten empor. Sie wurden muthiger. In jeder Stadt bildete sich eine Schweizerisch gesinnte Partey. Darum gab Freyburg im Uechtlande seine Feind-

schaft gegen Bern auf, und diese beyden Städte schwuren sich 1403 zu Laupen ewiges Burgrecht. Auch mit Biel schloß Freyburg 1407 einen ewigen Bund. — Die gleiche Denkensart bereitete sich zu Schaffhausen vor. Der dortige Adel hatte in den Schlachten bey Sempach und Näfels ungemein gelitten. Der Glanz der Ritterspiele und die Kosten der herzoglichen Kriege fraßen sein Gut. Da kaufte die Stadt die Gerichtsherrlichkeiten des verarmenden Adels und einige Rechte des Klosters an sich. Mit Bewilligung des Herzogs empfing Schaffhausen im Jahre 1411 Bürgermeister, Zunftmeister, kleinen und großen Rath und eine Zunftverfassung, wie zu Zürich, durch welche das bisherige Uebergewicht des Adels vernichtet ward. Der Regierung ward in vielen Sachen freye Gewalt eingeräumt. Ueber wichtige Angelegenheiten, wenn es um Erhaltung des Vaterlandes oder der Freyheiten zu thun war, wurden zuweilen die Zünfte versammelt. Die Stadt schmückte man zu Ehren der neuen Verfassung mit einem Rathhause, auf welchem am ersten März 1412 der große Rath zum ersten Mahle versammelt ward. Im vierten Jahre der neuen Verfassung ging Schaffhausen für Oesterreich auf immer verloren.

Rhätien. 1380 — 1412. Entstehung des Gotteshausbundes. 1396.

Während so der Eidsgenössische Bund aufblühte, Oesterreichs Macht in Helvetien sank, und ein edles, altes, mächtiges Haus nach dem andern erlosch, oder sonst zu Grunde ging, bildeten sich im Osten des Landes zwey neue Eidsgenossenschaften, und suchten die Freundschaft der alten, Rhätien war die eine, Appenzell die andere.

Von hohen Gebirgen umschlossen, mit wichtigen Päßen und tapferer Mannschaft, geschmückt mit allen Wundern und Annehmlichkeiten einer wilden und erhabenen, aber auch einer schönen und lieblichen Natur, ausgerüstet mit einem von ewigem Eise bis zu Hispanischer Hitze schnell wechselnden Klima

liegt Rhätien, die natürliche Grenzmark Deutschlands und Italiens, damahls ein wunderſames Gemiſch von freyen Gemeinden und leibeigenen Knechten des Adels und der Kirche. Daſelbſt blühten noch neben vielen andern die mächtigen Häuſer Sax, Räzüns, Werdenberg, Tockenburg. Es herrſchten der Biſchof zu Chur, der Abt zu Diſentis. Beſtändige Fehden verwirrten Rhätien durch die Eiferſucht ſeiner Großen. Das Elend des Krieges drang in die wildeſten Thäler des Landes. Schon ein Jahrhundert war verfloſſen, ſeit die Eidsgenoſſenſchaft ihre Freyheit erfochten hatte. Jetzt erſt ermannten ſich die Rhätier, und rangen nach jenem ſchönen Gute. Die weltliche Macht der Kirche wankte zuerſt. Mit Mühe behauptete der Biſchof von Chur ſeine alte Obergewalt vom Septimer bis an die Landquart. Zum Schutze der errungenen Rechte verbündeten ſich die Rhätier theilweiſe unter einander, theilweiſe mit den benachbarten Eidsgenoſſen. So entſtand im Jahre 1396 der Gotteshausbund. So hatte Glarus ſeit dem vier und zwanzigſten May 1400 mit dem jetzigen Grauen-Bunde ein durch muthige Waffen gegen Chur behauptetes Bündniß, „welches ſo lange „dauern ſoll, als Berg und Thal.“ Dieſe beyden Bundniſſe ſchwor nicht allein der Adel, ſondern auch das Volk. Vernünftige Oberherren ließen ſich in dieſen Verträgen in eine gewiſſe Gemeinſchaft mit ihren Unterthanen ein, und nahmen weislich ſelbſt Antheil an den Vortheilen und Verbindungen, die ſie nicht zu hindern im Stande waren. Doch war das Aufſtreben Rhätiens noch allzu ſchwach, und ſeine innern Verhältniſſe zu verworren, als daß ſie hier einer näheren Würdigung unterworfen werden könnten; aber auch den Rhätiern ſollte bald der Tag erſcheinen, wo unter dem Zauberrufe der Freyheit Alles umgeſtaltet wurde, und die letzten Spuren ſchimpflicher Knechtſchaft verſchwanden.

Achtes Kapitel.

Die Befreyung Appenzells.

1400 — 1412.

Appenzell.

Entschiedener, als Rhätien, erhob sich das Land Appenzell, um auf Leben und Tod für die Freyheit zu streiten. Etwa sechs Dörfer im Gebirge, die nie zuvor unter gleichem Nahmen vorgekommen, bildeten dieses Land. Aus Unzufriedenheit mit harten Amtleuten traten sie in einen Bund zusammen, der bald über alle Feinde siegreich war, in funf Jahren viele Schlachten schlug, viele große Banner, funf Städte, vier und sechzig Burgen eroberte, und den Schrecken seiner Waffen von der alten Kyburg bis in die Thäler der Etsch trug, der fast ohne Beystand sich behauptete, und bis auf diesen Tag besteht. Das Gebirg, in dem jene Dörfer sich finden, war schon in sehr alten Zeiten von freyen Männern bewohnt. Der Zins ihrer Güter und andere Nutzungen waren dem Stifte St. Gallen vergabet. Dem Fürst-Abte Cuno von Staufen glückte es, dieses Ländchen als Pfandschaft an das Kloster St. Gallen zu lösen, und so das ganze Bergland, dessen einer Theil schon früher Cuno's Stifte unterworfen war, in seine Gewalt zu bringen. Cuno war ein harter, strenger Mann, welcher die Furcht und nicht die Liebe der Unterthanen für die Hauptstütze seiner Herrschaft ansah. In seinem Sinne regierten auch seine Amtleute über Appenzell. Dem Lande raubten sie alle Freyheiten, drückten es durch neue, unerträgliche Steuern, schonten niemandes Glück und Ehre, und übten viel grausamen Muthwillen. Der Obervogt auf der Burg Schwendi legte auf die vorzüglichsten Producte des Landes, Milch, Butter und Käse, einen starken Zoll, und hielt zwey große Hunde, welche Jeden wüthend anfielen, der ohne Bezahlung dieses Zolles vorbey gehen wollte. Der

Vogt zu Appenzell, nicht zufrieden, daß er bey dem Todesfalle eines Leibeigenen nach einem alten, barbarischen Rechte aus der Verlassenschaft des Verstorbenen das beste Stück erhalten hatte, ließ das Grab öffnen, und das Kleid rauben, mit welchem arme Kinder den Leichnam des Vaters geschmückt hatten. So gewaltsam herrschten Cuno und seine Vögte; aber damahls war eine der Freyheit günstige Zeit, in welcher unbillige Fürsten den Völkern solche Mißhandlungen nicht ungestraft biethen durften. Die Appenzeller, ein starkes, kühnes, redliches Volk, lenksam durch Liebe, unbiegsam wider Gewalt, konnten sich nicht in den ungewohnten Druck finden. Sie machten fruchtlose Vorstellungen. Bald wagte mancher Biedere ein freyes Wort. Das Glück der Waldstätte stand leuchtend und ermunternd vor den Augen. Immer lebendiger wurde der Gedanke, daß der Appenzeller an Muth zur Behauptung seiner Freyheit keinem Volke weiche. Endlich traten die Gemeinden zusammen, und das ganze Land, wo sonst jedes Dorf einzeln für sich gelebt hatt, schloß einen Bund zur Erhaltung der Rechte wider den Mißbrauch der höchsten Gewalt. Man bemächtigte sich der Burgen, verjagte die Vögte, suchte und erwarb die Freundschaft und den Bund der Stadt St. Gallen, welche ebenfalls gerechte Ursache zum Mißvergnügen gegen den Abt hatte. — Das Stift St. Gallen war durch Spaltungen, unglückliche Kriege, Unordnung und Nachlässigkeit schon seit mehr, als hundert und zwanzig Jahren in große Schulden verfallen, es zählte neben dem Abte nur noch drey Mönche; in allen seinen Landen war Unzufriedenheit über die unweise Verwaltung des Abtes. Derselbe war unfähig, den Verbündeten sogleich bewaffneten Widerstand entgegen zu stellen. Er zog daher mit dem Convente und den Brüdern aus dem Kloster weg nach Weil, ein einziger Mönch blieb im Stifte, und der Gottesdienst nahm ein Ende. Nun begannen hinterlistige Unterhandlungen. Eine Art Rechtsspruch mehrerer mit dem Abte verbündeten Schwä-

bischen Reichsstädte lös'te den Bund zwischen St. Gallen und Appenzell. Die Stadt nahm diesen Spruch an, unwillig und standhaft verwarf ihn Appenzell. Hierauf suchte es ohne Erfolg den Bund der Eidsgenossen; dagegen empfing es gegen den Willen der übrigen Stände, die neuen Krieg mit Oesterreich besorgten, ein Landrecht mit Schwyz. Da mahnte der Abt seine Unterthanen und Bundesstädte. Den Appenzellern zogen die Schwyzer und zwey hundert Freywillige aus Glarus zu. Im acht und achtzigsten Jahre nach der Schlacht von Morgarten, 1403 nach Christo, im Anfange des May-Monathes rückten die Aebtischen Heere, die sich in St. Gallen gesammelt hatten, aus, zur Vertilgung der jungen Freyheit im Gebirge.

Schlacht am Speicher. Den funfzehnten May 1403.

Die Wachen der Appenzeller sahen auf den Höhen die heran ziehenden Scharen, und der Landsturm erging. Ungefähr zwey tausend Mann unter dem Anführer Jakob Hartsch eilten auf die Höhe Vögelinseck, nahe bey dem Dorfe Speicher, und besetzten mit Wachsamkeit die vortheilhaftesten Puncte. Vom Speicher herunter führt durch einen Hohlweg eine steinige, nicht allzu abschüssige, damahls auf beyden Seiten mit Waldung bewachsene Straße St. Gallen zu. Diese Straße wählte das Heer des Abtes. Mit der ersten Morgenröthe des funfzehnten May verließ es fünf tausend Mann stark die Stadt St. Gallen, und zog in langen Reihen ohne Vorsicht und Klugheit die Straße hinauf nach Vögelinseck. Der Wald zu beyden Seiten der Straße war mit zwey hundert Glarnern und drey hundert Schwyzern besetzt. Die Feinde ahndeten keine List. Ohne Widerstand kamen sie bis an das obere Ende des Hohlweges. Jetzt erst ließ ein Haufe von achtzig Appenzellern sich blicken, die, wie die Eidsgenossen bey Morgarten und Näfels, mit der gleichen, einfachen, durch die

Natur des Landes vorgeschriebenen Kriegskunst, durch Werfen und Schläudern den Feind zu verwirren, und zu verhindern suchten, daß er die Höhe nicht erreiche. In demselben Augenblicke wurde das Aebtische Heer auch von den auf beyden Seiten des Hohlweges verborgenen Schwyzern und Glarnern mit Erfolg angegriffen. Eifriger strebte nun die Reiterey, die den erlittenen Schaden mehr der nachtheiligen Gegend, als der Furchtbarkeit des Feindes zuschrieb, die Höhen zu gewinnen. Da trat plötzlich der ganze Schlachthaufe von Appenzell hinter den obersten Hügeln, die ihn bis dahin verborgen hatten, hervor, eine schöne Schar, stark beleibte, hoch gewachsene Hirten, von Jugend auf durch kühne Spiele und das Bekämpfen reißender Thiere an sicheres, behendes Schläudern und kräftiges Niederschlagen gewöhnt. Mit freudigem Trotze in den Gesichtern, voll Glaubens an ihre gerechte Sache, voll festen Vertrauens auf eine schützende Gottheit, traten sie auf den Kampfplatz. Jetzt erkannten die Reisigen die Kunst und Stärke ihrer Gegner, und bereuten zu spät ihre eigene Unvorsichtigkeit. Schnell beschlossen sie, die Schlacht in das Feld hinunter zu ziehen; denn in der Ebene hofften sie gewiß, durch Ueberzahl und Kunst die ungeübten Bergbewohner besiegen zu können. Darum riefen sie den Ihrigen mit lauter Stimme: „Zurück, zurück!“ Die Nächsten wichen in Ordnung, die Reisigen rückten nach; aber die Entfernteren, welche nur diese rückgängige Bewegung sahen, und hörten, wie Appenzell, Glarus und Schwyz von vorn und von beyden Seiten mit furchtbarem Feldgeschrey einbrachen, hielten jenen Ruf für eine Mahnung zur Flucht, und stürzten ohne Ordnung schreckenvoll hinab nach St. Gallen. Als die Reisigen das sahen, mochten auch sie, auf ihre eigene Rettung bedacht, den Streit nicht länger halten, und flohen in wilder Zerstreuung, viele mit Wegwerfung der Waffen. Die siegreichen Appenzeller erschlugen fliehende Feinde bis vor die Thore von St. Gallen. Manche, vom Kriegsfeuer hingerissen, würden

es gewagt haben, die durch den Verlust der Schlacht und den Tod ihrer beyden Bürgermeister verwirrte Stadt plötzlich einzunehmen; allein die weiseren Führer, welche die Schwierigkeit und selbst im Falle des Gelingens den offenbaren Schaden einer solchen Unternehmung erkannten, gaben das Zeichen zum Abbruche der Schlacht. Da ließ das Volk gehorsam die Waffen ruhen, und zog freudig hinauf in sein gerettetes Land. Auf der Wahlstatt fielen sie nieder, und dankten dem Herrn; weil sie gewürdigt worden waren, die erste Schlacht für ihr Vaterland fast ohne Verlust glorreich zu vollbringen.

Oesterreich gegen Appenzell. 1404.

Die Appenzeller zweifelten nicht, daß Abt Cuno den Krieg mit aller Macht fortsetzen werde; darum hielten sie es für das Beste, das Glück des Augenblickes zu benutzen, und dem Abte und dem Adel mit unaufhörlicher Fehde keine Ruhe zu lassen. Sie brachen die Burgen in ihrem Lande, daß sich kein Gegner in denselben fest setzen könne, verschanzten ihre Pässe, und thaten unaufhörliche Streifzüge in die anstoßenden Landschaften. Allen Gegenden, die sie eroberten, schenkten sie vollkommene Freyheit, und stärkten so ihre eigene Macht; aber sie erregten auch die gerechte Besorgniß des umliegenden Adels, der durch sie alle seine Unterthanen zu verlieren fürchtete. Die Schwäbischen Reichsstädte, welche durch die Streifzüge der Appenzeller die Sicherheit ihres Handels gestört sahen, lagen dem Abte an, Frieden zu machen; als er diesen verwarf, söhnten sie sich ohne ihn mit den Appenzellern aus, und St. Gallen trat wieder mit denselben in einen Bund. Der Abt beharrte dessen ungeachtet auf seinem Sinne, hob zum zweyten Mahle sein Hoflager und den Gottesdienst im Kloster zu St. Gallen auf, und entfloh nach Weil. Von dort aus suchte er, durch den ganzen Adel des Thurgaues unterstützt, den Herzog Friederich von Oesterreich aufzuregen

daß er Appenzell, welches eine zweyte Schweiz zu werden drohe, in seinen ersten Keimen ersticke, und als das Haupt der edeln Ritterschaft nicht zugebe, daß durch geringe Bauern das Verderben derselben, ja der Umsturz seiner eigenen Macht bewirkt werde. Durch diese Vorstellungen und vielleicht noch mehr durch die angenehme Hoffnung bewogen, nach dem alten Wunsche seines Hauses die Kastvogtey über das reiche Kloster St. Gallen zu bekommen, erklärte Friederich, daß er nächstens zu Felde ziehen werde, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Von da an faßte Abt Cuno neue, zuversichtliche Hoffnung des Sieges, und der gereizte Adel frohlockte über den bald anbrechenden Tag der Rache.

Graf Rudolf von Werdenberg. 1404.

In dieser Zeit kam Graf Rudolf von Werdenberg, der Sprößling eines alten, mächtigen Geschlechtes, in das Land Appenzell, und begehrte vor der Landsgemeinde ein freyer Landmann zu werden; weil ihm Oesterreichs Ländergier zum Danke für vieljährige Dienste kurz zuvor seine Besitzungen Rhein-Thal und Werdenberg entrissen hatte. Schon lange war Rudolf den Appenzellern als ein kluger, unerschrockener und kriegserfahrener Ritter bekannt gewesen; aber das wollte man ihm kaum glauben, daß er sich in die einfache Art des Landes werde finden können. Man redete mit ihm frey und offen. Rudolf bestand fest auf seinem Sinne. So gab man ihm denn den Handschlag, und sie schwuren einander. Von dem an legte der Graf die Rüstung und die Ritterzeichen und die Pracht seines Standes von sich, und kleidete sich in einen leinernen Kittel, wie einer der Hirten. Nun faßten die Landleute, deren Sitten er ehrte, eine herzliche Liebe zu ihm, die mit jedem Tage wuchs, so daß sie ihn zuletzt zum obersten Hauptmanne ihres Landes erwählten. Mittlerweile hatte Oesterreich seine Rüstungen vollendet.

Schlacht am Stoß. Den siebzehnten Brachmonath 1405.

Friederichs Heer kam über den Arlenberg nach Arbon. Hier theilte er dasselbe in zwey Haufen. An der Spitze des kleineren wollte Friederich selbst gegen St. Gallen ziehen. Der größere sollte vom Rhein-Thale her das Gebirge besteigen, den Appenzellern, wenn sie sich, wie zu vermuthen war, am Speicher sammelten, über Gaiß in den Rücken fallen, und ihr Land einnehmen. Der Plan war wohl angelegt, und würde vielleicht gelungen seyn; wenn er nicht vom Landvolke, das den Appenzellern günstig war, diesen wäre verrathen worden. Der Morgen des Schlachttages brach an. Der Tag war trübe. Es regnete bald. Der zweyte Oesterreichische Heerhaufe zog von Altstätten hinauf. An der Landwehr fand er keinen Widerstand. Zwey hundert Bogenschützen eilten voran, zerrissen mit Mühe die Schanze, so daß nur wenige Mann neben einander durch die Oeffnung ziehen konnten. Von dort stieg das ganze Heer mit Beschwerlichkeit hinauf bis an den Stoß. Der kurze, glatte Rasen des Alpenbodens, vom Regen schlüpfrig, erlaubte ihnen keine festen Schritte zu thun; sie mußten sich, um vorwärts zu kommen, der Lanzen gleich Stöcken bedienen. Als sie schon eine bedeutende Höhe erstiegen hatten, zeigten sich einige hundert Appenzeller, Glarner und Schwyzer, welche Steine und Holzblöcke auf die Heransteigenden herab rollten. Wer nicht gelähmt wurde, drang vorwärts; aber die kriegerische Ordnung konnte nicht mehr beobachtet werden. Die Oesterreicher hatten beynahe die oberste Höhe erreicht, als die ganze Schlachtordnung der Appenzeller sich zeigte. Die Oesterreichischen Schützen spannten ihre Bogen vergebens; denn die Sehnen waren naß. Jetzt gab Graf Rudolf das Zeichen zum Angriffe. Er selbst und alle Appenzeller gingen, um desto fester auftreten zu können, barfuß, und stürzten sich so mit Nachdruck auf den Feind. Der Widerstand der Oesterreicher, welche genug Mühe hatten, sich

auf den Füßen zu halten, war schwach und kurz, um so kürzer; weil auf einer nahen Anhöhe eine zweyte Schar Appenzeller sich zeigte, die dem Feinde in den Rücken zu fallen drohte. Es waren zwar nur Weiber, aber diese starken, mannhaften Töchter der Alpen hatten den Entschluß gefaßt, im nöthigen Falle die Männer zu unterstützen, und, um das Oesterreichische Heer zu täuschen, hatten sie weiße Hemden gleich Hirtenkitteln über ihre Kleider angezogen. Wer sich von den Oesterreichern retten konnte, rettete sich eiligst. Viele fielen schon hier. Größeres Unglück wartete des geschlagenen Heeres an der Schanze. Weil diese nicht genug aufgerissen war, so sah es sich daselbst wie in einem Netze gefangen. Hunderte fielen, ehe die Schanze in der Verzweifelung niedergeworfen wurde, und nach sechsstündigem Kampfe die wilde Flucht ins Rhein-Thal geschah. Nachdem die Appenzeller den Feind vertrieben hatten, sammelte sie sich wieder am Stoß, bekannten mit Freuden, daß Gott mit seinem Regen für sie gestritten habe, fielen nieder, und sagten dem Herren Lob für den Sieg.

Tapferkeit Ulrichs Rotach. 1405.

Einen Beweis erstaunenswürdiger Tapferkeit hatte in dieser Schlacht Ulrich Rotach, ein Landmann von Appenzell, gegeben. Er war in der Hitze des Streites unter die Feinde gerathen, und wurde von zwölfen umringt. Er, mit seiner Hellebarte bewaffnet, stellte sich mit dem Rücken an eine Viehhürde, erschlug fünf Feinde, und vertheidigte sich gegen die andern siegreich, bis einige von hinten in die Hütte drangen, und sie in den Brand steckten. Wider Flammen hilft kein Muth. Ulrich Rotach starb durch diese, damit niemand sich rühmen möge, er habe sich ihm überwunden ergeben. So stritten die Schweizer alter Zeit; auch wenn sie einzeln waren, und ihr Leben sichtbar opfern mußten. Dieser freudige Kriegesmuth war es, der die Freyheit gründete und erhielt, welche

wir nicht mehr unsern Verdiensten, sondern der Milde oder der wechselseitigen Eifersucht unserer Nachbarvölker verdanken.

Treffen am Hauptlis-Berge. Den siebzehnten Brachmonath 1405.

Mittlerweile war Herzog Friederich mit seiner Heeresabtheilung mit großem Jubel und Glanze, Alles vor sich her verwüstend, bis vor die Thore von St. Gallen gekommen; er fand aber die Mauern zu hoch und zu fest, die tapfern Bürger zu wachsam, und weil er auf keine Belagerung gerüstet war: so mußte er sich nach einigen fruchtlosen Drohungen gegen Arbon zurück ziehen. Vier hundert St. Galler eilten ihm auf dem Rucken der Hügel, die sich von St. Gallen gegen Arbon erstrecken, nach, ohne daß er sie sah oder vermuthete; weil er mit seinen Rittern, sey es aus Unkunde des Krieges, sey es aus thörichter Sicherheit und Verachtung des Feindes, ohne Vorsicht, ohne Ordnung dahin zog. Am Hauptlis-Berge fielen plötzlich jene vier hundert St. Galler, in kleine Rotten getheilt, in die unordentlich und vereinzelt am Fuße des Berges vorbey ziehenden Oesterreicher, erschlugen manchen, und benutzten den Fehler der Feinde aufs Beste. So bald Friederich an einem zum Schlagen günstigen Orte angekommen war, stellte er seine Schar in Ordnung, schlug Ritter, und both jenen Streifern den Streit an. Lang harrte er vergebens; sie waren weder so thöricht, noch so kühn, ihre vortheilhafte Stellung zu verlassen. Schon neigte sich der Tag. Friederich wußte seine Gegner von ihren Höhen nicht zu vertreiben, oder wagte es nicht, unwillig warfen seine neuen Ritter ihre Ehrenzeichen von sich, der Herzog mußte beschämt seinen Zug weiter wenden. Jene vier hundert folgten ihm abermahls, und erhaschten so viel Vortheil, als die Gegend und Friederichs schlechte Ordnung ihnen zuließ. Die Verfolgung endete erst vor den Thoren von Arbon. Das Banner der Stadt Schaffhausen war verloren, viele edle

Ritter waren ungerächet gefallen. Zu Arbon erhielt Friederich die Nachricht von der verlorenen Schlacht am Stoß.

Gefecht an der Wolfshalde. 1405.

Friederich war dieses Krieges herzlich müde, und wäre gern wieder in sein Land zurück gekehrt; wenn er nur Einen, obschon geringen Vortheil über die Appenzeller hätte davon tragen können. Er wußte wohl, daß auch das Unbedeutendste von seinen schmeichlerischen Hofleuten als ein herrlicher Sieg würde gepriesen werden. Zu diesem Ende hin, ließ er sich eine List gefallen. Es wurde ausgestreut, sein Heer gehe nach dem Tirol zurück. Die Schiffe zur Ueberfahrt am Boden-See wurden gerüstet; das Heer aber war angewiesen, sich, wenn es in das nahe am See und am Fuße der Appenzeller-Gebirge liegende Dorf Thal gekommen wäre, plötzlich zu wenden, und das Land Appenzell zu überfallen, einzunehmen, oder doch einen Theil desselben zu verwüsten. Auch dieser Anschlag wurde den Bedrohten entdeckt. Als die Oesterreicher an den bestimmten Ort gekommen waren, eilten sie die Wolfshalde hinauf. Ordnung hielten sie thörichter Weise wiederum nicht; weil sie sich sicher glaubten. Unversehens werden sie mit lautem Geschrey angefallen; doch verlieren sie den Muth nicht, ordnen sich schnell, wie Leute, die des Krieges gewohnt sind, fassen bey der Kirche und auf dem Kirchhofe eine günstige Stellung, und leisten entschlossenen Widerstand. Sie machen den Appenzellern den Sieg schwer. Nur mit großem Verluste gelingt es diesen, die Oesterreicher zum Weichen zu bringen; aber als ein Mahl die Flucht ihren Anfang genommen hatte, fielen für jeden erschlagenen Appenzeller wenigstens zehn Feinde. Der Herzog sah seine Scharen aufgelöst, zum Theil ohne Banner, ohne Waffen die Wolfshalde hinunter fliehen, er verwünschte diesen Krieg, und ging über den Rhein nach dem Tirol zurück.

Der Krieg. 1405 — 1408.

Nach diesen Siegen erneuerten die Appenzeller und St. Galler ihr Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung wider alle Feinde auf neun Jahre. Da suchte sich, wer immer nur konnte, mit ihnen auszusöhnen. Den Städten und einigen Ländern gaben sie den Frieden; aber an dem Herzoge und dem Adel gedachten sie weitere Rache zu nehmen. Sie zogen 1405 ins Rhein-Thal, brachen die Burgen, und empfingen von dem Lande den Eid der Treue. Dann durchstreiften sie die Herrschaften Sax und Sargans, und erwarben ihrem Hauptmanne, dem Grafen Rudolf von Werdenberg, das ihm von Oesterreich entrissene Erbe seiner Väter, mit der Kraft ihres Armes wieder. Nachher demüthigten sie in dem Treffen bey Zilschlacht den Stolz des Thurgauischen Adels, und zerstörten hierauf viele seiner Sitze. Dann wollten sie gegen Schwyz, das ihnen in ihrer Noth Hülfe geleistet hatte, Dankbarkeit üben, zogen in die untere March am Zürich-See, eroberten dieselbe, und gaben sie Schwyz zum Geschenke, von welchem sie fortan als ein Unterthanenland fast vier hundert Jahre lang beherrscht wurde. Mit der genommenen Rache noch nicht zufrieden, griffen sie im folgenden Feldzuge (1406) mit Blitzesschnelle um sich. Es gereute jetzt den Grafen von Montfort auf Bregenz, daß er den Herzogen von Oesterreich wider seinen Vetter Rudolf von Werdenberg beygestanden; denn sein Land, der Bregenzer-Wald, schwur zu Appenzell, und der Graf machte nun selbst die bittere Erfahrung, was es heiße, seiner Besitzungen beraubt zu seyn. Auch die Herzoge von Oesterreich empfanden schmerzlich den Einfall des Gebirgsvolkes in ihre Herrschaften. Feldkirch, Pludenz, Prättigau, Montafun, Hohenems, der größte Theil von Tirol ging im Umsehen verloren. Das Glück leitete die Schritte der Appenzeller. Bloß dadurch, daß sie dem Volke seine

Freyheit anbothen, eroberten sie ganze Landschaften ohne Widerstand. Die Herzoge von Oesterreich wagten es sogar nicht einmahl, kräftige Gegenwehr zu leisten; weil sie ihr eigenes, durch die Begierde nach Freyheit begeistertes Volk nicht zu den Waffen rufen durften, ohne zu fürchten, daß es den Feinden mehr, als den Herren zu nutzen werde. Ihre Söldner hielten den Kampf gegen die Söhne der Freyheit nicht aus, und die rohen wilden Scharen, welche die Herzoge aus den fernen Landen des Osten herbey zogen, dienten nur dazu, durch ihre Ausschweifungen das Verderben des Landes und den Unwillen des Volkes zu mehren, oder durch ihre Niederlagen den Ruhm der Sieger zu erhöhen. Mit etwas mehr Unternehmungsgeist und kräftiger Unterstützung der Eidsgenossen hätten die Appenzeller wahrscheinlich das ganze Gebirge befreyen, und den Deutschen den Zugang nach Italien verschließen können. Aber die Appenzeller, mit dem Siegesruhme zufrieden, und durch untrügliche Nachrichten vor einer Gefahr, die ihnen im Rücken drohe, gewarnt, eilten wieder nach Hause, und statt für die Erhaltung ihrer Eroberungen zu sorgen, zogen sie vor das Städtchen Weil, um den gedemüthigten Abt Cuno zu zwingen, seinen Sitz wieder in St. Gallen aufzuschlagen. Mit den ersten Tagen des Frühlings im Jahre 1407 durchstreiften sie verheerend den Thurgau und die Grafschaft Kyburg. Nur ihre Unerfahrenheit in der Belagerungskunst rettete Constanz, nur eine Zürcherische Besatzung Winterthur. Das Jahr verging. Die Witterung wurde rauh und kalt. Die Appenzeller hielten noch keine Ruhe. Mit dem Belagerungszeuge von St. Gallen versehen, legten sie sich in der ungünstigsten Jahrszeit, den achten Christmonath 1407, vor die Stadt Bregenz.

Belagerung und Schlacht von Bregenz. Vom achten Christmonath 1407 bis zum dreyzehnten Januar 1408.

Diese Stadt am Boden-See lag fest und bequem genug, um eine lange Belagerung auszuhalten. Die Jahrszeit und die Witterung, verbunden mit der Unerfahrenheit der Appenzeller, erleichterten den Widerstand. Am eilften Christmonath wurde der Winter so strenge, daß der Zürich-See zufror; bald darauf trat Thauwetter ein, daß alle Flüsse anschwollen, und der Rhein-Strom große Ueberschwemmungen bildete. Alle diese Unbequemlichkeiten hinderten die Belagerer; ermüdeten sie aber nicht. Indessen hatten die benachbarten Fürsten, Grafen und Herren, welche, obschon sie nie unter den Feinden der Appenzeller gewesen, dennoch von den weitern Fortschritten dieses Volkes Alles zu fürchten Ursache hatten, mit einander einen engen Bund zum Entsatze von Bregenz geschlossen. Schnell zogen sie acht tausend Mann zusammen, und versuchten, die Belagerer zu überfallen. Ein dichter Nebel der am dreyzehnten Januar 1408 die Ufer des Boden-Sees bedeckte, begünstigte das Unternehmen. Die St. Galler und Appenzeller hatten zwar von demselben Kunde erhalten; aber den Tag und die Stunde des Angriffes wußten sie nicht, während ihr eigenes, vom Nebel verborgenes Lager den anrückenden Feinden durch ein Weib verrathen wurde. So bald der Angriff geschehen war, faßten die Appenzeller eine Stellung, so gut es die Gegend gestattete; aber auf diesem flachen Grunde verstand der Feind seine Uebermacht zu gebrauchen, und seine zahlreiche Reiterey griff so gewaltig an, daß die Appenzeller nicht lange widerstanden. Sie verloren ihren Anführer, Conrad Kupferschmid von Schwyz, ihre Landesfahne, ihr Lager mit allem Gezeuge und beynahe hundert Mann; doch zogen sie sich so entschlossen und fest geordnet zurück, daß der Feind, mit seinem Siege zufrieden, sie nicht zu verfolgen wagte.

Friede. Appenzell wird frey. 1408.

Sie selbst wurden durch diesen Ueberfall zum Frieden geneigt. Sie verglichen sich mit dem Adel und mit dem Abte, der seine Gefälle wieder bekam; aber die Freyheit der Appenzeller anerkennen mußte, dagegen wurden ihre Bündnisse mit vielen benachbarten Oesterreichischen Landschaften aufgelöst, und nachdem Herzog Friederich von Oesterreich seine verlorenen Besitzungen schnell wieder eingenommen hatte, so erlosch auch der Krieg gegen ihn.

Appenzell erhält das Eidsgenössische Landrecht. 1411.

Von dieser Zeit an schränkten sich die Appenzeller auf die Vertheidigung ihres eigenen Landes ein. Sie suchten, dasselbe durch Bündnisse mit benachbarten, mächtigen Herren, noch mehr aber dadurch zu sichern, daß die acht alten Orte der Eidsgenossenschaft sie unter gewissen, beschränkenden Bedingungen zwar nicht zu einem Cantone, aber doch auf ewig zu ihren Bürgern und Landleuten annahmen. Diese Bedingungen sollten verhüthen, daß nicht die Eidsgenossenschaft durch die Hitze und Reizbarkeit der Appenzeller in unnöthige Kriege verwickelt werde. Deßnahen mußten die Appenzeller versprechen, nie ohne den Willen der Eidsgenossen die Waffen zu ergreifen, der Schweiz in ihren Kriegen mit aller Macht und auf eigene Kosten zuzuziehen, sich, wenn sie selbst Kriege führen müßten, mit jeder Eidsgenössischen Hülfe zu begnügen, und dieselbe zu besolden; dabey behielten sich die Eidsgenossen noch vor, die Artikel dieses Bundes nach ihrem Gutdünken mehren oder mindern zu können.

Der funfzigjährige Friede mit Oesterreich. Den acht und zwanzigsten May 1412.

Der zwanzigjährige Friede mit Oesterreich lief zu Ende, und die Eidsgenossen konnten ohne Furcht dem Ausbruche

eines neuen Krieges entgegen sehen; denn ihre Freyheit und Ruhe waren fest gegründet, und Oesterreichs ehemahlige Uebermacht in Helvetien war nicht mehr. Allenthalben rings umher war Zerrüttung, in Deutschland, im Norden, in Frankreich, in Spanien, in Italien, am meisten in der Kirche. Nur die Eidsgenossenschaft war ruhig und geordnet. Appenzell mit Ruhme gekrönt; Uri im Gotthard gewaltig; Schwyz durch Kühnheit furchtbar; Zug beruhigt; Glarus eben so gerecht, als unerschrocken; Unterwalden in den gleichen Sitten, wie an dem Tage, als es den Grafen Otto von Straßberg schlug; Luzern, Zürich, Bern an Mauern, Thürmen, Bürgern, Ausbürgern und Unterthanen durch Wachsamkeit und Muth im Frieden und Kriege blühend, stark, gefürchtet und geehrt; alle herzhaft zum Angriffe, siegreich in der Schlacht. Die Kriege der Fürsten wurden damahls von unbehülflicher, schwerer Reiterey und schlechtem Fußvolke geführt. Nur die Eidsgenossen kannten zu jener Zeit den Krieg besser. Unsere Väter, durch ihre Armuth und die Lage des Landes gezwungen, mußten zu Fuße fechten, und weil die Feinde mehr Volk hatten, so mußten sie auf jeden Vortheil aufmerksam seyn, Entschlossenheit im Angriffe, unerschütterliche Standhaftigkeit im Kampfe zeigen, und durch rege Bewegsamkeit die unbehülfliche Menge der Feinde schlagen. So war die Eidsgenossenschaft, gerüstet auf Alles, als der zwanzigjährige Friede zu Ende ging. Herzog Friederich von Oesterreich wünschte die Verlängerung desselben. Den acht und zwanzigsten May 1412 mußte er den acht alten Orten der Eidsgenossenschaft und ihren Bundesgenossen zu Solothurn und Appenzell den Besitz aller Eroberungen, die sie inne hatten, und andere Vortheile auf funfzig Jahre bestätigen. Etwa hundert Jahre nachdem Oesterreich mit Uebermuth und Stolz den Kampf gegen die Freyheit der Eidsgenossen begonnen hatte, war die Oberhand für die letztern so entschieden, daß Herzog Friederich froh seyn mußte, einen so nachtheiligen

Frieden schließen zu können. — Das war so gekommen, weil damahls noch in der Eidsgenossenschaft Jeder nicht nur auf seinen Nutzen, sondern auf den Vortheil Aller sah, und weil Jeder die Pflichten treu erfüllte, die der ewige Bund ihm auferlegte. So lange dieser Geist die Eidsgenossenschaft belebte, so lange konnte ihre Freyheit weder durch die List, noch durch die Gewalt benachbarter Mächte vernichtet werden!

Des zweyten Haupttheiles zweyte Unterabtheilung.

Unterthanen und Bürgerkriege.

1414 — 1450.

Erstes Kapitel.

Ueberblick.

1414 — 1450.

Wir haben die Schweiz, nachdem ihre ursprüngliche Freyheit unterdrückt war, in der Gewalt fremder Völker gesehen, wie haben ihr allmähliches Wiederaufleben mitgefeyert, und zunächst die Kraft und das Glück bewundert, mit denen sie sich gegen mächtige Herrscher behauptete. Aber eben dieses Glück entwickelte nach und nach Abweichungen von dem ersten edeln Grundsatze des Bundes, keine Unterthanen, sondern viele Freunde zu haben. Wir haben diese Abweichung schon lange bey den Städten gesehen, wenn sie Herrschaften kauften oder eroberten; wir haben sie bey Schwyz und Uri bemerkt, als sie Livenen, die March und das Eschenthal erhielten, und wir werden sie noch deutlicher bey der Beschreibung der folgenden Begebenheiten erblicken. Allein aus dieser Verirrung von dem ursprünglichen Geiste des Bundes erzeugte sich, als gerechte Nemesis, jener gefährliche Ausbruch innerer Fehde, mit dessen Erzählung dieser gegen-

wärtige Abschnitt sich schließen, oder richtiger hauptsächlich beschäftigen muß. Die bedeutenden Vergrößerungen einzelner Cantone weckten den Neid der übrigen, während jene mit äußerster Kraft und Anstrengung das Erworbene zu erhalten und zu vermehren suchten. Nur bey dem biederen Urner-Volke hatte sich jener vaterländische Geist erhalten, der im Jahre 1410 nach Eroberung des Eschen-Thales die Zürcher sprechen ließ: „Euch zum Beystande, liebe Eidsge-„nossen, sind wir treu und gern über den Gotthard gezogen, „und bereit, noch mehr für Euch zu thun. Ueber ein Land „aber, welches fern von uns ist, fremde Sprache, andere „Rechte hat, über so ein Land herrschen zu wollen, scheint „uns nicht geziemend. Nehmet ihr es hin, Ihr wohnet „näher; seyd also Ihr Regenten daselbst!“ So sprach Zürich, und obschon es keinen Theil am Eschen-Thale begehrte; leuchteten dennoch die vier hundert Mann, die es den Eidsgenossen zu Hülfe geschickt, an Muth und Manns-zucht vor allen hervor. Weil die gesammte Eidsgenossenschaft zu dieser Zeit keinen ihrer Nachbarn als Feind zu fürchten hatte, und an eine Vereinigung Aller zur Unterdrückung des Bundes nicht zu denken war: so verlor sich allmählich das Gefühl dessen, was man den Bundesbrüdern schuldig sey; es verlor sich zugleich mit der Gefahr das dankbare Andenken an die empfangene Hülfe; es verlor sich der Gedanke, daß man ihrer noch ein Mahl bedürfen könnte. Alle Bande brüderlicher Liebe erschlafften, oder lös'ten sich um so eher, da die Eidsgenossen noch durch keine frühere Erfahrung gewarnt waren, die sie vielleicht besser, als ihre Enkel benutzt haben würden, und an die Stelle des Eidsgenössischen Sinnes traten Eitelkeit, Eigennutz und Selbstsucht. Wenn auch schon die Vorsteher der einzelnen Cantone die Habsucht, den Ehrgeiz und die persönliche Feindschaft nicht kannten; so hielten sie es doch für reine Vaterlandsliebe, ihren Canton ohne Rücksicht auf die andern zu vergrößern; und wenn vollends

die eben genannten Leidenschaften mitwirkten, so gaben jene Männer diese Vergrößerungssucht nicht auf, auch wenn die Eintracht, ja die Fortdauer der Eidsgenossenschaft dabey gefährdet war. So kam es nach und nach dahin, daß im Jahre 1436 Zürich mit Oesterreich und zuletzt mit Frankreich im Bunde gegen die Eidsgenossen und diese wider ihr Vorort vierzehn Jahre lang mit äußerster Anstrengung und Wuth stritten; ein Kampf voller Gräuelscenen, welche alle Völker mit Abscheu vor bürgerlichen Kriegen erfüllen sollten.

Zweytes Kapitel.

Die Eroberung des Aargau.

1414 — 1418.

Das Concilium zu Constanz. 1414 — 1418.

In der Christlichen Kirche war schon seit Langem große Unordnung, Verwirrung, Trennung. Der Clerus, ehemahls durch Thätigkeit und Kenntnisse ausgezeichnet, versank, seit dem ihm ein allzu großer Besitz von Macht und Reichthum zu Theile geworden war, immer mehr in Trägheit und Unwissenheit; so daß er meisten Theils den Laien nicht mehr vorleuchtete, oft noch hinter ihnen zurück stand. Aus der Trägheit und Unwissenheit entwickelte sich allmählich eine schamlose Verdorbenheit der Sitten, die bey hohen und niedern Clerikern einen unglaublichen Grad erreichte, in welcher der Päpstliche Stuhl mit seinem Beyspiele voranging. Anfangs glaubte die Priesterschaft doch noch, sich einigen Zwang anzuthun, und ihr unwürdiges Spiel mit scheinheiliger Häucheley verdecken zu müssen; allein Gewohnheit macht kühn, auch schien das Volk zu ungebildet und zu sehr an blinden Glauben und tiefe Ehrfurcht gewöhnt, als daß es die Män-

gel hätte bemerken oder tadeln sollen, und gegen die wenigen Scharfsichtigeren oder Kühneren, glaubte man, durch das gewaltige fest gegründete Ansehen des Clerus und die gefürchteten Bannstrahlen sich sichern zu können. So wurde die Priesterschaft bey ihrer Sittenlosigkeit immer verwegener und unvorsichtiger, und beobachtete, im Besitze alles Ansehens und alles Reichthumes, auf den Volksglauben trauend, kaum noch die Regeln der gemeinsten Klugheit, bis endlich auch das Volk, in manchen Stücken klar zu sehen, und ungescheut zu tadeln, begann. Je mehr sich unter dem letzteren durch mannigfaltige Ursachen eine gewisse Aufklärung verbreitete, desto unangenehmer mußte ihm die Unwissenheit der Mehrzahl seiner Geistlichen und ihr sittliches Bestreben, auch das Volk in Unwissenheit zu erhalten, auffallen. Je richtigere Begriffe es von der Würde des Christlichen Hirtenamtes erhielt, desto widriger mußte ihm die Verdorbenheit seines ganzen Clerus, am widrigsten die Sittenlosigkeit des so genannten Heiligen Vaters mit seinem Hofe erscheinen. Diese großen Uebel verschlimmerten sich noch durch eine gefährliche Trennung in der äußerlichen Regierung der Kirche. Durch streitige Wahlen waren zuerst zwey und nachher drey gleichzeitige Päpste entstanden, von denen jeder sich rühmte, der rechte Beherrscher der Gläubigen und der wahre Statthalter Gottes auf Erden zu seyn. In diesem funfzigjährigen Schisma wurde erst die Verwirrung aller Orten unbeschreiblich. Oft gab es blutige Streitigkeiten, wenn an die gleiche Kirche zwey bis drey Geistliche, jeder von einem andern Papste gesetzt wurden. Die Gegenpäpste selbst deckten sich wechselseitig ihre Schande auf, fluchten ihren Gegnern und ihrem Anhange, verdammten Jeden, der sich nicht auf ihre Seite schlug, als ein Kind der Finsterniß zu den ewigen Flammen, und dann bothen sie wieder der Christenheit ihren Segen und ihre Dienste an. Dadurch machten sich die Oberhäupter der Kirche vor allem Volke verächtlich. Sie selbst vernichteten die Begriffe von der Päpstli-

chen Heiligkeit, und verletzten zugleich unheilbar die Grundlage des damahligen Christenglaubens. Fromme Menschen sahen sich der Ruhe ihres Lebens und selbst des Friedens auf ihrem Todbette beraubt; weil sie nicht wußten, wer eigentlich der oberste Seelsorger sey, an wen man sich in kirchlichen Angelegenheiten zu halten, bey wem Ablaß und Verzeihung der Sünden zu suchen habe. Bösewichter aber fanden alle Schranken der Ordnung und Sittlichkeit gebrochen; weil man für jedes Verbrechen bey irgend einem Papste leichte Verzeihung fand, wenn man sich nur entschließen konnte, seinen Anhang zu vermehren, und seine Gegner zu verwerfen. Auf den Thronen, in den Hütten geschahen in dieser Zeit grausenvolle Verbrechen. Ganz Europa war mit Gewaltthat, Mord, Raub, Unordnung und Sittenlosigkeit erfüllt. Es verschwand bey Vielen der letzte Funke der Achtung für die Geistlichkeit, und, was noch schlimmer war, für die Religion selbst. So wurde auf vielen Wegen das Ansehen der herrschenden Kirche von denen selbst untergraben, die es zu erhalten berufen waren. Diesem bisherigen Ansehen trotzte von nun an bey den Einen der Unglaube, bey den Andern schwärmerische Andacht. Lehrer mit zahlreichem Anhange drohten, sich von der Kirche zu trennen, und wenn es dieser gelang, Einen zu unterdrücken, so lebten Andere aus seiner Asche auf. Die Gefahr für die Hierarchie wurde so groß; daß man auf durchdringende Mittel zu ihrer Rettung denken mußte. Viele rechtschaffene und gelehrte Männer, Freunde der Kirche, redeten in Wort und Schrift mit großem Eifer gegen ihre Verunstaltung. Aus allen Gegenden des Abendlandes ertönte der einstimmige Ruf zu schleuniger Verbesserung. Eine allgemeine Europäische Kirchenversammlung schien, das einzige Rettungsmittel zu seyn. Siegmund Kaiser der Deutschen, erster Fürst der Christenheit, schrieb dieselbe aus. Zu Constanz trat sie im Jahre 1414 zusammen. Prachtvoll und feyerlich, glänzend und zahlreich an geistlichen und weltlichen

Häuptern. Aus Italien, Frankreich, Deutschland, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Pohlen, Hungarn, Böhmen und von Constantinopel sogar sammelten sich in die genannte Stadt Gesandte von Kaisern, Königen, Fürsten, Städten, Kirchen und hohen Schulen. Drey hundert sechs und vierzig Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, fünf hundert und vier Prälaten, Doctoren und Magister der freyen Künste und Wissenschaften, sechszehn hundert Fürsten, Grafen, Ritter und Herren, ein Kaiser und ein Papst strömten da zusammen, und die Zahl aller Fremden, welche Neugier, Gewinnsucht, Genuß mannigfaltiger Vergnügungen, Hang zu Ausschweifungen oder auch weiser Beobachtungsgeist zu einem Schauspiele, das weder sie, noch ihre Väter und Vorväter jemals erlebt, hingezogen hatte, soll öfters bis auf hundert tausend gestiegen seyn. Die Großen wetteiferten auf Kosten der von ihren Vorfahren lang gesammelten Schätze, vor dieser Versammlung von ganz Europa durch prächtige Rüstungen, Kleider, Pferde, ein zahlreiches Gefolge und verschwenderische Feste zu glänzen. Die gelehrten Prälaten rüsteten sich, durch Weisheit und Beredsamkeit vor der ganzen Christlichen Kirche Lob und Ruhm einzuernten. Europa war in gespannter Erwartung. Von dieser Versammlung, oder nie hofften die Wohldenkenden Verbesserung der Kirche, während die Freunde Päpstlicher Obergewalt auf listige Anstalten dachten, einer eigentlichen Verbesserung auszuweichen. Es täuschten sich die ersteren beynahe vollkommen, die letzteren begünstigten gegen ihren Willen den späteren Ausbruch der Reformation.

Papst Johann XXII. und Herzog Friedrich von Oesterreich. 1415.

Kaiser Siegmund hatte es nach langen Bemühungen dahin gebracht, daß Johann **XXII.**, einer der drey Gegenpäpste, auf dem Concilium erschien. Johann lebte nähmlich der Hoff-

nung, daß das Concilium seine Gegner absetzen, und ihn zur Belohnung seiner persönlichen Anwesenheit zum alleinigen Papste erklären werde. Darin war das Concilium mit dem Papste einig, daß zur Wiederherstellung der Kirche das Daseyn eines Oberhauptes der Christenheit nöthig sey; dagegen ging die Meinung der Versammlung dahin, man müsse, um Ruhe zu gewinnen, zuvorderst alle drey Päpste entsetzen, und erst, wenn die Kirche wieder einiger Maßen geordnet sey, einen neuen Nachfolger Petri ernennen. Als diese Erklärung gegeben war, hielt Johann die Reise nach Constanz für die größte Thorheit seines Lebens. Wäre er noch frey in Italien gewesen, er hätte einen bedeutenden Anhang behalten, und die Beschlüsse des Conciliums verlacht; jetzt hingegen mußte er die Abdankungs-Formel beschwören, und es blieb ihm nicht einmahl die Hoffnung, durch eine neue Wahl des Concilium wieder zur alten Würde erhoben zu werden. Er wich der Nothwendigkeit; aber in seinem Herzen behielt er es sich vor, der Erfüllung seines Versprechens, wo immer möglich, auszuweichen. Vor allen Dingen beschloß er, einen Versuch zur Trennung des Concilium zu machen. Er glaubte, dieß am besten durch seine Entfernung von Constanz bewirken zu können; theils, weil er voraussah, daß dann seine ganze, sehr mächtige Partey nachfolgen, und alle ferneren Beschlüsse unnütz gemacht werden würden; theils, weil man damahls noch glaubte, daß ein Concilium nicht ohne ein Päpstliches Oberhaupt bestehen könne, und in allen Dingen dem Willen desselben unterworfen sey. Johann unterhandelte zu diesem Ende hin mit Herzog Friederich von Oesterreich, welcher ihm das Geleit nach Constanz gegeben hatte. Friederich erwartete für seine eigene Person von der Kirchenversammlung nicht viel Gutes; weil mehrere Bischöfe wegen vielfältiger Mißhandlungen über ihn geklagt hatten. Ihm hätte daher nichts willkommener seyn können, als eine Trennung der Versammlung, und freudig ging er auf Johanns Wünsche ein.

Papst Johann entflieht von Constanz. Den ein und zwanzigsten März 1415.

An diesem Tage veranstaltete Herzog Friederich ein prachtvolles Turnier. Während ungezählte Scharen eilten, Augenzeugen dieser Feyerlichkeit zu seyn, entfloh Johann unbemerkt, in einen Postknecht vermummt, von einem einzigen Knaben begleitet, aus der Stadt; bestieg zu Ermatingen ein Schiff, und kam nach Schaffhausen. Wenige Stunden später folgte ihm Friederich mit einigen Getreuen. Als sich am Abend diese Nachricht verbreitete, wurde der Schrecken allgemein. Viele hundert Italiäner und Oesterreicher flohen in der Nacht und am Morgen frühe, heimlich und öffentlich, zu Fuße, zu Pferde, in Schiffen. Alle Buden wurden verschlossen. Der Pöbel plünderte den Päpstlichen Pallast. Kaum konnten durch zahlreiche Wachen und des Kaisers persönliches Ansehen die empörten Gemüther beruhigt, und die öffentliche Sicherheit erhalten werden. Das Concilium schickte Gesandte zu Johann, der Kaiser eine Rückmahnung an den Herzog. Der Papst antwortete zweydeutig, der Herzog weigerte sich, wieder nach Constanz zu kommen. Beyde entfernten sich eiligst nach Freyburg im Breisgau. Da wurde in der Sitzung des Conciliums angetragen zu beschließen: „daß das Ansehen einer Kir„chenversammlung höher sey, als die Macht des Papstes.“ Nur mit Mühe konnten die Freunde Päpstlicher Obergewalt dieß verhindern; aber der Grundsatz wurde angenommen: „daß die gegenwürtige Kirchenversammlung auch ohne Papst „in ihren Geschäften fortfahre, und daß ihre Beschlüsse, um gültig zu seyn, keiner päpstlichen Bestätigung bedürfen.“ Es wurde Geistlichen und Weltlichen scharf verbothen, sich ohne Erlaubniß von Constanz zu entfernen. Die meisten der bereits Entflohenen wurden durch die Furcht, ihre Aemter und Würden zu verlieren, zurück getrieben. Ueber Herzog Friederich erging der Bann der Kirche und die Acht des Reiches. Der Kaiser Siegmund, schon aus ältern Gründen über den

Herzog erbittert, ermahnte alle seine Getreuen bey ihren Pflichten, denselben zu fehden, und vernichtete alle mit ihm bestehenden Bünde, Friedensverträge, Eide und Gelübde. Die Kirchenversammlung gab allen seinen Feinden vollkommenen Ablaß der Sünden.

Fehde der Eidsgenossen gegen Oesterreich. 1415.

Alle Feinde Friederichs erhoben sich, und bald wurde der Herzog von vier hundert Städten und Herren mit Glücke befehdet. Kaiser Siegmund warb auch eifrig an die Eidsgenossen, daß sie den Herzog bekriegen sollten. Das Andenken an die lange Feindschaft mit Oesterreich; die günstige Gelegenheit, den alten Erbfeind zu schwächen, und die eigene Macht zu vermehren, reizten die Eidsgenossen sehr zu einem Kriege, dessen Erhebung sie durch die Behauptung rechtfertigen konnten, sie haben ihn einzig als getreue Glieder des Reiches und fromme Söhne der Kirche auf Befehl des Kaisers und des Conciliums geführt; dennoch erwiederte die Tagsatzung zu Luzern auf Siegmunds Anwerbung: „Es habe die „Schweiz erst vor drey Jahren einen funfzigjährigen Frieden „mit Oesterreich geschlossen, und sie halten es weder für billig, „noch für rühmlich, Friedrichs jetziges Unglück zu ihrer Ver„größerung zu benutzen, sie bitten den Kaiser und das Con„cilium, sie bey ihrem Frieden mit Oesterreich zu lassen.“ Nur Bern allein bedachte ernstlicher, welch eine seltene Gelegenheit hier versäumt werden könnte. Es erwog, daß Eidsgenössische Gewissenhaftigkeit dem Herzoge von Oesterreich doch nichts nützen könne; weil Andere anfingen, sich der, in der Nähe der Eidsgenossenschaft liegenden Besitzungen jenes Hauses zu bemächtigen, und der Thurgau schon zu Handen des Reiches eingenommen war. Darum war Bern zum Kriege beynahe entschlossen. — Der Kaiser mahnte die Eidsgenossen zum zweyten Mahle bey ihren Pflichten als Reichsglieder, bey ihrem Gehorsam gegen die Kirche, und versprach: „alles

„eroberte Land soll zu ewigen Zeiten ihr Eigenthum seyn.“ Jetzt wankte auch Zürich; doch ertheilten die sieben alten Orte nochmahls die Antwort: „Sie können einen Krieg gegen „den Herzog nicht mit ihrem alten Ruhme ungefälschter Treue „vereinen.“ Bern, gelockt durch die Aussicht, für sich selbst ein bedeutender Staat zu werden, gehorchte seinen Pflichten gegen das Reich, und rüstete sich. Als die Zürcher das vernahmen, fürchteten sie, Bern werde sich zu sehr vergrößern, theilten ihre Besorgnisse den Eidsgenossen mit, und wurden selbst geneigter zum Kriege. — Eine dritte Mahnung des Kaisers und der Väter des Concilium erschien, und befahl, bey Strafe der Acht und des Bannes gegen den Herzog zu ziehen. Jetzt erst entschlossen sich die sämmtlichen Eidsgenossen meist unwillig zur Fehde. Sie ordneten: „Was mit ge„meinschaftlichen Waffen erobert sey, gemeinschaftlich zu ver„walten, hingegen jedem Stande das als Eigenthum zu lassen, was er ohne Beystand der andern erobere.“ Diesem Beschlusse trat Uri allein aus Rechtlichkeitsgefühl nicht bey, und begehrte auch keinen Theil an den zu machenden Eroberungen. Um nicht mit den Eidsgenossen theilen zu müssen, machten sich nun die Berner, ehe die übrigen gerüstet waren, schnell auf, fielen in den Aargau, und belagerten Zofingen. Mittlerweile hatte der Aargau zu Sur einen Landtag gehalten, und rathschlagte, den Eidsgenossen als ein neuer Canton beyzutreten, das wurde durch den Einfluß des Adels, der treu an Oesterreich hing, verhindert. Da faßten die Städte den Entschluß, den Schirm gemeiner Eidsgenossen zu suchen. Zu spät. Bereits nahten die Banner derselben. Besonders eilte Bern. In acht Tagen war mit Verlust von nur vier Mann der Aargau bis an die Reuß in seiner Hand. Die Hülfstruppen von Solothurn und Biel entschädigte es mit drey tausend Gulden. Die Herrschaft Freyamt zwischen der Reuß und der Sihl, (später Landvogtey Knonau genannt,) fiel an Zürich; mit ihr die Oberhoheit über das

Kelleramt, in welchem Bremgarten die niedern Herrschaftsrechte besaß. Luzern nahm die Gegend von Sursee, diese Stadt selbst und St. Urban in Besitz. Den gesammten Eidsgenossen wurden die Grafschaft Baden und die freyen Aemter zu Theil.

Schaffhausen frey. 1415.

Diesen Zeitpunkt benutzte auch Schaffhausen, seine alte, im Jahre 1330 unter Kaiser Ludwig von Bayern verlorene Reichsfreyheit wieder zu erlangen. Seit dem es von diesem Kaiser an das Haus Oesterreich war verpfändet worden, hatte es in den Kriegen der Herzoge, die seinem Interesse fremd waren, nur Schimpf und Schaden erlitten. Jetzt wurde es durch einen Angriff entweder der Eidsgenossen oder des Reichsheeres bedroht, mochte sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen, bezahlte an Siegmund die zu seiner Lösung nöthige Summe, sah am sechsten Aprill 1415 seine Unabhängigkeit erklärt, und es gelang ihm, dieselbe fortan zu behaupten.

Friederich unterwirft sich. 1415.

Zu Freyburg im Breisgau, wo Friederich und der Papst sich aufhielten, folgte ein Unglücksbothe dem andern. Der Abfall vieler Vasallen, der Verlust des Thurgau, des Aargau, des Elsaß, die Gefahr und Unzufriedenheit der noch übrigen Länder wurden schnell hinter einander gemeldet. Da verließ den Herzog, der mit Hülfe treuer Unterthanen, die sich zu seiner Unterstützung wirklich rüsteten, mit Hülfe mächtiger Freunde, die den Kaiser fehdeten, und mit Hülfe der reichen Päpstlichen Schatzkammer noch sieghaft vom Kampfplatze hätte treten können, alle Entschlossenheit und aller Muth. Er hinderte den noch immer beharrlichen Papst, sich nach Frankreich zu retten, und eilte selbst nach Constanz, um sich dem Kaiser reumüthig zu unterwerfen. Siegmund war von den vornehmsten Prälaten aller Nationen umgeben, als der unglückliche

Fürst vor ihm erschien, und fußfällig um Gnade flehte. Diese erhielt er erst, nachdem er versprochen, den Papst wieder zu stellen, und alle seine Herrschaften so lange in die Hand des Kaisers zu geben, bis es diesem gefallen werde, den Herzog wieder damit zu belehnen. Eilf Monathe lang mußte nun Friederich in Unthätigkeit, Verlassenheit, Erniedrigung in Constanz verleben. Er war so arm und hülflos, daß er allgemein mit dem Spottnahmen: Friederich mit der leeren Tasche bezeichnet wurde. Endlich war er dieser Demüthigung müde, wagte es im Vertrauen auf seine Unterthanen, vorzüglich auf den Schwarzwald und das Tirol, die den guten Fürsten, der die Leibeigenschaft vernichtet hatte, als ihren Wohlthäter liebten, der Acht und dem Banne zu trotzen, entfloh 1416, von vier Dienern begleitet, in einer Verkleidung von Constanz, und wurde in seinem Lande mit Jubel aufgenommen. Das reizte aufs Neue den Zorn der Kirche und des Kaisers; doch mußte sich Siegmund aus Furcht vor den Drohungen Herzog Ernsts, Friederichs Bruder, mäßigen, und als er dem unglücklichen Herzoge 1417 noch einige Gegenden und Rechte an Andere verpfändet hatte, so verzieh er ihm endlich um funfzig tausend Gulden, und Acht und Bann erloschen.

Streit zwischen Siegmund und den Eidsgenossen. 1415.

Während Friederich sich zu Constanz demüthigte, lagen die Eidsgenossen vor dem Schlosse zu Baden, und die Einnahme glückte ihnen, ehe eine Rückmahnung an sie gelangte. Die kaiserlichen Friedensbothen waren kaum noch eine Stunde von Baden entfernt, als die große, starke, glänzende Feste, von der aus Albrecht die Waldstätte bedroht, wo die Züge nach Morgarten und Sempach waren entworfen worden, und die Oesterreichischen Fürsten oft und gern Hof hielten, in Rauch und Flammen aufging. Der Kaiser stellte sich sehr zornig,

auch verlangte er, die Eidsgenossen sollten ihm ihre Eroberungen zu Handen des Reiches zurück stellen. Sie erinnerten ihn jedoch an sein kaiserliches Wort, durch welches ihnen der Besitz aller Eroberungen auf ewig zugesichert sey, und als Siegmund noch einige Einwendungen machen wollte, wurde er bedeutet: „Die Krieger, welche diese Eroberungen gemacht „haben, werden nicht leicht zu bereden seyn, dieselben wieder „abzutreten.“ Hierauf begnügte sich der Kaiser mit fünf tausend Gulden von Bern und vier tausend fünf hundert Gulden von den übrigen Eidsgenossen. Diese letztere Summe schoß Zürich den geldlosen Eidsgenossen uneigennützig vor, und versprach, jedes Ort auf Bezahlung seines Antheils in die angenommene Gemeinherrschaft eintreten zu lassen. Um diese Summen verpfändete nun Siegmund den Eidsgenossen das Eroberte auf ewig; so daß die Lösung dieser Eroberungen, so wie Alles dessen, was vor dieser Zeit von Oesterreich an die Eidsgenossen gekommen, nur durch den Kaiser der Deutschen, und nie ohne den Willen der Eidsgenossen geschehen könne.

Bildung vieler Unterthanenlande. 1415.

Diese gewonnenen Länder alle wurden nun nicht, wie früher Zug und Glarus, zu Bundesbrüdern angenommen, sondern zu Unterthanen einzelner Cantone oder zu gemeinen Herrschaften der sechs Orte Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus gebildet, nachdem Uri's rechtlicher und großmüthiger, aber politisch-unkluger Vorschlag, dieselben dem nunmehr mit Kirche und Kaiser versöhnten Friederich wieder zuzustellen, verworfen worden war. Die Tagsatzung verordnete: „Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und „Glarus sollen nach Baden und in die freyen Aemter wechselsweise einen Landvogt auf zwey Jahre setzen, und jährlich „sollen Gesandte aller regierenden Stände so wohl die Verwaltung, als die Berechnung der Einkünfte untersuchen.“ Zü-

rich entsagte zur Vergrößerung der Grafschaft Baden den von ihm allein in Besitz genommenen Dörfern Schlieren und Dietikon. Nach zehnjährigem Streite mußte auch Luzern die Orte Meyenberg, Reichensee und Vilmergen an die freyen Aemter abtreten. Bern, welches sonst viel gewonnen hatte, und Uri, welches keinen Antheil wollte, blieben für Ein Mahl ausgeschlossen. Im Jahre 1427 aber wurde Bern und im Laufe des alten Zürich-Krieges auch Uri zur Beherrschung Badens zugelassen. Jahrhunderte später traten beyde auch in die Regierung des Freyamtes ein. — In den Tagen des Krieges gegen Herzog Friederich erloschen auch durch kaiserliche Freybriefe alle Pflichten, mit denen noch einzelne Stände an das Haus Oesterreich gebunden waren, und alle Rechte, welche diese Fürsten noch hier und da in den Kreisen der Eidsgenossenschaft behauptet hatten. Das Reichslehen über das Kloster Einsiedeln kam an das Land Schwyz, und zu Zug wurde durch Vergünstigung der Eidsgenossen zum ersten Mahle von der versammelten Gemeinde zu Stadt und Amt ein Ammann aus ihrem eigenen Mittel erwählt, welchen sonst die Eidsgenossen seit der Eroberung Zugs selbst gesetzt hatten.

Johanns Schicksal. 1415.

Nach Friederichs Unterwerfung wurde der Churfürst von Brandenburg ausgesandt, sich mit Güte oder Gewalt des Papstes zu bemächtigen. Johann wurde gefangen nach Constanz zurück gebracht; das Concilium untersuchte nun seinen Lebenswandel von den ersten Tagen seiner Jugend an, fand denselben höchst anstößig und lasterhaft, ihn selbst eher des Feuertodes, als des Päpstlichen Stuhles würdig, und ein förmliches Absetzungs-Decret wurde ausgesprochen. Nach diesem lebte Johann einige Jahre zu Heidelberg und Mannheim in leichter Haft, Geld half ihm los; er eilte nach Flo-

renz, wurde da von dem neuen Papste gütig aufgenommen, und starb als Cardinal-Bischof von Frascati.

Ende des Concilium. Den zwey und zwanzigsten April 1418.

Nach Johanns und seiner Gegenpäpste Entsetzung erhob sich die Streitfrage, ob man zuerst die Kirchenverbesserung ins Werk setzen, und dann einen Papst wählen, oder einen Papst wählen, und dann erst verbessern müsse. Für die erstere Meynung sprach der wichtige Grund, daß das Concilium, so lange kein Papst ernannt sey, die Macht desselben ungescheut einschränken, und jede Veränderung leicht treffen könne; daß aber dieß nach einer Papstwahl nicht mehr möglich sey, weil ein neuer Papst sogleich eine jede wahre, nicht von ihm selbst ausgehende Verbesserung, besonders jede, wenn auch noch so nöthige Einschränkung seiner Macht durch die alten Künste des Römischen Hofes durch Drohung, Versprechung, List und Trug zu vereiteln suchen werde. Diese Meinung hätte das wahre Heil der Kirche befördert, und vielleicht die Reformation überflüssig gemacht. Die erstere Meinung hingegen hatte keine Gründe für sich, sie wurde von den Freunden zügelloser Gewalt verfochten, und die Italiänische Hinterlist verschaffte ihr den Sieg. Die Wahl fiel am Martinstage 1417 auf den Grafen Otto Colonna von Rom, einen Mann in seinen besten Jahren, welcher dem entsetzten Johann auf seiner Flucht am ersten gefolgt, und ihm am längsten treu geblieben war. Er nannte sich nach dem Heiligen des Wahltages Martinus V. Kaum war er erwählt, so sah das Concilium deutlich, wie sehr es durch die Papstwahl seinen heilsamen Zwecken Schaden gethan habe. Dem Kaiser Siegmund, allen verständigen Laien und manchem wackern Bischofe und Prälaten war es aller Ernst mit der Verbesserung der Geistlichkeit und der Kirche; nicht so den Anhängern des Papismus. Am Ende beschränkte sich daher

die ganze Verbesserung auf zum Theile höchst unwesentliche Nebendinge; denn dem Römischen Hofe war es nie so ganz eigentlich um die Christlichen Schafe zu thun, sondern nur um ihre Wolle. Der neue Papst ließ den Vätern zwar immer noch Hoffnung übrig, daß die bestehenden Gesetze abgeschafft werden sollten; aber er suchte auf jede Art zu beweisen, daß diese Abschaffung eigentlich nur von ihm allein, als dem leiblichen Oberhaupte der Kirche, ausgehen könne. Mit Wohlgefallen bemerkte er, daß die Versammlung in Absicht auf die vorzunehmenden Neuerungen uneinig war. Er hatte kein eiligeres Geschäft, als diese Spaltung möglichst zu vergrößern, und auf die baldige Trennung der Kirchenversammlung hinzuwirken. Er benutzte dazu mit erheuchelter Sorgfalt für das Leben der theuren Väter ein Gerücht von einer in der Nähe sich zeigenden Pest, und beging einen der angenehmsten Tage seines Lebens, als er am zwey und zwanzigsten Aprill 1418 in der feyerlichen fünf und vierzigsten Sitzung das Concilium mit seinem Segen entlassen konnte. So hatte also diese Versammlung, nachdem sie mit ungeheurem Aufwande beynahe vier volle Jahre gedauert, einzig die Einheit des Kirchenoberhauptes wieder hergestellt, nebenbey ein Paar redliche Männer, Johannes Huß und Hieronymus von Prag, gegen Recht und ertheiltes Geleit um ihrer Lehren willen, die bey aller inneren Güte den Priestern nicht gefielen, zum Feuertode verdammt, in dem Verbesserungswerke eigentlich nichts gethan, und die Erwartungen der Welt getäuscht. Das hingegen konnte man loben, daß manche freysinnige Grundsätze ausgesprochen worden waren, welche aber die verdorbene Menge nicht achtete; daß man einige muthige Beschlüsse über die Rechte einer allgemeinen Kirchenversammlung und über des Papstes Unterwürfigkeit gegen dieselbe gefaßt; auf alle zehn Jahre die Wiederhohlung einer solchen Versammlung angeordnet, und derselben die Bahn zu künftigen Verbesserungen gebrochen hatte. Es war ein Unstern für die Hierarchie, daß

in jenen höchst wichtigen Zeiten kein Papst mit Verachtung einiger äußerlichen, unwesentlichen Machtansprüche und mit Aufopferung einiger Bereicherungsmittel an die Spitze der Guten und Weisen trat, um die Veranstaltungen zu treffen, welche der Geist der Zeit erforderte, die den Ruhm ihres Urhebers ewig begründet, und den wankenden Päpstlichen Thron aufs Neue befestigt hätten.

Drittes Kapitel.

Wallis und Italien.

1414 — 1426.

Wallis.

Die Eroberung des Aargau war kaum vollendet, das Concilium zu Constanz noch nicht geschlossen, als eine neue Unruhe die Eidsgenossenschaft bewegte. Im Lande Ober-Wallis, (mit welchem zu dieser Zeit das unter Savoyens Herrschaft stehende Unter-Wallis noch nicht verbunden war,) hauf'te seit grauer Vorzeit ein freygesinntes, kühnes Volk, in seiner Feindschaft gefährlich, unbeugsam zum Dienste und nicht reich genug, um einem Eroberer die Kosten mühsamer Unterwerfung und Behauptung zu ersetzen. Tapfer aber unglücklich hatte dieses Volk gegen Rom gekämpft; viele Jahrhunderte später 1318 in gerechtem Kriege gegen den Ueberdrang des Adels auf der Seufzermatte glücklich gestritten, und immer gegen die Zähringer, gegen Savoyen und andere gewaltige äußere und innere Feinde seine Freyheit zu erhalten, und zu mehren gewußt. Noch war 1375 eine Unthat des mächtigen Hauses von Thurn zur Gestelenburg hart und unwiderstehlich gezüchtigt worden, nnd 1388 wurde durch die große Waffenthat bey Visp das Land mit vielem Ruhme

von dem Ueberzuge lang siegreicher Savoyscher Heere errettet. Jetzt aber ließ sich das Volk von seiner sonst billigen Freyheitsliebe zu ungerechten Schritten hinreißen, die ihm wenig Ehre und Vortheil brachten. Als die Eidsgenossen 1411 das Eschen-Thal überrascht und erobert hatten, ließ sich der Freyherr Guiscard von Raron, Landeshauptmann des Wallis, Bürger zu Bern, gewisse Aeußerungen zu Schulden kommen, welche den leicht gereizten Waldstätten kränkend schienen. Eben derselbe unterstützte im Jahre 1414 die Savoysche Unternehmung, durch welche das Eschen-Thal für die Eidsgenossen wieder verloren ging. Wegen dieser Beleidigungen sandten die Waldstätte einen ihrer Vorsteher nach Bern, um gegen Raron zu klagen. Bern antwortete, es sey nicht in seiner Macht, den Beleidigten zu entsprechen, da Rarons Burgrecht schon seit einiger Zeit erloschen sey. Die Waldstätte wandten sich nun an die Walliser selbst. Diesen hatte die Macht des Hauses Raron schon längst hart und gefährlich geschienen. Guiscard selbst stand im Rufe, aus angebornem Stolze jede Volksherrschaft bitter zu hassen, und den Häusern Mailand und Savoyen geneigter zu seyn, als dieß mit den Pflichten eines Walliser-Bürgers vereinbar wäre. Guiscard war kein böser Mann. Gerechte Vorwürfe konnte man ihm nicht machen, als daß er, wiewohl auf gesetzlichem Wege, die Macht seines Hauses zu emsig gemehrt, und dadurch die Eifersucht des Volkes erweckt habe. Nachdem der Unmuth gegen ihn rege geworden war, reifte der Entschluß, den Freyherren und sein Haus zu stürzen. Damit aber die Urheber eines so kühnen Beginnens nicht sich selbst gefährden möchten, so brachten sie das Land nach einer alten Sitte auf folgende Weise in Bewegeung.

Die Mazze.

Es rissen einige einen jungen Birkenbaum mit den Wurzeln aus der Erde, schnitten ein Stück Holz in Gestalt eines

weinenden Menschenantlitzes, steckten es in die zusammen gebundenen Aeste des Baumes, und umwanden das Ganze mit Dornen. Hierauf schlug ein jeder der Theilnehmer einen Hufnagel unten in den Baum, wodurch er sich an Eides Statt verband, treu bey dem Beginnen zu verharren. Des Nachts wurde diese Figur, welche man Matze nannte, an einen Baum gebunden, der an einem viel betretenen Wege stand. Am folgenden Morgen sammelte sich um diesen Baum die vorbey gehende Menge. Unter sie mischten sich die Thäter, und forschten fleißig nach der Stimmung des Volkes. Wenn sich diese günstig, das heißt, zu unruhigen Bewegungen, Plünderungen, Gewaltthaten geneigt zeigte; so trat ein kühner, wohl beredter Mann als Matzenmeister hervor, band jene Figur von dem Baume los, und stellte sie neben sich auf einen freyen Platz. Neugierig fragte das Volk: „Matze, „was willst du?“ wendete sich dann an den Matzenmeister, und forderte ihn auf, für die Matze das Wort zu führen. Er, Furchtsamkeit häuchelnd, weigert sich zuerst; endlich kehrt er sich, als wenn er bloß der Bitte des Volkes nachgäbe, zu der Matze, und redet sie an: „Matze, diese guten Leute wol„len dir helfen, sprich, nenne den Mann, welchen du fürch„test. Ists der Sillinen, der Asperling, der Henngarten, „sind es die von Raron?“ Die Mazze blieb Anfangs unbeweglich; so bald aber der Nahme dessen genannt wurde, den die Volkswuth treffen sollte, so wurde die Matze wie ein Bittender demüthig gegen die Versammlung geneigt, ehrerbiethig stand der Meister neben ihr. Dann hub er an: „Die „Matze hat euch geklagt, biedere Männer. Wer sie retten „will, der hebe die Hand auf!“ So bald sich die Mehrheit zu Gunsten der Matze erklärt hatte, mußten Gesetze und Ordnung schweigen. Man setzte einen Tag fest, und die Aufforderung erging von Dorf zu Dorf durch das ganze Land, der Matze zu helfen. Mit ihr zog das empörte Volk vor die Häuser, Burgen, Besitzungen des Gematzeten, seiner Ver-

wandten, Freunde, Anhänger, plünderte, zerstörte, raubte und nur eine schnelle Flucht vermochte das Leben derer zu retten, die also vom Volke befeindet wurden.

Freyherr Guiscard von Raron. 1414 — 1416.

Dieß harte Schicksal traf 1414 den Freyherren Guiscard von Raron und seine Freunde. Weder der Glanz seines alten Adels, noch die Gunst fremder Mächte, noch die Gewalt seines Oheims des Bischofes zu Sitten, noch das, daß er selbst verdienstvoll die höchsten Landeswürden bekleidete, vermochte ihn zu retten. Seinen Reichthum raubte das Volk; er selbst floh erschrocken. Zuerst eilte er nach Bern, allein diese Stadt, gerade damahls mit der Eroberung des Aargau beschäftigt, mochte sich nicht zu gleicher Zeit in eine zweyte Unternehmung einlassen; hingegen gelang es dem Einflusse Freyburgs, für dieß Mahl den Zorn der Walliser zu stillen. Vergebens hoffte jedoch Raron, seine Feinde durch eine freywillige Entsagung aller Theilnahme an öffentlichen Geschäften für immer zu beruhigen. Er schien auch im Ruhestande seinen Gegnern noch zu mächtig, und sie fürchteten, daß die Zeit sein verlorenes Ansehen wieder herstellen könnte. Daher reizten sie das Volk aufs Neue. Nicht lange, so bricht der Zorn desselben 1415 zum zweyten Mahle los, und als sich die Raron mit Savoyschen Streitkräften zu behaupten versuchen, da erklären sich auch diejenigen gegen sie, welche bis dahin ihre rechtswidrige Unterdrückung mißbilligt hatten. Ganz Wallis zeigte sich so einstimmig, daß es Savoyen nicht wagte, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Jetzt waren die hülflosen Raron einer gränzenlosen Volkswuth bloß gestellt. Der Rest ihrer Habe geht verloren, ihre letzten Burgen werden gebrochen, dem Bischofe selbst diejenigen genommen, die nicht sein Eigenthum, sondern das Eigenthum des Hochstiftes waren. Die Macht des edeln Hauses war gefallen, der väterliche Reichthum zerstreut oder verdorben. Schleunige Flucht rettete

auch dieß Mahl das Leben des Freyherren. Noch hoffte er, Bern zur Hülfe zu bewegen. Sein voriger Glanz fehlte ihm zwar; allein er trat 1416 mit der rührenden Würde eines Mannes, der in unverschuldetes Unglück gerathen, vor den Senat, bath und flehte, so daß Bern den Bitten seines Bürgers nicht widerstehen konnte.

Einmischung der Eidsgenossen. 1416—1420.

Kaum hatten die Walliser dieß vernommen, so bewogen sie durch das Versprechen, Wiedereroberung des Eschen-Thales zu bewirken, und noch andere Vortheile einzuräumen, die Stände Unterwalden, Uri und Luzern im Jahre 1417 ein Landrecht mit ihnen zu schließen, dessen erste Folge wirklich die Wiedereroberung des Eschen-Tales war. Aber mit dem Abschlusse dieses Landrechtes ging nun der Streit auf die Eidsgenossen über, und bald waren diese so sehr erhitzt, daß ein Bürgerkrieg nicht mehr fern schien. Eifrigst suchten die unparteyischen Orte zu vermitteln, sie schlugen das Eidsgenössische Recht vor, und sprachen ein Urtheil, welches vor Allem aus das dem von Raron widerrechtlich Entzogene zu ersetzen befahl, und erst hierauf die eigentliche Untersuchung der Klagen des Landes gegen Guiscard anordnete. Die Walliser verweigerten die Annahme dieses Rechtsspruches. Selbst die Drohungen der Eidsgenossen mochten sie nicht erschüttern. Bern mahnte die Stände, und rüstete sich zum unvermeidlichen Kriege. Der Herzog Amadeus von Savoyen bewegte seine Macht. Raron, von einem Haufen Freywilliger unterstützt, fiel über den Senetsch ins Wallis ein, eroberte und verbrannte Sitten, und verwüstete die Gegend umher drey Tage lang ohne eigenen Verlust. Noch ein Mahl gelang es den unparteyischen Orten, einen Rechtstag nach Zürich zu setzen. Das alte Urtheil wurde bestätigt. Auf diesen Rechtsspruch antworteten die Parteyführer im Wallis mit Einfällen ins Oberland. Jetzt war Bern nicht mehr zu halten. Es

zog 1419 zu Felde, mahnte die Eidsgenossen, erhielt von einigen Hülfe, von andern, selbst von Luzern, Uri und Unterwalden, welche den ältern Bund mit Bern dem Landrechte mit Wallis vorzogen, daß sie sich still hielten, und fiel mit großer Macht von mehreren Seiten ins Wallis ein. Kriegsthaten wurden nicht viele vollbracht. Es war mehr ein Streif-, als ein Feldzug. An einigen Orten setzten sich die Walliser mit löblichem Muthe und nicht ohne Glück den Bernern entgegen. Vorzüglich verherrlichte bey dem Dorfe Ulrichen ein gemeiner Landmann, Thomas in der Bündt, seinen Nahmen durch den heldenmüthigsten Tod zur Rettung des Vaterlandes. Nachdem Bern einige Gegenden verwüstet hatte, zog es seine große Macht in sein Land zurück. Das Wallis war für dieß Mahl noch gerettet; aber von einem folgenden Feldzuge war um so mehr zu fürchten, da jetzt auch Savoyen sich an Bern anschließen konnte. Die Walliser mußten sich 1420 zum Frieden bequemen, dem Hause Raron seine Herrschaften zurück stellen, und dem Freyherren, dem Bischofe, den Bernern und den Schiedsrichtern zusammen fünf und zwanzig tausend Gulden bezahlen. Mißmuthig riethen ihnen selbst ihre verlandrechteten Orte, sich diesem Urtheile zu unterziehen. Guiscard von Raron lebte noch achtzehn Jahre, und starb außer seinem Vaterlande. Seine vorige Macht blühte im Wallis nie wieder auf. So wenig halfen Adel, Reichthum, Würden, Verbindungen, Rittertugenden, ja selbst nahmhafte Verdienste einem Manne, der es versäumt hatte, die Liebe seiner Mitbürger zu erwerben.

Mailand bemächtigt sich der Eidsgenössischen Besitzungen jenseits des Gotthards. 1421.

Wir haben oben erzählt, wie die Eidsgenossen im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts einige Züge über das Gebirg gethan, ein Landrecht mit Bellinzona errichtet, und Livenen und Eschen-Thal erobert hatten. Diese Besitzung

zog ihnen den merkwürdigsten Unfall zu, den die Eidsgenossenschaft seit ihrer Entstehung erlitt. Filippo Maria Visconti, Herzog zu Mailand, dessen Bruder jene Länder verloren hatte, versäumte keine Gelegenheit, sie wieder zu gewinnen. Durch gewandte Unterhandlungen gelang es ihm, von den damahligen Besitzern Bellinzona's, den Grafen von Sax Misox, gegen den Willen der verlandrechteten Orte, das Versprechen der Abtretung dieser Stadt, welche nach dem Süden den Paß nach Italien, nach dem Norden den ins offene Livenen-Thal eröffnet, zu erhalten. Uri und Unterwalden wurden gewarnt, mahnten die Eidsgenossen, im Nothfalle zum Zuzuge gerüstet zu seyn, kamen dem Herzoge zuvor, erhielten 1419 durch Kauf um zwey tausend und vier hundert Gulden Stadt und Herrschaft Bellinzona mit der Riviera und Bollenz bis an den Monte Cenere, besetzten die Stadt und ihre drey festen Schlösser, ließen sich die Besitznahme vom Kaiser Siegmund bestätigen, und hatten so eine Stellung gewonnen, die ihre eigenen Besitzungen trefflich vertheidigte, während sie zugleich den schicklichsten Angriffspunct auf das Mailändische darboth. Visconti, darüber bestürzt, erboth sich, den Eidsgenossen Bellinzona wieder abzukaufen; sah aber seine Vorschläge verworfen, mußte schweigen, und zur List seine Zuflucht nehmen. Mehr, als anderthalb Jahre lauerte er, bis die Eidsgenössische Besatzung in der Stadt sich einer allzu großen Sicherheit überließ, knüpfte unterdessen verrätherische Verständnisse im Inneren der Stadt an, und als der Augenblick günstig schien, überraschte sein Feldherr Agnolo della Pergola am zehnten Aprill 1421 (am Charfreytage) mit zahlreichen Scharen Bellinzona, gestattete den Eidsgenossen freyen Abzug, und nahm alle Eidsgenössischen Besitzungen jenseits des Gotthard weg.

Krieg der Eidsgenossen gegen Mailand. 1421.

So bald die Urner und Unterwaldner dieß vernahmen, hoffen sie, die gesammten Eidsgenossen werden sogleich erzürnt ausziehen, um diese Schmach zu rächen. In dieser Hoffnung ging ihre Macht ohne Zögern über den Gotthard, und eilte ohne Widerstand durch das Livenen-Thal bis nach Giornico. Hier erhielten sie statt der Eidsgenössischen Hülfe den Abschlag. Mit Schrecken hörten sie von diesem Kaltsinne der Bundesbrüder, ihnen selbst blieb nichts Anders übrig, als der Rückzug; weil die vortrefflichsten Mailändischen Feldherren mit großer Macht im Anzuge waren. Auf der Tagsatzung des gleichen Jahres redeten Uri und Unterwalden mit Unwillen zu den Eidsgenossen, und bewiesen, wie nöthig für die ganze Schweiz die Behauptung von Livenen und Bellinzona sey. Sie erhielten, daß alle Cantone bis auf Bern ihnen Hülfe zusagten. Drey tausend Mann von Luzern, Zug, Uri, Unterwalden und vier hundert Bogenschützen von Zürich zogen über den Gotthard. Die Hauptmacht der Zürcher und die andern Cantone sollten unverweilt folgen. Hingegen nahte sich auch der Kern der Mailändischen Macht, achtzehn tausend zu Fuße und sechs tausend zu Pferde, unter den besten Condottieri's des damahligen Italiens, Francesco Bussone di Carmagnuola, Grafen von Castelnuovo, und Agnolo della Pergola. Sie besetzten Bellinzona, verbargen ihre Stärke, und hielten sich stille in der Stadt. Im Eidsgenössischen Heere herrschte keine rechte Einigkeit. Es hatten sich in den letzten Zeiten, besonders bey der Eroberung des Aargau und dem Walliser-Handel, viele Anlässe zu Neid, Zerwürfnissen, Streitigkeiten ergeben, die noch immer die Herzen trennten, und wahrscheinlich auch die Ursache waren, daß Bern weder an diesem, noch an den folgenden Zugen Antheil nahm. Auch war dieser gegenwärtige Zug nicht allen theilnehmenden Cantonen angenehm, und während die Einen diese Angelegenheiten mit Feuereifer betrieben, fanden die Andern

Alles übereilt und unruhig, und man kränkte sich mit gegenseitigen Vorwürfen. Die von Schwyz, die ersten, von denen der Zuzug noch erwartet wurde, waren nur um einen Marsch hinter jenen drey tausend zurück. Man sendete ihnen Nachrichten, sie sollten ihren Zug beschleunigen, und beschuldigte sie dabey unvorsichtig einer vorsätzlichen Langsamkeit. Durch diesen Vorwurf gekränkt, verdoppelte Schwyz seine Schritte nicht nur nicht; sondern übernachtete zu Poleggio am Ausgange des Livenen-Thales unter dem Vorwande, Glarus zu erwarten. Jene drey tausend aber und einiges Volk, das ihnen aus Livenen zulief, zogen, begierig, ohne die Uebrigen zu siegen, mit hochhallendem Feldgeschreye so eilig durch die Riviera, daß noch an demselben Tage ihr langsamerer Troß, Gepäck und Mundvorrath durch Carmagnuola's leichte Reiter verloren ging, welche zugleich auch die Brücke über die Mueſa abwarfen. Die Eidsgenossen lagerten sich hierauf ohne Mundvorrath, ohne Fütterung, die angeschwollene Mueſa im Rücken, auf dem ebenen Felde vor Bellinzona, in der mißlichen Lage, sich entweder im Angesichte eines überlegenen Feindes durch Absendung von Streifpartieen noch mehr zu schwächen, oder eilends eine sehr gewagte, entscheidende Schlacht liefern zu müssen, aus welcher bey einem ungünstigen Ausgange kein Rückzug möglich schien. Noch an demselben Abende langte das Banner von Glarus zu Poleggio an. Wären jetzt Schwyz und Glarus weiter gezogen, der Unfall des folgenden Tages wäre kaum begegnet; allein sie beharrten auf ihrem Sinne. Nur der Landammann Jost Tschudi von Glarus, ein Mann, der in seinem Lande acht und dreyßig Jahre lang die oberste Würde bekleidet hatte, sah diese Uneinigkeit nicht gern; es gefiel ihm nicht, in Poleggio zu bleiben, er setzte sich mit vier und zwanzigen zu Pferde, sprengte durch die Riviera, und kam ins Lager, als es längst Nacht war.

Schlacht von Arbedo. Den dreyßigsten Brachmonath 1422.

Der dreyßigste Brachmonath 1422 brach an. Vier Banner der Eidsgenossen lagen bey Arbedo unweit Bellinzona. Schwyz und Glarus eilten, sie zu verstärken. Die Banner von Zürich, Appenzell und St. Gallen kamen den Gotthard hinunter. Bey jenen, die schon vor Bellinzona lagen, herrschte keine Ordnung. Der Schultheiß von Luzern Ulrich Walker verstand es nicht, ein Heer zu leiten; darum that ein Jeder, was ihm sein eigener Sinn eingab. So groß war die Unordnung, daß von dem ohnehin kleinen Heere sechs hundert Mann ohne jemandes Befehl noch Erlaubniß, ins Misoxer-Thal zogen, um zu plündern, zu sengen und zu brennen. Die Uebrigen lagen halb entkleidet, ohne Ordnung auf dem Felde umher. Niemand dachte daran, Wachen auszustellen, oder den Feind auszukundschaften, dessen List und Stärke keiner vermuthete. Carmagnuola hingegen hatte volle Gelegenheit, von der Stadt und ihren hohen Schlössern aus, das ebene Feldlager der Eidsgenossen zu beobachten, und jede ihrer Bewegungen zu erblicken. Bey ihrem Anblicke glaubte er, daß ihm ein günstiger Augenblick winke, und beschloß die Schlacht, ehe die Eidsgenossen Verstärkung oder einen bessern Feldherren erhielten. Seine Macht zog aus Bellinzona's Thoren, voran an der Spitze der Reiterey Agnola della Pergola, nach ihm das Fußvolk. Als die Eidsgenossen den Feind bemerkten, erwachte bey allen der alte, kriegerische Geist. Sie erwarteten nicht lange die Befehle der Hauptleute; sondern ordneten sich selbst also, wie dieß ein kriegsverständiges Volk im Augenblicke der Gefahr zu thun weiß. Pergola, bis dahin nur in den Kriegen feigherziger Miethvölker geübt, die ohne weitere Theilnahme an dem Schicksale derer, welche ihnen den Sold bezahlten, nach leichtem Widerstande oder bey jedem Anscheine von Uebermacht und Gefahr die Flucht ergriffen, schmeichelte sich mit einem wohlfeilen Siege. Fest geschlossen,

mit verhängtem Zügel, stürmte er an die Schweizerischen Reihen; allein er wurde standhaft empfangen, und mit großem Verluste zurück gewiesen. Hier half dem Reisigen sein Panzer nichts, denn die Eidsgenossen hieben den Pferden die Beine weg, und tödteten den herunter gestürzten Mann. Viele warfen sich unter die Pferde und erstachen sie. Andere ergriffen Pferde und Reiter beym Fuße und warfen sie hinter sich nieder, und wen sie erreichten, dessen Leben war verloren; denn sie schonten nach ihrer Sitte niemanden. Die Italiäner, über diesen heftigen Widerstande und gefahrvollen Kampfe nicht wenig erschrocken, ließen dennoch nicht ab, stiegen von den Pferden, brachten dieselben weg, und erneuerten mit Hülfe des Fußvolkes den Kampf. Bald gerieth Luzern in Noth. Vornehme und Geringe fielen in Menge. Das Banner war in Gefahr. Schon rollte es der Bannerher zusammen, und warf es unter die Füße, um auf dem anvertrauten Heiligthume zu sterben. Seine Gefährten fochten mit höchster Anstrengung, so daß nicht allein der Feind von ihnen abließ, sondern auch das Hauptbanner von Mailand von den Luzernern gewonnen ward. Dieß war die letzte Gunst, welche das Glück den Eidsgenossen in dieser Schlacht erzeigte; denn, während Luzern so entschlossen kämpfte, hatte Carmagnuola den Schweizerischen Schlachthaufen von allen Seiten umringen lassen. Vergebens versuchten die Eidsgenossen sich rückwärts zu bewegen, um auf einer nahen Anhöhe das Gefecht mit mehr Vortheile zu erneuern. Diese Anhöhe war schon längst von den Feinden besetzt. Mit Verzweifelung stritten nun nicht ganz drey tausend Eidsgenossen in freyem Felde, in ungünstiger Stellung, von allen Seiten eingeschlossen, gegen vier und zwanzig tausend wohl angeführte Italiäner, die den Vortheil der Zahl und des Ortes benutzten. In dieser schweren Stunde zeigte es sich, bey wem der Heldenmuth und bey wem die Lebenslust vorherrsche. Der erste, welcher vom Ergeben redete, wurde von seinen eigenen Leuten umge-

bracht; aber nicht lange, so wendete der Schultheiß von Luzern und sein Geleit die Hallbarden, steckten sie in die Erde, gaben sich durch dieses Zeichen gefangen, und fochten erst dann wieder, als sie ungeachtet ihrer Ergebung niedergemetzelt wurden. Ganz anders die Meisten, welche mit letzter Lebenskraft stritten, und jedes Anerbiethen der Gnade stolz verschmähten, überzeugt, daß der Gewinn einiger Lebensjahre weniger werth sey, als der rühmliche und erhebende Tod fürs Vaterland. Auf solche Weise fielen die Landammänner Zelger, Müller und Zuidrist von Nidwalden; noch wird zu Stanz das blutgetränkte Banner vorgezeigt, welches der letztere mit Aufopferung seines Lebens gerettet. Es fielen von Uri Hans Rot, Landammann, und Heinrich Püntiner von Brunberg, Bannerherr. Es fiel Peter Collin, Landammann und Bannerherr von Zug. Er sank auf das ihm anvertraute Banner. Der nächste seiner Söhne eilte herbey, raffte das Banner auf, und schwang es, triefend von des Vaters Blute, über den Scharen von Zug. Auch ihn fand der Tod; sterbend riß er das Banner vom Stabe, wand es sich um den Leib, und stürzte in einen Graben. Sein Freund Landwing ihm nach, rang das Banner mit Mühe aus seiner sterbenden Hand, und abermahls wehte es über den Männern von Zug. Sie haben es noch auf diesen Tag. Man sieht die Blutstriemen des Vaters und des Sohnes, und zum Gedächtnisse dieser That ist es von dem Tage der Schlacht bis auf den Umsturz der alten Eidsgenossenschaft, in einem Zeitraume von drey hundert sechs und siebenzig Jahren, in Tagen bürgerlicher Unruhen ein einziges Mahl geschehen, daß nicht ein Collin Bannerherr war. — Ueberhaupt fielen in diesem Treffen drey hundert sechs und neunzig Eidsgenossen, aber weit mehr Feinde, und noch immer wuchs die Wuth des Kampfes, den Eidsgenossen schien nichts mehr übrig zu seyn, als ein ehrenvoller Tod. Da brachen in angestrengtem Laufe und mit kräftigem Feldgeschreye jene sechs hundert, die ins Misox ge-

zogen waren, in den Rücken des Mailändischen Heeres, so daß jedermann glaubte, die ganze Eidsgenössische Macht sey gekommen. Carmagnuola, entweder selbst von diesem Wahne ergriffen, oder sonst eines Kampfes müde, in welchem er nichts als Leichname gewann, zog sich, nachdem man sieben Stunden gestritten hatte, nach Bellinzona zurück. Zu seinem Glücke; denn eben langten auf dem Schlachtfelde die Banner von Schwyz und Glarus an, die bis jetzt in sehr geringer Entfernung von dem Kampfplatze, durch die hoch angeschwollene Muesa, deren Brücken Carmagnuola abgeworfen hatte, aufgehalten, unthätige Zuschauer des Streites hatten seyn, und sich mit dem Schlagen einer Brücke beschäftigen müssen.

Ende des Krieges. 1422 — 1426. Peter Rysigs That. 1425.

Schmerz und Klage erfüllten die noch lebenden Eidsgenossen. Man machte sich gegenseitig Vorwürfe; bald aber schwiegen diese, und Durst nach Rache beseelte Alle; allein vergebens streiften sie trotzig um Bellinzona herum, vergebens zog das Banner von Schwyz tollkühn bis nach Domo d'Ossola, der Feind ließ sich nicht finden, Belagerungszeug mangelte; und weil die meisten Anführer gefallen waren; weil Mißmuth im Heere herrschte; weil die Lebensmittel fehlten; ward der Rückzug der Eidsgenossen entschieden; doch blieb das Livenen-Thal besetzt. Bereits hatte sich das Gerücht von dem erlittenen Verluste in den Städten und Ländern ausgebreitet, und Alles mit Unruhe und Trauer erfüllte. An jedem Orte wurden die Heimkehrenden still empfangen, und für die Erschlagenen Seelenmessen geordnet. Als den Luzernern verkündet wurde, daß ihr Banner, welches in sieben Schiffen ausgefahren war, in zweyen wieder heimkehre, da fürchtete die Obrigkeit das Wehklagen der Weiber und Kinder, und befahl, daß niemand am Gestade oder in den Gassen die Zurückkom-

menden erwarte. Still und betrübt geschah die Landung, ohne Stolz auf das eroberte Hauptbanner von Mailand. Kaum konnten Gewaltthaten des Volkes gegen den schwer beschuldigten Schultheißen verhüthet werden. — Aeußerst eifrig betrieben Luzern, Uri, Unterwalden die Rache des unglücklichen Tages; allein die meisten Orte, denen die Lombardischen Züge unangenehm waren, verweigerten die Hülfe. Erst nach drey Jahren geschah von vier tausend fünf hundert Mann ein neuer Zug. Aber die, welche denselben ungern thaten, fanden alle Hindernisse zu schwer und Bellinzona unüberwindlich. Von den Ufern der Mueso zog das Heer nach einigen Verwüstungen, ohne den Feind gesehen zu haben, so eilig aus einander, daß man das grobe Geschütz, mit dessen Gebrauche die Eidsgenossen in diesen Zeiten bekannt wurden, und welches mit großer Mühe über den Gotthard gebracht worden war, um den Rückmarsch nicht aufzuhalten, zerschlug. Verschiedene Anführer kamen in den Verdacht, Mailändisches Geld zum Lohne dieses Heimzuges empfangen zu haben. — Mißmuthig über den schimpflichen, thatenlosen Zug sammelte Peter Rysig, ein Hauptmann vom Lande Schwyz, den die Vorwürfe immer noch schmerzten, welche Schwyz wegen seiner Zögerung bey Arbedo hatte hören müssen, eine Schar kühner Jünglinge, beschloß mit diesen auf seine eigene Gefahr eine That auszuführen, ging mit fünf hundert Mann über den Gotthard, überraschte und eroberte Domo d'Ossola. Filippo Visconti fühlte über die That einen bittern Verdruß; er sammelte seine ganze Macht, und belagerte Domo. Der Eidsgenössischen Besatzung both er freyen und ehrenvollen Abzug an; aber Rysig, der mit allen Bedürfnissen wohl versehen war, lachte des Mailändischen Heeres, das kein Belagerungszeug führte, meinte, er sey mit seinen Leuten noch nicht zu Rathe gekommen, die Stadt auf bloße Worte hin aufzugeben, und schlug die Aufforderung ab. Die Feinde errichteten nun eine Menge Galgen, und drohten, die sämmt-

liche Besatzung nach der Einnahme aufzuhängen. Rysig blieb unerschütterlich. Mittlerweile erhielt der Canton Schwyz Nachricht von der Gefahr seines Volkes. Man achtete nicht darauf, daß sie sich selbst in diese Gefahr gestürzt, es galt jetzt Rettung brauchbarer Leute, die ihr Muth zu weit geführt hatte. Sogleich brach das Banner von Schwyz auf, alle Eidsgenossen wurden gemahnt. Zwey der angesehensten Vorsteher mit langem grauem Haare und Barte eilten nach Bern und erinnerten, wie Schwyz vor sechs und achtzig Jahren zur Rettung Berns nach Laupen gekommen, und wie es jetzt gleiche Freundschaft zu erwarten berechtigt sey. Bern ergriff die Waffen. Fünf tausend Mann stark zog es aus. Die ganze Eidsgenössische Macht betrug funfzehn tausend Mann. Mailand zitterte vor diesem nahenden Heere. Die Belagerer von Domo entflohen nach einem leichten Gefechte. Filippo Visconti mußte zur List greifen, und es für ein Glück achten, daß die Eidsgenossen geneigt waren, seine Friedensvorschläge anzuhören. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Eine Eidsgenössische Besatzung verwahrte das Eschen-Thal. Fünf Tage nach ihrem Einrücken, am achtzehnten November 1425, zog die Hauptmacht schon wieder über das Gebirge zurück. In den nunmehr beginnenden Friedensunterhandlungen wußte Welsche Gewandtheit und Welche Verführungskunst die Eidsgenossen dahin zu bringen, daß sie in der Mitte des Jahres 1426 um die Kaufsumme von ein und dreyßig tausend zwey hundert und einem Gulden und um einige Handelsvortheile und Zollfreyheiten alle ihre Besitzungen jenseits des Gotthard an den Herzog von Mailand überließen, ohne darauf einigen Bedacht zu nehmen, welch einen wichtigen Vortheil in Absicht auf Zufuhr, Handel und Verkehr ihnen und ihren Nachkommen der Besitz dieser, von der Schweiz aus leicht zu behauptenden, von Italien her schwer anzugreifenden Gegenden hätte gewähren müssen. Obwalden, welches einige Zeit die Annahme des Friedens verweigerte, em-

pfing von dem Herzoge für seine endliche Zustimmung noch eine Zulage von zwölf hundert Gulden.

Viertes Kapitel.

Innere politische Lage.

Von 1418 — 1436.

Die mit der Eidsgenossenschaft verbündeten Städte und Länder. 1418 — 1436.

1. Stift St. Gallen. 1411 — 1436.

Am neunzehnten Weinmonathe 1411, im drey und dreyßigsten Jahre seiner Verwaltung starb Cuno, Fürst-Abt von St. Gallen, sehr alt, sehr unglücklich, von niemanden bedauert. Nach seinem Tode waren zu St. Gallen nur noch zwey Mönche übrig. Man war unschlüssig, ob es sich der Mühe lohne, dem Stifte wieder einen Abt zu geben. Endlich nahm einer der übrig gebliebenen, Heinrich von Gundolfingen, ein guter, bey dem Volke beliebter Mann, die Abtswürde an, und regierte äußerst friedfertig; allein er war nicht fähig, das verfallene Glück des Stiftes wieder herzustellen. Er gab seine Würde zum Besten eines entschlosseneren Mannes auf; auch dieser vermochte nicht, jenen Zweck zu erreichen. Nichts war im Kloster des alten Ruhmes würdig. Gelehrsamkeit und Glanz waren von demselben verschwunden. Das Stift war in Schulden ganz versunken, und die Stadt St. Gallen und Appenzell bewachten jede seiner Bewegungen mit solcher Eifersucht, und waren so geneigt, bey dem ersten Verdachte Gewalt anzuwenden, auch so stark und gefürchtet, daß kein Fürst zum Ziele kommen konnte. —

2. Stadt St. Gallen. 1411 — 1436.

Die Stadt St. Gallen, damahls noch klein, wuchs in kurzer Zeit zu ansehnlicher Größe. Der Rath regierte nach Gesetzen, die auch der Bürgermeister nicht ungestraft verletzen durfte. Im Volke war Bürgersinn; keiner durfte sich weigern, durch Bekleidung von Aemtern dem Staate zu dienen; keiner in allgemeinen Sachen sich seines Privatnutzens wegen trennen; keiner eigenmächtig Fehden führen. Die Leinwand-Fabrikanten zu Constanz waren durch die Unzahl der während des Concilium versammelten Fremden in ihrem Gewerbe gestört, suchten sich eine ruhigere Wohnstätte, und wandten sich nach St. Gallen. Von da an sank Constanz, und St. Gallen nahm zu an Freyheitssinn, guten Ordnungen und Anstalten, Größe, Schönheit, Gewinn, Reichthum und Werken der Baukunst. Bald vermochte die Stadt die wichtigsten Freyheiten, selbst Herrschaften, zu erkaufen. Der Fürstabt erkannte sie 1418 als freye Reichsstadt, und von den Reichssteuern hatte sie sich 1417 um zwey tausend Gulden losgekauft. Zwar brannte in dieser Zeit St. Gallen fast gänzlich ab; aber dieß schlug den Muth der Bürger nicht nieder. Die Vermöglichen bauten statt ihrer alten, hölzernen Häuser steinerne, und den Armen wurden aus dem Stadtgute Ziegel bezahlt, um die so gefährlichen Schindeldächer abzuschaffen; auch traf man für die Zukunft bessere Feueranstalten.

3. Appenzell. 1418 — 1436. Krieg mit dem Grafen Friederich von Toggenburg. 1428.

St. Gallen suchte seine bürgerliche Freyheit auf friedlichem Wege. Gefährlich hingegen und ruhestörend für den Abt und die Benachbarten schien der Geist der Appenzeller. Diese, von aller Welt abgeschieden, einzig mit ihrem Hirtenwesen beschäftigt, fürchteten und bedurften niemanden, selbst Acht und Bann waren ihnen gleichgültig. Sie sträubten sich gegen jede Einschränkung ihres Willens, und hielten

Alles für Ungerechtigkeit, was Verträge, Gesetze und wohl begründete Rechte ihnen auferlegten. Bey dieser Denkensart hätten sie, von allen Völkern abgesondert, ruhig bleiben können; aber als Glieder einer Staatenverbindung waren sie in mancherley Rücksicht den Benachbarten lästig. Sie nahmen jeden Unzufriedenen aus den Nachbarländern bey sich auf. Sie verweigerten, für die Güter und Lehen, die sie auf fremdem Gebiethe besaßen, die Steuern und Lehnspflichten zu entrichten. Wenn Einer auswärts ein Verbrechen begangen hatte, so wollte er nicht von den Gerichten des beleidigten Landes, sondern von seinen eigenen Landsleuten gerichtet seyn, die ihn gewöhnlich lossprachen. Dem Abte versagten sie die Bezahlung aller derjenigen Einkünfte, die sie ihm im letzten Frieden als rechtmäßig zugestanden hatten, und entrissen ihm alle Rechte, die sie ihm in Folge desselben Vertrages schuldig waren. Nach ihrem Benehmen richteten sich mehrere Gemeinden am Fuße ihres Gebirges. Beynahe die Hälfte der noch übrigen äbtischen Landschaft verweigerte ihre Pflicht. Niemand vermochte die durch Eintracht starken Appenzeller zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, als die Eidsgenossen. Der Abt konnte den Besitz seines Stiftes nicht auf solchem Wege schmälern sehen. Zum Widerstande war er zu schwach. Er wendete sich daher an das Eidsgenössische Recht, vor welchem Appenzell, seinem Bunde gemäß, dem Kläger zur Rede stehen mußte. Zu Luzern thaten die sieben alten Orte nach vielen vergeblichen Versuchen eines gütlichen Vergleiches, den sechsten May 1421 einen Spruch, der den Appenzellern die Rechte eines freyen Volkes gab, und ihnen einen gesetzlichen Weg eröffnete, sich durch Loskauf von den Rechten, die der Abt noch im Lande hatte, zu befreyen. Um das, was in den verflossenen Jahren unbezahlt geblieben, wird Jeder auf sein Gewissen verwiesen, zu thun, was er glaubt, vor dem Richterstuhle Gottes verantworten zu können. Der Abt soll von niemanden Nachzahlung fordern, die Appenzeller keinen,

der sie leisten will, hindern. — Dennoch waren die Appenzeller unzufrieden; weil die Eidsgenossen nicht für sie parteylich, sondern auch gegen den Abt billig gewesen waren. Dem Abte war der Spruch ebenfalls nicht nach seinem Sinne; weil er die Appenzeller gern wieder unter seiner Bothmäßigkeit gesehen hätte. Doch hielt er sich an den Spruch. Die Appenzeller hingegen, deren Mehrzahl glaubte, die Freyheit bestehe darin, daß Einer thun und lassen dürfe, was er wolle, erfüllten von demselben, was ihnen wohl gefiel; die Artikel aber, welche dem Abte günstig waren, wurden von Wenigen beachtet. Der Abt klagte den Eidsgenossen, dem Kaiser, dem Papste, dem Bischofe zu Constanz. Der Kaiser erließ an den Reichslandvogt in Schwaben ein gut gemeintes, aber unwirksames Geboth. Die Eidsgenossen mahnten Appenzell bey den Eiden seines Bundes, jenem Urtheile nachzuleben. Die Mahnung hatte keine Frucht. Auf einer neuen Tagsatzung erklärte nun Zürich: „wenn die Appenzeller einer zweyten „Mahnung nicht gehorchen, so werde es von ihnen als mei„neidigen Leuten die Hand abziehen.“ Die Appenzeller blieben auf ihrem Sinne. Endlich im Jahre 1425 legte der Bischof zu Constanz auf Päpstlichen Befehl ein scharfes Interdict auf das ganze Land Appenzell. Keine Taufe der Neugebornen, kein Meßopfer, keine Einsegnung der Ehen, keine letzte Oehlung oder andere Tröstung der Kranken und Sterbenden, überhaupt keine gottesdienstliche Handlung sollte erlaubt seyn, und es sollten alle wahren Christen ihren Umgang mit den Appenzellern so wohl mit allen, als mit einzelnen aufgeben. Als diese Bannbriefe angeschlagen, und die Kirchen verschlossen wurden, berief der Landmann die Volksversammlung, und kündigte die Sache an. Die Meisten verstanden das Wort Interdict unrecht, entschieden mit Mehrheit der Stimmen, „sie wollen nicht in dem Dinge seyn,“ forderten die Priester vor sich, brachten die, welche ihr Amt nicht verwalten wollten, mit Mißhandlungen aus dem Lande, und

wenn sich einer erlaubte, den Bannfluch auszusprechen, der wurde todt geschlagen. An dem Umgange mit ihren Nachbarn lag den Appenzellern wenig, so lange nur ihre Herden gediehen, konnten sie dessen entbehren. Wenn sie aber hörten, daß da oder dort geringschätzig von ihnen geredet oder gehalten werde, so überfielen sie dieselbe Gegend, plünderten, verheerten, mordeten, und zogen mit Beute beladen wieder in ihr Land zurück. Der Abt von St. Gallen Heinrich von Mangistorf mußte fliehen. Er starb am vierzehnten Herbstmonathe 1426 zu Freyburg im Breisgau in dieser Verbannung, und hinterließ seinem Nachfolger Egloff Blarer von Wartensee die Verwaltung einer Abtey, welche ihren Feinden weder ein bereitwilliges Volk, noch herzhafte Bundesfreunde, noch Geld und Soldaten, selbst nicht, wie ehemahls, die geistlichen Schreckniſſe mit einiger Hoffnung entgegen zu setzen hatte. Auch der Bischof von Constanz fühlte die Rache der Appenzeller. Auf alle umliegenden Städte und Herren fiel abermahls ihre schwere Hand.

Endlich im Jahre 1428 entschloß sich der mächtige Graf Friederich von Toggenburg, Bürger von Zürich, Landmann zu Schwyz, die Appenzeller anzugreifen; weil sie, obschon er bis dahin mit ihnen im Frieden gelebt hatte, auch seine Besitzungen nicht ungestört ließen. Zuerst both er Recht. Zürich unterstützte ihn. Die Appenzeller wollten von nichts hören. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung des Grafen, welchem Zürich und Schwyz Beystand versprachen, und alle Eidsgenossen mahnten, den ungehorsamen Appenzellern nicht zuzuziehen. Der Graf ordnete den Feldzug wie ein Mann, der mit der Beschaffenheit des Landes und der Art, in den Gebirgen Krieg zu führen, wohl bekannt war; dennoch erlitt er am Stoß und bey Schönengrund Verlust. Glücklicher focht er bey Goßau, Rüti und Hoheneck. In das Land drang er zwar nicht ein; aber die kühnsten und hitzigsten Jünglinge Appenzells waren erschlagen. Der Winter machte

die Fortsetzung des Krieges unmöglich, und die Eidsgenossen benutzten diesen Stillstand, um den Frieden zu unterhandeln. Sie fanden die Gemüther der Appenzeller geneigter und billiger, als wenige Monathe früher; weil die heftigsten Schreyer und Feuerköpfe in den Gefechten ihren Tod gefunden hatten. Der Friede wurde im Heumonathe 1429 fast auf die gleichen Bedingungen geschlossen, die schon der vermittelnde Spruch enthalten hatte. Nur wurden aus demselben einige Samenkörner zu künftigen Unruhen weggeräumt. Der Abt mußte den Kirchenbann lösen. Denen, die Priester getödtet hatten, wurde verziehen. Von da an bestand, mit Ausnahme kleiner Reibungen, eine lange Zeit nicht nur Friede, sondern auch Freundschaft zwischen dem Stifte St. Gallen und dem Lande Appenzell.

4. Rhätien. 1418 — 1436. Stiftung des oberen oder Grauen Bundes. 1424.

Ein schöneres Bild, als Appenzell zeigt uns Rhätien. Die Bewohner dieser Gegenden, Abkömmlinge jener Helden, die einst im ältesten Helvetien von den Römern zuletzt unterjocht worden waren, und gegen die Eroberer so heftig gestritten hatten, daß auch Weiber für die Erhaltung der Freyheit sich in die Schlacht wagten, und Mütter den Feinden ihre Säuglinge ins Angesicht schläuderten, erweckten in ihrem Gemüthe die Erinnerung an die Freyheit ihrer Väter, und entzogen sich, nachdem das große Haus Vaz ausgestorben war, dem Joche ihrer Barone. Denn diese traten nicht selten alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen, spielten mit der Habe, dem Glücke und der Ehre des Landmannes, verwirrten das Land durch unzählige Fehden, wußten sich vor Stolz nicht zu fassen, machten sich durch Härte verhaßt, und durch schändlichen Muthwillen verächtlich. Sclaven der Wollust, befriedigten sie oft ihre Lüste mit Hohn vor den Augen der Gatten und Väter, welche diese Beleidigung um so tiefer

empfanden, je mehr keusche Sitten bis aus diesen Tag bey den Rhätiern hoch geachtet waren. Endlich erwachte der Zorn des Volkes; weil man bey keinem Richter Gerechtigkeit fand, half sich der Arm der Bedrückten. Adam von Camogasch, dessen Tochter der Vogt von Guardovall im Beyseyn des Vaters zu entehren begehrte, erschlug den Wüstling, und eroberte mit einigen Gehülfen die Burg. — Johann Chialderär, dem der Vogt auf Fardün mit stolzem Spotte in seine Speise gespuckt, zwang den Uebermüthigen mit starker Faust, den Brey selbst zu verschlingen, und war Urheber, daß die Burgen Fardün und Bärenburg in des Volkes Gewalt kamen. — Diese Härte, dieser Hohn vieler Beamten, der unruhige Geist des damahligen Bischofes von Chur, die gefährliche Verbindung desselben mit Oesterreich, die Unbestimmtheit der Rechte der Herren und des Volkes bewogen muthige und verständige Männer unter günstigen Umständen für die Erhaltung der Freyheit zusammen zu treten. Zu ihren Berathungen versammelten sie sich des Nachts im Walde bey Truns. Diese Verborgenheit wählten sie; weil die ungerechte Gewalt mißtrauisch und ihr Verdacht ohne Schonung war. Die versammelten Freunde fühlten die Unwürdigkeit, als tapfere Männer dem grausamen Muthwillen schlechter Menschen zu dienen. Weder Ruhmbegierde noch Eigennutz war der Zweck ihres Thuns. Das Glück hat keinen von ihnen bereichert. Wir kennen nicht einmahl ihre Nahmen, und sie haben kein anderes Denkmahl, als die Republik der Graubündtner, welche durch ihre Thaten entstanden ist. Bloßes menschliches Gefühl wirkte in ihnen, die uns allen inwohnende Liebe der Freyheit, das Verlangen nach Sicherheit und gleichen Rechten, und der Wunsch, für das Glück ihrer Angehörigen, Freunde und Landsleute thätig zu seyn. Der Rath und das Ansehen des Abtes zu Disentis, Peter von Pontaningen, leitete ihre Unternehmung. Sie griffen nicht zuerst zur Gewalt; sondern sie sendeten an ihre Herren die vornehm-

sten und ältesten Männer mit der Erklärung ihres Willens, und der Forderung, wegen einer freyen und gerechten Verfassung überein zu kommen. Diese Maßregel hatte großen Erfolg. Der Abt von Disentis, drey Freyherren von Räzüns, der Graf Johann von Sax, der Graf Hugo von Werdenberg-Heiligenberg, sey es aus rein menschlichem Gefühle oder aus kluger Würdigung der Forderungen des waltenden Zeitgeistes und der Gefahr der Versagung, verbanden sich mit dem Volke. Sie retteten ihre Herrschaften und Burgen, während die Festen derjenigen fielen, die der Freyheit des Volkes zuwider waren. In der Mitte des März-Monathes, 1424 versammelten sich diese Edeln und die Gemeinden des westlichen Rhätiens unter einer Linde bey dem Dorfe Truns, und stifteten den Bund, der unter dem Nahmen Oberer oder Grauer Bund bekannt ist. Um die gleiche Zeit wurde auch die im Jahre 1396 zu gleichen Zwecken geschlossene, ältere Verbindung des Gotteshausbundes erneuert, und wenige Jahre später (1436) entstand der Zehngerichtenbund, und diese drey Bünde vereinigten sich dann 1471 wieder, gleich der Eidsgenossenschaft, zu Einem größeren Ganzen.

5. Solothurn. 1418 — 1436.

Solothurn, zu spät auf die Macht und Größe Berns aufmerksam, suchte in diesen Jahren durch den Kauf von Olten, Alt-Bechburg und Ballstall und die Erbauung der Barfüßerkirche mit jener Stadt zu wetteifern, der es sonst kaum in einem Stücke verglichen werden konnte.

6. Stadt und Stift Basel. 1418 — 1436.

Die Stadt Basel, immer für ihre Freyheit zu jeder Fehde rüstig, erhohlte sich von den Verheerungen eines fürchterlichen Brandes, verschönerte sich im Innern, und bereicherte sich durch Handel und durch die Anwesenheit des berühmten Conciliums, das vom Jahre 1431 bis 1448 in ihren Mauern

versammelt war. — Die Angelegenheiten des Hochstiftes, welche seit siebzig Jahren unaufhaltbar gesunken, wurden durch den Bischof Johann von Fleckenstein zu Dachstuhl wieder hergestellt. Ihm gelang Wiederlösung der bedeutenden Pfandschaften, welche Diebold von Neufchatel in den Thälern des Jura inne hatte.

7. Schaffhausen. 1418 — 1436.

Schaffhausen setzte sein Ziel einzig darin, für seine Freyheit zu wachen, die von Außen her bedroht war, und im Innern durch viele der Volksherrschaft ungünstige Edle nicht gern gesehen wurde.

8. Wallis. 1418 — 1436.

Im Lande Wallis stillte sich durch Beylegung aller aus Barons Krieg übrigen Mißhelligkeiten der alte Unwille.

Die Eidsgenossenschaft. 1418 — 1436.

1. Die drey Waldstätte. 1418 — 1436.

Die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, diese Väter der Eidsgenössischen Freyheit, lebten ohne große Bildung und ohne große Bedürfnisse in einem einförmigen Glücke, das durch nichts gemehrt oder gemindert wurde. Die Beschaffenheit dieser Ländchen ändert sich so wenig, daß, wenn nicht äußerliche Gewalt, bürgerliche Unruhen oder Unfälle der Natur die gewohnte Ordnung verwirren, ihr Nahme in der Geschichte nur selten genannt wird.

2. Luzern. 14 8 — 1436.

Obschon das Lösegeld der bey Arbedo Gefangenen zu Luzern eine eigene Auflage nothwendig machte; bediente sich diese Stadt dennoch fleißig der häufigen Geldverlegenheiten des umliegenden Adels, um sich schöne Herrschaften zu erwerben. Damahls wurden Weggis, Kriens, Horw, Lange-

fand, Giſikon und Hohenau von den Luzernern erworben. Dieſe Vergrößerung war rechtmäßig und löblich; aber darin fehlte Luzern, daß es die erkauften Herrſchaften in dem ſtrengen Geiſte des alten Adels zu beherrſchen verſuchte. Darum lag die Stadt in beſtändigem Streite mit ihren Unterthanen, und ſah eine Empörung im Entlibuch. — Die Sitten der Stadt waren gottesfürchtig und einfach. Der freudige Geiſt des Volkes wurde durch öffentliche Feſte genährt. Dem kleinen Rathe wurde die Macht entzogen, die erledigten Großrathſtellen allein zu beſetzen; dieſes Wahlrecht ward an den großen Rath ſelbſt übertragen.

3. Glarus. 1418 — 1436.

Glarus bewahrte die Mannskraft ſeiner Väter, und übertraf ſie an Verbindungen, Vermögen, Einfluß und gemeinnützigen Einrichtungen; aber altem Aberglauben huldigte es noch.

4. Zug. 1418 — 1436.

Zug möchte in dieſen Zeiten wenig Meldenswerthes darbieten, wenn nicht ein erſchütternder Unfall dieſe Stadt betroffen hätte. Am vierten März 1435 erbebten mit einem Mahle die Ufer des Sees, an welchem Zug anmuthig gelegen iſt, die Häuſer wurden erſchüttert, in einigen zeigten ſich Riſſe. Ein Theil des Volkes floh, ein anderer hielt dieß für unnöthig, oder ſäumte ſich mit Rettung ſeiner Habe. Der Tag neigte ſich, Abends um fünf Uhr geſchah ein entſetzlicher Knall, das Land brach, Staub verdunkelte die Luft, zwey Gaſſen der Stadt mit Ringmauern, Thürmen und ſechzig Menſchen verſanken in den See, mit ihnen der Landammann Collin und, ein unerſetzlicher Verluſt, der Stadtſchreiber Wickard mit allen Urkunden. Sein Knäblein Adelreich, über deſſen Rettung die Mutter ertrank, wurde in ſeiner Wiege von dem Waſſer getragen, von den Rettenden ans

Land gezogen, und starb in einem hohen Alter angesehen und reich, als Vater eines großen, wohl verdienten Geschlechtes. Alle Eidsgenossen bezeugten den Zugern ihr Mitleiden. Die Zürcher eilten, sandten Hülfe, um zu retten, was noch zu retten war, beluden Wagen mit Speisevorrath und Kleidung, um die zu erquicken, welche nichts mehr, als das Leben besaßen. Von da an wurde Zug landeinwärts vergrößert. Befestigung erhielt die Stadt erst zu der Reformations-Zeit. Bey diesem Anlasse fällte eine verständige Hausmutter aus dem Geschlechte Brandenberg ein Urtheil, das alle Eidsgenossen beherzigen sollten: „Ihr werdind da, sagte sie, einen „großen Kosten mit Buwen han, dessen ihr wohl manglen „möchtend, wenn ihr thätind wie eure Vorältern, und „wärind fründlich und wohl eins mit eurren Nachpuren von „Zürich, so wärind sie euer Vormuren und Festi, besser, „weder die Muren, welche bald umkehrt sind, so ein Ernst „angeleit wird, und man zu kriegen kommt!“ — Im Jahre 1416 kaufte sich die Herrschaft Hünenberg von ihrem Adel los, und verband sich als frey mit Zug.

5. Bern. 1418 — 1436.

Durch Kauf und Fehden hatte sich diese Stadt allmählich zum Range der Hauptstadt eines großen Landes aufgeschwungen. In den Jahren 1400 — 1420 war Berns Herrschaft mehr, als verdoppelt worden. Die Gründung dieser Herrschaft wurde erleichtert durch die Steuern, welche auf Unterthanen und Bürger ausgeschrieben, und einem Jeden von den Gemeinden selbst nach seinem Vermögen auferlegt wurden, so wie durch den Edelmuth vornehmer Bürger, die dem Staate nicht nur umsonst dienten, sondern ihm auch auf ihren eigenen Herrschaften freywillig Rechte einräumten, die sonst nur ihnen allein zugestanden waren. Befestigt wurde diese Herrschaft, durch die in diesen Zeitpunct fallende nähere Anschließung Berns an die übrigen Eidsgenossen, durch das Aufge-

ben des Strebens, einen eigenen Staat im Westen der Eidsgenossenschaft zu bilden, und seinen mit Zürich geschlossenen ewigen Bund vom zwey und zwanzigsten Januar 1423. Durch milde und gerechte Regierung seiner Länder gewann Bern die Herzen seiner Anhörigen. Kleinliche Daniederhaltung der Landstädte war zu Bern ganz unbekannt. Man ehrte ihre alten Rechte, beförderte ihr Emporkommen und half wahren Bedürfnissen mit großmüthiger Freygebigkeit ab. In Streitsachen findet sich keine Parteylichkeit für Gemeinden, die unmittelbar unter der Stadt standen, gegen solche, die noch Herrschaften des Adels waren; wohl aber mußte der Adel sich scheuen, die Rechte seiner Unterthanen anzutasten. In diesem Zeitpuncte vergrößerte sich Bern durch Ankauf der Aargauischen Herrschaften Aarburg 1416 und Aarwangen 1432. Gemeinschaftlich mit Freyburg kaufte es im Jahre 1423 vom Herzoge von Savoyen um acht tausend Gulden die Herrschaft Graßburg oder Schwarzenburg. Ueberhaupt blieb in Folge des großen Gemeinsinnes, der in Bern herrschte, keine dem gemeinen Wesen günstige Gelegenheit, kein Talent, welches dem Vaterlande nützlich seyn konnte, unbenutzt. — Auch die Künste des Friedens wurden zu dieser Zeit in Bern bedacht, man beschloß 1420 die Erbauung eines der Stadt würdigen Münsters, dessen herrliche Grundmauer schon hundert Jahre früher errichtet worden war. Der ganze Bau, welcher schon im vierzehnten Jahrhundert von den Ufern der Aare hundert und acht Fuß hoch erhoben, und mit einem Aufwande von mehr, als hundert und funfzig tausend Gulden aus großen Quaderstücken vollführt wurde, war die Arbeit vieler Jahre. — Im Gefühle, daß das, was Berns Bürger und ihre Väter gethan, des Aufbewahrens werth sey, und der Nachwelt ein Spiegel und kräftiger Sporn werden könne, wurde vom Rathe angeordnet, daß der Stadtschreiber Conrad Justinger aus Allem, was hier und da geschrieben zu finden sey, oder was alte Männer selbst erlebt, oder von

ihren Vätern und Großvätern erzählen gehört hätten, eine Geschichte der Stadt Bern verfassen sollte. — Schultheiß, groß und kleine Räthe zu Bern, regierten ohne Furcht vor äußeren oder inneren Feinden brüderlich und väterlich unter ihren Mitbürgern. Von der Gemeinde geschieht nur seltene Meldung. Man sah nichts mehr von jenem Gegeneinanderstreben der Obrigkeit und der Zünfte, welches Bern so lange erschüttert hatte. Die vier ältesten Zünfte erhielten das Recht, daß die Venner nur aus ihnen erwählt werden sollten. Jeder Bürger genoß so viel Freyheit, als mit dem Wohle des Staates bestehen konnte. Auch die Religion trug zu der allgemeinen Freudigkeit bey. Der Clerus war selbst jedem Genusse viel zu sehr ergeben, als daß er Andere im Genießen erlaubter Freuden mit Strenge hätte hindern sollen. Er durfte, aus Furcht sich selbst verfänglich zu machen, nur selten gegen die unerlaubten eifern. Und wenn Einer an den vom Papste mit Ablaß versehenen Münsterbau oder zum Lösegeld armer Christensclaven gesteuert hatte, oder an Sonntagen dürftige Mitbrüder speis'te, so lebte er der festen Hoffnung, daß durch Gottes Milde ihm alle seine Sünden vergeben seyen. Reichthum und Wohlstand wachs nicht nur beym Staatswesen, sondern auch bey Einzelnen. Vornehme Geschlechter erwarben sich Schätze durch Handel. Man freute sich, den Mitbürgern dieselben zeigen zu können, und liebte im Hausgeräthe, so viel möglich, eine solide Pracht.

6. Zürich. 1418 — 1436.

Auch Zürich mehrte in diesen Jahren seine Kraft mit außerordentlichem Glücke. Seine Handelschaft nahm zwar in Folge der in Italien wüthenden Kriege ab; doch wurde noch von vielen Bürgern die Frankfurter-Messe besucht. Das vornehmste eigene Gewerbe war Weinbau. Der Vermögenszustand der Stadt war eher mittelmäßig, als groß. Dennoch nutzte die Stadt wachsam die Augenblicke, in denen

das Gebieth durch erkaufte Herrschaften oder vortheilhafte Burgrechte vergrößert werden konnte. Drey Mahl zog Zürich in König Siegmunds Krieg gegen die Hussiten. Hierauf gestattete ihm Siegmund käufliche Erwerbung zweyer ehemahls Oesterreichischen Besitzungen; der großen, volkreichen, fruchtbaren Grafschaft Kyburg, in deren alleinigem Besitze sich einst Rudolf von Habsburg mächtig gedünkt hatte, und die noch heut zu Tage in fremder Fürsten Titel und Wappen geführt wird; eben so der kleineren, aber nicht minder fruchtbaren und anmuthigen Herrschaft Andelfingen. Wiederum erhielt Zürich vom Kaiser Siegmund die Erlaubniß, die Herrschaften Gaster und Windeck, welche eben alls das Haus Oesterreich an den Grafen Friederich von Toggenburg verpfändet hatte, an sich zu lösen. Die Stadt überließ mit Vorbehalt ihres Rechtes diese Herrschaften dem mächtigen und kinderlosen Grafen auf Lebenszeit, entweder aus alter Freundschaft; oder wohl eher weil man auf seinen Tod Hoffnungen baute, die bis zum Hinschiede des Grafen ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und der Stadt erforderten. Mit eben diesem Grafen schloß die Stadt 1405 ein vortheilhaftes Burgrecht. Hingegen wies sie 1421 die Erneuerung einer gleichen Verbindung mit dem Bisthume Constanz höflich von der Hand; weil sie fürchtete, durch den damahligen Bischof, einen Markgrafen von Baden, in Kriege verwickelt zu werden, und weil die Eidsgenossen schon in jenen Zeiten mit ihren Kriegen die Grenzen ihres Landes nicht gern überschritten. — Im Innern regierte Zürichs Obrigkeit milde und gerecht, bedacht auf das Beste der Bürger. In den kleinen und großen Rath wurden lauter ehelich und frey geborne, in Zürich angesessene, keinem Fremden verpflichtete Bürger, brauchbare Männer von Muth und Verstand gewählt. Stadtschreiber, (Staatsschreiber,) war ein vorzüglich geschickter Ausländer, Michael Stäbler, genannt Graf von Stockach. Zum ersten Mahle stieg in diesen Jahren durch

seine Verdienste ein Mann, der nicht von der adelichen Zunft war, Jakob Glentner, zum Bürgermeisteramte empor. — Man handhabte gute Policey. Laufende Brunnen wurden errichtet. Weise Verordnungen wegen Bewaffnung der Bürger wegen Mühlen, Bäckereyen, Viehweiden wurden getroffen. Gericht und Recht wurden eben so gerecht, als mild verwaltet. — Auch gegen das Vieh war man gütig. Als im Jahre 1435 eine solche Kälte einfiel, daß der Rhein von Basel bis an das Meer gefror; daß auf dem Zürich-, ja auf dem großen Boden-See, Fußgänger, Rosse, Schlitten und Wagen gesehen wurden: so erging zu Zürich der menschliche Befehl, den wilden Vögeln, welche die Nahrungslosigkeit zu den Menschen trieb, kein Leid zuzufügen, sondern ihnen Speise vorzuwerfen. — Für die Eidsgenossen war Zürich der Kornmarkt aller benachbarten Orte, und auf seinen Rath wurde der damahligen Verwirrung des Münzwesens durch eine von den Ständen auf funfzig Jahre angenommene Ordnung abgeholfen. Dabey war die Stadt gegen ihre Bundesbrüder friedfertig und freundschaftlich. Jedem Mitstande suchte sie Beweise ihrer Freundschaft oder Friedensliebe zu geben. Wir haben gesehen, wie Zürich nach der Eroberung des Aargau die Geldsummen vorschoß, welche für die Gemein-Eidsgenössischen Länder an den Kaiser Siegmund bezahlt werden mußten; und doch keinen Versuch machte, die übrigen Orte eigennützig von der Mitregierung auszuschließen; sondern einem jeden erlaubte, nach Bezahlung seiner Schuld an derselben Theil zu nehmen. Mit Bern beschwor Zürich 1423 einen eigenen Bund. Gegen Luzern wurde die Grenze berichtigt. Zug in seinem Unglücke unterstützt. Zu Gunsten des Landes Schwyz wurde die aus den Zuger-Unruhen im Jahre 1404 herstammende unangenehme, beschimpfende Urkunde vertilgt, und nachdem ein Zwist mit Glarus durch Berns Vermittelung gütlich geschlichtet worden war; suchte man auch den Schein einer gehässigen Rückerinnerung zu vermeiden.

7. Uebersicht. 1418 — 1436.

Also verflossen die achtzehn Jahre nach der Eroberung des Aargau. Schöne Jahre der Ehre und Gunst, der Sicherheit und des Glückes. Kaum ein wenig durch die Angelegenheiten des Wallis und den Verlust bey Bellinzona getrübt. Ueberall breitete man sich aus, doch mit Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Jeder Streit wurde in Minne beygelegt. Die Verfassungen waren geordnet, Staatsgebäude aufgeführt, die Volkskraft entwickelt, das Land in Blüthe, bey den Fremden im Ansehen, sein Ruhm diente ihm zur Landwehre. Es durfte die Eidsgenossen wenig kümmern, daß Hans Gruber ein gemeiner Walliser, dem sie vor auswärtigen Gerichten nicht Rede stehen wollten, sie in des Reichs Acht und Bann brachte. Einige Störung ihres Handels, selbst ihrer Gesandtschaftsreisen durch unruhigen, dürftigen Adel, an dessen Spitze Herzog Reinold von Urslingen, „ein verdorbener Bettelherzog," wie Tschudi sagt, stand, wurde ihnen allerdings lästig, bis Kaiser Siegmund 1418 sie wieder der Acht erledigte. Der erlittene Schaden ward ihnen durch reiche kaiserliche Freyheiten vergütet. — Die Achtung und das Glück, welches die Schweiz genoß, war nicht eine Folge politischer Künste, sondern der Einfalt, mit der unsere Väter ihre Freyheit über Alles schätzten, und den Eidsgenössischen Brudersinn für den einzigen Erhalter dieser Freyheit ansahen. Wer hätte bey dieser glücklichen Lage ahnden sollen, daß die Eidsgenossen in den nächst kommenden Jahren mit zerfleischender Wuth gegen einander stehen, und sich selbst Wunden schlagen würden, deren gefährliche Folgen das Vaterland beynahe dem Untergang zugeführt hätten?

Fünftes Kapitel.

Der alte Zürich-Krieg.
1436 — 1450.

Die Verhältnisse in den letzten Lebensjahren des Grafen Friederich von Toggenburg.

Nachdem die Eidsgenossen seit mehr, als einem Jahrhundert in treuer Vereinigung gegen auswärtige Feinde so siegreich gestritten hatten, daß jede Gefahr von Außen her auf lange entfernt schien, so kam ihnen einen Zeitpunct, in welchem sie die ruhmgeschmückten Waffen gegen ihr eigenes Glück wendeten, und, indem Jeder seinen besondern Nutzen zu befördern wähnte, sich selbst mehr Schaden und Unheil zufügten, als die bittersten Feinde über sie hätten bringen können. Billig sollte dieser unselige Zeitpunct der spätesten Nachkommenschaft die unvergeßliche Lehre geben, durch inländische Kriege, kleinliche Eifersucht, unbrüderlichen Eigennutz und schändliche Rachsucht die Freyheit, dieses theuerste Gut des Vaterlandes, nicht in Gefahr zu bringen, oder fremden Mächten, die meist mit Verlangen auf eine so erwünschte Gelegenheit harren, den Weg ins Land zu öffnen.

Schon seit mehreren Jahren hatten einige Eidsgenössische Regierungen ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf den mächtigen und kinderlosen Grafen Friederich von Toggenburg hingerichtet, der bereits im Greisenalter stand, und bald ein reiches Erbe hinterlassen mußte, von welchem Herren, Städte und Länder etwas zu erlangen hofften. Der Graf war der einzige der alten Barone der Eidsgenossenschaft, welcher in der für seinen Stand stürmischen und unglücklichen Zeit sich mitten unter den Eidsgenössischen Freystaaten nicht bloß in ungestörtem Besitze seiner Herrschaften erhielt; sondern dieselben noch mehr, als verdoppelte. Toggenburg, Utznach, die

obere March, Meyenfeld, Marschlins, die Grafschaft Davos oder das Brettigau besaß Friedrich eigenthümlich, Gaster und Windeck, Sargans, Rheinthal, Feldkirch, Montfort, den Bregenzerwald, das Wallgau, die Landschaft bis nach Dorrenbüren und Fußach waren ihm vom Hause Oesterreich verpfändet, so herrschte er von den Grenzmarken der Zürcher bis in die Thäler des Inn-Stromes mächtig und strenge. Dieses ausgezeichnete Glück hatte er nicht der Gewalt aber der feinen Staatskunst zu danken, mit der er sich 1405 zuerst zum Bürger von Zürich annehmen ließ, um durch die Gunst dieser Stadt vor den Eingriffen der an seine Länder grenzenden Demokratieen gesichert zu seyn, und 1416 Landmann in Schwyz wurde, um mit Hülfe seiner neuen Landsleute die hier und da unter seinem Volke der Härte seiner Regierung wegen gährenden Unruhen desto kräftiger zu dämpfen. Den Schwyzern verschrieb Friederich 1428 beym Abschlusse seines zweyten Landrechtes mit ihnen auf die Zeit nach seinem Tode freywillig und unentgeldlich die Herrschaft über die Obere March. Auch mit Zürich stand der Graf lange Zeit in sehr freundschaftlichem Verhältnisse. Er hatte sich der Stadt im Jahre 1402 durch Verkauf der Herrschaft Greifensee gefällig bewiesen, und sie benahm sich, wie wir oben sahen, hinwiederum so zuvorkommend und uneigennützig, daß der reiche Erblasser durch eine solche Aufmerksamkeit geschmeichelt war. Sie lieh ihm ferner zur Belagerung Feldkirchs zehn Centner Pulver und ihre sehr hoch gehaltene große Büchse. Sie konnte sich auch rühmen, daß der Graf ohne ihr Bürgerrecht vielleicht nie zum Besitze seiner ihm bestrittenen Lande gekommen wäre, oder sich schwerlich bey denselben behauptet hätte. Doch fand sich schon im Jahre 1419 einige Ursache zur Mißhelligkeit, und gegen das Ende von Friederichs Leben wurde das ehemahlige Verhältniß durch mehrere zusammen wirkende Ursachen gestört: durch eine Demüthigung, die der Sohn des

einflußreichen Zürcherschen Bürgermeisters Stüßi an Friederichs Hofe erlitten zu haben glaubte, und welche des Vaters Stolz nicht zu verschmerzen vermochte; durch einen Proceß den Friederich in Folge dessen vor dem Zürcherischen Richterstuhle verlor; vorzüglich aber durch den Ungestüm, mit welchem Zürich im Januar 1432 die Uebergabe der Herrschaften Gaster und Windeck und eine feste Erklärung verlangte, wer des Grafen Haupterbe seyn werde, und wie es mit der ganzen Erbschaft, vorzüglich mit dem Bürgerrechte zu halten sey, das Friederich 1416 auf fünf Jahre nach seinem Tode ausgedehnt hatte. Dem Grafen mußte dieser Ungestüm um so unangenehmer seyn, da er sich theils höchst ungern mit dem Gedanken an seinen Tod beschäftigte; theils den Wunsch hegte, bis zu seinem Ende alle mit ihm in Verbindung Stehenden durch Furcht oder Hoffnung nach seinem Willen zu lenken, und sich durch die geforderte Erklärung dieses Vortheiles nicht gern berauben mochte; theils auch, weil er diese Forderung als eine Rache für den beleidigten Stolz des Bürgermeisters ansehen mußte. Von jenem Tage an erkaltete Friederichs Freundschaft gegen Zürich, und er näherte sich mehr dem Stande Schwyz, welcher zwar gleiche Absichten hegte, wie die Stadt; aber sich mit größerer Vorsicht und Schonung der gräflichen Plane und Gefühle benahm.

Es konnte nicht fehlen, die Cantone Schwyz und Zürich mußten durch das Betragen des Grafen in eine gewisse Spannung gerathen, die um so gefährlicher zu werden drohte; weil gerade damahls an der Spitze dieser Cantone zwey Männer ständen, von denen jeder für sein engeres Vaterland so thätig war, und so warm fühlte, daß er wohl verleitet werden konnte, über diesem Bestreben das Heil gemeiner Eidsgenossenschaft zu vergessen. Der eine war Rudolf Stüßi, Ritter, Bürgermeister von Zürich, der andere Ital Reding von Biberegg, Landammann zu Schwyz. Beyde durch Geistesgaben, Muth, Stolz, Unternehmungslust und Erfah-

rung in den Geschäften des Friedens und des Krieges ausgezeichnet; beyde in ihrem Lande die wichtigsten Männer, auf Tagsatzungen und bey fremden Fürsten von großem Einflusse. In Stüßis Charakter lag mehr rauhe und aufbrausende Hitze, zu große Rücksicht auf seine Persönlichkeit und ein im Nothfalle Alles verletzender Starrsinn. Bey Reding der, weniger engherzig, nicht allein sich selbst im Auge hatte, erkannte man mehr kalte Umsicht und schlaue Gewandtheit neben nicht minder festem Beharren auf ein Mahl beschlossenen Dingen. Diese beyden Männer trachteten jeder, seinem Lande und mit dem Lande sich selbst den ersten Rang unter den Eidsgenossen zu verschaffen, beyde richteten zu diesem Ende hin ihr vorzügliches Augenmerk auf des reichen Friederichs große Erbschaft an Land und Leuten und vergaßen über der Begierde, ihren Canton zu erheben, das Heil des gemeinsamen Vaterlandes. Schön sagt daher Müller: „Welche Iliade „von Unglück der Zorn eines einzigen Volksführers über die „ganze Republik, seine Stadt und ihn selbst, mit welcher „Gefährde für die ganze Schweiz der Nebenbuhler desselben „die Nation in die Waffen gebracht, und ihre Jahrbücher „mit Scenen schauervollen Andenkens erfüllt hat; der Ursprung „des Uebels in der Entfernung von Einfalt und Eintracht, „und in Vergleichung älterer Zeiten die Bestätigung der Wahrheit, „„daß die Eidsgenossen sich selbst am meisten zu fürch„„ten haben,““ das ist der Inhalt dieser Abtheilung unserer „Geschichte, die, künftigen Zeiten zur Warnung, hier mit „Wahrheit umständlich beschrieben ist!“

Nachdem die oben erwähnte Aufforderung Zürichs an den Grafen gelangt war, schützte er sich vor einer schnellen Entscheidung mit dem Vorwande, daß er in so wichtigen Dingen keine übereilte Antwort von sich geben könne. So gelang es, die immer eifriger in ihn dringende Stadt hinzuhalten, während sich Friedrich zu derselben Zeit enger an die Schwyzer anschloß, und in alle ihre Plane einzugehen schien.

Er begünstigte aus der Menge seiner Erben den Herren von Brandis, dem die Schwyzer gewogen waren, ihn bestimmte er zum Nachfolger im Toggenburg und Utznach, und erlaubte dem Stande Schwyz, wenn das Bürgerrecht mit Zürich abgelaufen sey, mit diesen Ländern in ein ewiges und ausschließliches Landrecht zu treten. Aber diese beyden Aeußerungen geschahen bloß mündlich, und mußten sorgfältig vor den Zürchern geheim gehalten werden, denen der Graf im December 1433 die ebenfalls nur mündliche Erklärung gab, seine Gemahlinn werde nach seinem Tode Beherrscherinn von Toggenburg und Bürgerinn zu Zürich bleiben, und mit ihr werde sich also die Stadt wegen Gaster und Windeck, wegen des Bürgerrechtes und anderer Anforderungen leicht vereinigen können. Endlich am letzten Aprill 1436 starb Friederich plötzlich, ohne bestimmte Verfügung über sein Erbe getroffen zu haben. Er wurde im Kloster Rüti bestattet, und Viele wollen wissen, daß er sich bereits vor seinem Tode auf die Entzweyung gefreut habe, welche nach demselben, in der ihm eigentlich verhaßten Eidsgenossenschaft, zu der er sich nur aus Noth, nie aus Liebe gehalten hatte, entstehen werde. Sein Ende war der Anfang der Verwirrungen.

Friederichs Erben. Entstehung des Zehngerichtenbundes. 1436.

Seine Verwandten aus den Häusern Montfort, Raron, Metsch, Thierstein, Brandis, Sax, Aarburg, Räzüns, Höwen stritten sich um die höchst zweifelhafte rechtliche Ordnung der Erbfolge. Friederichs Gemahlin Elisabeth vermeinte, alleinige Erbinn zu seyn, und sich mit Hülfe der Burg- und Landrechte zu behaupten. Der alte Herzog Friederich von Oesterreich rüstete sich, verschiedene Pfandschaften einzulösen, die er einst in Geldnoth an Toggenburg versetzt hatte. Der Kaiser Siegmund benutzte als Oberhaupt des Deutschen Reiches die

Gelegenheit, mit den erledigten Toggenburgischen Mannslehen einen treuen Freund, den Grafen Caspar von Schlick, seinen geheimen Rath und des Reiches Vice-Kanzler, zu belehnen. Zürich bereitete sich, vermöge seines Rechtes Windeck und Gaster an die Stadt zu ziehen, und die Dauer seines Bürgerrechtes mit den übrigen Landestheilen zu sichern. Die von Schwyz säumten keinen Augenblick, und nahmen die obere Mark, Friederichs Geschenk, in Besitz. Die Unterthanen suchten für sich selbst zu sorgen, und wenn nicht ganz frey; doch in vielen Dingen erleichtert zu werden. Jedes einzelne Ländchen zeigte, je nachdem seine Wünsche beschaffen waren, Geneigtheit, einem andern Herrn zuzufallen, von welchem es am ehesten die Erfüllung jener Wünsche hoffen konnte. Die zehn Gerichte im Brettigau ergriffen eine Maßregel, durch die sie ihre Freyheit bis auf unsere Tage gebracht haben, sie schwuren einen Eid, einander auf ewige Zeiten in allen rechten Dingen zu helfen, und legten so den Grund zu dem Zehngerichten-Bunde.

Der Erbstreit. 1436 — 1437.

Vergebens suchte man, diese verwirrten Ansprüche durch Unterhandlungen zu scheiden. Die Ansprüche verwickelten, die Parteyen erhitzten sich immer mehr. Einige der Erben suchten bey Oesterreich, andere bey irgend einem Eidsgenössischen Orte Schutz, und wieder andere strebten, durch den angeblichen Willen des Volkes das zu ersetzen, was ihren Ansprüchen an rechtlicher Stärke abging. Zürich und die Wittwe hingen aufs Engste zusammen. Aus Dankbarkeit und mit Rücksicht auf die Zukunft schenkte Elisabeth der Stadt die Herrschaft Utznach. Die Berner, welche verschiedene Toggenburgische Erben im Bürgerrechte hatten, mit Schwyz von Alters her genaue Freundschaft hielten, und vielleicht Zürichs schnell wachsende Macht nicht ohne Eifersucht sahen, suchten, Zürich und Schwyz in ein völlig gleiches Verhältniß zu setzen,

ohne dadurch bey dem einen oder andern Orte großen Dank zu verdienen. Die Zürcher eilten, nach dem Vorbilde von Schwyz das geschenkte Utznach in den Eid zu nehmen; allein die Leute weigerten sich zu schwören, bis entschieden sey, ob die Gräfinn das Recht habe, über sie zu verfügen, und als Stüßi sie mit harten Worten anfuhr; blieben sie nur desto hartnäckiger auf ihrem Sinne. Auf Gaster und Windeck geschah das Gleiche; denn das Land wünschte lieber, von Oesterreich zurück gelöst zu werden, als an Zürich zu fallen. Es wäre Eidsgenössisch geworden, wenn die Schweizer wie ehemahls, nur Freunde und Brüder nicht Unterthanen gesucht hätten. Zum Herren wollte sie lieber den Herzog, von dessen Herrschaft dereinstige Befreyung möglich schien. Die Eidsgenössische Macht hingegen war zu fest, als daß unter ihr Hoffnung seyn konnte, sich frey zu kaufen oder loszureißen. Die von Zürich bathen die von Schweiz um ihre freundschaftliche Vermittelung; allein Schwyz schwieg, verband sich aufs Engste mit Glarus, dessen Vortheil es erforderte, die von Zürich angesprochenen Länder selbst in Besitz zu nehmen, und der Herzog von Oesterreich erlaubte dem Gaster- und Sarganser-Lande ein dreyßigjähriges Landrecht mit Schwyz und Glarus. Hierauf verhängte Zürich unversehens eine Kornsperre über Utznach, Windeck, Gaster und Sargans. Die dadurch entstehende Noth verursachte eine Entzweyung in diesen Gegenden. Sargans neigte sich auf Zürichs Seite. Da übergab der Herzog, um dieses Land los zu werden, gegen Erlegung des Pfandschillings Burg, Stadt und Landschaft Sargans, mit Vorbehalt der Burgen Freudenberg, Neidberg, und Wallenstadt dem Grafen Heinrich von Werdenberg, dessen Stammgut sie war, und von dessen Vater Oesterreich diese Herrschaft erworben. Diese Uebergabe geschah nach dem Wunsche von Glarus und Schwyz, sie verschafften dem Grafen das nöthige Lösegeld. Das Sarganische Volk aber verweigerte ihm die Huldigung, und schloß trotz

des heftigen Widerspruches des Grafen ein ewiges Bürgerrecht mit Zürich, während der Graf selbst, wenige Monathe später für sich und sein Land ein Landrecht mit Schwyz und Glarus annahm. Toggenburg, Windeck, Gaster, Utznach aber gingen im December 1436 ein dreyjähriges Landrecht mit Schwyz und Glarus ein. Kaum gelangte diese Nachricht nach Zürich, so legte die gekränkte, an ihrer Ehre beleidigte, in ihren Rechten verletzte Stadt, deren langjährige, kostspielige Bemühungen an Einem Tage durch Eidsgenossen vereitelt waren, ungeachtet des strengen Winters sogleich Mannschaft an die Grenzen, und mahnte die Eidsgenossen zum Zuzuge. Schwyz und Glarus thaten das Gleiche. Die Miteidsgenossen erschraken, sie traten als Vermittler auf, und beschieden 1437 die Streitenden nach Baden.

Tagsatzung und Rechtsspruch zu Luzern. 1437.

Gesandte aus allen Orten mit Zuzug der Städte St. Gallen und Baden bildeten diesen Tag. Die Zulassung dieser Städte hatte Zürich gefordert, um den Ländern die Stimmenmehrheit zu entreißen. Es ist dieß eine der ältesten Spuren der Parteyung zwischen Städten und Ländern. Während diese Tagsatzung zu Baden saß, wurde die Stadt Wesen durch die Gaster-Leute eingenommen, eben diese nahmen den Zürchern zwey Schiffe mit Lebensmitteln weg, die nach Sargans bestimmt waren. Diese Ereignisse trugen viel dazu bey, daß der Tag zu Baden fruchtlos zerging. Nach vieler Mühe wurde ein anderer Tag nach Luzern angesetzt. Alle Eidsgenossen zahlreiche benachbarte Städte sandten dahin ihre weisesten und angesehensten Häupter mit dem Auftrage, für Herstellung der Freundschaft nichts zu sparen. Die Schwyzer und Glarner benahmen sich mit vieler Mäßigung, und wußten stets den Schein rein Eidsgenössischer Gesinnung zu retten; sie legten willig die ganze Sache in Eidsgenössische Hände; sie zeigten sich geneigt, den Zürchern Utznach ausschließlich zu überlassen, an dem Uebrigen ihnen einen gleichen

Antheil zuzugestehen; ja sie bothen auch allen Ständen die Mitregierung der streitigen Lande an, und wenn dieses schon nicht angenommen wurde: so eroberten sie doch durch ihre Bereitwilligkeit die Herzen der Eidsgenossen, während Zürich durch eigensinnige Hartnäckigkeit und durch die harte Erklärung, daß es mit Schwyz in keinem Falle Gemeinschaft haben wolle, auch diejenigen von sich entfernte, denen seine Sache bis dahin die gerechtere geschienen hatte. Die Friedenshandlung wurde vorzüglich dadurch erschwert, weil man nicht festgesetzt hatte, daß die Lage der Sachen bis zum Schlusse der Unterhandlungen unverändert bleiben solle; so geschahen denn beständig feindselige Schritte. Die Erbitterung stieg daher mit jedem Tage. Man reizte sich durch die heftigsten Reden und Beschuldigungen. Die Häupter der Parteyen schienen es darauf angelegt zu haben, durch beißende Stachelreden und verächtliche Behandlung ihrer Gegner jede Möglichkeit der Aussöhnung zu entfernen. Dieß ging so weit, daß die Eidsgenossen anzuordnen für nöthig fanden, es müssen auf der Tagsatzung Klage und Vertheidigung schriftlich geschehen. Die Bekümmerniß der Wohldenkenden mehrte sich. Die freundschaftlichste Eidsgenössische Vermittelung schlug fehl, Zürich verwarf sogar das Eidsgenössische Recht, und ließ sich zuletzt ein Schiedsgericht von neunzehn Männern aus den unparteyischen Orten gefallen. Der Spruch geschah im Februar des Jahres 1437 zu Luzern. Er fiel so sehr zum Nachtheile Zurichs aus, daß die Stadt vielleicht nicht ohne einige Ursache glaubte, die Freundschaft der Länder gegen Schwyz und die Eifersucht einiger Städte gegen Zürich möchte an dem gefällten Urtheile einen nicht ganz unbedeutenden Antheil haben.

Zug der Zürcher ins Sarganser-Land. 1437.

Noch vor der Abreise von Luzern sah man die ersten Ausbrüche des Unwillens der Zürcherschen Gesandten, die so

viel, als Alles verloren hatten. Sie kamen nach Hause. Ihre Erzählung empörte den Rath. Das Volk wüthete. Die gekränkte Liebe zur Vaterstadt stieg durch den Jubel in den Ländern. In diesen Tagen verderbte der Frost die Hoffnung zur Ernte. Später zerschlug in der ganzen Eidsgenossenschaft und den benachbarten Ländern der Hagel, was der Frost übrig gelassen. Es entstand Theuerung. Da erneuerten die Zürcher eine gänzliche Kornsperre gegen Utznach und Gaster, und verordneten, daß keinem Glarner, Schwyzer, Märker, Einsiedler an Einem Marktage mehr Korn verabfolgt werde, als zwey Mütte, von denen er schwören müsse, daß er sie zu seinem Hausgebrauche nöthig habe. Diese letztere Verordnung war gemäßigt, sie ließ sich aus der Theuerung leicht erklären, sie wurde durch den Mißbrauch gerechtfertigt, welcher bis dahin mit der unbeschränkten Ausfuhr des Getreides getrieben worden war, sie würde auch bey einer ruhigen Stimmung der Gemüther eben so wenig aufgefallen seyn, als in unsern Tagen in ähnlicher Noth ähnliche Veranstaltungen auffallend waren. Jetzt aber schien diese Maßregel denen von Schwyz und Glarus Wirkung des Hasses; vielleicht weil ein inneres Gefühl ihnen sagte, daß nach dem, was geschehen sey, in den Herzen der Zürcher Haß gegen sie habe entstehen müssen.

Ehe noch die Zeit erschien, in welcher der Rechtsspruch der Eidsgenossen in Vollziehung gesetzt werden sollte, erklärte ein zweytes Schiedsgericht die Ansprüche der Gräfinn von Toggenburg auf unumschränktes Eigenthumsrecht über das Erbe ihres Gemahls für ungegründet, worauf sie, des Streites und der Unruhe müde, sich selbst mit einigen Einkünften begnügte, das Uebrige den rechtmäßigen Erben anheim stellte, welche sogleich mit Schwyz und Glarus ins Landrecht traten. Von allen diesen Verhandlungen erhielten die Zürcher keine Kunde, bis das Eidsgenössische Schiedsgericht zur Beendigung seiner Arbeiten zum zweyten Mahle zu Luzern versammelt war. Als ihnen hier die Urkunden von Reding so unerwartet vor-

gelegt wurden; ergriff sie Erstaunen, Verwirrung, Zorn und Scham. Es schmerzte sie, daß die von Schwyz und Glarus die Stadt überlistet, ihr jede Möglichkeit genommen hatten, auf dem Wege Rechtens den Sieg zu erhalten, und nun ihre Ueberlegenheit schonungslos fühlen ließen. Es schmerzte sie daß die Gräfinn Elisabeth, ihre Bürgerinn, für die sie nun seit einem Jahre so Vieles gethan und geopfert hatten, solchen Undank gegen die Stadt hatte zeigen können. Es schmerzte sie, daß den Eidsgenossen, vor welchen sie standen, die Beschämung Zürichs eben nicht nahe zu gehen schien, und wohl ist es möglich, daß Viele die Erniedrigung des stolzen Bürgermeisters und die Zerstörung seiner liebsten Plane nicht ungern sahen. Die Erbitterung der Zürcher begann sogleich den Krieg.

Es war noch kein innerlicher. So tief der Schmerz war, so sehr alle Unwillen und Wehmuth fühlten; ehrten sie dennoch die Eidsgenössischen Bünde. Der Krieg entstand gegen Oesterreich, welches seine ältesten und bittersten Feinde, die Schwyzer und Glarner, gegen die Zürcher äußerst begünstigt hatte. Auf den Schlössern, die sich Herzog Friederich im Sarganser-Lande vorbehalten, saßen Amtleute, welche das den Zürchern geneigte Volk mit Drohungen und Gewaltthätigkeiten ermüdeten. Die Sarganser bathen um Hülfe. Willig brach Zürich, trotz den Abmahnungen der Eidsgenossen, mit fünf tausend Mann und schwerem Geschütze nach dem Sarganser-Lande auf, und berannte dem Herzoge seine Burgen Freudenberg und Neidberg, während durch achtzehn hundert Mann die Grenzen gegen Schwyz und Glarus bewahrt wurden. Dadurch geriethen Schwyz und Glarus in Bewegung, und der Argwohn trieb sie, auch ihre Grenzen zu besetzen. Die Eidsgenossen, die den Ausbruch des Bürgerkrieges fürchteten, mahnten, bathen, fleheten, das Concilium zu Basel redete kräftig zum Frieden, die Zürcher ließen sich einen Waffenstillstand mit Schwyz und Glarus gefallen; aber

ihre Eroberung vollendeten sie. Erst nachdem Freudenberg und Neidberg in Flammen aufgegangen, geschah der Rückzug. Umsonst schlug ihnen der Herzog von Oesterreich das Recht vor, sie wollten von nichts hören. In dieser Noth verkaufte er um drey tausend Gulden Rheinisch die Herrschaften Gaster, Windeck, und Wallenstadt, an Schwyz und Glarus. Das Gleiche thaten die Erben von Toggenburg um tausend Gulden mit der Herrschaft Utznach. Somit war es den Zürchern unmöglich gemacht, ihre Ansprüche ohne Gewalt gegen Eidsgenossen durchzusetzen. Selbst die Behauptung des Bürgerrechtes mit Sargans schien unter diesen Umständen ein schwieriges Werk. Zu gleicher Zeit war Zürich mit dem Fürst-Abte von St. Gallen wegen eines Bürgerrechtes in Unterhandlungen; aber ehe dieselben geschlossen wurden, wußte der gewandte Reding den Abt in ein zwanzigjähriges Landrecht mit Schwyz zu ziehen, durch welche Unternehmung der so oft schon gekränkten Stadt allerdings eine neue schöne Hoffnung zertrümmert; aber auch ihre Begierde nach Rache aufs höchste gesteigert wurde.

Die Hungersnoth des Jahres 1438 und ihre unseligen Folgen.

Mitten unter diesen zahllosen Reibungen und Verwirrungen starb den neunten December 1437 der Kaiser Siegmund, und seinen Thron bestieg Kaiser Albrecht II., ein Fürst aus dem den Zürchern gegenwärtig feindseligen Hause Oesterreich, dessen Mißmuth die Stadt durch Aufhebung ihrer Kaufleute und Waaren und sonst manche weh thuende Maßregel empfand; so daß, wenn ihre neuen Verburgrechteten die zu den zerstörten Burgen gehörigen Felder, Wiesen und Weinberge unter die Meistbiethenden vertheilten, und aus dem Kaufpreise schlemmten, Zürich dafür leiden mußte. Rastlos arbeiteten die Eidsgenossen an vergeblichen Versuchen der Aussöhnung. Um dieser Sache eine für die ganze Eidsge-

nossenschaft noch unseligere Wendung zu geben, mußte auch die Natur mit außerordentlichen Ereignissen eintreten. Die wenigen Früchte der vorigen sparsamen Ernte waren aufgezehrt. Mit Angst sah man einer Hungersnoth entgegen. Jeder suchte sich zu sichern, so gut er konnte. Da schlug Zürich, um die äußerste Noth von seinem eigenen Lande abzuwenden, nach dem Beyspiele vieler Städte, jedermann ohne Ausnahme alle Ausfuhr, sogar den Transit ab, und wurde selbst emsig, Korn, wo es konnte, aufzukaufen. Die Hungersnoth stieg zu einer fürchterlichen Höhe, als auch die neue ziemlich viel versprechende Ernte übel ausschlug. Die Leute in ihrem Hunger hatten die Aehren roh, halb unreif von den Halmen gegessen. Man erntete häufig nur das Stroh. Da löste sich aller Verkehr zwischen den freundschaftlichsten Städten. Kein Landmann durfte für mehr, als einen Plappart Brot aus einer Stadt tragen. Mancher zog zwey Meilen weit, um so viel zu bekommen. Glücklich schien das Hirtenland, wo es Molken und Käse gab. Im Ackerlande war etwas Kraut in Milch gesotten ein seltenes Wohlleben. Brot sah man in vielen Häusern ein halbes Jahr lang nicht. Das Land wimmelte von nahrungslosen Menschen. Tausende starben eines grausamen Todes. Vergebens erhielten Schwyz und Glarus einen Gebothbrief von dem neuen Kaiser, daß Zürich ihnen die Ausfuhr eröffnen solle. Der Gehorsam wurde verweigert. Dieß ließ sich mit der eigenen Noth entschuldigen; aber das war nichts, als eine unnütze, grausame Rachsucht, daß man armen Wittwen aus jenen Cantonen, den in der Ernte sauer verdienten Schnitterlohn, den sie sich in Korn ausbedingt hatten, versagte, und sie nach vollendeter Arbeit mit leeren Händen und trostloser Seele zu ihren hungernden Kindern heim sandte.

Der letzte Friedensvorschlag. 1439.

Alles dieses und andere hinzu kommende Zwistigkeiten nährte die unselige Zwietracht. Jeder einiger Maßen zwey-

deutige Schritt dieser oder jener Partey wurde von dem Gegner im allerschlimmsten Sinne genommen. Das Eidsgenössische Recht wurde von Zürich hartnäckig verworfen. Eine traurige Verblendung hatte sich dieser Stadt bemächtigt, sie hörte nur noch die Stimme der Leidenschaft. Es finden sich jetzt schon Spuren, daß Zürich in diesen Händeln die Anrufung einer andern, als der Eidsgenössischen Hülfe für nöthig hielt. Kaum erhielten die vermittelnden Orte von Zeit zu Zeit kurze Erneuerung des Waffenstillstandes. Diese Orte, durch die mannigfaltigsten und vergeblichsten Bemühungen nicht ermüdet, gaben 1439 als letzten Versuch zur Erhaltung des Friedens noch einen billigen Vorschlag zu gütlichem Vergleiche ein, mit der Drohung, sie haben sich entschlossen, alle ihre Macht gegen den nicht Nachgebenden zusammen zu setzen. Der Vorschlag wurde von Schwyz angenommen, von Zürich mit Unwillen von der Hand gewiesen; weil etliche von ihren Klagen gegen Schwyz und Glarus mit keinem Worte erwähnt waren. Noch zwey Tage vor dem Ausgange des letzten bewilligten Stillstandes mahnte Zürich sein ganzes Volk zu Stadt und Land auf zu seyn, um an die Grenzen zu ziehen.

Die erste Fehde zwischen Zürich, Schwyz und Glarus. 1439.

Sobald der Stillstand zu Ende war, zogen am dritten May 1439 vier tausend Mann unter Stüßi den See hinauf nach Pfäffikon. Am gleichen Abende besetzte Schwyz den Etzel, und Glarus machte sich auf, den Eingang in sein eigen Land und die March zu verwehren; dasselbe thaten die Leute aus Gaster und Utznach; die Stadt Weil und die Herren von Raron, (welche in der Erbtheilung das Toggenburg mit sehr beschränkten Herrscherrechten empfangen hatten,) wendeten sich gegen die Zürcherische Grafschaft Kyburg. An die Eidsgenössischen Stände erging zu gleicher Zeit die Mahnung von Zürich und Schwyz; an Schwyz die Fehde von Zürich.

Der Gewalthaufe des letztern bewegte sich gegen die March. Ulrich von Lommis blieb mit tausend Mann am Fuße des Etzels stehen, um Schwyz zu beobachten, und in seinen Bewegungen zu hindern. Reding, von diesem Plane unterrichtet, warnte Glarus und die March. Er selbst hielt sich auf dem Etzel so still, daß Lommis die Nähe von Redings ganzer Macht nicht einmahl vermuthete. Am folgenden Tage kamen zu Reding Gesandte von Uri und Unterwalden mit der Nachricht, daß ihre Banner nahe seyen; doch beschwuren sie ihn bey Gott und Vaterland, den Angriff zu verschieben; vielleicht sey noch ein Friede möglich. Ihr Vortrag ward durch einen Eilbothen von Luzern unterstützt, der mit einem Briefe eintraf, welcher noch einige Aussicht zur Versöhnung eröffnete. Eben war Reding von ihren Bitten überwunden, als in der Ferne Schüsse fielen. Es war ein Angriff geschehen. Etwa hundert rüstige Jünglinge vom Zürich-See, welche die Gegend ausspähen sollten, waren unvermerkt zwischen die Schwyzerischen Vorposten gerathen, man hatte gefeuert, und die Zürcher waren nach einigem Verluste gewichen. Kaum ertönten die Schüsse, so setzte sich Redings ganze Macht in Bewegung; allein sie fanden Lommis mit seinen Scharen nicht mehr. Durch den Schrecken jener Jünglinge hingerissen, waren die Zürcher ohne Schwertstreich feige entflohen. Die Eidsgenossen jammerten über den Ausbruch der Feindseligkeiten; doch erhielten sie, daß Reding seinen Sieg nicht weiter verfolgte. Wenn die Zürcher am Etzel unglücklich gewesen waren, so waren sie nicht glücklicher bey ihrem Angriffe auf die March. Stüßi fand die Grenzen von muthigem Volke wohl besetzt, und hielt es für rathsam, sich zurück zu ziehen. Die Eidsgenossen unterhandelten immer noch eifrig; doch, wie es schien, ohne Erfolg. Zum Glücke machten starke Regengüsse kriegerische Unternehmungen unmöglich. In dieser Zeit der Unthätigkeit gelang es den Vermittlern, auf ein Jahr einen Waffenstillstand zu schließen. Zürich mußte versprechen,

den Schwyzern und Glarnern und ihren Angehörigen freye Durchfuhr durch sein Land zu verstatten. Das Feld wurde geräumt; aber in den Gemüthern blieb der Haß und die gegenseitigen Neckereyen dauerten fort. Man erneuerte die gegenseitigen Ausfuhrverbothte. Zürich sperrte sogar die Abfuhr von Gefällen, welche Klöstern und Privatleuten der ihm feindseligen Cantone in seinem Gebiethe zugehörten. Der völlige Friedensschluß scheiterte an dem Eigensinne der Parteyen.

Die große Pest. 1439.

Die Eidsgenossenschaft, welche durch Theuerung, Hunger und Bürgerzwist schon so schwer gelitten hatte, sollte durch ein anderes Unglück noch schwerer heim gesucht werden. Um Ostern erhob sich, entweder durch einen in Basel angelangten Ausländer, oder in Folge der schlechten und ungewohnten Nahrungsmittel, mit denen man sich in der Theuerungszeit hatte behelfen müssen, oder, durch jenen angefacht, durch diese begünstigt, eine große Pest. Mit der Hitze der Jahreszeit stieg die Macht des Todes. Oft starben zu Bern an Einem Tage vier und zwanzig, zu Basel hundert Menschen. Zürich verlor wenigstens drey tausend Seelen, den vierten Theil seiner Bevölkerung; Constanz vier tausend. Der Todtengräber waren zu wenige, um die Gräber zu bereiten. Man hatte nicht Träger, noch Fuhren genug, um die Leichname eilends in große Gruben zu bringen. An keinem Hause ging der Todesengel vorbey. Er schonte nicht Alter, nicht Stand. Am heftigsten wüthete er unter den geistlichen und weltlichen Häuptern des Concilium. Viele flohen; aber dem Tode, den sie in ihrem Herzen trugen, entflohen sie nicht. Die Kirchenversammlung wollte sich trennen, nur der Heldenmuth Einiger, welche, im Hinblicke auf den Nutzen, den die längere Dauer der Versammlung stiften konnte, die Einbuße weniger Lebensjahre für keinen Verlust hielten, hinderte die Trennung. Man suchte in der großen Noth Rettung bey den Heiligen,

bey der Mutter Gottes. Den Zorn des Himmels wollte man durch Kirchenfeste versöhnen; aber Tausende starben, nur die nicht, deren Starrsinn dem Vaterlande das größte Unglück bereitete.

Alle Eidsgenossen wider Zürich. 1440.

Das Jahr 1440 begann mit nachdrücklichen Unterhandlungen; aber Zürich verweigerte beharrlich das Eidsgenössische Recht, und ein Vorschlag der Stadt, schien den Eidsgenossen so unangemessen, daß sie ihn nicht einmahl beantworteten. Den fünf und zwanzigsten October begann der Krieg. Die Glarner und Schwyzer brachen zuerst los. Sie richteten ihren ersten Angriff auf Sargans, eroberten dasselbe ohne Gegenwehr, machten sich den Rücken frey, und beraubten dadurch die Zürcher der mächtigen Hülfe des Sarganser-Landes und des mit demselben verbündeten Rhätiens. Mit Anfange des Wintermonathes standen die feindseligen Cantone selbst gegen einander im Felde. Beyde mahnten die Eidsgenossen. Für Beyde sprachen starke Gründe. Weil aber Zürich das Eidsgenössische Recht verworfen hatte, so entschieden sich die Eidsgenossen für Schwyz und Glarus. Uri und Unterwalden gaben das Beyspiel. Luzern, Zug und Bern folgten in Zwischenräumen. Noch immer hatte Zürich gehofft, die Eidsgenossen alle, oder doch wenigstens die Städte auf seiner Seite zu sehen. Als aber der Bürgermeister, der mit sechs bis sieben tausend wohl gerüsteten Leuten im Felde stand, die Fehde von Uri und Unterwalden erhielt, da fühlte er, daß Zürichs Loos entschieden sey, er erschrak, in seinem Heere lös'te sich alle Ordnung, man überhäufte sich gegenseitig mit den bittersten Vorwürfen, die Führer fanden statt des Gehorsams kaum noch Sicherheit, und das Zürcher-Heer floh ohne Schwertstreich in großer Unordnung vor ungefähr halb so vielen Feinden. Diese Flucht schien selbst den Gegnern so unwahrscheinlich, daß sie bey der ersten Nachricht Kriegslist

und Hinterhalt fürchteten. Bey Anbruche des Tages erblickten sie die Schiffe der fliehenden Zürcher. In diesem ganzen Feldzuge geschah keine einzige Kriegsthat. Die Zürcher, unter sich selbst entzweyt, bargen sich hinter ihren Mauern. Einige wenig bedeutende Unternehmungen, wurden meist ohne Kraft angefangen, ohne Geist ausgeführt, und endeten ohne Erfolg. Die Zürcher, welche auf bewaffneten Schiffen den See befuhren, durften es nicht einmahl wagen, die Eidsgenössischen Lager am Ufer zu beschießen; denn für jeden Schuß wurde von den Eidsgenossen ein Haus angezündet. Die in der Stadt liegenden Landleute wurden unwillig, und das Zürcherische Geschütz mußte schweigen. Das ganze Gebieth der Stadt fiel den Eidsgenossen wehrlos in die Hände, die es mit Feuer, Schwert, und furchtbarer Grausamkeit verheerten, und in ihrem Grimme selbst die heiligsten Stätten nicht achteten. In der Stadt selbst herrschte Uneinigkeit und Furcht. Man hatte von der Menge des dort zusammen geströmten Landvolkes, das durch seinen Verlust gegen die Stadt und ihre Gegner gleich erbittert war, fast mehr noch, als von den Waffen der Feinde zu fürchten. Niemand in der Stadt war vor diesen Leuten seines Eigenthumes sicher. Alle ihre Bedürfnisse nahmen sie ohne Bezahlung, wo sie dieselben fanden, mit der Aeußerung weg, sie haben um der Stadt willen mehr und Besseres verloren. Kaum konnte noch die Regierung einiges Ansehen behaupten.

Friede von 1440.

Gern hörte das entmuthigte Zürich unter solchen Umständen auf die vermittelnde Stimme einiger Reichsstädte. Auch die Eidsgenossen ließen sich vorzüglich auf Berns Betrieb zum Frieden willig finden, ihre festen Erklärungen überwanden die Schwierigkeiten, welche Reding dem Abschlusse des Friedens in den Weg stellte. Die von Schwyz und Glarus gaben sich die äußerste Mühe, ihre Eroberungen bey-

zubehalten. Sie versagten jede Verwendung bey den Herren von Raron wegen der Rückgabe der eingenommenen Grafschaft Kyburg. Für sich selbst beriefen sie sich auf einen den Grüningern und dem Freyamte geschworenen Eid, diese Herrschaften nie mehr an Zürich abtreten zu wollen. Nur die Furcht, sich von den Eidsgenossen verlassen zu sehen, bewog sie endlich zur Annahme des Friedens. Derselbe fiel billiger aus, als Zürich gehofft, und Schwyz gewünscht hatte. „Die „Stadt mußte von ihrem eigenen Gebiethe oben am Zürich„See die Höfe Pfeffikon, Wolrau, Hurden, die Ufe„nau, (Angehörige des Stiftes Einsiedeln, welche mit der „Stadt im Bürgerrechte standen,) an Schwyz abtreten, alle „ihre Rechte auf das Johanniter-Haus Wädenschweil zu „Gunsten des Ordens aufgeben, freyen Handel und Wandel „öffnen, auch denselben ewig nicht mehr versagen. Dagegen „erhielt die Stadt ihr ganzes Gebieth mit den angeführten „Ausnahmen zurück; doch so, daß einigen Landesgegenden, „die wenige Treue gezeigt hatten, verziehen seyn solle. Alle „andern Ansprüche werden nach dem Eidsgenössischen Rechte „zu Einsiedeln entschieden.“ Also endete der erste Krieg der Eidsgenossen gegen Zürich, und wir würden vielleicht keinen zweyten kennen, wenn Schwyz großmüthig genug gewesen wäre, von dem gedemüthigten, gekränkten Zürich keine Eroberungen annehmen zu wollen, welche in einem jeden Bundesstaate wider die Ordnung der Natur sind, ewigen Haß erzeugen, und den Bund am schnellsten zur Auflösung führen.

Zürichs Bund mit Oesterreich. 1442.

Die nächste Folgezeit brachte den Eidsgenossen diese Erfahrung. Der Friede war geschlossen, und seine Bedingungen wurden unter Aufsicht der Eidsgenossen mit höchster Gerechtigkeit vollführt. Das Land schien beruhigt; aber Zürich konnte den erlittenen Schaden, Schmach und Schande um so weniger vergessen, da der Spott und Jubel der Länder, das gesunkene Ansehen auf Tagsatzungen und hie und da einige

Spuren des Mißtrauens das Andenken an jene Begebenheit immer lebendig erhielten: so daß sich die Stadt nach der ersten Gelegenheit sehnte, um die Eidsgenossen, von denen sie nach ihrer Ansicht ungerecht mißhandelt worden war, eine empfindliche Rache fühlen zu lassen. Die erwünschte Gelegenheit schien zu winken. Kaiser Albrecht II. starb 1439. Sein Nachfolger wurde Friederich III. von Oesterreich, Enkel jenes bey Sempach erschlagenen Leopold. Es war das Hauptaugenmerk dieses neuen Fürsten, seine kaiserliche Macht zur Widerherstellung seines in den letzten Zeiten etwas gesunkenen Hauses anzuwenden. An diesem Vorhaben arbeitete er emsig und glücklich, und wußte alle Umstände so klug zu benutzen, daß er ohne einiges Wagniß mehr, als sechzig verpfändete Herrschaften wieder an sich zog. Gleich im Anfange seiner Regierung äußerte er öffentlich, daß er die vom Kaiser Siegmund seinem Hause entrissenen Länder, deren größten Theil die Eidsgenossen besaßen, demselben wieder zuwenden werde. Aargauischer Adel bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Die Eidsgenossen hörten nicht ohne Beunruhigung von der Sache. Zuerst suchte Friedrich die Gesinnungen der Aargauer, die zum Theile immer noch mit Liebe an die alte, milde Herrschaft dachten, zu erforschen. Der Oesterreichische Statthalter in den vordern Landen, Markgraf Wilhelm von Baden, leitete dieß Geschäft, und bald war ganz Aargau in sichtbarer Bewegung. Dieses entging dem Zürcherschen Bürgermeister Stüßi und dem Stadtschreiber Michel Graf nicht, und mit Vergnügen sahen sie Noth über diejenigen kommen, welche, Schwyz zu Liebe, Zürich um einen Theil seines Landes, seines Ansehens und sie, die Vorsteher, um ihre Lieblingsentwürfe und um das Vertrauen ihrer Mitbürger gebracht hatten. Nun, da sich eine Möglichkeit zeigte, Zürich von seiner Schmach zu befreyen, und seine Verluste zu ersetzen, nun zeigten sich auch die unseligen Folgen jenes Friedens, der den Keim der Zwietracht in sich trug. Zwey Wege standen den

Zürchern offen; sie mußten entweder das erlittene Unrecht vergessen, und als Vorort des Bundes so edel handeln, daß Fremde die Unüberwindlichkeit der unzertrennbaren Eidsgenossenschaft einsehen, und die Eidsgenossen selbst durch den vaterländischen Sinn der von ihnen beleidigten Stadt beschämt werden mußten; oder, wenn Zürich diesen ruhmvollen Weg nicht einzuschlagen gedachte, so konnte es nunmehr von dem Eidsgenössischen Bunde, in dessen Mitte es hundert Jahre lang sein Glück gefunden, sich losreißen, und durch eine genaue Verbindung mit der drohenden Macht Oesterreichs zeigen, daß es noch Eidsgenossen finden könne, welche, die Stadt an den bisherigen zu rächen, im Stande wären. Die Großmuth rieth, den ersten Weg zu wählen, die Leidenschaft, den zweyten, und die Leidenschaft siegte; weil die Eidsgenossen seit einiger Zeit gelernt hatten, Ehrgeiz und Ländersucht der Liebe zum allgemeinen Vaterlande vorzuziehen. Vergessen wurde zum ersten Mahle die große Wahrheit, daß kein Canton den andern ermangeln kann. Glücklich, wenn dieses erste, in seinen Folgen so unselige, warnende Beyspiel auch das letzte gewesen wäre! Zürich that nun mit Behutsamkeit einige annähernde Schritte gegen Oesterreich. Der Markgraf Statthalter verstand, was man wollte; aber er fand die Sache fast zu erwünscht, und ahndete List; doch entschloß er sich, Friederichs Nutzen mit Vorsicht möglichst zu befördern, und rieth der Stadt zu einer Gesandtschaft an den Kaiser. Es war eine unter den Deutschen hergebrachte Sitte, welche auch die Eidsgenossen, so lange sie noch nicht ganz von dem Reichsverbande losgerissen waren, beobachteten, sich von jedem neuen Kaiser die Freyheiten bestätigen zu lassen. Unter diesem niemanden verdächtigen Vorwande, aber mit geheimen Aufträgen gingen Heinrich Schwend, Ritter, Bürgermeister, und Michel Graf, Stadtschreiber, nach Salzburg zum Kaiser, von dort aus mit ihm nach Insbruck. Sie äußerten Bedauern über alle feindseligen Schritte, die Zürich je gegen Oesterreich

gethan, versicherten, dieselben seyen ihnen bloß durch die Umstände oder Mißverständnisse abgedrungen, und nie aus ihrem Herzen geflossen; dagegen sey ihre treue Ergebenheit zu Oesterreich von je her groß gewesen, und sie haben dieß unter Kaiser Rudolf, bey der Blutrache, am Morgarten und bey andern Gelegenheiten sattsam bewiesen, auch erbiethen sie sich nun als unläugbaren Beweis der Gesinnungen ihres Herzens zur Wiederabtretung der ehemahls Oesterreichischen Grafschaft Kyburg, welche fast die Hälfte des Gebiethes der Stadt Zürich betrug. Dem Kaiser waren solche Aeußerungen höchst angenehm; doch ließ er die Gesandten noch in Ungewißheit, und bestimmte sie mit gnädigen, lockenden Worten, dem Hofe bis nach vollenderer Krönung nachzureisen; weil dann zumahl die Kaiserliche Entscheidung bey besserer Muße gegeben werden könne. Die versteckte Absicht dieser Zögerung war aber; weil Friedrich zuerst die Meinung der Reichsfürsten über die Wiedervereinigung der von Siegmund entfremdeten Besitzungen erforschen, und sich nicht voreilig in Unternehmungen verwickeln wollte, die ihm bey widriger Stimmung der Fürsten hätten schädlich werden können. Er fand diese Stimmung günstig, und jetzt gewann das Geschäft der Zürcher einen schleunigen Fortgang, ihre Freyheiten wurden bestätigt, und den siebzehnten Brachmonath 1442 zu Aachen ein ewiger Bund folgenden Inhaltes zwischen ihnen und Oesterreich aufgestellt: „Zürich gestattet mit Vorbehalt des Neu„amtes dem Hause Oesterreich die Wiedereinlösung der „Grafschaft Kyburg um sechzehn tausend sieben hundert „Gulden, so wie es dieselbe an sich gebracht, auch behält „sich Oesterreich vor, andere Pfandschaften, welche die Stadt „von diesem Hause in den Händen hat, (z. B. Regens„berg, Grüningen, erworben nach dem Räfelser-Kriege, „Stäfa, Andelfingen), wieder zu lösen. Doch sollen die „Vögte derselben, wie auch der Vogt von Kyburg, Zürcher „seyn können, und von dem Zürcherschen Rathe aus einem

„Vorschlage, den der Kaiser aus zehn Adelichen des Landes „macht bestimmt, und von dem Kaiser bestätigt werden. „Sollte Oesterreich diese Herrschaften je wieder verpfänden, „so hat Zürich den Vorzug, wenn es so viel geben will, als „Andere. Der erste Vogt von Kyburg ist Heinrich Schwend, „Ritter, Bürgermeister. Zürich verspricht auch die Wieder„einlösung der Grafschaft Baden zu begünstigen. Da„gegen soll Oesterreich die Toggenburgische Erbschaft „lösen, oder an sich kaufen, die Landrechte mit Schwyz und „Glarus abthun, und diese Gegenden den Zürchern zustellen. „Eine neue Eidsgenossenschaft, in der Zürich unter Oesterrei„chischer Leitung den Vorsitz führt, soll aus Schwäbischen, „Badischen, Tyrolischen Landen und der jetzigen östlichen „Schwyz errichtet werden. Der Fürst von Oesterreich und „die Stadt Zürich treten in einen Bund zu gemeinsamer Ver„theidigung freyen Handels und Wandels, rechtlicher Ord„nung und ihres Länderbesitzes. Die Eidsgenössischen Bünde „sind vorbehalten.“ So lautet der Bund durch den ein entschlossenerer Fürst, als Friederich, ein Albrecht etwa, die Eidsgenossenschaft in die äußerste Gefahr eines fast sicheren Unterganges gebracht hätte. Die Unterhandlungen wurden geschlossen, ehe noch andere Eidsgenössische Gesandte bey dem kaiserlichen Hoflager ankamen, um die Bestätigung ihrer Freyheiten zu suchen. Die Berner und Baseler kamen zuerst, wenige Tage nach dem Schlusse der Tractaten. Schwend und Graf aber berichteten den Ausgang ihrer Unterhandlung, durch die man bedeutende Besitzungen und den sichern Schutz eines brüderlichen Bundes gegen ungewisse Erwartungen und eine gefährliche Verbindung mit einer zweydeutig gesinnten Macht hingegeben hatte, nach Zürich, wo Stüßi mit neuer Macht herrschte, und die Vortheile dieses Bundes, welche wahrlich nur ein mit Haß erfülltes Gemüth, heraus zu finden vermochte, den Gläubigen und Ungläubigen zu preisen, die erstern zu begeistern, die letztern im Zaume zu halten wußte.

Ausbruch des Krieges der Eidsgenossen gegen Zürich und Oesterreich. 1443.

Ein beängstigendes Gerücht, daß Zürich bey dem kaiserlichen Hofe besondere Gnade gefunden, während den übrigen Eidsgenossen außer Uri die Bestätigung ihrer Freyheiten versagt worden war, bis sie Oesterreichs Rechte auf den Aargau anerkannt hätten, verbreitete sich durch das ganze Land. Um die Stadt zu prüfen, forderte man sie zuerst zur Erneuerung der Eidsgenössischen Bünde auf. Sie that dieß mit Willigkeit. Als sich aber die Gerüchte von einem eigentlichen Bunde zwischen Zürich und Oesterreich verstärkten, wurde die Stadt zu Luzern aufgefordert, den Eidsgenossen die Urkunde dieses Bundes vorzulegen. Die Antwort war ausweichend; indeß wurde versichert, jener Bund enthalte nichts Nachtheiliges für die Eidsgenossen, und bezwecke nur vorzüglich Sicherheit des Zürcherschen Handels. Die Eidsgenossen trauten diesem Vorgeben nicht, und beschlossen, sich auf jeden Fall hin der Treue der Aargauischen Lande zu versichern. Der ganze Aargau erklärte, Gut und Blut für sie wagen zu wollen; nur Bremgarten, Baden und Mellingen schlossen sich später an Zürich an. Während sich die Eidsgenossenschaft also bewegte, kam Friederich III. selbst nach Zürich. Alles Volk entbrannte vor wüthender Freude. „Hier Oesterreich!“ wurde in den Straßen gerufen, am liebsten, wenn anwesende Eidsgenossen es vernehmen konnten. Pfaufedern und Adler, die Oesterreichischen Feldzeichen, wurden häufig aufgesteckt, und den Schwyzern, die sich vermessen hatten, Zürcher-Land einzunehmen, Trotz gebothen. Mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge ritt Friederich in Zürich ein. Die Stadt that Alles, ihn zu erfreuen. In diesen Tagen rathschlagten die bekümmerten Eidsgenossen zu Zug über ihr Benehmen gegen den König. Sie vereinten sich, ein Ort für alle zu stehen, und nie irgend einen Theil ihres Landes abzutreten. Von Zürich ging Friederich nach Kyburg, Baden, Aargau, Solothurn, Bern, Freyburg

und andern Gegenden der Schweiz. Ueberall wurde er mit hohen Ehren empfangen. Die Städte Winterthur, Rapperschweil, Dießenhofen, seit dem Concilium zu Constanz dem Hause Oesterreich entfremdet, traten wieder freywillig und mit vermehrten Rechtsamen unter dessen Herrschaft zurück. Die Eidsgenossen verlangten von dem Kaiser nochmahls Bestätigung ihrer Freyheiten. Er forderte vor allen Dingen den Aargau. Da schieden sie mit festen, entschlossenen Worten. Endlich verließ Friederich die Schweiz, nachdem er noch zu St. Gallen und Appenzell vergebens versucht hatte, sie in den Bund mit Zürich zu ziehen. Beym Abschiede empfahl er die Zürcher der besonderen Vorsorge des Markgrafen Statthalters.

Das Jahr 1442 war zu Ende gegangen, und fast täglich versammelten sich im Anfange des folgenden Jahres die Bothen der besorgten Eidsgenossen und rathschlagten. Sie erschienen zu Zürich, bathen und mahnten, von dem Oesterreichischen Bunde abzustehen; aber selbst der gemeine Mann war so erbittert, daß ihr Flehen vergeblich war. Die Verhältnisse wurden von Tage zu Tage drohender. Rapperschweil und Zürich nahmen Oesterreichische Besatzung ein. Die Bauern auf der westlichen Seeseite bemannten aus eigenem Antriebe eine zwey Stunden lange Schanze am Hirzel, die sie einer Verschanzung der Zuger gegen über aufgeführt hatten, und als Stüßi erschien, sie heim zu mahnen; weil noch große Hoffnung zu gütlicher Beylegung der Streitigkeiten vorhanden sey: so wurde er mit frechen und trotzigen Worten abgewiesen. Die Stadt selbst schwur am vier und zwanzigsten Januar 1443 beym großen Münster dem ihr vom Kaiser verordneten Hauptmanne Thüring von Hallweil, und an demselben Tage wurden, was die Eidsgenossen am meisten schmerzte, die weißen Schweizerischen Kreuze, die man an den Rüstungen auf Brust und Rücken trug, abgelegt, und an ihrer Statt rothe Oesterreichische aufgesteckt. Gleiche Erbitterung

zeigte sich auch bey dem Volke der Gegenpartey. Ohne Todesgefahr durfte, wie einst im Sempacher-Kriege, zu Schwyz niemand Oesterreichs oder des Adels im Guten gedenken. Eine Pfaufeder hätte das Leben gekostet. Von Seiten der Zürcher wurden beleidigende Reden geführt, von den Oesterreichern zu Rapperschweil einzelne Schwyzer beraubt und mißhandelt, auf dem Zuger-Gebiethe nicht ohne Verdacht gegen Zürcherische Landleute Mordbrand geübt. Zum Angriffe fehlte beyden Parteyen nichts mehr, als ein schicklicher Vorwand. Am liebsten hätte Zürich es gesehen, wenn Schwyz die Thätlichkeiten angefangen haben würde. Mit Jubel eilte einst die Besatzung von Rapperschweil hinaus, als sie das Banner der Schwyzer über Hurden heran ziehen sah; sie fand aber nur eine Schar Kinder, mit langen Ruthen auf den Schultern, welche sich einen großen Lumpen vortragen ließen, und auf der Brücke Kinderspiel trieben. Noch immer versprachen indeß die Eidsgenossen, Frieden zu erhalten, wenn die fremden Soldaten verabschiedet würden. Zürich entschuldigte sich, daß jene ganz von den Befehlen des Kaisers abhangen, und daß von der Stadt kein Friedensbruch zu fürchten sey. Bern suchte, die andern Eidsgenossen mit dieser Erklärung zu beruhigen; allein ihr Mißtrauen war schon so groß, daß Zürich zu den meisten Tagsatzungen nicht mehr eingeladen, und wo es etwa noch erschien, zu den Verhandlungen nicht mehr zugelassen wurde. Die Stadt nahm zwar dieß Mahl das Eidsgenössische Recht an; behauptete aber, daß der Wendepunct des Streites, das Oesterreichische Bündniß, diesem Rechte nicht unterworfen werden könne. Unter immer ernsteren Verhandlungen waren die fünf ersten Monathe des Jahres 1443 verflossen. Da brachen Schwyz und Glarus, ohne der übrigen Eidsgenossen Wissen und Willen mit ihren Bannern auf. Den zwanzigsten May in der Nacht empfingen Zürich und Oesterreich die Fehde von Schwyz. Noch in derselben Nacht geschah die erste Kriegsthat; Männer von

Schwyz zerstörten einen Theil der Rapperschweiler-Brücke. Am folgenden Morgen fuhren die Rapperschweiler über den See, und verbrannten das Dörfchen Hurden. Die Zürcher hielten auf allen Puncten ihre Grenzen besetzt, die Hauptmacht lag noch in der Stadt. Dagegen wachte Glarus bey Utznach, Schwyz auf dem Etzel, Uri, Unterwalden und Luzern sorgten für die Sicherheit von Zug, Bern wurde erwartet. Appenzell blieb gänzlich unparteyisch, um an keinem seiner Eidsgenossen eidbrüchig zu werden.

Gefecht bey Freyenbach. Den zwey und zwanzigsten May 1443.

Am Montage war die Fehde ergangen, am Mittwoch fiel das erste Gefecht vor. Die Zürcher Oesterreicher und Rapperschweiler fuhren unter Heinrich Schwend, Albrecht von Landenberg und Ludwig Meyer, an sieben hundert Mann stark über den See, um die von Schwyz, welche sich also gelagert hatten, daß Hügel und Wald ihre eigentliche Stärke verbargen, auszukundschaften, und, wo möglich, zu schädigen. Sie landen bey Freyenbach. Mit wildem Feuer rennt der größte Theil des Volkes ungeordnet, ohne zu wissen, wie stark und wo der Feind sey, ohne einigen Plan nach dem Dorfe hinauf. Die unwilligen Anführer folgten, nachdem sie dafür gesorgt hatten, daß man von den Schiffen nicht abgeschnitten werden könne. Bey ihrer Annäherung sandte Reding hundert rüstige Männer auf Kundschaft aus, mit dem ernsten Befehle, bloß des Feindes Macht zu erforschen, und wenn er stark sey, vom Banner Hülfe zu begehren. Als diese aber auf die Zürcher stoßen, vergessen sie des Befehles, und greifen an. Mit raschem Ungestüme werfen sie die Zürcher aus Freyenbach; müssen indeß bald wieder der Uebermacht weichen, erhalten Verstärkung, und treiben zum zweyten Mahle den Feind zurück. Sie werden selbst wieder zum Weichen gebracht, fassen auf dem Kirchhofe eine vortheilhafte Stellung, und

hier entspinnt sich ein harter Kampf. Die Schwyzer, im Begriffe zu erliegen, werden durch eine neue Verstärkung ermuthigt, und wagen einen dritten heftigen Angriff. Die Zürcher, in der Meinung, Redings ganze Macht komme herbey, suchen ihre Sicherheit auf den Schiffen. Die Anführer Meyer und Schwend sollen das erste Beyspiel zur Flucht gegeben haben. Vergebens wollte der edle Landenberg die Flucht aufhalten. Er fand seinen Tod, andere Tapfere mit ihm; die Feigen entwichen.

Zug nach Baar. Den drey und zwanzigsten May 1443.

Wichtigere Ereignisse brachten die nächst kommenden Tage. Die Banner von Luzern, Uri und Unterwalden lagen auf dem Baarer-Boden zum Schutze von Zug. Noch war keine Fehde zwischen Zürich und Zug ergangen, auch die genannten drey Cantone führten ungern Krieg. Vor Kurzem noch hatte sich Uri erbothen: „Wenn Zürich noch in diesem Augenblicke ins Eidsgenössische Recht trete, nichts gegen die Stadt zu thun;“ aber Stüßi und Graf unterschlugen den Brief. Es hatte ferner die Besatzung der Schanze am Hirzel mit den an der Sihl-Brücke stehenden Zugern einen förmlichen Vergleich getroffen, einander nicht ohne angekündigte Fehde zu überziehen. Dessen ungeachtet zog Stüßi mit dem Markgrafen von Baden, dem von Hallweil und vielen erst in Zürich angelangten Edeln und Reisigen, fast sechs tausend Mann stark, ohne weitere Kriegserklärung in der Nacht über den Albis, vermuthlich, um im ersten Schrecken Zug, und wohl gar Schwyz ohne großen Widerstand einzunehmen, und seinen Haß zu kühlen. Mitten auf dem Albis theilte sich das Heer. Das Banner von Zürich, zwey tausend Mann unter Hans Meyer von Knonau, zog als Verstärkung in die Schanze am Hirzel, Stüßi mit den Uebrigen seinen Weg. Bey mehr Klugheit und Vorsicht hätte er vielleicht seine Absicht erreicht; allein er

kam in den Baarer-Boden, ohne durch Kundschafter erfahren zu haben, daß Eidsgenossen daselbst lagerten. Der erste Ort auf jenem Boden ist Zugerisch, und heißt Blickenstorf. Stüßi, statt das noch unentschiedene Zug durch Kriegszucht und Milde zu gewinnen, verbrannte Blickenstorf, um den Raub einiger Ochsen zu rächen, der durch Zugerische Krieger im Freyamte geschehen war. Die Flamme leuchtete weit durch das Land. Sie war die Fehde der Zürcher an Zug. Schon dämmerte die Morgenröthe, Stüßi's Vortrab setzte über die Loretz, und näherte sich Baar. Plötzlich brechen Krieger aus diesem Orte. Man erkannte die Banner von Luzern, Uri, Unterwalden. Der Markgraf und Stüßi, durch diese unerwartete Erscheinung erschreckt, wagten es nicht, in der ihren zahlreichen Reitern vortheilhaften Ebene zu schlagen, und wichen hinter sich. Die Eidsgenossen verfolgten sie bis nach Cappel. Der Markgraf und Stüßi übernachteten auf dem Albis an dem Orte, wo sich das Zürcher-Banner von ihnen getrennt hatte, sendeten nach dem Hirzel, und zogen das Banner wieder an sich. In der Schanze blieben nur eilf hundert Mann. Nachdem die Eidsgenossen das Zürcherisch-Oesterreichische Heer vertrieben, hielten sie ihr Nachtlager zu Cappel, beschlossen am folgenden Tage siegentflammt, die Schanze am Hirzel zu umziehen oder zu nehmen, machten sich, drey bis vier tausend Mann stark, auf, und sendeten den Schwyzern und Glarnern Nachricht, ihnen zu Hülfe zu eilen. Auf dieselben warteten sie am Fuße der Schanze.

Sturm am Hirzel. Den vier und zwanzigsten May 1443.

Vom Hirzel, wo man von dem Vorhaben der Eidsgenossen Kunde empfangen, eilte ein Bothe nach dem andern auf das Albis, um dem Bürgermeister die Gefahr zu melden, welche jener Schanze, von deren Erhaltung die Rettung des ganzen Landes abhing, drohe. Je mehr der Feind sich

näherte, desto dringender bath man um Hülfe. Der Bürgermeister war aber den Seebauern ungünstig; weil sie ihm sein verkehrtes Betragen im Kriege vorgerückt, und ihm den Gehorsam verweigert hatten. Er, dessen racherfülltes Herz die Kriegsflamme in der ganzen Eidsgenossenschaft entzündet, er opferte nun ebenfalls aus Haß und Rachsucht jene tapfere Mannschaft und die Schutzwehre des Landes, welche mit einem Theile seines überflüßigen und müßigen Volkes leicht hätten erhalten werden mögen. Der Markgraf für seinen Theil erklärte, seine Reiterey könne in der Gebirgsgegend nicht fechten, auch sey ihm vom Kaiser nur die Vertheidigung der Stadt aufgetragen. So erhielt die Schanze nur eine Verstärkung von drey hundert Mann, die übrige Macht Zürichs zog nach der Stadt zurück. Die Nacht war nahe. Da riefen Einige aus der Schanze den Eidsgenossen Scheltungen und grobe Schmähungen zu. Das Volk der Eidsgenossen entbrannte im Zorne, lief zusammen, und begehrte den Sturm. Die Hauptleute bathen, und gebothen zu bedenken, daß es spät am Tage, das Unternehmen schwierig, der Feind überlegen, und es nöthig sey, zuvor die Hülfe von Schwyz und Glarus abzuwarten. Aber der wüthende Haufe schrie: „Die von Schwyz „haben das Ihrige bey Freyenbach gethan, wir wollen das „Unsrige noch heute thun!“ Sofort rannte Alles der Schanze zu. Als die Anführer den unwiderstehlichen Willen des Volkes sahen, ergriffen sie das Banner, und eilten nach. Die Zürcher hätten den Vortheil der Lage und eines wohl bedienten Geschützes gegen Leute, welche, vom Grimme hingerissen, mit bewundernswerther Tapferkeit, aber mit der blindesten Wuth die Schanze gerade da bestürmten, wo der Berg am steilsten und das Werk am höchsten war. Die Eidsgenossen litten großen Schaden, viele ihrer Anführer fielen, fruchtlos füllte das Volk mit seinen Leichnamen den Graben. Einige bereuten es, sich in den Kampf eingelassen zu haben, durch andere Scharen rollte dumpf das wilde Geschrey: „Morde

„mehr, morde mehr!“ Als der Rückzug der Eidsgenossen schon entschieden schien, thaten die Entlibucher auf der linken Seite der Verschanzung noch einen furchtbaren Angriff. Vergebens wüthete der Tod in ihren Reihen, sie wichen nicht, sie erstiegen die Schanze, und jetzt war die Noth an den Zürchern. Mehr, als drey hundert, fielen mit den Hauptleuten. Die Uebrigen eilten durch die Nacht in wilder Flucht den Hirzel hinab, und verbreiteten die schreckenvolle Nachricht an den beyden Seeufern. Die Sieger brachten die Nacht in der eroberten Schanze zu. Auch sie überließen sich nicht der Fröhlichkeit. Ihr Verlust an den vorzüglichsten Männern war so groß, daß die Freude von der Trauer überwogen wurde. Ganz abgefochten ruhten sie, da kamen noch in derselben Nacht die Zuger zu ihnen, und erstaunten, als die That erzählt ward. Als sie aber unter dem Haufen gemeiner Todten die Leichen der erschlagenen Standeshäupter, welche so oft auf Tagsatzungen mit weisem Rathe, in Schlachten mit unübertrefflicher Tapferkeit vorgeleuchtet, erblickten, da weinten sie laut; aber nachdem sie der Wehmuth den ersten Lauf gelassen, bedachten sie, daß jene Helden den Abend ihres Lebens in kriegerischer Begeisterung, im Streite für die ewigen Bünde, mit unsterblichem Ruhme schnell geschlossen, und aus dem Getümmel der Waffen, aus den Schrecken des Todes als vollendete Sieger dorthin gegangen seyen, wo Gott den Tod für Freyheit und Vaterland als ein herrliches Opfer lohnt, freueten sich, und lobeten Gott. Auch Schwyz und Glarus, von dem Siege unterrichtet, brachen des folgenden Tages freudenvoll nach der Schanze auf, um, mit ihren Brüdern und Eidsgenossen vereint, das Zürcher-Gebieth zu überziehen.

Einnahme des Zürcher-Gebiethes. 1443.

Mit Tagesanbruch kam die Nachricht von dem Verluste der Landwehr nach Zürich. Der Markgraf, der Bürgermeister, Hallweil, die Oesterreichischen Reisigen, das Stadtban-

ner brachen auf, um das Land zu retten; aber das Volk verlief sich hinter den Bannern. Diese Stimmung schreckte die Feldherren. Sie rathschlagten, ob es besser sey, dem Feinde entgegen zu gehen, oder das Land Preis zu geben. Die erste Meinung siegte; doch waren Anführer und Gemeine froh, als der Markgraf unter einem militärischen Vorwande den Rückzug anzuordnen wußte. Indessen wollte niemand dieses eingestehen, und so überhäufte man sich auf dem Heimwege gegenseitig mit Vorwürfen der Furcht und Feigheit, ohne daß indeß auch nur Einer wirklich begehrt hätte, dem Feinde die Stirne zu bieten. Zahlreicher, als die Banner ausgezogen waren, kamen sie zurück, verstärkt durch Leute, die hie und da verborgen gewesen waren; und sich zwar nicht dem kriegerischen Ausmarsche, aber doch dem friedlichen Heimzuge angeschlossen hatten. Am folgenden Morgen, Sonntags den sechs und zwanzigsten May, als eben in der Kirche zu Horgen Gottesdienst gehalten wurde, brachen die Luzerner, Urner, Schwyzer, Unterwaldner, Zuger, Glarner plötzlich mit großem Geschreye vom Berge herab. Das Dorf wurde beraubt und verbrannt, die Heiligthümer in der Kirche entweiht. Der Mutter Gottes verwiesen es ausgelassene Jünglinge, daß sie auch in den Kirchen der Zürcher stehe. Der Gottesdienst wurde verspottet, und Jeder trieb nach seinen Lüsten in der Kirche die schändlichsten Handlungen. So ging es zu Tallweil, so zu Kilchberg, so über den Albis, durch das ganze Freyamt. Dann lagerte man sich zu Lunkhofen, und erwartete das Banner von Bern. Noch hatte sich Bern nicht erklärt. Hans von Erlach, einer seiner angesehensten Bürger, befand sich noch immer zu Zürich, unterhandelte, und hatte solche Aufträge, die den Zürchern gegründete Hoffnung gaben, Bern werde sich mit ihnen vereinigen. Das Volk von Bern und Solothurn stand im Langenthale, die Befehle seiner Regierung erwartend. Da erschienen bey demselben Bothen von Schwyz, und brachten es durch begeisternde Erinnerung an

die Schlacht von Laupen dazu, daß die Krieger, ohne weitern Entscheid abzuwarten, Oesterreich und Zürich fehdeten. Durch diesen Schritt wurde Erlach dem Unwillen der Zürcher Preis gegeben; aber die in diesem Kriege sonst unbillige Stadt begriff die Unschuld des Mannes, und entließ ihn mit sicherem Geleite. Nach der Vereinigung des Eidsgenössischen Heeres wurde die Einnahme der drey den Zürchern günstigen Aargauischen Städte, Baden, Mellingen und Bremgarten bewerkstelligt. Die beyden erstern ergaben sich ohne Gegenwehr, Bremgarten nur nach tapferem Widerstande. Mit Mühe erhielt es Schonung. Von hier aus wurde der übrige Theil des Zürcher-Gebiethes durchstreift, ohne daß die Kriegsmacht der Stadt sich regte. Die Eidsgenossen durchzogen das Wehn-Thal, Kyburg, Grüningen. Alle Burgen fielen, viele mit Schande. Das Land wurde von den Eidsgenossen durch Berns Verwendung nicht verheert. Sie näherten sich Rapperschweil, ohne diese feste Stadt einnehmen zu können. Nach und nach mangelte ihrem Heere der Mundvorrath, ein Geleitsbruch hatte einige Unzufriedenheit erzeugt, Viele waren ohnehin unwillige Theilnehmer an diesem Kriege; daher schloß man den Feldzug. Die Banner der Städte zogen schonend das Land hinab, die inneren Cantone eilten auf dem nächsten Wege verwüstend in ihre Heimath. Ihre letzte Wuth fühlte das Kloster Rüti, wo Alles geraubt, verderbt, entweihet, mit den Heiligthümern der Kirche, mit den Leichen der hier begrabenen Edeln Schauder erregender Muthwille getrieben, auch die Gebeine des letzten der Toggenburger, dessen Umtriebe den gegenwärtigen Krieg entzündet, in ihrer Ruhe gestört wurden. — Einen Monath nach dem Ausbruche des Krieges, am neunzehnten Juni 1443, zogen die Länder heim, Sieger bey Freyenbach, zu Baar, am Hirzel, Eroberer von Bremgarten, Regensberg, Grüningen, durch ihre Thaten das Schrecken ihrer Feinde; aber auch beladen mit dem Vorwurfe unnützer Grausamkeit und Verach-

tung des Heiligsten. Zu siegen hatten sie verstanden, nur nicht über ihre Begierden. Rauben, Morden, Brennen, Ausschweifungen waren ihre Lust gewesen, auch hatten sie bey verschiedenen Gelegenheiten eine nicht allzu große Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung geschlossener Verträge gezeigt. Einige Zeit ruheten nun die Waffen.

Schlacht bey St. Jakob an der Sihl. Den zwey und zwanzigsten Heumonath 1443.

Nachdem die Eidsgenossen aus dem Felde gezogen waren, wagten Zürich und der Adel wieder hier und da einen verheerenden Streif- und Beutezug, und mißlungene Unternehmungen auf Bremgarten und Weil, und bald hatten sie es so weit gebracht, daß ungeachtet aller Unterhandlungen und Friedensvorschläge des Concilium, des Papstes, der Bischöfe zu Constanz und Basel und vieler benachbarten Städte wieder sechs Banner der Eidsgenossen, (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Luzern), fünf tausend Mann stark, im Felde lagen, entschlossen, über das untere Albis gegen Zürich selbst zu ziehen. Am zwey und zwanzigsten Juli zogen sich diese Banner in Hedingen zusammen, hielten Gottesdienst, und brachen auf. Bald entdeckten die Wachen der Zürcher auf dem Albis Zeichen anrückender Feinde. Während sie noch über die Vertheidigung rathschlagten, hatten jene schon die Berghöhe erstiegen. Die Zürcher flohen nach einigem Verluste, die Vorhuth der Eidsgenossen eilte ihnen mit hoch hallendem Siegesgeschreye nach. Bald kam die Nachricht von der drohenden Gefahr vor den Rath, mit welchem Rudolf Stüßi, heute zum letzten Mahle, den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell eilten die Reisigen aus der Stadt. Ganz Zürich ohne Unterschied des Standes und Alters griff zu den Waffen. Das Volk drängte sich in den Gassen, durch die Thore, eine ungeordnete Menge, keinem Feinde furchtbar. Vergebens mahnte Thüring von Hallweil zur Ordnung. Ver-

gebens drohete er, den Befehl niederzulegen. Erst jenseits der Sihl, als man vom Albis die herunter ziehenden Eidsgenössischen Banner erblickte, hielten die Zürcher stille, durch Furcht willig gemacht, den Rathschlägen erfahrner Krieger zu gehorchen. Das Fußvolk ordnete sich. Die Reiterey bildete ihre Scharen. Hans von Rechberg ritt auf Kundschaft aus. Er nahete sich den Eidsgenossen bis auf geringe Entfernung, schätzte mit geübtem Auge ihre Stärke auf etwa sechs tausend muthige, wohl gerüstete, streitbare und streitlustige Männer, eilte zurück, und rieth, die Schlacht zu vermeiden, sich hinter die Mauern zu werfen, und jene durch die Gefahren und Beschwerlichkeiten der Belagerung einer mit Geschütz, Streitern und Vorräthen wohl versehenen, festen Stadt zu ermüden. Dieser kluge Rath ward als feige verworfen, kaum erhielt man, daß das Fußvolk zwischen der Stadt und der Sihl eine gedeckte Stellung nahm; die Reisigen aber sprengten über die Ebene hin, und thaten durch plötzliche Angriffe dem Feinde vielen Abbruch. Um sich von diesen Neckereyen zu befreyen, zogen Ital Reding und Jost Tschudi nicht über die den Rittern günstige Ebene des Sihl-Feldes, sondern längs dem Berge hin, wo die Reiterey nicht wohl angreifen konnte, bis in das Dorf Wiedikon, unweit des Zürcherschen Schlachthaufens. Ehe Reding angriff, sonderte er zwey hundert seiner muthigsten Jünglinge ab, gab ihnen rothe Oesterreichische Kreuze auf die Brust; auf dem Rücken behielten sie die weißen Eidsgenössischen, und damit sie sich in jedem Falle selbst erkennten, und von den Ihrigen erkannt werden möchten, steckten sie Tannäste in ihre Gürtel. Diesen Jünglingen befahl Reding, sich auf irgend eine Weise an die Zürcher anzuschließen, und entweder, wenn sie unerkannt nahe genug gekommen wären, mit Vortheil anzugreifen, oder den Rückweg in die Stadt zu verlegen, oder doch, wo möglich, Lärm, Verwirrung und Schrecken zu erregen. — Unterdessen war großer Jubel und Uebermuth unter den Zürchern; sie ließen

sich Erfrischungen bringen, aßen, tranken, trotzten. Weiber, Kinder, Greise begaben sich hinaus, das ungewohnte kriegerische Schauspiel zu sehen. Den Feind, der längs dem Berge hinzog, bemerkten sie, und glaubten, er werde aus Furcht den Kampf nicht wagen; sondern suche nur, mit geringem Verluste den Rückweg zu nehmen. Sogleich verließen sie ihre Stellung hinter der Sihl, und legten sich neben St. Jakobs Kapelle im offenen Felde hinter einen Zaun. Hier bemerkten sie jene zwey hundert, welche vom Berge herunter kamen; hielten sie aber, durch die rothen Kreuze getäuscht, für eine Abtheilung ihrer eigenen Leute, die vor den Eidsgenossen weiche, so gelang es jenen, sich ungehindert seitwärts an die Zürcher anzuschließen, wo sie sich hierauf still hielten.

Mittlerweile hatte Reding einen ernsten Angriff auf die Reisigen gebildet, und sie geworfen. Diese erstaunten, die Zürcher nicht mehr hinter der Sihl zu finden. Viele von ihnen erwarteten nichts Gutes von dem Ausgange der Schlacht. Sie hatten im Falle eines Unglückes nicht bloß von dem Feinde, sondern wahrscheinlicher Weise auch von einem Theile der empörten Bürgerschaft, welche schon lange die kostbare Anwesenheit der Ritter nicht gern gesehen, für ihr Leben zu fürchten, da ritten die meisten, unter ihnen Hallweil und Rechberg, unaufhaltsam über die Brücke und durch die Stadt, andere vereinigten sich mit den Reihen der Zürcher. Die Feinde näherten sich. Die Zürcher betheten knieend, dann schossen sie. Die Eidsgenossen, im schnellsten Vorrücken begriffen, fingen an, über den Grünhag vorzudringen. Das Handgemeng begann. Diesen Augenblick einer großen Entscheidung, als das heftigste Gefecht entbrannte, und der Sieg zweifelhaft oder theuer zu werden schien, benutzten jene zwey hundert, erhoben ein fürchterliches Geschrey: „Fliehe Zürich, fliehe!“ und eilten der Sihl-Brücke zu. Die Zürcher, schon durch das Geschrey betroffen, erschraken noch mehr, als sie auf dem Rücken ihrer vermeintlichen

Freunde die weißen Eidsgenössischen Kreuze erblickten. Sie fürchteten, von der Stadt abgeschnitten zu werden, und das ganze Heer der Zürcher begab sich auf die Flucht. In dieser äußersten Gefahr that Stüßi Alles, was einem Ritter und Bürgermeister der Stadt Zürich zukam. Er vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suche. Er gedachte allein der Ehre der Vaterstadt, für die er von Jugend auf nur zu leidenschaftlich gebrannt, gewacht, gehandelt, gestritten. Heute zu fliehen, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig. Mit seiner Streitaxt stellte er sich mitten auf die Brücke, und suchte mit jener gewaltigen Stimme, der man von je her zu gehorchen gewohnt war, die Flucht aufzuhalten. Aber Alles eilte rücksichtslos zu beyden Seiten an ihm hin. Nur er allein blieb stehen, ernst und fest entschlossen, seiner Meinung zum Opfer zu fallen. Schon drangen die Feinde der Brücke zu. Ein Zürcherscher Feldherr, Ulrich von Lommis, war gefallen, der Bannermeister war entflohen, Noth und Tod war überall. Rudolf Stüßi aber stand noch immer in seiner hohen, gewaltigen Gestalt, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke. Da beleidigte er mit einem Blicke oder einem Worte einen Mann von Zürich, Nahmens Zurkinden: „Bey Gottes Wunden, rief dieser, du bist an allem diesem „Unglücke Schuld!“ und durchrannte den Bürgermeister. Oder es hob, wie Andere wollen, ein Mann von Luzern einen Balken der damahls noch niedrigen Brücke auf, und durchstieß Stüßi von unten. Genug, der Gewaltige fiel. Die Rüstung erklang. Die Brücke dröhnte. Es war ein Mann gefallen, der ein großer Mann hätte seyn können, wenn er mehr für das allgemeine, als das besondere Vaterland gedacht hätte; aber er büßte mit seinem Blute, was er im Leben gefehlt. Groß war Stüßi's Tod. Er starb in seiner Pflicht und in seiner Ueberzeugung.

Während der Bürgermeister sank, wurden an den Thoren, welche die ersten Flüchtlinge aus übertriebener Furcht

verschlossen hatten, viele Zürcher, Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer, Weiber, Greise, Kinder, durch die Schärfe des Schwertes geschlagen, im Gedränge erdrückt, zertreten, und als man endlich auf ihr Hülfsgeschrey die Thore wieder geöffnet hatte, drangen Freunde und Feinde mit einander hinein. Der Landschreiber von Glarus gewann eine Fahne der Stadt in ihren Straßen. Viele glaubten, Zürichs letzten Tag gesehen zu haben. In dieser großen Verwirrung erschlug, freylich zu spät, ein Landmann von Küßnacht am Zürich-See den Stadtschreiber Graf, eine große Wurzel des Uebels. Die Einen flohen zur großen Stadt hinaus, andere eilten, die kleine zu retten. Wieder Andere versperrten die Häuser. Keiner that, was vonnöthen war. Ein Weib aus dem Geschlechte der Ziegler rettete die Stadt. Sie ließ den Fallgatter des Thores herunter. Die wenigen in der Stadt eingeschlossenen Feinde fanden ihren Tod. Das Geschütz entfernte die Uebrigen. Draußen vor der Stadt waren Glarner von des Bürgermeisters Verwandtschaft beschäftigt, den Verhaßten noch im Tode zu mißhandeln. Er athmete noch, mit dem Tode ringend; sie aber in ihrem Hasse schleppten ihn hinter einen Zaun, entblößten ihn, schnitten ihn auf, schmierten mit seinem Fette ihre Stiefeln, Schuhe, Spieße, besudelten mit seinem Blute das Beinhaus bey St. Jakob, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, zerbissen es in ihrer Wuth, warfen sich dasselbe spielend zu, und zerstreuten am Ende den Leichnam in unzählige Stücke zerhauen, in die Sihl. Hierauf wurde die Vorstadt und die umliegende Gegend geplündert, die Wohnungen verbrannt. Dann setzten sich die Sieger auf verblutete Leichname, machten Haufen erschlagener Feinde zu ihren Tischen, jubelten und zechten, und in ihren Jubel donnerte das Zürcherische Geschütz. Das ist Bürgerkrieg!

Der elende oder faule Friede. Den neunten August 1443.

Die Sieger blieben drey Tage auf der Wahlstatt, dann gingen sie zu Baden über die Limmath, zogen längs dem Oestlichen Limmath- und Seeufer hin, und legten sich vor Rapperschweil. Diesen Marsch bezeichneten sie nicht, wie die vorigen, durch allgemeine Verwüstung; sondern sie wollten das nach Zürich geflüchtete Landvolk durch Schonung seines Eigenthumes gewinnen. Während sie Rapperschweil vergebens belagerten, kam Heinrich von Höwen, Bischof von Constanz, mit dem Abte von Einsiedeln in ihr Lager, und vermittelte, ungeachtet des heftigen Widerstandes Einzelner, einen Stillstand von acht Monathen, während welches zu Baden um den Frieden unterhandelt werden sollte. Dieser Stillstand wurde der elende oder faule Friede genannt; weil er weder Handel, noch Wandel, weder Sicherheit, noch Ruhe gab, und keine von beyden Parteyen die eingegangenen Bedingungen erfüllte. „Jedermann," sagt Tschudi, „lugt dero „Zeiten zu seiner Schanz." Die Eidsgenossen nöthigten die Herrschaften Grüningen und Stäfa zur Huldigung. Der kaiserliche Hof benutzte die Frist dieses Friedens, von Frankreich Hülfe zu erbitten. — Aus den Zeiten der langen Kriege zwischen England und Frankreich bedeckten noch immer starke Banden von Streitern das Land. Sie nannten sich von ihrem ersten Anführer, dem Grafen von Armagnac, die Armagnaken. Das Volk nannte sie von ihrem Betragen die Schinder, oder spottweise und aus Mißverstand die armen Gecken. Der König von Frankreich mußte diese Leute, um sein eigenes Land vor ihren gröbsten Gewaltthaten zu sichern, auch nach dem Kriege in seinem Solde behalten, und als ihm endlich die kostbare Unterhaltung solcher Scharen unmöglich wurde; so suchten jene ihren Unterhalt, wo sie ihn immer fanden, ohne Rücksicht auf Billigkeit, Gesetze, Menschlichkeit, durch die Stärke ihres Armes. Nach der Hülfe dieser Ar-

magnaken trachtete nun der Kaiser. Frankreich gab sie gern, gab mehr, als man verlangte; denn es war schon längst der Wunsch des Königes gewesen, diese beschwerlichen, kostbaren und gefährlichen Krieger außer Landes in fremden Diensten aufzureiben oder zu beschäftigen. Der Deutsche Ritter, Peter von Mörsberg, setzte den Zug in Bewegung. Die Eidsgenossen ahndeten nichts von allem diesem, und besuchten arglos die Friedensunterhandlung zu Baden. Oesterreich erschien nur, um Zeit zu gewinnen. Durch die Thätigkeit der Vermittler wurde zuerst zwischen den Eidsgenossen ein billiger Vergleich entworfen. Zürich sollte: „1.) wieder in den Eids„genössischen Bund treten, und den Oesterreichischen abthun. „2.) Beyde Parteyen sollten einander zu Recht stehen. 3.) Die „Eidsgenossen behalten die gemachten Eroberungen; doch nur „so lange, bis sich Zürich wieder das Zutrauen seiner alten „Freunde erworben hat, dann werden jene zurück gegeben.“ — Diesen Entwurf ließen sich die Billigen auf beyden Seiten gefallen, und er hätte großem Unglücke vorbeugen können, ohne den Einfluß derjenigen, die nicht nachgeben wollten, so lange noch etwas zu hoffen schien, und die Alles von der Gewalt und den Armagnaken erwarteten.

Die friedlich gesinnte Partey zu Zürich wird gestürzt. März 1444.

Mit diesem Vertrage gingen die Zürcherischen Gesandten, begleitet von den Abgeordneten einiger unparteyischen Reichsstädte, nach Zürich; als derselbe aber dem großen Rathe, in dessen Schooße damahls nicht Staatsklugheit, sondern blinde Leidenschaft herrschte, vorgelegt werden sollte, so geschahen mannigfaltige Umtriebe, um seine Annahme und Bestätigung zu hindern. Das Volk wurde bearbeitet. Den Anhängern Oesterreichs spiegelte man große Hoffnungen fremder Hülfe vor. Die, welche des Krieges müde waren, tröstete man mit der nahen Rache. Die, welche noch größern Schaden fürch-

teten, belehrte man, daß der Aergste bereits geschehen sey. In der entscheidenden Rathssitzung selbst wurden die Gesandten, Hans von Meis, Hans Bluntschli, Uhlmann Trinkler, genannt Zörnli, und andere, angefahren und bescholten. Die Gesandten der vermittelnden Städte wurde bedeutet, in ihren Herbergen des weitern Ausganges gewärtig zu seyn, und sich nicht auf den Straßen blicken zu lassen; indem man ihnen bey der herrschenden Volksstimmung nicht für ihre Sicherheit stehen könne. Der Rath war noch versammelt, als sich unter dem verführten, betrogenen Volke ein Aufruhr erhob. Bewaffnet und wüthend stürzte es dem Rathhause zu. Die Zürcher-Gesandten wurden ergriffen und in den Wellenberg, ein Wassergefängniß, geworfen. Eine thörichte, dunkele Furcht trieb das Volk häufig auf die Mauern, um den Anzug der feindlichen Banner zu sehen, von denen man wähnte, daß sie zur Rettung der Gefangenen herbey eilen. Es zeigte sich freylich nichts, und eben so brachte auch die schärfste Untersuchung mit den Gefangenen nichts heraus, als daß sie zu Baden freundlich mit den Eidsgenossen geredet, den Frieden ernstlich gewollt, und sich hier und da über die Anstifter des bürgerlichen Krieges mit Freymüthigkeit ausgesprochen hatten. Dennoch wurden sie enthauptet. Zwar hatten die mehreren Stimmen der Richter für die Erhaltung ihres Lebens gesprochen; aber nach einem Fehler der Zürcherischen Criminal-Rechtsform wurde nach Beendigung der Verhöre nicht zuerst die Frage aufgeworfen, ob der Fehlbare des Todes schuldig sey oder nicht, und erst, nachdem diese Vorfrage entschieden war, über die eigentliche Strafe gestimmt; sondern es mußte gleich in der ersten Umfrage bestimmt angegeben werden, welche Strafe dem Beklagten zuzuerkennen sey. Traf es sich nun, daß die Richter, welche für die Erhaltung des Lebens stimmten, in ihren Ansichten über die auszufällende Straf-Sentenz sich vereinigten: so wurden sie als eine einzige Meinung gezählt; wenn sie aber von einander abwichen,

und der eine z. B. auf völlige Lossprechung, ein anderer auf Geldbuße, ein dritter auf Gefängniß- oder Leibesstrafe antrug: so wurden sie als zwey oder drey verschiedene Meinungen betrachtet, und eben so wurden die Stimmen zum Tode, wenn sie über die Todesart einig waren, als eine einzige, wenn sie hingegen in der Art des Todes von einander abwichen, als zwey oder mehrere Meinungen angenommen, und als gesetzliches Endurtheil galt diejenige Meinung, welche die meisten Stimmen für sich hatte; wenn sich schon vielleicht lange nicht die Hälfte der anwesenden Richter zu ihr bekannte. So konnte es öfters kommen, daß Beklagte zum Tode verurtheilt wurden, denen die Mehrzahl der Richter das Leben hatte schenken wollen, und umgekehrt, daß Verbrecher, welche die Ueberzahl der Richter todeswürdig gefunden hatte, mit einer geringeren Strafe loskamen. Der erstere Fall ereignete sich hier. Die einen Richter sprachen die Beklagten ganz frey, die andern wollten sie um Geld büßen, die dritten verurtheilten sie zum Schwerte. Diese letztere Meinung siegte, weil sie mehr Stimmen für sich hatte, als jede der beyden andern Ansichten einzeln genommen; während hingegen jene, die für das Leben sprachen, zusammen genommen die Mehrzahl ausgemacht haben würden. Dieser mangelhaften Rechtsform mehr noch, als dem Parteygeiste, der nach Leidenschaft und nicht nach Gerechtigkeit richtet, und allerdings im gegenwärtigen Falle nicht unthätig blieb, ist es zuschreiben; wenn drey redliche Männer, die Alles thaten, um das Eidsgenössische Bündniß mit seiner alten Treue und seinen großen Vortheilen zurück zu führen, das unsichere und nachtheilige Oesterreichische abzuschaffen, und so von ihrer ohne Parteygeist geliebten Vaterstadt ferneres Unheil zu entfernen, durch ihre eigenen Mitbürger auf dem Blutgerüste starben. So tief war Zürich bey aller Verwirrung noch nicht gesunken, daß man sich zur Kühlung seiner Rache oder aus eigensinniger Hartnäckigkeit hätte verleiten lassen, mit Hintansetzung aller

Formen des Rechtes, das Blut der edelsten Bürger zu vergießen. Eine solche Höhe sollten erst künftige Zeiten erreichen. Das läßt sich nicht läugnen, große Uebereilung war in der der ganzen Sache, ein Aufschub von wenigen Tagen, in welchen sich der Eifer des Volkes hätte abkühlen können, würde auch bey der höchst mangelhaften Rechtsform die Beklagten gerettet haben. Das bezeugt ein alter Geschichtschreiber, der sich äußert: „Man sagte auch, wo man jene nicht aus Eil „in der Hitze der Gemeinde gerichtet hätte, wär ihnen nichts „beschehen.“ — Die Häupter derer, die den Frieden liebten, waren gefallen, andere wurden gefangen gesetzt, gebüßt, von Ehren und Würden gestoßen. Der Stillstand verfloß. Die Friedenshandlung zerschlug sich. Den ein und dreyßigsten März 1444 ging die Versammlung zu Baden aus einander. Oesterreich und Zürich mit der Hoffnung baldiger Rache, die Eidsgenossen mit festem, ruhigem Blicke in die Zukunft, zufrieden, beym Abschiede von dem General-Vicar von Constanz Vergebung für das, was sie am meisten drückte, für ihre in den früheren Feldzügen begangenen Sünden, Entweihungen und Schändungen von Heiligthümern empfangen zu haben.

Wiederausbruch des Krieges. Belagerung von Rapperschweil. 1444.

Die erste Unternehmung in dem heftiger, als je, wieder ausbrechenden Kriege ging wider den Markgrafen, dem man seine zwey Schlösser Spiegelberg und Griesenberg im Thurgau verbrannte. Hierauf wurde Rapperschweil vom dreyßigsten Aprill 1444 an ein und dreyßig Wochen lang so umlagert, daß die ziemlich starke Besatzung im Angesichte des Sees Wassermangel, und mitten in einem fruchtbaren Lande Hungersnoth litt, so daß Kinder trostlos starben, und das wenige Meilen von Zürich, dem Sitze der den Eidsgenossen feindseligen Hauptmacht, entlegene Rapperschweil weder ent-

setzt, noch verproviantirt werden konnte. Dessen ungeachtet hielt sich die Besatzung, mit der Bürgerschaft im Einklange, mit dem festesten Muthe, und lernte durch die Noth Manches entbehren, das sonst durch lange Gewohnheit unentbehrlich schien. Bürger und Besatzung hatten alle Lebensnothdurft mit einander gemein. Weil die Mühlen unbrauchbar gemacht waren, so errichtete man Handmühlen, oder solche, die von Pferden getrieben wurden. Speisewaaren, und Barschaft wurden in Requisition gesetzt. Stühle, Wände, Bettstätten, Hütten als Brennholz verbraucht, und als man keine Ochsen und Schafe mehr hatte, schienen Pferde, Hunde und Katzen eine köstliche Speise. Zuletzt erhielt die Stadt gegen das Ende des Krieges von Zürich aus nach einem glücklichen Seegefechte Verstärkung und hinlängliche Vorräthe, und blieb unbezwungen.

Belagerung von Greifensee. Vom ersten bis zum acht und zwanzigsten May 1444.

Mittlerweile zog sich das Hauptheer der Eidsgenossen, mit welchem sich nunmehr auch die Appenzeller vereinigten, bey Kloten zusammen, und es wurde beschlossen, Greifensee zu belagern; weil den Eidsgenossen auch während des Friedens von dieser Burg aus viel Schaden war zugefügt worden, und weil anderseits in eben dieser Burg eine reiche Beute zu hoffen war; denn neben großen, dem Staate zugerigen Vorräthen, war die beste Habe der ganzen Umgegend hieher geflüchtet worden. Burg und und Städtchen, am Ufer des Greifen-Sees wohl gelegen, waren von siebzig bis achtzig tapfern Kriegern unter Wildhans von Landenberg besetzt, und besonders die Burg für die damahlige Belagerungskunst ziemlich fest. Als sich die Feinde naheten, wurden die meisten unbrauchbaren Leute, Greise, Weiber, Kinder nach Zürich gesendet. Am ersten May 1444 erschienen die Eidsgenossen vor der Burg, und griffen sogleich das

Städtchen an. Die wenige Mannschaft, außer Stande, seine weitläuftigen und schwachen Mauern zu vertheidigen, zündete das Städtchen an, und zog sich mit einigem Verluste auf die Burg. Die Weiber und Kinder, welche heimlich oder mit Landenbergs Wissen zurück geblieben waren, retteten sich mit jammervollem Wehklagen kümmerlich auf das Feld, wurden von den Eidsgenossen, (zu ihrer Ehre sey es gesagt,) mitleidig aufgenommen, gespeis't, und nach Uster geschickt. Die Burg, mit Allem wohl versehen, wies sechs und zwanzig Tage lang die heftigsten Angriffe ab. Das ganze Land sah mit Freude diese ungewohnte Tapferkeit. Die Leute am See anerbothen der Obrigkeit mehrmahls, Unternehmungen zur Rettung der Belagerten zu machen. Es wurde abgeschlagen, entweder aus innerer Zwietracht, oder weil man an anderen Orten größeren Schaden und Verwüstungen fürchtete, oder vielleicht auch, weil man die Eidsgenossen bis zur Ankunft der Armagnaken vor Greifensee zu beschäftigen hoffte. Obschon auf solche Weise die von allen Seiten abgeschnittene Burg hülflos gelassen wurde; ermüdete dennoch ihr entschlossener Widerstand den Feind so sehr, daß er abzuziehen gedachte. Da ging ein benachbarter Bauer, Nahmens Mahler von Egg, der nachher zum gerechten Lohne seiner Schandthat zu Zürich enthauptet wurde, hin, und verrieth eine schwache Stelle der Burg. Die Eidsgenossen bereiteten voller Freude eine Katze, (Sturmdach), fuhren bey Nacht an die Burg, und versuchten, sie zu untergraben. Wildhans, auf diesen Fall gerüstet, ließ einen großen Altarstein von der Zinne der Burg herunter stürzen, welcher das Schirmdach sammt den Arbeitern zerschmetterte. Der Feind verfertigte eine neue, weit festere Katze, und setzte seine Arbeiten fort. Zehn Schmiede mußten mitziehen, um unaufhörlich die Hämmer zu spitzen. Schüsse aus der Burg konnten die Arbeiter, welche zu nahe waren, nicht erreichen. Herunter gewälzte Fässer voll Steine brachen den Schirm nicht. Die Mauer, welche an dem angegriffenen

Orte viel Gekitte und Gebälk hatte, wurde durchbrochen, und fing an zu sinken, auch drohte der Feind, die Balken anzuzünden. Einen Sturm hätte die Besatzung nicht mehr abschlagen können. Wildhans anerboth die Uebergabe. Die Belagerer wollten nichts von Unterhandlungen wissen. Da sprach jener: „So wollen wir denn die Burg mit Allem, was darin ist, anzünden, und unter ihren Trümmern sterben!“ Die Belagerer, die sich gern den reichen Inhalt der Burg zugeeignet hätten, unterhandelten nun, die Uebergabe wurde nach damahliger Art mündlich „auf Gnade,“ oder wie Andere sich deutlicher ausdrücken: „die Besatzung auf Gnade, „die Burg auf Ungnade,“ verabredet. Welches übrigens die eigentlichen Ausdrücke der Unterhandlung gewesen seyen, das läßt sich nicht ausmitteln, genug ist es zu wissen, daß die Besatzung durch sie ihr Leben gesichert zu haben glaubte, während der Hauptanführer der Eidsgenossen, Ital Reding der jüngere, einen hinterlistigen Sinn unter diesen Worten verbarg, und entweder aus Haß gegen Zürich oder aus Zorn und Rache über den durch diese Wenigen erlittenen großen Schaden behauptete: „sich auf Gnade ergeben, heiße so viel, als, sich der Willkür des Siegers anheim stellen, „wornach also den Gefangenen keines Weges Sicherheit für ihr „Leben ertheilt worden sey.“ — Die Burg mußte mit Hülfe der Belagerten selbst, welche das Thor so verrammelt hatten, daß sie es nicht mehr aufmachen konnten, durch die Fenster erstiegen werden. Traurig stiegen Wildhans und seine treuen Gefährten gebunden die Leitern hinunter, immer noch ein wenig durch die Hoffnung des Lebens getröstet.

Mord bey Greifensee. Den acht und zwanzigsten May 1444.

Am folgenden Morgen, den acht und zwanzigsten May 1444, wurden alle Gefangenen, zwey und siebzig an der Zahl, auf den großen Wiesen zwischen Näuikon und Greifen-

see vor ein Kriegsgericht der Belagerer gestellt. Man eröffnete als erste Meinung, daß alle sterben müssen; weil es nöthig sey, durch diese Strenge von fernerem, ähnlichem Widerstande abzuschrecken. Hierbey wurde nicht bedacht, wie leicht eine solche Maßregel auch den entgegen gesetzten Erfolg haben könne; indem die jeder Lebenshoffnung beraubten Gegner es gewiß eben so wünschenswerth finden mußten, mit dem Schwerte in der Faust den ehrenvollen Tod des Tapfern, als durch das Schwert des Nachrichters den schimpflichen Tod eines Verbrechers zu sterben. Wer würde sich nach einem solchen Beyspiele treuloser Strenge noch an diejenigen haben ergeben wollen, von denen niemand wissen konnte, ob sie nicht den, welcher sich ihnen ohne Widerstand schimpflich hingegeben hätte, auf gleiche Weise behandeln würden, wie den, der es versucht hatte, durch heldenmüthige Tapferkeit ihre Achtung zu gewinnen. — Eine zweyte Meinung lautete, man müsse eine Ausnahme machen, und nur den Hauptmann und die Söldner, nicht aber die der Burg pflichtigen Leute aus dem Amte Greifensee, welche bloß ihre Eide erfüllt hätten, hinrichten. — Noch Andere und voraus ein Holzach von Menzingen, Anführer der Zuger, behaupteten muthig, daß die Eidsgenossen Recht und Billigkeit achten, und unschuldiges Blut schonen sollten; denn es seyen alle diese Leute Ehrenmänner, die Bewunderung und Belohnung, nicht aber den Tod verdient haben. — Wildhans selbst, der nach dem Brauche der Kriegsgerichte mit den Seinen mitten im Kreise der Eidsgenossen stand, rief mit großer Kraft: „Männer, „wenn ihr Blut sehen wollt, so tödtet mich, die Andern laßt „leben, sie haben nichts verbrochen!“ Es entstand große Uneinigkeit, man kämpfte mit bitterem Zorne den Kampf des Gefühles für Gewissen und Ehre gegen racheschnaubende Wuth. Die Parteyen suchten sich mit harten Worten und großem Geschreye nieder zu donnern. Reding schalt den Holzach „einen Verräther, einen heimlichen Zürcher und Oester-

„reicher.“ Der aber antwortete: „Niemand wünscht den „Eidsgenossen mehr Gutes, als ich; ich habe meinen Rath „gewissenhaft, nach meinem Eide, ihnen zum Nutzen und „zur Ehre gegeben, und bin so bieder als Du und all die „Deinen; aber das behaupte ich, das unschuldige Blut, nach „welchem du lechzest, das wird Gott suchen!“ Der Streit wurde so heftig, daß man diesen beyden Friede gebiethen mußte. Während dieses Streites kamen Väter, Mütter, Weiber, Kinder der Gefangenen, und flehten mit lautem Jammer um das Leben ihrer Versorger und Erhalter. Auch das rührte nicht. Doch zeigte sich Reding willig, die Leute aus dem Amte Greifensee am Leben zu lassen, aber Viele verlangten beharrlich die Rettung Aller. Da schwur Reding im schrecklichem Grimme: „Ehe ich den Hauptmann und die Söld„ner ledig lasse, müssen alle ohne Gnade sterben!“ Der Lärm in der Versammlung nahm zu. Es kam zum Abstimmen. Schrecklich erschien um den blutdürstigen Ital Reding den Jüngern eine Menge für allgemeines Blutvergießen aufgehobener Hände. Sie hatten die Mehrheit. Viele der Bessern, die Gott fürchteten, verließen jetzt die Versammlung. Die Uebrigen schritten sogleich zum Werke. Nach einer kurzen Beichte trat Wildhans zuerst hervor, wendete sich zu seinen Gesellen, und sprach: „Der Allmächtige sieht es, der „Allmächtige will es, gehorcht seinem Willen mit Fassung, „und damit keiner von Euch meine, daß ich unter irgend „einem Grunde oder Vorwande in dieser ernsten Stunde von „meinem tapfern, getreuen Gefährten mich trennen wolle: „so will ich der erste in den Tod gehen!“ Er, nicht nur im Leben, sondern auch im Tode ihr Anführer und Vorbild, wurde zuerst gerichtet, nach ihm zwey reisige Knechte der Stadt. Der Scharfrichter hielt inne, blickte auf Reding, hoffte Schonung für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding an: „Wenn du dein Amt nicht vollziehen willst, so wird sich ein „Anderer finden, der es an dir thut!“ Da fielen viele Zür-

cher aus edeln Geschlechtern, nach ihnen der gemeine Mann. Voll inniger Erbarmung führte Meister Peter tapfere Jünglinge aus den letzten Umarmungen ihrer verzweifelnden Angehörigen. Als er den zehnten Mann besonders stellte, weil nach dem kaiserlichen Rechte bey großen Hinrichtungen dem Scharfrichter der zehnte Mann gehörte; so rief Reding: „Bey „uns gilt Landrecht, nicht Kaiserrecht, richte, plaudre nicht!“ Zwanzig waren enthauptet, abermahls sah Peter jämmerlich auf den Landammann; „Butz und Benz mit einander!“ rief dieser spottend. So geschah es beym dreyßigsten, beym vierzigsten. Der Tag neigte sich. Die Erde schluckte das Blut nicht mehr. Es floß zusammen. Bey Hinrichtung des funfzigsten erneuerte Meister Peter unwillig seine Bitte. Reding ließ Fackeln bringen. Ihr Schein beleuchtete den Tod des sechzigsten. Nach diesem verließ Reding den blutigen Schauplatz. Wer noch lebte, wurde gerettet. Schauder erfüllte die Zuschauer. Oft wenn die Eidsgenossen später vom Unglücke betroffen wurden, schrieben sie es der göttlichen Rache für diesen Tag zu. Der Glarner Geschichtschreiber Aegidius Tschudi, der diesen Krieg mit großer Unparteylichkeit geschildert, sagt über die That bey Greifensee: „Man hat auch „damit nit sonders viel Glück und Heil an etlichen Orten, „und was den Eidsgenossen etwa lang Zeit Unfalls zustunde, „das, meynt man allweg, wäre an dieser That beholhlet „worden.“ An dem Orte, wo die Hinrichtung geschehen war, errichtete Zürich eine Kapelle, von der jetzt nur noch spärliche Trümmer zu sehen sind. Denn zur Zeit der Reformation wurde dieselbe abgebrochen, und die Gebeine der Gefallenen zerstreut, und begraben, damit nicht der Aberglaube mit den Ueberresten der Helden sein thörichtes Spiel treibe. Dafür erhielten sich bis auf unsere Tage Sagen von sonderbaren und schauerlichen Erscheinungen rings um die Kapelle.

Belagerung von Zürich. Ende Brachmonaths bis Ende Augusts. 1444.

Nach der Eroberung von Greifensee hatten sich nur unbedeutende Kriegsthaten begeben, der Feldzug war bald beendigt worden, und das Eidsgenössische Heer aus einander gegangen. Kaum waren die Eidsgenossen zu Hause, so reizte Zürich durch einen verheerenden Streifzug abermahls ihren Zorn. Zugleich verbreitete sich immer stärker das Gerücht von der Ankunft der Armagnaken und machte die Eidsgenossen so besorgt, daß sie den drey und zwanzigsten Brachmonath 1444 zum vierten Mahle zu Felde zu ziehen beschlossen, um Zürich vor Ankunft der fremden Heere zum Frieden zu nöthigen, oder zu verderben. Wenige Tage später lagen zwanzig tausend Mann vor der Stadt. Dieses starke, große, wohl versehene, tapfere, in vielen Schlachten erprobte, durch den Krieg und den Gedanken an heran ziehende fremde Völker erbitterte Heer, belagerte die Stadt sechzig Tage lang, und hielt sie so umschlossen, daß kaum noch der See offen blieb. Die Zürcher, schon aus früherer Zeit an öftere Belagerungen gewöhnt, waren nicht unvorbereitet. Sie hatten auf Schußweite rings um die Stadt Alles vertilgt, was die Wirkung ihres Geschützes hindern, oder den Feind decken, und nähren konnte. Alle Gebäude, Bäume, Weinstöcke, Saaten, die Hoffnung des Landmannes, lagen vernichtet. Dagegen hatte man tiefe und breite Graben gezogen, Bollwerke errichtet, und mit Stücken bepflanzt. Auf mehreren Thürmen wehte die Fahne des Reiches. Alle militärische Gewalt und die Schlüssel der Thore hatte man unbedingt dem Markgrafen übergeben, um dadurch Schnelligkeit und Einklang in jede Maßregel zu bringen, und die Wirkungen innerer Zwietracht, welche sich bey einem getheilten Oberbefehle unbezweifelt gezeigt haben würden, bestmöglichst zu verhindern. Die gewohnte Regierung sprach nur noch in bürgerlichen Angelegenheiten. In allen andern Stücken traf ein dem Markgrafen beygeordneter Kriegsrath von vier

Rittern, vier Bürgern und vier durch Klugheit und Geschicklichkeit ausgezeichneten gemeinen Soldaten die nöthigen Anordnungen. Zum Hauptmanne der Stadt wurde der tapfere und erfahrene Ritter Hans von Rechberg von der Hohen-Rechberg ernannt. Die verschiedenen Pforten wurden von den Oesterreichern, die Mauern, Thürme, Bollwerke und Graben täglich um die Mittagsstunde von sechs hundert Bürgern und Landleuten besetzt. Um dem Feinde jedes Wahrzeichen zu entziehen, nach welchem er eine Zeit zu nächtlichen, gemeinschaftlichen Unternehmungen gegen die Stadt hätte bestimmen können, wurden alle Glocken zugebunden, und alle Uhren stille gestellt. Um an Vertheidigungsmitteln nicht auszukommen, wurde der Befehl gegeben, das Pulver zu schonen, und nur dann zu schießen, wenn man so gut, als sicher sey, sein Ziel erreichen zu können. Dabey war man muthvoll und zuversichtlich. Die Thore der Stadt blieben die ganze Zeit über offen. Die Krieger tanzten auf den Werken, und neckten den Feind mit höhnischem Spotte. Damit derselbe auch durch öftere Ausfälle und Streifzüge beunruhigt würde, thaten sich sechzehn und zuletzt sechzig der kühnsten Männer in eine Gesellschaft zusammen, welche nicht nur, wie Andere ihr Leben in der Schlacht gering schätzten; sondern durch besondern Heldenmuth glänzten, und zu den kühnsten Unternehmungen gebraucht wurden. Man nannte sie die Böcke: d. h. die Führer und Vorfechter der Herde. Sie allein fügten dem Feinde mehr Schaden zu, als die ganze übrige Macht der Zürcher, und machten sich so berühmt, daß ihre Gesellschaft zu ihrem Andenken noch heut zu Tage von angesehenen Männern fortgepflanzt wird, und daß man es als eine Auszeichnung und ein erbliches Vorrecht ansieht, diesem Vereine anzugehören. Einst raubten diese Böcke fern von der Stadt einige Wagen mit Waatländischen Weinen, die ins Lager der Berner hätten geführt werden sollen, brachten sie glücklich in die Stadt, bothen den Wein auf einem Thurme aus, und

vertranken ihn an Orten, wo es die Feinde zu ihrem Aerger sehen konnten. Ein ander Mahl erbeuteten sie am Albis einen Zug Vieh, führten ihn längs dem Lager der Berner hin, und niemand focht sie ihrer bekannten Tapferkeit wegen an. Wiederum machten sie den Anschlag, das Geschütz der Berner zu vernageln. Sie fielen aus, es entspann sich in der Gegend des jetzigen Thalackers ein zweystündiger Streit, in welchem sechs tausend Mahl geschossen, und die Absicht der Böcke endlich vereitelt wurde. — Durch diese und ähnliche Unternehmungen wußten sie den Feind fast täglich zu beschäftigen.

Die Eidsgenossen hatten sich vor der Stadt so gelagert, daß die Zuger, Berner und Solothurner, die von Bremgarten, Mellingen und aus den freyen Aemtern die kleine Stadt, die übrigen Orte die größere Stadt einschlossen. Beyde Lager hingen bey Wipkingen durch eine Brücke über die Limmath zusammen. Die Stadt wurde heftig, aber mit geringem Erfolge beschossen. Wenn wir den Erzählungen älterer Geschichtschreiber Glauben beymessen dürfen, so gingen die meisten Schüsse der Eidsgenossen zu hoch und durch siebenhundert und funfzig derselben fielen nicht mehr, als ein Priester, ein Thurmwächter, ein Weib und eine Henne mit ihren Küchlein und ein alter Thurm, dessen Niederreißung die Stadt bereits schon verpachtet hatte. Ueberhaupt zeigten die Eidsgenossen, wie immer, eine sehr geringe Geschicklichkeit in der Belagerungskunst, welche der Art und Weise der Nation ganz zuwider ist, die zum Angriffe und zur Vertheidigung in offener Feldschlacht Muth und Kraft genug, zu Belagerungen aber weder die nöthigen Kenntnisse, Hülfsmittel und Vorräthe, noch die nöthige Ausdauer besitzt. Die Belagerer würden der Stadt, die von inneren Mißhelligkeiten mehr, als von äußeren Angriffen zu fürchten hatte, wenig Schaden zugefügt haben, wenn nicht die Umgebungen so sehr verheert worden wären. Die Unthätigkeit, in der sich das große

Eidsgenössische Heer befand, erregte bald Ueberdruß. Das gemeine Volk hatte keinen Sinn dafür, die Stadt, die der Gewalt der Waffen unzugänglich schien, durch Hunger zu bezwingen. „Wie lange Zeit müssen wir hier liegen," hieß es, „wir wer„dind die Muren nit umlugen, sie haben so lang zu essen „als wir, warum nimmt man nichts Anders zur Hand?" Diese Unzufriedenheit nöthigte die Hauptleute, eine Unternehmung zu wagen.

Sie ordneten tausend Mann zu einem Angriffe auf die Werdmühle, welche unter dem Kloster der Nonnen am Oetenbache hart an der Mauer der kleinen Stadt lag. Die Absicht der Eidsgenossen war, dieses Haus, das Eigenthum Otto Werdmüllers, eines der beliebtesten und angesehensten Bürgers, anzuzünden, und wenn nun, wie sie hofften, die Besatzung der benachbarten Bollwerke zur Rettung und zum Beystande herbey eilte; so sollten andere tausend Eidsgenossen bereit seyn, eines der verlassenen Bollwerke zu ersteigen, dem anrückenden Heere das Thor zu öffnen, und die Stadt also einzunehmen. Damit auch die Besatzung der größeren Stadt der kleinen in ihrer Noth keine Hülfe senden könne, so war zu gleicher Zeit auf jenen Stadttheil ein allgemeiner Angriff beschlossen. Schwerlich lag Zürichs Untergang im Wunsche aller Eidsgenossen; daher wurde dieser wohl angelegte Plan entweder durch die Wachsamkeit und den Scharfsinn der Zürcherischen Hauptleute entdeckt, oder verrathen, und durch Muth und Geistesgegenwart vereitelt. Otto Werdmüller, der zunächst bedroht war, ließ seinen einzigen, unmündigen Knaben über die Stadtmauer hinauf ziehen, und als sein Liebling in Sicherheit war; so beschloß er, mit einigen Freunden und seinem treuen Gesinde sein steinernes, zwischen Wassern wohl gelegenes Haus gegen den Angriff von tausend Feinden zu vertheidigen. Die gewarnten Anführer auf den nahen Bollwerken, hielten ihre Mannschaft bey Ehre und Eid zurück; dagegen eilten der Werdmühle die tapfern Böcke zur Hülfe, die sich

immer freudig zeigten, wo die Gefahr am größten war. Die stürmenden Feinde wurden von den Mauern mit glühenden Pfeilen, heißem Wasser, ungelöschtem Kalke, Fußangeln und anderm gewöhnlichem und ungewöhnlichem Gewehr und Geschoß wohl empfangen. Ein Lumpen, der ihnen eine Fahne schien, lockte viele einen nahen Thurm zu ersteigen, wobey sie von bereit stehenden Schützen von den Leitern geschossen wurden. Der Sturm ward mit großem Verluste der Eidsgenossen abgeschlagen. Er war die letzte bedeutende Begebenheit dieser Belagerung. Von da an begnügte man sich, die Stadt umschlossen zu haben, ihr Verstärkung und Zufuhr abzuschneiden, und das Land durch manchen Streifzug zu verheeren.

Mordnacht zu Bruck. Den vierten August 1444.

Während der Belagerung von Zürich beschloß der Freyherr Thomas von Falkenstein, ein mit Bern und Bruck verburgrechteter Edler, der den Bernern von frühster Jugend auf viele Wohlthaten zu verdanken hatte; aber dennoch heimlich an Oesterreich hing, weil Bern einen seiner nahen Verwandten für feindliche Anfälle empfindlich bestraft hatte, den Bernern auf irgend eine Art weh zu thun. Zuerst wollte er die Stadt Aarau in Brand stecken, als dieß mißlungen war; machte er einen schändlichen Anschlag gegen Bruck, nichts schien ihm unedel, was ein Adelicher gegen bürgerliches Volk zu verfügen für gut hielt. Seine That ist um so verwerflicher; weil sie nichts zur Entscheidung des Krieges, sondern nur zur Vermehrung des Elendes beytrug; weil er nicht einen festen Platz, einen wohl gelegenen Paß zu erobern, und zu behaupten, sondern nur durch das Unglück ruhiger Bürger seine Mord- und Raubluft zu befriedigen wünschte, ohne einer bewaffneten Macht Stand halten zu wollen. Falkenstein begab sich in die kleine, blühende Stadt, wurde als ein angesehener Bürger und alter Freund traulich und mit hohen

Ehren empfangen, und noch besser gehalten, als er erzählte, daß er nach Basel eile, um den Bischof zu hohlen, der im Lager vor Zürich die letzte Hand an den Friedensschluß legen solle. Alles freute sich, ein drückendes Unglück bald beendigt zu sehen, jeder vergaß seit langer Zeit ein Mahl wieder Kummer und Sorgen, und überließ sich der Ruhe. Falkenstein verreiste. Zwey Tage später in der Nacht erschien Falkenstein vor dem Aaren-Thore von Bruck, weckte den Wächter und bath ihn mit freundlichen Worten um Einlaß; weil er den Bischof bey sich habe, und schleunig mit ihm weiter gehen müsse. Der Wächter, des Freyherren Gevatter, ahndete keine List, und öffnete. Es ritten zwey Knechte in der Stadtfarbe von Basel ein, dann Falkenstein mit dem in einen Mantel gehüllten Rechberg, der den Bischof vorstellte, hinter ihnen als Gesandte, Schreiber, Diener, zwey, vier, sechs Paare. Das schien dem Wächter sonderbar, er sprach: „Gnädiger „Herr Gevatter, der Herren sind viele, erlaubt, daß ich den „Schultheißen wecke.“ Kaum hatte er gesprochen, so flog sein Kopf in die Aare. Das Thor wurde offen gehalten. Vier hundert Reisige brachen mit furchtbarem Geschreye herein, und eroberten Bruck, ehe sich die überraschte Bürgerschaft zur Wehr stellen konnte. Die Wenigen, die dieß versuchten, wurden erschlagen. — Die Reisigen waren in der Nacht unter vielem Muthwillen durch das Möhn-Thal unvermerkt heran gezogen, einen Landmann, der ihnen vorlaufen, und die Stadt warnen wollte, hatten sie erstochen. Seine Ehre glaubte Falkenstein dadurch verwahrt zu haben, daß er einen Tag vor seiner abscheulichen That den Bernern einen offenen Fehdebrief zusendete, viel zu spät, als daß Bern seine Angehörigen von Falkensteins Fehde hätte in Kenntniß setzen können. Der Wahrnungsbothe war erst bis nach Habsburg gekommen, als er schon die Flamme von Bruck aufgehen sah. — Als sich nähmlich die Reisigen der Stadt bemächtigt hatten, wurden alle angesehenen Bürger in ein großes Haus

verschlossen, die Stadt ganz ausgeraubt, und sogar die Thorketten auf Schiffe gebracht. Am folgenden Morgen wollte Falkenstein die Bürger enthaupten. Rechberg verhinderte es. Indessen hatten sich einige der Bürger über die Stadtmauern flüchten können, und brachten das Land in Bewegung. Die Feinde bemerkten es, zündeten die Stadt an, und wollten entfliehen. Da erhob sich ein solches Jammergeschrey der Weiber und Kinder, daß Falkenstein selbst in einem Anfalle des Mitleidens ihnen mit schnöden Worten die Schlüssel zum oberen Thore zuwarf, und viele der Reisigen die Kinder aus den Häusern zusammen trieben, damit nicht diese Unschuldigen in den Flammen sterben. Bruck ging ganz im Feuer auf. Was der Feind noch übrig gelassen hatte, das raubte die Flamme. Falkensteins Horde zog sich mit ihren Gefangenen so eilig aus der Stadt, daß das nachjagende Aargau nur noch einen Theil der Beute erhaschte. In dem Eichwalde unweit Bruck dürstete Falkenstein zum zweyten Mahle nach dem Blute seiner Mitbürger: „Wäre hier nicht eben so gut „mähen," fragte er, „als auf der Wiese von Greifensee?" Da antwortete ihm Rechberg: „Falkenstein, du hast genug an Leuten begangen, „die dich nie beleidigten, hätte ich die „Sachen gewußt, wie sie sind, du hättest mich nicht hieher „gebracht." Das Leben der Gefangenen wurde durch diese Rede erhalten. Sie wurden auf den Stein zu Laufenburg gebracht. Ihr Aufenthalt blieb lang verborgen; weil Falkenstein sie als Knechte an die Armagnaken verkaufen wollte. Endlich entsprang einer mit Lebensgefahr aus dem Gefängnisse, entdeckte den Aufenthalt seiner Unglücksgefährten, und diese wurden mit schwerem Gelde gelöset.

Belagerung von Farnsburg. 1444.

Die Rache der Eidsgenossen gegen Falkenstein brach los. Die Solothurner zerstörten ihm Gösgen, und ereilten seine fliehende Gemahlinn, welche nach Bern gebracht wurde. Er

selbst mit den Seinigen warf sich in die Feste Farnsburg. Hier wurde er von Bern, Luzern, Solothurn und Basel so eifrig belagert, daß er verloren schien. Es ließ sich leicht voraus sehen, welch ein Schicksal die Eingeschlossenen treffen werde, wenn sie den Eidsgenossen in die Hände fielen. Schon hatten diese eine unbedingte Uebergabe verworfen. Daher wehrten sich jene mit Verzweifelung; aber die Noth brach immer mehr herein, die Rettung wurde immer ungewisser. Da ermahnte Rechberg die Besatzung, sich noch so lange zu halten, bis er Kundschaft eingezogen habe, ob Entsatz in der Nähe sey. Er selbst umwickelte seinem Pferde die Füße mit Filz, stahl sich durch das Eidsgenössische Lager, steckte auf dem nächsten Berge zum Zeichen seines glücklichen Durchschlüpfens einen Heuschober an, eilte über den Rhein, und beschleunigte den Marsch der Armagnaken.

Die Armagnaken. 1444.

Diese nahten sich, mehr als funfzig tausend Mann stark, angeführt von dem Französischen Dauphin, (Kronprinzen,) und den ersten Feldherren der Krone, denen durch lange Gewohnheit der Krieg mit seinen Unordnungen und Räubereyen Lust und Bedürfniß geworden war. Unter fürchterlichen Verwüstungen und Erpressungen durchzogen sie die blühenden Gegenden des Elsaß und Baseler-Gebiethes, über die gerade damahls ein lieblicher Sommer einen außerordentlichen Ueberfluß der schönsten Früchte ausgegossen hatte, wie wenn sie mit ihrer Pracht die Feinde locken sollten. Ein Theil des Heeres wendete sich nordwärts, etwas mehr, als dreyßig tausend Mann gegen die Schweiz.

Der thörichte Adel, durch Leidenschaft blind, opferte seiner Rach- und Herrschsucht das gemeine Wesen und die eigene Sicherheit auf; weil er mit Hülfe der Fremden den Stolz der Bürger und des Landvolkes zu zähmen, Farnsburg, Zürich, Rapperschweil zu entsetzen, und selbst den ver-

haßten Bund der Eidsgenossen, „dieser Bauern und Böse„wichte," wie der Adel sie allgemein zu nennen pflegte, zu zersprengen hoffte. Darum sah der Adel die Ankunft der Armagnaken mit Entzücken, eilte ihrem Heere, das nicht verhehlte, es sey gekommen, Frankreichs Grenzen bis zum Rhein auszudehnen, jubelnd entgegen, und verstärkte ihre Macht. — Der Papst, der ihren Aufbruch eifrigst befördert hatte, hoffte auf gewaltsame Zertheilung des seinem Einflusse so gefährlichen Concilium. — Der Kaiser betrachtete diese Rotten als ein vortreffliches Werkzeug zur Wiederherstellung seiner Macht. — Die Städte aber, das Volk, die Reichsfürsten und selbst der Oesterreichische Herzog Siegmund, dem diese Scharen verlorene Länder wieder erobern sollten, betrachteten sie mit Unruhe und Abscheu, und suchten sich bestmöglichst vor ihnen zu sichern. — Die Eidsgenossen erwarteten diesen Feind mit stolzem, trotzigem Muthe. — Basel, damahls schon durch seine Reichthümer anlockend, im Innern uneinig, Sitz des gefährdeten Concilium, und weder durch Natur, noch durch Kunst fest, konnte den heran ziehenden Scharen die erste, leichte, wünschenswerthe Beute scheinen. Darum beeilte sich die Stadt, an den gefährlichsten Orten Verschanzungen aufzuwerfen, und Alles so zu ordnen, wie eine Stadt es thun muß, die einen harten Angriff oder eine langwierige Belagerung abzuweisen gedenkt. Man erbaute Rhein-Mühlen; weil den andern das Wasser abgeschnitten werden konnte. Es wurden Vorräthe für ein ganzes Jahr eingebracht. Jeder Zunft, jedem Kloster, jedem Einzelnen war beym Angriffe oder beym Feuer seine Pflicht und sein Posten genau vorgeschrieben. Alles, was rings um die Stadt das Feuer des Geschützes oder die Aussicht hemmen konnte, wurde umgehauen und nieder gerissen, alle Thore bis auf zwey versperrt, und zahlreiche Wachen angeordnet. In großen Scharen flüchtete das Landvolk mit seiner besten Habe nach Basel. Jeder wurde willig aufgenommen, der auf ein

Jahr Brot brachte, und seinen übrigen Vorrath dem Rathe um einen billigen Preis verkaufte, ja ein Jeder, der in dieser Noth der Stadt sein Leben weihete, empfing das Bürgerrecht. — Das Gerücht von der Ankunft des Feindes kam auch in das Lager vor Farnsburg. Die erste Nachricht schien so übertrieben, daß der Hinterbringer verlacht und mißhandelt, oder entleibt wurde. Doch sendete man in das Lager vor Zürich, um Verstärkung zu begehren. Auch hier war das Selbstvertranen so groß, daß man an keine kräftige Gegenwehr dachte, und nur sechs hundert Mann den Befehl zum Aufbruche nach Farnsburg erhielten.

Drey Tage lang zog dagegen das Französische Heer an den Mauern des erschrockenen Basels vorbey. Der kriegserfahrene Hans von Rechberg, der dem Dauphin den Heldenmuth, aber auch die unverhältnißmäßige Schwäche der Eidsgenossen richtig schilderte, rieth, sich nicht in eine allgemeine Schlacht einzulassen, in welcher die Eidsgenossen vielleicht durch eine unerhörte That das ganze Heer verwirren könnten: „dann die Eidsgenossen ein frech, stark und trotzig Volk „seyen, im Angriffe treffentlich, so daß ihrer wenig oft große „Haufen geschlagen;“ sondern dieselben in vielen Abtheilungen anzugreifen, sie werden keine ohne Verlust überwinden können; hingegen in einem langen, von den Franzosen immer durch frische Truppen erneuerten Kampfe endlich ermüden, und aufgerieben werden. Diesem klugen Rathe zufolge lagerte sich eine Vorhuth von acht tausend Mann unter Johann von Bueil, Grafen von Sancerre, zu Prattelen; mit zwölf tausend Mann stand Anton von Chabannes, Graf von Dammartin, zu ihrer Unterstützung zu Muttenz. Das Hauptheer unter dem Dauphin, wenigstens noch zwanzig tausend Mann stark, hielt hinter der Birs.

Die Baseler, welche für die Eidsgenossen vor Farnsburg besorgt waren, und ihrer eigenen Stadt gern einen tapferen Zuzug gesichert hätten, sendeten, ehe noch der Feind den

Eidsgenossen so nahe stand, Hemmann Seevogel von Wildenstein, einen angesehenen und kriegserfahrenen Mann aus ihrem Rathe, zu den Schweizern, um sie zu warnen, und sie zu bitten, sich in einem Eilmarsche nach Basel zu werfen. Aber die Eidsgenossen, welche glaubten, daß ihrer Unerschrockenheit nichts widerstehen könne, und die es für schimpflich hielten, sich hinter Mauern zu verbergen, spotteten der Warnung als eines feigen Rathes. Da sprach der Mann: „Zaghaft ist „Seevogel nicht, meine Kundschaft ist richtig, der Feind ist „stark und nahe; ich aber will bey Euch bleiben, damit ihr „sehet, ob mich der Muth belebe!“

Schlacht bey St. Jakob an der Birs. Den sechs und zwanzigsten August 1444.

Als die Eidsgenossen sichere Nachricht erhielten, wo der Feind liege, entbrannte in allen die Kampflust. Keine vernünftige Vorstellung der Hauptleute, welche das Volk zu stimmen suchten, in der festen Stellung vor Farnsburg den Feind zu erwarten, und wenigstens so lang noch die Schlacht zu meiden, bis von dem großen Eidsgenossischen Heere Verstärkung gekommen sey, wurde angehört. Man tobte, wüthete, schrie, „man habe von den Vätern gelernt, den Feind „aufzusuchen, nicht aber abzuwarten, ob er schlagen wolle „oder nicht. Welche Schande für Eidsgenossen, eine Schlacht „vermieden zu haben!“ Die Klugheit der Hauptleute wurde übertäubt, sie mußten wenigstens in etwas nachgeben, und schickten aus dem Lager funfzehn bis sechs zehn hundert Mann nach Prattelen hinab, um die Macht und die Lage des Feindes zu erkundigen, und ihm, wo es ohne eigenen Schaden geschehen könnte, Abbruch zu thun, jedoch mit dem gemessenen Befehle, ein eigentliches Gefecht zu vermeiden, und in keinem Falle über die Birs zu gehen. Diese Leute zogen muthbrünstig und eilends ihre Straße, und stießen bey Prattelen auf einen Vorposten von hundert Pferden. Diese kleine

Abtheilung, die der auf die Schlacht beständig gefaßte Feind aufgestellt hatte, um die Eidsgenossen zu locken, wurde ohne Mühe geworfen. In der Freude über diesen Vortheil war der ernste Befehl der Hauptleute schnell vergessen, und die acht tausend unter Sancerre sahen sich mit so fürchterlicher Gewalt und Kraft angegriffen, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich mit bedeutendem Verluste an Mannschaft und Geschütz auf ihre unter Dammartin bey Muttenz verschanzt stehende Unterstützung zurück zu ziehen. Weder die Verschanzungen, noch ihre eigene Ermüdung, noch die Ueberzahl des nun auf mehr, als das Doppelte seiner früheren Macht verstärkten Feindes, noch die Folgsamkeit gegen bereits übertretene Befehle ihrer Anführer hielten die Eidsgenossen von einem wüthenden Angriffe ab, in welchem sie mehr Tausende der Feinde, als sie selbst Hunderte zählten, in wilder Hast über die Birs zurück schlugen. Hier, von der Höhe am Ufer des Flusses sahen sie das weit umher mit Todten bedeckte Feld, den Staub der feindlichen Flucht und das umringte Basel, das ihrer Hülfe zu bedürfen schien. Sie selbst waren noch vollzählig, prangten mit reicher Beute, und wollten siegtrunken unaufhaltsam über die Birs, jenseits welcher einige hundert Mann des Feindes sie mit Absicht neckten. Nicht weit vom Wasser hielt das ganze feindliche Heer. Der Staub der Flucht oder nahe Hügel mochten den Eidsgenossen diesen Anblick zum Theil entziehen; vielleicht glaubten sie auch, keine frischen Truppen, sondern nur die schon geschlagenen vor sich zu haben.

An dieser Stelle, in diesem entscheidenden Augenblicke empfingen die Eidsgenossen durch einen Söldner von Basel, der sich mit Lebensgefahr durchgeschlichen hatte, die letzte Warnung, daß der Dauphin mit seiner ganzen Macht jenseits der Birs halte, zugleich erneuerte die Stadt die Bitte, daß sich die Eidsgenossen nach ihr hinziehen sollten, und um diese Bewegung zu unterstützen, rückten drey tausend Mann

aus den Thoren; allein Alles wurde verachtet und verworfen. Gegen das Zureden und die Befehle ihrer Hauptleute, die bey Ehre und Eid Gehorsam forderten, gegen alle Vorsichtsregeln des Krieges beschlossen sie, den Sieg zu vollenden, oder zu sterben. Es rannten die Eidsgenössischen Haufen, als wären sie von den unversöhnten Schatten der bey St. Jakob an der Sihl Mißhandelten, der bey Greifensee Gemordeten getrieben, ungeordnet und stürmisch in die Birs, um vor den Mündungen des feindlichen Geschützes und im Angesichte vielfach überlegener Gegner am andern Ufer hinauf zu klettern.

Die ganze französische Artillerie brannte los. Nur mit bedeutendem Verluste und getrennt erreichten die Eidsgenossen das jenseitige Ufer. Da drang zu Fuß und zu Pferde die gesammte Macht der Armagnaken mit solcher Gewalt auf sie ein, daß sie ihre Reihen nicht mehr zu schließen vermochten. Fünf hundert Mann wurden auf eine vom Wasser umflossene Aue gedrängt, die Andern genöthigt, mitten durch die Feinde den früher verachteten Weg nach Basel zu suchen. Das hätte ihnen vielleicht gelingen können; weil die vorhin erwähnten drey tausend Baseler sich immer noch zur Unterstützung der Eidsgenossen bewegten; aber zum Unglücke für die letztern bemerkten die Thurmwachen zu Basel eine starke feindliche Abtheilung, welche den ausgezogenen Bürgern den Rückweg nach der Stadt abzuschneiden drohte. Gezwungen und traurig mußten die Baseler ihrer Stadt zueilen, die Eidsgenossen, dadurch jeder Aussicht auf menschliche Hülfe beraubt, und auf ihre eignen Kräfte zurück gewiesen, bemächtigten sich des ummauerten Siechenhauses bey St. Jakob.

Der Dauphin und viele Französische Feldherren, welche die Tapferkeit der Eidsgenossen ehrten, und überzeugt waren, daß sie nur mit ungeheuerm Verluste bezwungen werden könnten, wollten ihnen eine Capitulation anbiethen; aber der von Haß durchdrungene Oesterreichische Ritter, Peter von Mörsburg, fiel dem Grafen Dammartin zu Füßen, und

erinnerte ihn, daß er geschworen habe, alle ohne Schonung zu vertilgen. In ganz Basel, wo man die Gefahr sehen konnte, war Jammer und Wehklagen. Die Eidsgenossen auf der Aue und bey St. Jakob aber vergaßen ein jeder die eigene Noth, und es schmerzte sie nur, nicht mit einander sterben zu können. Wohl bedauerten jetzt Viele das durch blinde Kühnheit verscherzte Glück des Tages, Andere warfen am Eingange der ernsten Ewigkeit einen reuenden Blick auf manche übermüthige That des verschwindenden Lebens. Mancher, der bey Greifensee zum Tode gestimmt, glaubte nun die rächende Hand des Schicksales zu erkennen. Viele hörte man rufen: „O Greifensee, rauh ist dein Rach, heut rächen sich „die biederben Leut von Greifensee!“ Aber in Aller Herzen herrschte der feste Entschluß, in dießer letzten Stunde wie Helden und freye Männer zu handeln. Die auf der offenen Aue wurden bald durch das Geschütz und die Angriffe der feindlichen Reiterey aufgerieben. Länger, als sie, widerstanden die bey St. Jakob hinter den Mauern des Gebäudes, des Hofraumes und des Baumgartens. Drey Mahl schlugen sie den Sturm der Feinde ab. Zwey Mahl fielen sie mit übermenschlicher Anstrengung aus, und verbreiteten Schrecken und Verderben, so daß der Feind erstaunend wich, bis ihn die Vorwürfe des Deutschen Adels zu einer entscheidenden Unternehmung begeisterten. Die Artillerie warf die Mauer nieder, die den Eidsgenossen einigen Schutz gab. Deutschen Rittern gelang es, von hinten den Thurm, die Kapelle und das Siechenhaus anzuzünden, während das ganze feindliche Heer, die Reiterey zu Fuße, mit unwiderstehlicher Gewalt herein brach. So durch das Feuer und die Ueberzahl der Feinde zugleich gedrängt, erlagen die Eidsgenossen. Neun und neunzig durch die Flammen von ihren Brüdern geschieden, wurden nach einigen Wochen in einem Gewölbe, erstickt und ausgedörrt an den Mauern stehend, angetroffen. Die übrigen in der Todesnoth Löwen, gefühllos für den Schmerz der Wunden, stachen,

schlugen, schossen in verzweifelter Gegenwehr. Einige rissen die Pfeile aus ihren Wunden, um sie wieder auf die Feinde zu schießen. Einen sah man, der mit der linken Hand stritt, nachdem er die Rechte verloren hatte, einen andern, der auf die Kniee, einen dritten, der auf einen Arm gestützt, dem Tode nahe, am Boden liegend kämpfte, so daß keiner ohne die Gesellschaft von fünf oder sechs todt um ihn her liegenden Feinden sich selbst dem Tode unterwarf, und andere verwundet sich weit in die Feinde hinein wagten, um einen halb entseelten Freund durch eine Gasse von Erschlagenen zurück zu tragen. Endlich nach zehnstündigem Gefechte lagen anderthalb tausend Eidsgenossen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Aber das Feld von Prattelen herunter, wo der erste Angriff geschehen war, bis an den Ort der letzten Noth war von eilf hundert Pferden und acht tausend erschlagenen Feinden bedeckt. Von dem ganzen Eidsgenössischen Heere waren nur sechzehn entflohen, welche bey dem Uebergange über die Birs ihre Brüder verlassen hatten, dafür in ihrer Heimath mit Verachtung behandelt wurden, und kaum der Hinrichtung entgingen; weil sie, dem Eidsgenössischen Kriegsgesetze zuwider, aus der Schlacht flüchtig geworden waren, und nicht Leib und Leben mit den Ihrigen zugesetzt hatten. Von zwey und dreyßig schwer Verwundeten, die sich auf dem Schlachtfelde fanden, wurden zu Basel einige wenige hergestellt.

Das ist der Tag von St. Jakob an der Birs, der von ausländischen Geschichtschreibern den größten Heldenschlachten Roms und Griechenlands nicht nur gleich gestellt, sondern vorgezogen wird, und der in unsern Tagen, zu allgemeiner, edler Nachahmung hätte dienen sollen. Dann würden die eine üble Rechnung gezogen haben, welche gekommen sind, uns zu plündern. — Der Dauphin schwur, eine solche Tapferkeit noch nie gesehen, und einen so kostbaren Sieg noch nie errungen zu haben. Tschudi sagt: „Er hätt oft gewünscht, „daß sie wieder lebtind, und in seines Vaters Dienste wärind

„um großen Sold. Er redete bey seiner Conscienz, daß er „nie ein härter Volk erhört hett, und wellt sie nit weiter „versuchen.“ Seine Feldherren, die Glieder des Concilium, Alle stimmten in Bewunderung der Eidsgenössischen Helden überein; so daß ihr von Schwäbischen Rittern vergebens geschmäheter Nahme durch diese That in fernen Ländern groß geworden ist.

Ritter Burkard Mönch von Mönchenstein.

Nach beendigter Schlacht ritt Burkard Mönch von Mönchenstein auf Landskron, der während der Schlacht beobachtend in der Vorburg zu Mönchenstein geblieben war, mit andern Rittern und Edeln zwischen den Erschlagenen hin, die gewaltigen Leichname der Tapfern zu besehen, die noch im Tode mit trotzigem Antlitze da lagen. Er erblickte einen mit dem Tode ringenden Eidsgenossen, und rief, um ihm noch den letzten Augenblick zu verbittern, spottend zu seinem adelichen Begleite: „Heute baden wir in Rosen!“ Der gehöhnte Held raffte sich mit der letzten Kraft auf: „Friß auch eine der „Rosen!“ rief er, und schläuderte stark und richtig einen Stein. Mit zerschmetterten Augen, Nase, Mund, blind und sprachlos sank Burkard Mönch vom Pferde, litt noch drey Tage, dann starb er. Also endete Einer der vornehmlich die Feinde ins Land geführt, und den Eidsgenossen den Tod bereitet hatte, mitten unter denen, die seinem Hasse zum Opfer gefallen waren.

Aufhebung der Belagerungen von Farnsburg und Zürich. Den sechs und zwanzigsten und den neun und zwanzigsten August 1444.

Indeß bey Basel die Todten begraben, oder verbrannt wurden, warteten die Eidsgenossen im Lager vor Farnsburg immer noch auf die Rückkehr der funfzehn hundert, da brachten ihnen fliehende Bauern Nachricht von der Schlacht. Von

Schmerz und Schrecken ergriffen, eilte Jeder seiner Heimath so schleunig zu, daß weder an die Sicherung des Geschützes, noch an die Deckung des Rückzuges gedacht wurde. — Gleiche Wirkung that die Nachricht im Lager vor Zürich. Die Stadt erhielt die erste Meldung durch Thürings von Hallweil Läufer, der sich durchgeschlichen hatte. Mit Einem Mahle wurden alle seit mehreren Wochen stille gestellten, großen und kleinen Glocken geläutet, Trompeten, Pauken, Musik, Freudengeschrey erschallten. Die Belagerer spotteten über diesen ihnen unerklärlichen Jubel, bis sie selbst durch den Stadtläufer von Basel die Nachricht ihres Verlustes erhielten. Schnell nach diesem ersten Unglückbothen erschien ein Läufer von Bern, der alles Volk von Bern und Solothurn heim mahnte; weil der Dauphin mit seiner gesammten Macht gegen diese Städte im Anzuge sey. Vergebens stellten Einige vor, es sey besser, die Belagerung fortzusetzen, und das ganze Heer zusammen zu halten. Nachdem man zur Rache für das Freudeläuten in den Umgebungen der Stadt die Häuser, Hütten, Trotten verbrannt, die Reben, die Bäume, „und Alles," sagt Tschudi, „so vorher nit geschliffen war, in den Grund ver„dorben hatte, daß an beyden Ufern des Sees nit ein Strütz „uffrecht blieb, der nit verbrannt ward:" lös'ten sich die Belagerer auf. Bern und Solothurn nahmen bey Lenzburg im Aargau, Zug und Luzern bey Wettschweil an der Reppisch eine Stellung. Die Uebrigen zogen heim. Die Nachhuth hatte solche Eile, daß sie nicht einmahl das Lager ganz aufhob; sondern nebst Karten und Würfeln, auch Waffen, Zelte und Geld zurück ließ, und als sie unordentlich den Albis hinauf zog, durch die nacheilenden Zürcher einen empfindlichen Verlust erlitt.

Friede mit den Armagnaken. Den acht und zwanzigsten Oktober 1444.

Die Besorgniß vor weitern Angriffen der Armagnaken hatte keinen Grund gehabt. Ludwig empfand geringe Lust,

mit einer bedeutenden Eidsgenössischen Macht zu schlagen; nachdem er eine so kleine Schar nur mit äußerster Mühe und ungeheuerm Verluste nicht so wohl besiegt, als vernichtet hatte. Auch machte man ihm solche Beschreibungen von der Tapferkeit und Armuth dieses Volkes, von der Unbezwingbarkeit seines unwegsamen Landes, daß er fest beschloß, diesen Krieg nicht weiter fortzusetzen. Nur gegen Basel wurden noch drohende und listige Unterhandlungen gepflogen, und, als man die Stadt nicht bewegen konnte, unter den Schirm der Krone Frankreich zu treten, für den Abzug wenigstens eine Summe Geld ertrotzt. Seinen Pflichten gegen das Haus Oesterreich, dem er eigentlich zu Hülfe gezogen war, glaubte der Dauphin durch die Schlacht und durch die Aufhebung der Belagerungen von Farnsburg und Zürich ein Genüge geleistet zu haben. Daher verließ er die Eidsgenossenschaft, ging mit seinen aufs Neue verstärkten Scharen zwischen Laufenburg und Waldshut über den Rhein, und noch lange fühlte das wehrlose Deutschland die Geißel dieser grausamen Horden. Mit den Eidsgenossen aber schloß Ludwig am acht und zwanzigsten October zu Ensisheim einen Frieden auf den Fuß ehrenvoller Gleichheit.

Streifereyen. 1444 — 1446.

Der Krieg unter den Eidsgenossen selbst dauerte noch bis ins Jahr 1446. Große Schlachten, wichtige Belagerungen zeichnen ihn nicht mehr aus. Zwar sagten aufs Neue fast unzählige Fürsten, Grafen und Edle den Eidsgenossen ab, unter ihnen Thüring von Aarburg und Wolfhard von Brandis, Landmänner von Schwyz und Glarus, Bürger von Bern, bey denen blinder Haß das Gefühl der Dankbarkeit für empfangene und das Bedürfniß künftiger Wohlthaten so sehr erstickte, daß sie die vieljährigen Bemühungen für ihre Ansprüche auf das Toggenburgische Erbe mit Fehden belohnten. Selbst Graf Heinrich von Sargans,

uneingedenk, daß er dem Landrechte von Schwyz und Glarus den Besitz seiner ihm von den Zürchern abgenommenen Herrschaft zu verdanken habe, und daß ihm erst vor Kurzem eine Untreue verziehen worden war, schämte sich nicht, den Glarnern, seinen Wohlthätern, den Krieg anzukündigen. Obschon also die Feinde der Eidsgenossen sich täglich mehrten, und die Uebermacht ganz auf ihrer Seite war; so wurden dennoch aus Furcht vor dem Muthe und dem Glücke der Eidsgenossen entscheidende Unternehmungen mit Sorgfalt vermieden, dagegen durch verwüstende Streifzüge, welche für die Hauptsache nichts gewinnen konnten, das Land unglücklich gemacht, und die erbitterten Gemüther noch mehr erhitzt. Den Eidsgenossen war allerdings eine solche Art Krieg zu führen, durch die sie in beständiger Unruhe erhalten wurden, und keine Erfolge bezweckten, höchst lästig; aber auch den Gegnern half sie nichts, denn die Eidsgenossen verwahrten ihre Landmarken mit solcher Wachsamkeit, und behaupteten sie so tapfer, daß der Feind eigentlich nie in ihr Land eindrang, und daß in dem langen Kriege jährlich achtzehn tausend Pflüge im Felde gingen; obschon es sich nicht läugnen läßt, daß sich das Glück nicht mehr so ungetheilt, wie in früheren Feldzügen, zu Gunsten der Eidsgenossen erklärte, sondern auch ihren Gegnern Manches gelang. Die Verluste der Eidsgenossen, so sehr die Berichte der Gegner sie vergrößerten, hatten jedoch nie keine Folgen, selbst der Abgang des Zürcher-Marktes und die Feindseligkeit Schwabens erhöhete nicht einmahl die Preise der Nahrungsmittel. Das eigene Land wurde besser bearbeitet, man benutzte die Italiänischen Pässe, um Korn, Wein, Salz im Ueberflusse zu erhalten. — Es müßte hier allzu weit führen, die verschienen Anschläge auf das Aargau oder auf Baden, Mellingen, Bruck, Bremgarten, den Zug der Eidsgenossen in die Umgegend von Feldkirch, die Einnahme von Sargans, die vielen Gefechte an den Ufern des Zürich-Sees, die

schon erwähnte Einschließung und Verproviantirung von Rapperschweil, die für die Eidsgenossen höchst ehrenvollen Waffenthaten bey Wollerau und Wigoldingen und an der schon durch eine Niederlage Oesterreichs berühmten, nur den Siegen der Freyheit günstigen Wolfshalde, die mannigfaltigen, stets für Zürich günstigen Seetreffen, und die fast unzähligen Streifzüge, Verwüstungen, Neckereyen und Versuche, sich gegenseitig durch sinnreiche List oder offene Gewalt Schaden zu thun, aus einander zu setzen. Mit demselben Stillschweigen wurden schon übergangen, und werden noch übergangen werden, die von Bern und Solothurn unterstützten, rühmlichen und glücklichen Fehden der Stadt Basel, welche sich in diesem Kriege ganz zu den Eidsgenossen gehalten hatte, gegen Laufenburg, Rheinfelden, Seckingen, und gegen den umliegenden, ihr größten Theils verbürgerten Adel, durch dessen Zuthun hauptsächlich die Armagnaken in die Schweiz gekommen waren, und wider Basel und die Eidsgenossen Rath und Unterstützung erhalten hatten. Die Volkspartey hatte zu Basel entschiedenes Uebergewicht, die Macht des kleinen Rathes wurde durch den großen beschränkt. Alle Lehenträger Oesterreichs blieben im Laufe des Krieges von den Berathschlagungen entfernt, und die feindseligen Herren, Ritter und Knechte, welche die Unternehmung der Armagnaken beförderten, wurden nicht bloß befehdet, sondern auch durch einen feyerlichen Rathsschluß von allen Bürgerrechten, Rathswahlen und häuslichem Aufhalte zu Basel auf ewige Zeiten ausgeschlossen. Indessen traf dieser Spruch nur die persönlich Schuldigen und nicht die Unschuldigen, so daß von manchem Geschlechte der Eine ausgeschlossen war, während ein Anderer unverletzter Ehre und bedeutenden Ansehens in der Stadt genoß. — Ueber Alles dieses hinweg eilen wir zum Schlusse des jedem Wohldenkenden höchst unerfreulichen Krieges, der dem Vaterlande so tiefe Wunden schlug, und, den Ruf des Muthes

und der Tapferkeit ausgenommen, weder Vortheil, noch Ehre brachte.

Schlacht bey Ragatz. Den fünften März 1446.

Hans von Rechberg, die Seele aller Unternehmungen gegen die Eidsgenossen, brachte mit Hülfe Wolfhards von Brandis ein Heer von sechs tausend Mann zusammen, mit welchem er gegen Sargans und das Innere der Schweiz etwas Entscheidendes auszuführen gedachte. Die Eidsgenossen wurden durch die Appenzeller von dieser Gefahr unterrichtet, und ordneten unter dem alten Jost Tschudi und Ital Reding dem Sohne, eilf hundert Mann, um dem Feinde zu begegnen, und ihn, wo möglich, zu zersprengen, ehe er alle seine Kräfte gesammelt hätte. Dieser Plan gelang nicht nach Wunsche, die Eidsgenossen welche bey Ragatz über den Rhein gegangen waren, fanden keinen Feind, machten sich nach grausamen Verwüstungen wieder auf den Heimweg, und nahmen sorglos ein Nachtlager zu Mels. Da ging Rechberg noch denselben Abend mit seiner ganzen Macht und vielem Geschütze über den Rhein, und besetzte Ragatz. Die Schweizer, von seiner Annäherung unterrichtet, ordneten sich, und rathschlagten, ob sie den Feind in ihrer vortheilhaften Stellung erwarten, oder ihn im freyen Felde aufsuchen wollten. Die Glarner, welche das auf den folgenden Tag fallende Nahmensfest ihres Schutzheiligen, Fridolin, mit einem Siege feyern zu können hofften, entschieden für das Letztere. Früh am Morgen brachen die Eidsgenossen auf; der kaum erwachte Feind saß eben beym Frühstücke, nach welchem er nach Mels zu ziehen gedachte. Rechberg, der auf Kundschaft ausgeritten war, erblickte die Eidsgenossen zuerst, schätzte mit kundigem Blicke ihre Stärke, eilte nach Ragatz zurück, war voller Freude, und hoffte mit Zuverlässigkeit auf den Sieg. Nicht Alle in seinem Heere theilten seine Gesinnungen, Einige erstaunten, Viele fürchteten List oder Verzweifelung; doch ordneten sich

die Feinde schnell und gut genug. Ihre Verlegenheit beschreibt Tschudi mit folgenden spottenden Worten: „Also wütscht je„dermann auf vom Tisch ab dem Essen, und rüstend sich „schnell zu Roß und zu Fuß, des Rechbergs Bothschaft freut „etlich so wohl, daß ihnen der Löffel ob dem Essen vor „Schrecken entfiel, die sich vorhin ußton (ausgethan) hattend, „viel Eidsgenossen umzebringen.“ — Die Feinde rückten aus dem Dorfe. Die Eidsgenossen thaten den Angriff. Das feindliche Geschütz spielte nicht ohne Wirkung, aber die adeliche Reiterey, die einen Anfall wagte, wurde geschlagen, und plötzlich brach die ganze Mannschaft der Eidsgenossen kräftig und schrecklich auf den Feind los. Beym Anblicke der bekannten, siegreichen Banner und der muthentbrannten Streiter erwachte in dem Adel die Erinnerung an die Schlachtfelder von Sempach und Näfels, er ließ sich vom ersten Schrecken hinreißen, und sein Heer lös'te sich auf. Die Ritter, welche sich vorher großer Thaten vermessen hatten, sprengten so eilig fort, daß das Fußvolk hülflos fiel; von den Rittern selbst aber nur zwölfe erschlagen wurden. Ein Drittheil der fliehenden Feinde ging noch in den Fluthen des nahen Rheines unter. Die siegtrunkenen Eidsgenossen beschlossen, die Schlacht zu Ehren St. Fridolins ewig zu feyern. Sargans wurde von den Eidsgenossen wieder verlassen, und in so fern war der Sieg fruchtlos; aber diese Schlacht, die dem Adel den Rest seines Muthes nahm, endigte den Krieg, und wurde dadurch folgen- und gewinnreicher, als keine der früheren.

Friede der Eidsgenossen. Den dreyzehnten July 1450.

Die großen Kosten und der unersetzliche Verlust dieses Krieges hatten schon seit Langem alle Theilnehmer müde und überdrüssig gemacht. Sie überlegten, daß durch beharrliche Fortsetzung der Feindseligkeiten sich jeder am Ende selbst verderben werde. Die Eidsgenossen fürchteten die endliche

Zerrüttung ihres Bundes. Der Kaiser war hinlänglich beschäftigt, um an den Ost-Grenzen seines Reiches den Einfällen der Hungarn zu widerstehen, und seinen gefährlichen Bruder Albrecht einzuschränken. Der Adel, von dem Kaiser und seiner mächtigen Hülfe verlassen, war wehrlos; denn auch den Beystand der Armagnaken, die ihm selbst so verderblich geworden waren, wünschte er sich nicht mehr. Die Zürcher standen am Rande des Verderbens. Der Krieg hatte die Stadt viel für jene Zeiten ungeheure Summe von einer Million und siebzig tausend Gulden gekostet. Ihr Credit war so gesunken, daß sie, der man kurz zuvor Geld um vier Procent angebothen hatte, nun um sieben und einen halben Procent mühsam suchen mußte. Mit dem öffentlichen nahm auch der Privat-Wohlstand ab. Der Preis der Wohnungen sank tiefer, als seit drittehalb hundert Jahren. In gleichem Maße schwand durch Krieg und Pest die Bevölkerung zu Stadt und Land. Das Gebieth war ganz verödet, und die Stadt, welche im Jahre 1410 zehn tausend fünf hundert und siebzig Einwohner gezählt hatte, zählte im Jahre 1467 noch vier tausend fünf hundert und zwey und dreyßig; und doch hatte sich damahls die Bevölkerung seit dem Frieden wieder etwas gehoben. Das Gebieth der Stadt war von den Eidsgenossen erobert, oder also verwüstet, daß Haus und Hof im Schutte lagen, und Felder, Weingärten und Wiesen durch hoch aufgeschossenes Unkraut fast unkenntlich wurden. In dieser Lage mußte Zürich befürchten, in kurzer Zeit entweder durch die Waffen der Eidsgenossen oder durch Oesterreich, diesen seinen gefährlichen Bundesgenossen, die wohl erworbene und lange rühmlich behauptete Freyheit zu verlieren. — So wurde denn der Friede ein Werk der Nothwendigkeit und der Ueberzeugung von der Vergeblichkeit eines längern Krieges. So fruchtlos mancher frühere Friedensversuch abgelaufen war, so wahrscheinlich wurde jetzt allmählich die Hoffnung eines guten Erfolges. Dennoch kostete es unendliche Mühe, die Streitenden

einander näher zu bringen; weil Schwyz von dem Artikel der Eidsgenössischen Bünde, welcher den Rechtstag nach Einsiedeln bestimmte, und keinen ausländischen Richter zuließ, durchaus nicht abweichen wollte; Zürich aber die Rückgabe der Höfe Wollerau und Pfäffikon hartnäckig als Vorbedingung des Friedens aufstellte. Gewiß hätte sich ohne die thätigste Theilnahme und unermüdete Geduld edelgesinnter Männer, unter denen der Churfürst Ludwig von der Pfalz mit ehrenvoller Auszeichnung zu nennen ist, die ganze Friedenshandlung wieder zerschlagen. Aber unaufhörliche Vorstellungen und öftere Zusammenkünfte erweichten endlich die Gemüther. Die alten Parteyführer waren todt. Man fing an, sich nach der ehevorigen Eintracht zu sehnen, und Zürich und Schwyz ließen sich zur Anbahnung des Friedens wechselseitige Opfer gefallen. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Frühe am Sonntage der heiligen Dreyfaltigkeit, am achten Brachmonathe 1446 erklang in allen Eidsgenössischen Städten und Ländern von allen Glocken das Freudengeläute hergestellten Friedens, vertrieb den Trübsinn des Hasses und der Sorgen, weckte in dem Greisen die Hoffnung eines ruhigen Abends nach kummervollen Tagen, in dem Jünglinge den Muth fruchtbarer Arbeit für Haus und Glück. Die Zürcherischen Landleute verließen die Stadt, und kehrten wieder zu ihrem verheerten Eigenthume. Viele beseufzten bey diesem traurigen Anblicke die Härte weniger Menschen, die ein Unglück über das Land gebracht, und einen Wohlstand zerstört hatten, den schwere Arbeit vieler Geschlechtsfolgen nicht ganz herzustellen vermochte. Die Biedersten, die den Segen langen Friedens hofften, faßten den Muth, das Land wieder zu ordnen. Andere, des häuslichen Lebens entwöhnt, Liebhaber der Unordnung, des Müßigganges, der Zügellosigkeit, hatten an Waffen und Fehden eine zu große Lust gewonnen, als daß sie mit Freudigkeit in die stille Ruhe, gesetzliche Ordnung und nützliche Thätigkeit des sanften Friedens eingegangen wären.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes begannen lebhafte Unterhandlungen. Aus ihrem Gange wurde bald klar, daß zuerst die Hauptfrage entschieden werden müsse, „ob Zürich „ferner in dem Bunde der Eidsgenossen bleiben solle oder „nicht.“ Zur Entscheidung dieser Frage sendete Zürich seine zwey Bürger Heinrich Effinger, Statthalter, und den Stadtschreiber Rudolf von Cham, die Eidsgenossen ordneten Petermann Goldschmid, Schultheißen von Luzern, und den Landammann Ital Reding, den Sohn, als Schiedsrichter, und da sich diese nicht vereinigen konnten: so wählten sie zu ihrem Obmanne, Peter von Argun, Ritter, Bürgermeister von Augsburg. Er, nachdem er viele vergebliche Versuche gemacht, die Frage ohne eigentlichen Rechtsspruch gütlich zu lösen, sprach endlich zu Lindau zu Rechte: „Daß „die von Zürich dem Eidsgenössischen Bunde in „allen Stücken nachkommen sollen.“ Diese Nachricht traf die Zürcher wie ein Donnerschlag. Wehklagen, Traurigkeit, Verlegenheit war bey Hohen und Niedern allgemein. Man empfand eigentlich keinen Widerwillen gegen die Wiedervereinigung mit der Eidsgenossenschaft; aber durch diesen Ausspruch trat der alte, bundesgemäße Rechtsgang der Eidsgenossen wieder ein, man mußte den Schwyzern nach den Urkunden der alten Bünde in den Einsiedeln zu Rechte stehen, und man fürchtete, vor diesen gereizten, tief gekränkten Richtern Alles, nicht nur die Ansprüche auf das Toggenburgische Erbe, nicht nur Pfäffikon und Wollrau, nein, auch den besten Theil des noch übrigen Gebiethes zu verlieren. Derselbe Mann, der mit großem Edelmuthe mit Hintansetzung seines eigenen Vortheiles einen Rechtsspruch gethan, der ihm zahlreiche und mächtige Feinde zuzog, und welchem er wahrscheinlich das Sinken seiner Macht und Blüthe von Stund an, so wie den traurigen, gewaltsamen Ausgang seines Lebens zuzuschreiben hatte, erleichterte nun auch durch die freundschaftlichste Bemühung den Vollzug seines Spruches.

Der Rechtstag wurde eingeleitet. Darüber war man bald einig, den Oesterreichischen Bund, die Eroberungen der Eidsgenossen und die Kriegskosten als Hauptpuncte der Unterhandlung aufzustellen. Man näherte sich einander so weit, daß man überein kam, „die Eidsgenössischen Eroberungen sollten sogleich an Zürich zurück fallen, Zürichs alte Verhältnisse „mit Wädenschweil hergestellt, alle gegenseitigen Entschädigungsforderungen nichtig, der Friede von 1440 bestätigt, „Amnestie erklärt seyn, und Zürichs alte Bünde mit den „Eidsgenossen erneuert werden.“ Nur der Oesterreichische Bund blieb noch Gegenstand der Erörterung. Ueber ihn mußte ein Rechtsspruch geschehen. In den Einsiedeln saßen dieselben Schiedsrichter, wie zu Lindau, und auch hier mußten sie einen Obmann ernennen; allein das war eben die größte Schwierigkeit, über die man nicht zusammen kommen konnte, weil die Schwyzer einen fremden Obmann hartnäckig verwarfen, und den Zürchern die Unparteylichkeit eines Eidsgenössischen verdächtig schien. Nach langem Streite fiel das gemeinschaftliche Vertrauen auf Ital Hundbiß, Bürgermeister von Ravensburg; der aber die gefährliche Ehre ablehnte. Endlich bath man die Reichsstadt Ueberlingen, aus einer gewissen Zahl ihr von beyden Parteyen vorgeschlagener Eidsgenossen denjenigen zu wählen, welcher ihr der Beste scheine. Die Wahl dieser Stadt fiel wirklich auf den Besten, auf den Ritter Heinrich von Bubenberg, Herren zu Mannenberg und Spiez, Schultheißen der Stadt Bern, und dieser sprach zu Rechte: „Daß der Oesterreichische Bund abgethan seyn solle.“ Mehrere Nachrichten melden, Bubenberg habe den Zürchern, Schwyzern und Glarnern ein gemeinsames Burg- und Landrecht mit den Toggenburgischen Unterthanen zugesprochen; es sey aber die Theilnahme von Zürich abgelehnt worden. — So endete den dreyzehnten Juli 1450 ohne bedeutende Veränderungen im Länderbesitze ein Krieg, der bis ins funfzehnte Jahr blutig

und verwüstend geführt worden war; „ein Krieg," sagt Bullinger, „der viel besser und weiser, nie angefangen worden „wäre;" der aber den Eidsgenossen, wenn sie in vielen folgenden Fällen lieber die Stimme der Vernunft, als die Lockungen der Leidenschaft hätten anhören wollen, die kostbare Erfahrung hätte geben können, daß fremde Hülfe jeder Zeit gefährlich sey, und mehr Schaden, als Nutzen bringe.

Allgemeiner Friede. 1450.

Das Haus Oesterreich, der Adel und die Eidsgenossen sollten zu Ulm aus einander gesetzt werden; weil aber jene beharrlich alte Ansprüche, die sie nicht durchzusetzen vermochten, behaupteten; so geschah kein entscheidender Spruch, und die Feindseligkeiten erloschen, ohne daß ein Friede geschlossen worden wäre. — Die Ausgleichung Oesterreichs mit der Stadt Basel sollte vor dem Bischofe zu Basel geschehen; allein der Adel störte dieselbe durch eine unmenschliche Gewaltthat gegen Rheinfelden, und neue grausame Verheerungen. Da brach Basel im höchsten Zorne auf, und züchtigte den Muthwillen des Adels ohne Erbarmen. Endlich schlossen im Jahre 1449 unparteyische Fürsten durch Spruch und Vergleich den Frieden zu Breisach. — Von den Toggenburgischen Ländern blieb das, was in Helvetien gelegen, den Erben des Grafen, sie und ihr Volk hielten Landrechte mit Schwyz und Glarus. — Utznach, Gaster, Windeck blieben den verlandrechteten Orten verpfändet, und ihre Gemeinherrschaft Jahrhunderte lang. — Die Bernerischen Eroberungen im Aargau blieben dieser Stadt. — In die Gemeinherrschaft von Baden und der freyen Aemter wurde Uri aufgenommen. Die Städte Baden, Bremgarten und Mellingen blieben reichsfrey unter Schweizerischem Schutze und Obervorstande. Sie regierten sich durch selbstgewählte Schultheißen und Räthe. — Der Stadt Zürich wurde die Grafschaft Kyburg von dem Herzoge Siegmund, der wohl eine

sah, daß er sich nach der Wiederaussöhnung der Eidsgenossen nicht im ruhigen Besitze würde behaupten können, gegen Erlassung einer Schuldforderung von vier und zwanzig tausend Gulden zurück gegeben. Diese Rückgabe hatten die Zürcher hauptsächlich dem großen Nachdrucke zu danken, mit welchem die Eidsgenossen beym Herzoge die Rückzahlung der schuldigen Gelder betrieben. Ueberhaupt waren die Eidsgenossen der dahmaligen Zeit so klug, jeden Schaden und Verlust zu verschmerzen, jeden Unwillen fallen zu lassen, und jede Erinnerung an jene bösen Jahre so schnell, als möglich, zu verwischen, damit die uneidsgenössische Erbitterung, bey welcher nur die ausländischen Mächte Vortheile finden konnten, sich wieder in die alte Vertraulichkeit auflöse, bey der einst Allen so wohl gewesen war.

Friede der Eidsgenossen mit den Zürcherschen Böcken.

Allerwärts kehrten Friede, Ruhe, Eintracht und Freude zurück; nur die Böcke, Zürichs Vorfechter, blieben durch die Weigerung der Eidsgenossen von dem Frieden ausgeschlossen. Die Stadt wollte sie zwar nicht verlassen; allein diese wackern Männer mochten nicht um ihres eigenen Wohles willen, das Heil des Vaterlandes aufhalten, oder zerstören, erschienen vor dem Rathe und bathen, „weil doch einmahl die Eids„genossen sie durchaus nicht in den Frieden einschließen wol„len, denselben ja nicht etwa zu verzögern; sie werden sich „selbst helfen!“ Hierauf verließen sie das Land, kauften das Schloß Hohenkrähen in Schwaben, hielten sich dort stille, und warteten, bis die Zeit und ihre vielen Bitten vor den Tagsatzungen den Unwillen der Eidsgenossen mildern würden. Das Mitleiden mit ihrer Lage machte Viele aus den Ländern zu ihren Fürsprechern, und der Landammann Fries von Uri ließ sich einst verlauten, „man könnte diesen Leuten neue „Feindseligkeiten und selbst die Gefangennehmung eines ange-

„sehenen Eidsgenossen nicht verargen.“ Davon hörten die Böcke, und machten den Landammann selbst, als er einst den Zürich-See hinunter fuhr, zum Gefangenen. Er, zwar unerschrocken, aber erstaunt, sprach: „Euch ist gut rathen, „liebe Gesellen; ich habe aber nicht gemeint, daß es mich „selbst angehen sollte.“ Sie führten ihn nach Hohenkrähen, und hielten ihn wohl. Er schrieb an die Eidsgenossen. Diese mußten sich nun gefallen lassen, den Frieden, den sie den Böcken nicht hatten geben wollen, von ihnen um drey hundert Gulden Lösegeld zu erkaufen. Unmuthig zählte ihnen Ital Reding das Geld zu; doch ehrte er ihre Tapferkeit, und sie gelobten und hielten einen treuen Frieden. — Im Laufe des alten Zürich-Krieges war die Benennung Schweiz für alle Eidsgenössischen Länder gebräuchlich geworden, und aus dieser Zeit schreibt sich der Nationalnahme unsers Volkes die Schweizer.

Sechstes Kapitel.

Die geistige Bildung der Eidsgenossen.

Vom Jahre 1400 — 1450 u. d. f.

Religion und Cultur.

In Folge des Concilium zu Constanz waren in der Eidsgenossenschaft die Regeln, die Zucht und die Thätigkeit einiger wenigen Klöster verbessert, oder hergestellt worden, sonst war nichts geschehen, und Religion und Wissenschaften waren im allgemeinen in der alten, schlechten Verfassung.

Die Religion beruhte meistens, wie vor der Ankunft Jesu unter den Juden, auf leeren Ceremonien, und die herrschende Sitteneinfalt und Frömmigkeit war mehr ein Erbtheil der Väter, als eine Wirkung der Vertrautheit mit dem Geiste

und der Lehre Jesu. „Der gemeine Mann," sagt Müller, „hatte eine Religion für seinen Hausgebrauch." Die Artikel und Gebräuche der einmahl eingeführten Religion, von denen man etwas kannte, oder die man verstand, wurden regelmäßig beobachtet, und ohne weitere Prüfung von ganzem Herzen geglaubt. Doch zeigte sich schon aus uralter Zeit hier und da viel Hang zu verborgener und sectirischer Religion, welche weit von den Grundsätzen der Kirche abwich, und deren Ursprung man hauptsächlich der sichtbaren Mangelhaftigkeit der letztern zuschreiben muß; oder es standen Propheten auf, die mit einer schwärmerischen Zuversicht, welche selbst im Gefängnisse und in den Flammen des Scheiterhaufens Stich hielt, das Ende aller Dinge verkündeten; weil es von je her die Krankheit gottseliger Christen gewesen ist, von solchen Dingen mehr wissen zu wollen, als Christus selbst. Solchen geheimen Schwärmereyen huldigten jene Schwarzenburger, welche 1277, 1380, 1393 furchtbar bestraft wurden, und die, welche 1399 zu Bern und Freyburg unbedenklich scheinbaren Widerruf thaten. Diesen Glauben nährten Andere, die im Freyburgischen ganz stille und ruhig in völliger Gemeinschaft der Güter lebten, und 1430 mit Folter, Hunger, Gefängniß, Güterverlust und schmählichen Bußen aus ihrer schuldlosen Ruhe aufgeschreckt wurden. So dachten die zahllosen Lollharden, Begharden, Begutten und Claußner, die mit ihren Eselein und Bettelsäcken demüthig und andächtig umher wanderten, oder in einsamer Waldung Hütten oder in Städten Häuser bauten, für den Wanderer, für Arme, Kranke mit christlicher Milde sorgten, und in Pestzeiten zur Rettung ihrer Mitmenschen keine Gefahr scheuten. Aber, wie dieß meist in geheimen Verbindungen vorkömmt, der Geist der Lehre war nur Wenigen bekannt. Einigen gab er hohen Schwung, Viele glaubten mit blinder Leidenschaft. Die meisten brüsteten sich mit dem Gedanken, daß sie von Gott aus der Menge auserwählt seyen, die herrschenden Meinungen als

Wahn zu erkennen, und seine Lehre in hellerem Lichte zu schauen; daher auch ihre freudige Standhaftigkeit in Verfolgung, Gefahr und Tod. Aber nicht wenige erlaubten sich auch unter dem Vorwande, „ihr Geist sey so ganz in Gott, „daß er nichts mehr von dem wisse, was der Leib thue," schamlose Ausschweifungen. Auch gesellten sich Manche nur aus Liebe zum Müssigange zu diesen Verbindungen, deren glücklicher Bettel ihnen reichliches Auskommen verschaffte. — Zuweilen standen im Schooße der Kirche selbst weisere Lehrer auf, die mit Kraft und Erfolg das morsche Gebäude des bestehenden Lehrsystemes erschütterten. Wenn aber schon hier und da einige, für jene Zeiten musterhafte Lehrer und Prediger die echte Lehre Jesu zu verkündigen suchten; so schienen doch den meisten der alte Sauerteig, Bilder, seltsame Historien, Fasten, Kasteyungen, blinder Gehorsam, Menschensatzungen, sinnloser Lateinischer Gesang und höchstens ein herzliches Gebeth der dem gemeinen Manne gebührende Unterricht. Die Lauheit der Andacht bey einem so geistlosen Gottesdienste suchte man durch äußerliche Pracht und blendenden Sinnenreiz wieder aufzufrischen, worin sich unter den Eidsgenossen vorzüglich Zürich, selbst in den Zeiten großer Noth und Dürftigkeit, welche der lange Krieg über diese Stadt gebracht hatte, auszeichnete. Den Papst betrachtete man als den sichtbaren Mittelpunct der göttlichen Macht auf Erden, als den, der in geistlichen Dingen allen Menschen unfehlbar gebiethe; allein so bald er und seine Priester ihre Machtvollkommenheit auf weltliche Dinge ausdehnen, oder sich der bürgerlichen Ordnung und den Landesgesetzen entgegen stellen wollten, war, wie wir schon mehrmahls in auffallenden Beyspielen gezeigt haben, die letzte Spur dieses ehrerbietigen Gehorsames verschwunden; aber nie verschwand mit der Achtung für das sichtbare Oberhaupt der Kirche auch die Achtung für das unsichtbare, geistige Wesen, welches die menschliche Sprache Gott nennt, und dem wir jede Macht, jede Kraft und jeden

Vorzug im höchsten Maße zuschreiben, und die Eidsgenossen, welche sich zuweilen wenig um die Römischen Satzungen bekümmerten; waren dennoch voll jener herzlichen Religiosität, die bey einem verständigen und unverdorbenen Volke immer zu finden ist. — Der einzige Grund, warum die eingeschlossene Besatzung zu Greifensee nicht sich selbst mit dem Schlosse den Flammen opferte, war; weil sie nicht, in Ermangelung eines Priesters, ohne Beichte in die Ewigkeit gehen wollte. — Als Holzach von Menzingen die Herzen der erbitterten Eidsgenossen zur Milde gegen sie zu stimmen versuchte, rief er der versammelten Gemeinde zu: „Eidsgenossen, biedere Männer, „fürchtet Gott, schonet unschuldiges Blut!“ Als seine Gründe nichts vermochten, endete er mit den Worten: „Gott „läßt das nicht ungerochen bleiben!“ — Ein Flug weißer Tauben, welche während der Blutscene über die Richtstätte flogen, schien gerührten Zuschauern ein göttliches Zeichen der Unschuld der Gemordeten — Mit welchem kindlich frommen Sinne schreiben nicht die älteren Geschichtschreiber viel nachfolgendes Unglück der Eidsgenossen der vergeltenden Vorsehung für diese That zu. Wie zeigt es sich aus dem Rufen Vieler bey St. Jakob: „O Greifensee, rauh ist „dein Rach!“ daß diese Ansicht auch Meinung des Volkes war. — Ueberhaupt galten alle Unglücksfälle, alle Landplagen für Gottes Finger. Darum schien der große Brand zu Bern 1405 ein göttlicher Aufruf zu Verfassungsverbesserungen und darum verordneten die Baseler nach dem Erdbeben von 1356 alljährlich eine Buß-Procession und große Almosenaustheilung, verbothen auch den unadelichen Bürgern alles Tragen von Gold und Silber, „damit,“ sagt Tschudi, „sie „Gott fürhin vor Solichem behüthe!“ — Als Strafe der Sünden galt es, daß ein Mönch, der in einem Frauenkloster tanzte, im Augenblicke der Freude plötzlich das Ende seines Lebens fand. — Wenn Justinger erzählt, wie im Jahre 1311 am St. Peter und Pauls-Tage ein

Schiff mit zwey und siebzig Personen, die nach Bern zu Markte fahren wollten, auf der Aare unterging, bemerkt er: „Es wäre gut und recht gethan, daß man die Heiligen und „sunderlichen die Apostel ehrte; so wurdent sie unser Fürspre„cher gegen dem allmechtigen Gotte. An welchen Tagen aber „die H. Feyertage sind, dann ist der Markt am größten, deß „müssen wir menge Plage liden, und gegen dem allmechtigen „Gotte entgelten." — Wenn Etterlin eine Rettung aus großer Gefahr schildert, fügt er bey: „und als Gott die Seinen, so „ihn in Nöthen trüwlichen anrufend, nie verließ, so verließ er „auch den Gefährdeten in seinen Nöthen und Aengsten nit." — „Als Gott der Herr," sagt Tschudi von den Anstiftern einer unredlichen That, „mordliche und schandliche Thaten nit un„gerochen last; so sind diese Anstifter keiner eines rechten, na„türlichen Todes gestorben." — Von den Männern, welche 1410 den Twingherren zu Oltigen umgebracht, ist ebenfalls aufgezeichnet worden, sie seyen fast alle gewaltsamen Todes gestorben. — Wenn die Eidsgenossen in die Schlacht gingen, erflehten sie zuvor den Segen des Herren der Heerscharen, und wenn sie gesiegt hatten, war es ihr erstes Geschäft, dem allmächtigen Geber des Sieges zu danken, und fromme Gedächtnißfeste anzuordnen, bey welchen der Dienst des Herrn die Zuversicht auf ihn befestigen, und Freudengenuß die Herzen des Volkes erheitern, und seinen Muth erfrischen sollte. — Wie weit die Ueberzeugung der Eidsgenossen ging, daß Gott die Welt lenke, und jeder gerechten Sache den Sieg gebe, leuchtet am stärksten aus dem Benehmen der Glarner hervor, welche mit einer zwar abergläubischen, aber herzlichen und kindlichen Frömmigkeit noch im Jahre 1423 die Ordalien des Mittelalters übten, und einen schweren Prozeß zwischen zwey ihrer Landsleuten, welchen die Obrigkeit nicht entscheiden konnte, unter mancherley Feyerlichkeiten in öffentlichem Zweykampfe mit dem Schwerte entscheiden ließen, und nach eifrigem Gebethe, „daß Gott dem Unschuldigen Sieg und Ueber-

„windung verleihe," durch den Ausgang der Sache ihren Glauben bestätigt sahen. — In gleichem Glauben mochte es seyn, daß im Jahre 1377 der Bischof von Basel, und die Grafen von Thierstein und Kyburg eine Streitigkeit in offenem redlichem Kampfe durch gleiche Zahl von jeder Seite ausfechten ließen. — Die Urkunde des Bundes, welchen Zürich und Bern im Jahre 1423 mit einander schlossen, hebt mit den Worten an: „daß der Allmächtige Gott sie „so beschirmt habe, daß nun ihr beyder Städte, Gericht „und Lande zusammen stoßen." — Das Andenken treuer Freundschaft oder großer, dem Vaterlande geleisteter Dienste verewigten die Eidsgenossen am liebsten an heiligen Stellen. An jedem Orte, wo eine wichtige vaterländische Begebenheit vorgefallen, wurde eine Kapelle zur Ehre des Herren erbaut. Viele dieser begeisternden Denkmahle der Thaten unseres Volkes stehen noch, viele derselben hat die Reformation zugleich mit den Gedächtnißfesten der Thaten unserer Väter zerstört, ohne sie durch andere, dem Geiste der reformirten Kirche angemessener scheinende zu ersetzen. Daher läßt es sich erklären, daß in den katholischen Gegenden unsers Vaterlandes noch viele Begebenheiten unserer großen Geschichte im Munde des Volkes sind, und bey ihm sich eine lebendige Liebe zu seiner alten Freyheit erhalten hat, während bey den reformirten Bewohnern unsers Landes, die nicht eine gewähltere Erziehung genossen, das Andenken an jene Ereignisse bis auf die letzte Spur verschwunden ist. — Als Luzern im Jahre 1422 der erste Ort war, der denen von Uri und Obwalden Hülfe zur Wiedereroberung von Bellenz zusagte; so wurde diese Bereitwilligkeit dadurch auf die Nachwelt gebracht, daß die Wappenschilde von Luzern und Uri in der Hauptkirche zu Luzern und in der St. Jakobs Kapelle nahe bey Altorf, durch eine Kette zusammen geschlungen, gemahlt wurden. In den ersten Zeiten des später entstandenen Pensionswesens war es das erfolgreichste Mittel der Fürsten, um die Gunst der Berg-Can-

tone zu buhlen; wenn sie ihre Altäre schmückten. Was wenigstens den Empfänger besser ehret, als die Geldsummen und Gnadenketten, die später einzelnen Staatsbürgern zufloßen. Wenn Pensionen durch etwas entschuldigt werden können, so ist es durch Anwendung zu Zwecken des Cultus und des öffentlichen Wohles. — Sühngelder für muthwillige Mordthaten wurden zu Schaffhausen ebenfalls zur Verschönerung der Kirchen angewendet. — Diese und tausend andere Züge sind uns Bürgen für die unerschütterliche Achtung, welche die alten Eidsgenossen gegen den Herrn des Himmels und der Erde hegten, und wir müssen einzig bedauern, daß so viel natürlicher Sinn für ächte Frömmigkeit nicht durch richtigere Einsicht in die heiligsten Wahrheiten geleitet, und daß das Licht dieser hellen Gemüther von der künstlichen Finsterniß der Kirche und der herrschenden Unwissenheit verdunkelt wurde. Die Kirche that, was Tschudi über Arnold von Brescia klagt: „Sie kannte die Recht Kunst ze betriegen, daß „sie ihr Falschheit allweg mit etlichen wahrhaften Dingen ver„deckt und beschirmt; dann so sie allein lautere Falschheit „gelehrt hätte, so hätte sie nit Folger überkommen, dieweil „mit bloßer Falschheit das Volk sich nit hett verführen lassen; „aber durch den Schein vil wahrhafter Dingen hat sie die „ingemischt Falschheit dem Volk ingeschwätzt.“ Sonst wäre das Volk in den Gebirgen, wenn es an der Ernte zweifelte, gewiß nicht auf den Einfall gekommen, mit Harnisch und Waffen, mit langen, dicken, unten beschlagenen Stöcken auf den Dörfern umher zu ziehen, und es für Verehrung Gottes zu halten, wenn es sich schlage, und seltsame Sprünge mache, oder bey vielen Gelegenheiten seine Ehrfurcht gegen Gott auf eine ähnliche Weise darzuthun versuche.

Von den Wissenschaften läßt sich noch weniger sagen, als von einer gründlichen Kenntniß der Offenbarung. Die Hirngespinnste, welche Einige für Wissenschaften ausgaben, verdienten diesen Nahmen eben so wenig, als sie eine

gesunde Nahrung für das bildungsbedürftige Volk waren. Wenn solche Spitzfündigkeiten zu nichts Anderm dienten, als daß geistliche und weltliche Schwätzer den einfachen Sinn des Rechtes und den Verstand ihrer Schüler und Zuhörer verwirren konnten: so machte zu gleicher Zeit die Unwissenheit in alten Sprachen die Früchte der höchsten Ausbildung des menschlichen Geistes und die Urkunden des Christenthumes unzugänglich. Welche Finsterniß mußte damahls noch herrschen, daß in den der Eidsgenossenschaft geistesverwandten Deutschen Landen ein Mönch predigen konnte: „Man hat jetzt „eine neue Sprache erfunden, die Griechische, sie ist aller „Trennungen Mutter, es ist in derselben ein Buch herausge„kommen, das Neue Testament, in dem sind viel gefährliche „Stellen. Jetzt entsteht eine andere Sprache, die ist Hebrä„isch, und wer die lernt, wird ein Jude.“ — In den sämmtlichen Eidsgenössischen Landen war bis auf die Stiftung der Universität Basel, welche im Jahre 1460 erfolgte, nirgends öffentlich und von Staats wegen für Gelehrsamkeit gesorgt. Es war schon viel, wenn in einer bedeutenden Stadt ein etwas unterrichteter Mann an der Spitze der Schulen stand. Lesen und Schreiben war etwas so ungewöhnliches, daß, wer fertig lesen, etwas dollmetschen, die ersten Regeln der Sprachlehre hersagen, erträglich singen, oder wohl gar noch eine Rechnung stellen konnte, und sich einer gewissen natürlichen Beredsamkeit erfreute, zu einem Pfarrer vollkommen tauglich war. Eine Sitte, die in unsern gelehrten und aufgeklärten Tagen wieder viele Anhänger und Vertheidiger zu erhalten scheint. — Auch die Staatskanzelleyen waren an manchen Orten nicht besser bestellt; wenn wahr ist, daß es zu Zug noch im siebzehnten Jahrhundert Stadtschreiber gegeben, die andere für sich schreiben ließen; weil sie es selbst nicht konnten. — Als Uri, Unterwalden und Luzern im Jahre 1424 nach der Schlacht von Arbedo die Eidsgenossen zur Rache aufriefen, schrieben sie nach Zürich: „Wenn in der Form der

„Hülfsmahnung etwas verfehlt worden, dieses ihrer Einfalt „und geringen Uebung in schriftlichen Aufätzen zuzuschrei„ben.“ — Die belehrenden Schriften der alten Griechen und Römer lagen in großer Zahl im Stifte St. Gallen in einem finsteren Thurme, wo sie zum Theile von Fremden dem Staube, den Spinnweben und der Vergessenheit entrissen wurden. In den Städten war nicht einmahl ihr Nahme bekannt. — Alle Dichtkunst der Minnesänger war verschwunden, und die Tonkunst erniedrigt, bis die Kirchenversammlung zu Basel einen Versuch machte, ihr wieder aufzuhelfen. — Ueberhaupt wurden die Keime hier und da aufblühender Wissenschaften, in der Schweiz nicht mit Gleichgültigkeit angesehen. Wie einst in alter Zeit zogen immer häufiger edle und geistliche Herren auf die hohen Schulen zu Bologna, Heidelberg, Paris, und diese Universitätsreisen wurden mit Recht nachdrücklich begünstigt. Andere versuchten, ihre Gedanken schriftlich niederzulegen. Wenn sich einige in fieberhafte Träumereyen und unfruchtbare Untersuchungen verloren; so war desto löblicher der Fleiß derjenigen, welche nicht ohne Glück der Dichtkunst einen neuen Schwung zu geben sich müheten, oder von der Größe der Ereignisse hingerissen, die vaterländische Geschichte beschrieben. Hans Fründ, Landschreiber von Schwyz, Jakob Wanner, Landschreiber zu Glarus, Ulrich Wagner, Landammann von Schwyz, Eberhard Wüst, Stadtschreiber zu Rapperschweil, zeichneten jenen schweren Zürcher-Krieg auf. Hans Sperer, genannt Brügglinger, Zunftmeister zu Basel, schilderte, wie glorreich die Eidsgenossen an der Birs gestorben, und Egloff Etterlin von Bruck, Stadtschreiber zu Luzern, ordnete zierlich die Urkunden dieser Stadt in ein reich mit Silber beschlagenes Buch. — Der Chorherr Felix Hämmerlin, genannt Malleolus, von Zürich, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, Besitzer der damahls ungeheuern Zahl von fünf hundert Büchern, ein rechtschaffener, gelehrter, sinnreicher Mann, war lang das größte Licht der

Eidsgenossenschaft. Bey den Großen war er deßwegen beliebt; bey seinen Mitbürgern aber, deren Ausschweifungen er oft und bitter tadelte, bis auf den Tod verhaßt. Selbst dieser gelehrteste Eidsgenosse jener Zeiten, der bey Vielen seiner Kenntnisse wegen für einen Zauberer galt; nährte dennoch manchen Aberglauben, der auch in unsern Tagen noch bey der Hefe des Volkes gefunden wird. Er hielt es z. B. für ganz gut, über krankes Vieh gewisse Segensformeln zu sprechen, oder ein durch satanische Kunst erregtes Ungewitter durch gleiche Kunst wieder zu stillen, oder im Nothfalle des Teufels Hülfe zu gebrauchen. Er billigte es, daß ein Bischof zu Lausanne wider die Blutsauger in den Gewässern, welche zum großen Leidwesen des leckerhaften Bischofes die Salmen tödteten, gewisse Bibelsprüche verlesen ließ. Eben so gefiel es ihm, daß die Maykäfer wegen verübten Schadens vor dem geistlichen Richterstuhle des Bischofes zu Chur belangt wurden, und daß, als der Fürsprech der Thiere bewiesen: „daß die „Creaturen Gottes doch wohl thun, die Nahrung ihres Lei„bes zu suchen," der Bischof die Maykäfer in unbewohnte Gegenden bannte. — Solche Vorstellungen waren in jenen Zeiten allgemein. Zu Lausanne wurde 1361 über ein Schwein das zu Chatillens ein Kind getödtet hatte, Blutgericht gehalten, und dasselbe gehängt. — So wurden durch einen Bischof von Lausanne die Aale im Genfer-See, durch einen andern die Erdwürmer, Heuschrecken und Mäuse gebannt, nachdem sie mit aller Förmlichkeit durch einen Urtheilsspruch verdammt worden. Mangel an Erfolg solcher Urtheile wurde den Sünden der Menschen zugeschrieben. Welche Achtung des Volkes mußte sich nicht daraus gegen die Priesterschaft entwickeln, die mit eben der Macht, mit welcher sie den Himmel aufschloß, aus dem Fegfeuer befreyte, vor Sünden bewahrte, oder sie vergab, noch alles Schädliche in Feld und Wald vertilgen konnte, und welch eine Quelle des Reichthumes, welch ein unfehlbarer Weg zur Herrschaft mußte das nicht für die Priester seyn!

Je geringer bey einem Volke das Gebieth des Wissens ist, desto größer ist das Feld der Einbildungskraft, des Mißtrauens und Aberglaubens. Daher wird es nach dem bisher Gesagten niemanden auffallen, wenn das Eidsgenössische Volk auch an Wunder und Zeichen und Erscheinungen aus einer andern Welt nicht weniger herzlich, als an die so eben beschriebenen Dinge glaubte, und selbst die Herren des Concilium in diesem Stücke nicht aufgeklärter, als gemeine Layen waren. — Der durchdringende Schlag, der zu Zürich vor dem Ausbruche des Krieges am Feste des Stadtheiligen in der Mitternachtsstunde durch die Hallen des großen Münsters erklang; Blut, das bey Mellingen hervor quoll; Blutklumpen in Sursee; Blut- und Fleischregen; Mittagshelle um Mitternacht im Aargau; Cometen; Erdbeben; ein Gesicht aufgehäufter Leichname zu Eberseck; verlorene Geister, welche im Bruderholze bey Basel einigen Herren des Concilium mit Vogelstimmen ihr Elend klagten; Lärm und Aechzen der Abgeschiedenen, das die Berner aus dem Schlafe schreckte; Satan, der um eine mit Blut verfaßte Verschreibung einem Elenden Schätze zeigte; der Teufel, der auf Befehl eines Zauberers im untern Schächen-Thale die Heilquellen verderbte; Schnee im August; Tod verkündende Vögel; eine Edelfrau, die zu Sempach einen Löwen geboren; Scharen fremder Vögel; Heuschrecken, gegen deren zahllose, verwüstende Schwärme Sturm geläutet, und andere Verfügungen getroffen wurden; Zaubereyen, welche die Einnahme von Städten verhinderten, Zeichen an Glocken und Bildern; Mißgestalten an Menschen und Thieren, und vor Allem schreckende Erscheinungen um Greifensee und St. Jakob an der Birs, und viel Aehnliches, das waren Alles Dinge, die jedermann glaublich schienen, aus denen man meist Mißjahre, Pestilenz, große Entzweyungen, schwere Kriege, merkwürdige Ereignisse weißagte, und über die Jeder in Jammer, Schrecken und Neugier versank. — Vielen Sterblichen traute man Ver-

bindung mit dem Höllengeiste zu, und Tausende mußten um dieses Wahnes willen auf dem Scheiterhaufen sterben. — Glücklich erschien derjenige, der auf dem Todbette durch innige Andacht und mehr noch durch milde Vergabungen an geistliche Stiftungen sich einen guten Empfang in jener Welt sichern konnte. Dieses Bedürfniß nach Sündenvergebung leichter zu befriedigen, hatte des Papstes Martin V. richtig rechnende Klugheit jedes fünf und zwanzigste Jahr zum Ablaßjahre erklärt, und ihn lohnte reicher Gewinn. Was man am allerheiligsten achtete, das war der in den Hostien eingeschlossen seyn sollende Leib Christi, oder die Gebeine eines Märtyrers und Heiligen und andere Reliquien. Wer sich auf rechtmäßigem Wege etwas von solchen Dingen verschaffen konnte, der schien sich selbst und Andern an Leib und Seele geborgen. Wer sich aber an solchen Dingen vergriff, sie entwendete oder verachtete, den traf unmittelbar die Rache des Himmels und die Strafe der empörten Welt. — Aus diesem Glauben bildeten sich dann Legenden, wie die folgende. Anna Vögtli von Bischofzell faßte den bösen Gedanken, mit Hostien Zauberey zu treiben, und stiehlt solche den vier und zwanzigsten May 1447 aus der Kirche des Luzernerischen Dorfes Ettisweil. Bald erschrak sie über ihre That, und warf die Hostie hinter einen Zaun. Dort entsproßte dem Erdboden sogleich eine weiße, siebenblättrige Rose, in deren Kelche das Heiligthum lag. Die Thiere des Feldes kamen, und neigten sich vor ihm, sein Glanz entdeckte es einer unschuldigen Hirtinn, diese den Leuten im Dorfe. Sogleich machten sich die Priester unter Glockenschall, mit Kreuz und Fahnen, begleitet von viel gläubigem Volke, auf, um das Heiligthum einzuhohlen. Zum Andenken der Begebenheit wird eine Capelle erbaut. Die Hostie wirkt fortan Wunder und Zeichen. Anna Vögtli wird verbrannt. — Größer, als bey der Nachricht von dem Ueberfalle des mächtigsten Feindes war der Schrecken der Berner, als im Jahre 1460 im St. Vincenzen Münster

eines Morgens das Hochheilige vermißt wurde. Daß kein Blitzstrahl des allerheiligsten Gottes den Verbrecher niedergedonnert hatte, schien ein Zeichen von der Unzufriedenheit Gottes mit Bern. Unschuldige wurden gefoltert, um von ihnen ein Bekenntniß des Diebstahles zu erpressen. Die strengsten Fasten- und Sitten-Mandate ergingen. Bußpredigten ertönten. Eine neue kostbare Monstranz wurde dem Herrn geweihet, der Mutter Gottes durch erneuerte Gebäude Verehrung erwiesen. Nach langen Jahren beichtete ein sterbender Priester den Diebstahl. — Dieselben Berner hielten es für ein großes Glück, als Niklaus Bali, Geschäftsmann des Hauses Dießbach, im Cöllnischen das lange vergeblich gewünschte Haupt des Stadtheiligen St. Vincenz durch frommen Diebstahl erbeutete, und ins Land brachte; und als derselbe Bali die erste Freude von Rom aus durch Gebeine der zehn tausend Ritter, an deren Tage man bey Laupen glücklich gestritten hatte, erneuerte, ward er mit einem einträglichen Amte belohnt. — Im Kloster Einsiedeln wurden in Folge der Nachlässigkeit seiner Mönche eines Sonntags im Jahre 1448, Nachts um eilf Uhr, viele Reliquien aus der Verlassenschaft Maria's und kostbares Kirchengeräthe durch drey Fremdlinge entwendet. Einige Stunden von Zürich wurden die Räuber vom Schrecken betroffen, ließen den Raub mitten auf der Landstraße stehen, und entflohen. Die Nachricht kömmt nach Zürich, geistliche und weltliche Gewalten, die ganze Stadt eilt hinaus, der Fund wird ehrfurchtsvoll und feyerlich in das große Münster gebracht, und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Jahres wird dieser Erwerbung zugeschrieben. Das traurige, beschämte und von den Wallfahrern verlassene Einsiedeln konnte nur mit großer Mühe und durch geachtete Verwendung seine Heiligthümer wieder erhalten, und selbst Leute, wie Hämmerlin, betrachteten seufzend diese Auslieferung als den wichtigsten Verlust für Zürich. — Solcher und ähnlicher Aberglaube ist auch unserm Zeitalter nicht so ferne, als man

wohl denken sollte, und oft findet sich derselbe in hohem Maße bey denen, die sich stellen, gar nichts glauben zu wollen. Wenn dieser Aberglaube ganz verschwunden wäre, so hätte man, um aus einer reichen Auswahl von Beyspielen nur drey zu erwähnen, im Jahre 1772 im Vercascer-Thale keine Wölfe gebannt; im Jahr 1785 zu Glarus keine Hexe hingerichtet, und es wäre nicht im neunzehnten Jahrhundert eine Vietelstunde von Zürich ein altes Landhaus Ihre lang leer gestanden; weil nach der Meinung des gemeinen Volkes ein Poltergeist in demselben hausen sollte. Und wer zählt alle die thörichten Meinungen und Vorurtheile, die noch heut zu Tage zu Stadt und Land in vielen, sehr vielen Köpfen spucken, und um kein Haar klüger sind, als der gröbste Irrwahn jener älteren Zeit? Zwischen ihr und uns herrscht wahrlich oft kein anderer Unterschied, als der, daß die, welche solche Vorurtheile nähren, durch die Belehrungen und den Spott der Aufgeklärteren eingeschüchtert, sie nicht mehr so öffentlich zu äußern wagen, als unsere Väter und Vorväter.

Mit der in jenen Zeiten allgemein verbreiteten dichtesten Finsterniß verband sich noch die auffallendste Sittenlosigkeit, und zwar nicht nur bey dem gemeinen Manne oder den weltlichen Ständen, sondern fast mehr noch bey dem hohen und niedern Clerus. Von diesem wurde die Religion zu den unheiligen Zwecken des Betruges, der Ausschweifung und des Ehrgeizes mißbraucht. Die größte Sehnsucht der Prälaten war auf Ueppigkeit oder auf einen Fürstenhut gerichtet. Viele Dom-Capitel machten, dem Geiste der kirchlichen Gesetze und selbst dem erklärten Willen einiger Päpste zuwider, adeliche, ja hochadeliche Geburt zu so strenger Bedingung der Aufnahme, daß nur einzelne auch graduirte Nichtadeliche zuließen, und Präbenden lieber an unmündige Knaben, oder gar nicht, als an solche vergeben wurden, welche sich nicht über ihre edle Geburt genau auszuweisen im Stande waren, gerade, als wenn es der Zweck der Stifter gewesen wäre,

dürftigen oder jüngern Gliedern adelicher Familien eine reiche und sichere Versorgung zu verschaffen, und nicht, das Heil der Kirche zu befördern. — Zu Genf bestand seit 1429 ein Gesetz, es könne keiner Domherr werden, er sey denn adelich oder graduirt. — Als hingegen der Adel den Dienst zu Einsiedeln, seit dieses Stift in die Hände der Eidsgenossen gekommen war, verschmähete, und man Anstand nahm, den Abgang der Freyherren durch freye Männer zu ersetzen, so blieb zuletzt der Abt mit dem Custos allein. Es mußte wegen übergroßer Wallfahrt Aushülfe aus andern Klöstern genommen werden. Diese Mönche führten aber ein sehr ungebundenes Leben, verrichteten des Tages den Dienst nur sehr nachläßig, und unterließen die nächtliche Andacht ganz. — Doch das war noch lange nicht das Aergste. Man sah Bischöfe, die sich nicht erkühnen durften, ihren Untergebenen grobe Vergehungen, welche sie selbst mit Lust und öffentlich begingen, zu verbiethen, oder man sah, daß diese in ihren Ausschweifungen erstarkten Sünder jede Erinnerung an ihre Pflicht frech mit einem spöttischen Lachen erwiederten. Wo etwa die weltliche Obrigkeit durchgreifen, und für größere Sittenreinheit sorgen wollte, da hatte sie den schwersten Kampf mit sittenlosen Mönchen und geistlichen Herren; aber die nöthigen Einschränkungen geschahen ohne Rücksicht auf diesen Widerstand. Die Anmaßungen des Römischen Hofes verwirrten die Klosterordnungen. Die Wirthschaft fast aller geistlichen Stifter war so schlecht, daß sie immer mehr verarmten; obschon sie zu Constanz von den Römern viele neue Wege gelernt hatten, ihre Besitzthümer zu mehren, und das Geld der Layen an sich zu bringen. Nur einige wenige und zwar gerade die reicheren Klöster waren dem ursprünglichen Geiste ihrer Stiftungen treu geblieben, und erwarben sich noch immer das Verdienst, daß durch sie wilde Gegenden belebt und angebaut, und viele Menschen nützlich beschäftigt wurden. — Diese auffallende Vernachläßigung der Sitten bey Geistlichen

und Weltlichen machte, daß man den Zorn des Himmels fürchtete, und unter Andern den Krieg, welchen die Anhänger der zu Constanz verbrannten Johannes Huß und Hieronimus von Prag mit eben so vielem Glücke, als Grausamkeit führten, als ein göttliches Strafgericht für die Sünden der Welt und für die List und Gleichgültigkeit ansah, mit der ehemahls zu Constanz und nachher auf dem Concilium zu Pavia die eigentliche Kirchenverbesserung war aufgeschoben worden. Die allgemeine Stimmung wurde so drohend, daß der Papst Martin V. eine neue allgemeine Kirchenversammlung nach Basel berufen mußte. Er starb zwar gleich Anfangs, und sein Nachfolger, der Venetianer Gabriel Condulmer, Eugen IV. genannt, der das Ansehen der Versammlung und ihre Verbesserungen fürchtete und haßte, versuchte alle Künste der List und Gewalt, um dieselbe zu trennen; allein er that nur seiner eigenen Ehre Schaden, und mußte drey Bullen, die er gegen die Versammlung erlassen hatte, widerrufen.

Sechzehn Jahre lang saß das Concilium zu Basel. Es baute auf das Fundament fort, das zu Constanz gelegt worden war, und schied nicht von Basel, ohne viele gute Verfügungen zur Einschränkung geistlicher Unwissenheit und Sittenlosigkeit, so wie des Mißbrauches geistlicher Strafgewalt getroffen, den Krieg gegen die Hussiten gütlich verglichen, und das bestimmte Gesetz ausgesprochen zu haben, daß nicht der Papst, sondern die versammelten Kirchenvorsteher als das einzig rechtmäßige Haupt der Kirche anzusehen seyen. Der Wille dieser Versammlung war, viel Gutes zu stiften, und es würde sich aus ihren Verordnungen Vieles entwickelt haben, wenn die List und Gewalt der Hierarchie den guten Samen hätte zur Reife gedeihen lassen. Die Versammlung wich der listigen Freygebigkeit Niklaus V. Nachdem Basel dem kaiserlichen Befehlschreiben zur Auflösung des Conciliums fast ein Jahr lang widerstanden, wurde es endlich durch eine strenge Fruchtsperre und ein kaiserliches Urtheil zum Gehorsam

gezwungen. Den acht und zwanzigsten Brachmonat 1448 wurde das Concium zu Basel aufgelöset, nach Lausanne verlegt, und nahm dort bald ein unansehnliches Ende. Kein späteres Jahrhundert hat wieder eine so allgemeine, zahlreiche, freymüthige Zusammenkunft ausgewählter Führer der Christlichen Völker über Sachen der öffentlichen Religion urtheilen gesehen. Der Eigensinn der Päpste vernichtete jeden Nutzen, den diese Versammlung hätte stiften können; aber statt seine Absichten zu erreichen, zerbrach er eigenhändig den Thron der Hierarchie, einen festern, als keinen vorher. Er stürzte zusammen dieser Thron; weil kein Papst Muth oder Verstand hatte, das Mangelhafte auszubessern.

Chorherr Felix Hämmerlin, genannt Malleolus. 1389 — 1464.

Je unangenehmer ein Gemählde, wie das vorher gehende, auffallen muß, eine desto liebere Erscheinung ist mitten unter dem schlechten, verdorbenen Haufen ein Mann, der, wenn schon nicht von allen Irrthümern geläutert, doch seine Zeitgenossen in jedem Betrachte übertraf, und mit Recht ein gelehrter, gottesfürchtiger, redlicher und unerschrockener Verfechter der Wahrheit und Tugend genannt werden kann. Einen solchen besaß die Eidsgenossenschaft an dem Zürcherischen Chorherren Felix Hämmerlin, genannt Malleolus. Er war 1389 aus einem ansehnlichen, bürgerlichen Geschlechte geboren. Von Jugend auf mit äußerstem Fleiße ausgebildet, gelangte er zu einer Menge von Kenntnissen, die jeder Zeit ungemein, damahls bewundernswürdig war. Bald wurde er um seiner Verdienste willen Chorherr zu Zürich und Zofingen, und Propst zu Solothurn; auch wartete seiner die Propstey zu Zürich, die er aber nicht haben mochte, oder durch den Neid seiner Collegen nicht erhielt. Die reichen Einkünfte seiner Pfründe benutzte er zu weiterer Ausbildung und zu Handlungen der Wohlthätigkeit. In seinem Leben

war er ganz untadelhaft, aber darum auch, wie wir schon erzählten, gegen Andere sehr scharf. Gekränkt durch die herrschenden Mißbräuche, griff er das Böse an, wo er es fand, und stemmte sich dem zunehmenden Verfalle mit seiner letzten Kraft entgegen, ohne zu bedenken, welche schlimme Folgen das für ihn selbst haben könnte. Ueber den Papst, der damahls noch von den Meisten als ein Ebenbild Gottes auf Erden verehrt wurde, und über die schlechten Sitten der gewaltigen Geistlichkeit, die niemand so leicht anzugreifen wagte, äußerte sich Hämmerlin ohne Scheu also: „Seit Menschen„gedenken sey in Rom Ablaß und Vergebung der Sünden „feil gewesen. Geistliche Aemter und Würden habe man „nicht dem Armen und Verdienstvollen, sondern dem Begü„terten, Einflußreichen und Meistbiethenden ertheilt. In „einem so unverschämten, allen Gesetzen der Kirche zuwider „laufenden Handel habe ein jeder Papst seine Vorgänger „übertroffen, und ein solcher werde Allerheiligst genannt! „Oft steige an einem Tage ein Mönch aus Armuth und Nied„rigkeit über Könige und Fürsten empor, und bediene sich „dann seines hohen Amtes nicht, um zu nützen, sondern um „zu schwelgen! — Die Cardinäle, diese Fürsten der Kirche, „haben keine größere Sorge, als ihre Einkünfte zu mehren! „Selbst auf den Concilien, die doch durchweg aus den Wür„digsten bestehen sollten, habe man durch Bestechungen Un„recht in Recht und Recht in Unrecht zu verwandeln ge„wußt! — Was könne die Welt von solchen Seelenhirten, „was sein eigenes Vaterland von einem Bischofe hoffen, der „mit seinem untergebenen Clerus in jeder Ausschweifung „wetteifere! Was sey von Prälaten zu erwarten, deren eifrig„stes Bestreben auf die Erwerbung eines Fürstenhutes gehe, „welcher ihnen doch Pflichten auferlege, die mit dem Lehr„amte unverträglich seyen!“ Ueberhaupt ärgerte sich Hämmerlin heftig über die üppige Pracht, die Eitelkeit, Weichlichkeit, Schwelgerey seiner Standesgenossen. Er entrüstete sich,

wenn Küche und Keller besser, als die Bibliothek angefüllet, wenn der Gottesdienst vernachlässigt, die Ordensregeln vergessen, die zu heiligen und nützlichen Endzwecken geweihten Einkünfte heillos und unnütz verschleudert wurden, und er nahm keinen Anstand, das Daseyn solcher ausgearteten Stiftungen und Orden für zwecklos zu erklären. Es ärgerte ihn, wenn er in der Fasten taumelnde Bußprediger mit stammelnder Zunge Mäßigkeit rühmen hörte; oder wenn er sah, daß der Bann, der ursprünglich zur Bestrafung und Absonderung der verworfensten Verbrecher hätte dienen sollen, zur Eintreibung drückender Grundzinse mißbraucht wurde. Es erfüllte ihn mit Mitleiden und Abscheu, wenn er bemerkte, wie nach und nach alle Abgaben und Lasten von den Gütern der Clerisey auf den seufzenden Landmann gewälzt wurden. Dann verwünschte er die, welche die Päpste zu Fürsten gemacht, der Kirche zu einem solchen, ihr nicht gebührenden Grade des Reichthumes und der weltlichen Gewalt verholfen, und dadurch ihre Reinheit verdorben, ihren Zweck verkehrt, und das Gift in die Stiftung Gottes ausgegossen hatten. Ja er prophezeyte sogar einen Aufstand gegen die Alles verschlingenden Priester, und den Untergang der bestehenden Hierarchie. Ihm schien es nothwendig, daß die, deren heiliges Amt es war, über die Sitten der Welt zu richten, sich vor allen Dingen selbst sorgfältig vor jedem Vorwurfe zu hüthen hätten. Darum eiferte er gegen die Pflichtversäumnisse und ordnungswidrigen Sitten seiner Stiftsbrüder, und geißelte diese Sünder öfters mit ernsten, zürnenden oder mit beißenden Worten. So ließ er ein Sendschreiben der Zürcherischen Schutzheiligen St. Felix und Regula aus dem Himmel an die Chorherren zu Zürich ergehen, worin es heißt: „Billig wundern wir uns, „daß seit so langer Zeit niemand aus euerm Domstifte in „die Versammlung der Seligen eingegangen ist. Darum „sandten wir einen Engel auf Erden, uns nach euch zu er„kundigen. Von diesem vernahmen wir mit Schmerzen, daß

„ihr die reinen Fußstapfen würdiger Vorgänger verlassen „habet!“ Einen der Stiftsherren erklärte Hämmerlin für gebannt, so lange er nicht von seinen Ausschweifungen ablasse. Eine Erklärung, die mit lautem Gelächter erwiedert wurde. Sehr oft, wenn Hämmerlin als Chorsänger mit den jungen Priestern Gottesdienst hielt, und die andächtige Menge beichtete, saßen in einem Nebengebäude die Chorherren und Kapellane, zechten, spielten, lärmten, so daß der Gesang übertönt wurde, und die Beichtväter kaum ihre Beichtkinder verstehen konnten. Hämmerlin klagte, aber ohne einen andern Erfolg, als daß er sich durch seinen lästigen Eifer die Feindschaft seiner verdorbenen Stiftsbrüder zuzog, so daß er einst auf ihr Anstiften auf offener Landstraße meuchelmörderisch überfallen wurde. Noch hoffte er Vieles von dem Concilium zu Basel; als aber auch dieses ohne wesentliche Verbesserung endete, so trübte sich sein Blick, und es schien ihm Alles verloren. — Hatte sich Hämmerlin durch seinen Eifer in kirchlichen Dingen Feinde zugezogen, so erwarb ihm auch sein unüberlegter Eifer in politischen Angelegenheiten wenige Freunde. In den Zeiten des Zürcher-Krieges faßte er eine Menge leidenschaftlicher Staatsschriften ab, in denen er die Eidsgenossen aufs schimpflichste behandelt, die entehrendsten Beschuldigungen gegen sie ausspricht, ihre Verpflanzung oder Vertilgung für nöthig erklärt, und kaum zweifelt, daß Zürichs Gegner alle den ewigen, höllischen Flammen anheim fallen werden. Durch solche Hitze erwarb er sich allerdings die ungetheilte Achtung der Oesterreichischen Partey im In- und Auslande, aber auch den herzlichen Haß der Eidsgenossen, und dieser Haß wurde von Hämmerlins boshaften Feinden zu seinem Untergange benutzt. An der Spitze seiner Feinde stand der Propst Matthäus Nydhard der seine Erhebung zu seiner Stelle vorzüglich dem Einflusse Hämmerlins zu verdanken hatte; ihn aber als einen lästigen Aufseher aus Furcht oder Neid haßte, und sich glücklich pries, als er sei

nen Wohlthäter ins Verderben stürzen konnte. Auf die Fastnacht des Jahres 1454 erschienen fast funfzehn hundert Jünglinge von Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Glarus in Zürich, um die allgemeine Lust zu theilen. Im Getümmel der höchsten Freude, bey den vollen Bechern wurden diese durch verschmitzte Ränkmacher bedeutet, es gebe noch immer heftige Feinde der Eidsgenossen in der Stadt. Man hörte die Nahmen Hans Asper und Hämmerlin. Die Gemüther erhitzten sich, und faßten Feuer. Einige eilten nach dem Rathhause, um den Hans Asper, Großweibel, Anführer der Böcke, aus dem Fenster zu stürzen, und nur mit Mühe wurde er gerettet. Andere überfielen den fünf und sechzigjährigen Hämmerlin auf seiner Studierstube, mitten unter seinen Büchern, und hielten ihn im Nahmen des Bischofes von Constanz gefangen. Wenige Stunden später bemächtige sich der anwesende General-Vicar Niclaus von Gundolfingen seiner Schriften und Bücher. Hämmerlin wurde am Abend dieses Tages unter großem Zusammenlaufe des Volkes gebunden auf ein Pferd geworfen, nach Gottlieben abgeführt, und funfzehn Tage lang ohne Verhör in einem abscheulichen Kerker verwahret. Die Regierung von Zürich, einverstanden oder kraftlos, regte sich nicht, „und doch," sagt Bullinger, „ging „die Sache für, wider alle Billigkeit, daß es an Zürich zu „verwundern, daß es solches geduldet, und zugesehen hat!" Das Fürwort der Herzoge von Oesterreich bewirkte einige Linderung, aber nicht Loslassung, nicht Beschleunigung des Verhöres; denn der gutherzige, aber schwache Bischof konnte in dieser Angelegenheit nicht handeln, und die beleidigte Kirche hatte kein menschliches Gefühl. Erst nach vier Monathen wurde Hämmerlin von dem hohen Thurme, wo er, weil er früher ein Mahl aus dem Gefängnisse entkommen war, in Gesellschaft eines aussätzigen Mörders in Ketten lag, vor den General-Vicar gebracht, heftig bescholten, daß er gegen seine Oberen, den Papst, den Bischof, den gesammten Clerus, die

ganze Eidsgenossenschaft so ärgerlich geschrieben habe, und man verschwendete Drohungen und Bitten, um ihn zum Widerrufe zu bewegen. Er, im Gefühle seines Rechtes, blieb standhaft. Da wurde er seiner Würde entsetzt, und ins Barfüßerkloster nach Luzern abgeliefert, mit dem Auftrage, ihn aufs übelste zu behandeln. Man hätte ihn in keine besseren Hände geben können; denn da er mit besonderem Eifer die Häucheley der Bettelmönche entlarvt hatte, so bestrebte man sich nun, dem erhaltenen Auftrage bestens nachzukommen. Hier, von seinen Feinden gequält, von seinen Freunden verlassen, ja so vergessen, daß nicht einmahl sein Todesjahr bekannt geworden ist, trotzte Hämmerlin seinem grausamen Schicksale. Nach einigen Monathen erst wurde es erlaubt, ihn menschlicher zu behandeln, und ihm seine Bücher und seine Bedienung wieder zu geben. Die Freyheit erhielt er nicht wieder. Er starb vor dem Jahre 1464 im Kerker, ein Opfer der Ungerechtigkeit seiner Feinde, der Gleichgültigkeit seiner Freunde. Das Ende dieses Gerechten ist ein Schandfleck in den Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte.

Des zweyten Haupttheiles dritte Unterabtheilung.

Die letzten Freyheitskriege.

1450 — 1501.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten vor dem Burgundischen Kriege.

1450 — 1474.

Vorwort.

Die Zeiten nach dem Zürcher- und vor dem Burgunder-Kriege brachten in den inneren und äußeren Verhältnissen der meisten Eidsgenössischen Cantone oder der ihnen befreundeten Städte und Länder so merkwürdige Veränderungen hervor, daß wir den Gang der Begebenheiten aus diesen zwey Haupt-Standpuncten zu betrachten haben.

Innere Verhältnisse. 1450 — 1474.

a. Der Eidsgenossen selbst. 1450 — 1454.

Von der Eidsgenossenschaft im Allgemeinen, zum Theile auch von ihren Verbündeten läßt sich sagen, sie suchten in diesem Zeitpuncte hauptsächlich die Wunden zu heilen, die der lange, unselige, einheimische Krieg ihnen allen

in größerem oder geringerem Grade geschlagen; sie strebten, das alte Glück wieder herzustellen, das Gerettete zu erhalten, wo möglich, zu vergrößern.

1. Die drey Waldstätte. 1450 — 1474.

Sie erlitten die wenigsten Veränderungen. In ihrem Inneren ruhig, nach Außen hin abgeschlossen, sind sie seit Jahrhunderten unverändert, an Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Wissenschaft und Sitten noch heut zu Tage beynahe eben dieselben, wie damahls. Sie lebten, mit ihren Herden und ihren Alpen zufrieden; eifersüchtig auf ihre Freyheiten und Rechte; alle Zeit zur Vertheidigung derselben sogar gegen Eidsgenossen so rüstig, daß Schwyz auch in diesen Jahren wieder in einen einheimischen Krieg loszubrechen drohte; eben daselbst wurde eine Mordthat sogar Gegenstand politischer Parteyungen, und der Ausspruch des Gesetzes unterlag dem Einflusse eines zahlreichen, mächtigen Geschlechtes. Erregbar waren die Waldstätte besonders gegen fremde Fürsten; ihrer Freunde Freunde; ihrer Feinde Feinde; fest in Liebe und Haß. Die geistliche Gewalt achteten sie, wenn sie sich in ihren Schranken hielt; nicht aber, wenn sie ins Weltliche eingriff. Die Schwyzer machten sich kein Bedenken, die Klosterfrauen in der Au bey Steinen zum Gehorsam gegen Landesordnungen zu nöthigen. — Die von Unterwalden ob dem Wald, wenn das Stift von St. Blasien Ansprüche an sie that, von denen sie nichts wissen wollten, droheten, „mit „ihrem rechten Arme darauf zu antworten.“ — Sie richteten die Cleriker um ungeistliche Vergehen, und nahmen ohne Genehmigung des Papstes Butter und Milchspeisen, ihre Landesproducte, von den Fastengebothen aus. — Vergrößern konnten sie sich nicht leicht, weder durch Kauf, noch durch Krieg; denn nie hatten Herren in ihren Ländern bedeutende Güter und Rechte besessen, und wenn sie Eroberungen ma-

chen wollten, mußten sie sich über das Gebirge oder nach andern, von ihren Grenzen entfernten Gegenden wenden, meistens das Eroberte mit den Eidsgenossen theilen. — Von Schwyz wurde Merlischachen am Vierwaldstätter-See, und in Verbindung mit Glarus vollendetes Herrschaftsrecht über Gaster und Utznach erworben.

2. Glarus. 1450 — 1474.

Dieses Land, welches seit seinem Beytritte zur Eidsgenossenschaft nur mit den vier Orten Zürich, Uri, Schwyz und Unterwalden einen Bund gehabt, der ihm, weil noch die Ränke einer Oesterreichisch-Seckingischen Partey gefürchtet wurden, die Beschränkungen auferlegte, „aus eigenem Willen „keinen Krieg anzufangen; den Eidsgenossen aber stets ohne „Widerrede zuzuziehen, und Jedem, mit dem sie sich verbün„den würden, auch als Bundesgenossen anzusehen," wurde nach dem Zürcher-Kriege allen Orten mit gleichen Rechten verbündet. Von Rapperschweil empfing es durch Verwendung der Eidsgenossen das Landbanner zurück, welches bey der Verrätherey zu Wesen verloren gegangen, und seither jedem biederen Glarner zum bitteren Schmerze die Kirche zu Rapperschweil geschmückt hatte. Im Innern seiner stillen Thäler sorgte es für Sicherheit des Handels und des Eigenthumes. Menschliche Uebermacht wurde nicht gefürchtet; aber wenn die ausbrechenden Gewässer der Hochgebirge dem Lande einen plötzlichen Untergang drohten, demüthigte man sich vor der furchtbaren Macht des Herrn der Natur. Als der letzte Freyherr von Raron Toggenburg dem Abte von St. Gallen verkaufte, überließ er Schwyz und Glarus die Herrschaft Gaster und Utznach, welche sie bis dahin pfandweise besessen, um drey tausend fünf hundert und funfzig Gulden eigenthümlich.

3. Zug. 1450 — 1474.

Zug benutzte mit großem Gemeinsinne jede Gelegenheit, das in seinem Gebiethskreise liegende Eigenthum fremder Herren an sich zu kaufen. Eben dieser Gemeinsinn zeigte sich auch in anderen Beziehungen. Schon im Jahre 1448 verwendete die Gemeinde Baar zwey hundert und sechs und zwanzig Gulden für Altargemälde und Reliquien, und wenn man sich schon durch Kostkarkeiten wie die „vom brennenden „Busche, den Moses gesehen, und der Erde, woraus der erste Mensch gebildet worden," täuschen ließ; so ehrte sich doch die gleiche Gemeinde durch Stiftung neuer Pfründen und Schulen, und das zu einer Zeit, wo für die letztern in der Stadtgemeinde noch nichts geschah, und in der Gemeinde Aegeri niemand war, der schreiben konnte. — Im ganzen Lande Zug wurde die Hostie verehrt, die 1457 beym Brande der Pfarrkirche unversehrt geblieben war; aber diese abergläubische Andacht hinderte das Land nicht, seine Unabhängigkeit gegen die Eingriffe berühmter Gotteshäuser zu vertheidigen. Es wankte 1466 nicht in einem Streite mit Einsiedeln über die Gerichte im Zuger-Berge, und schon im Jahre 1402 hatten die Männer von Baar Gewalt gebraucht wider Anmaßungen des Stiftes Cappel, die ihnen unbillig schienen. — Unruhen wegen des Münzwesens verwirrten 1460 augenblicklich den Canton Zug.

4. Luzern. 1450 — 1474.

Bey ihrem Eintritte in den Eidsgenössischen Bund hatte diese Stadt dem Hause Oesterreich noch einige Rechte vorbehalten, die diesem Hause immerfort einen gewissen, das Emporkommen der Stadt hindernden Einfluß verschaffen. Nachdem aber der über Herzog Friederich 1415 geschleuderte Bann und die Reichsacht jene Rechte gelöst hatten, nahm das nun erst ganz befreyte Luzern schneller an Macht und Schönheit

zu. Staatsmänner, wie Haßfurter und Hertenstein, förderten das Glück der Stadt. Sie machte einige Erwerbungen. Die Bürger wachten für ihre Rechte gegen den Rath; aber auch für die der Stadt gegen das Land. Hochmüthiges Mißvergnügen ward durch Gewalt gebändigt, bis die Eidsgenossen Gehorsam und Vergebung vermittelten. In allem Volke war Freyheitssinn. Einige Dorfschaften kauften sich von der Herrschaft der Kirche frey; andere wollten den Pfaffen nicht mehr schwören; die kostbaren Kirchengefässe zu Beron-Münster mußten durch päpstlichen Bann vor denen geschirmt werden, die nach ihnen gelüsteten. Freylich hatte die unregelmäßige Lebensart mancher Luzernerischen Stifte die Achtung des Volkes durch eigene Schuld verringert.

5. Bern. 1450 — 1474. Twingherrenstreit. 1470.

In seinem Streben seit Jahrhunderten fest, glänzend durch Alles, wodurch eine Republik groß wird, Haupt einer Menge Städte und Landschaften, erfreute sich dieser Staat einer wohl geordneten Verfassung, welche kräftige Leitung der Geschäfte mit nützlicher Freyheit, weiser Volks-Repräsentation und klugen polizeylichen Einrichtungen verband. Zum Vorsteher des gemeinen Wesens wurde alljährlich ein Schultheiß gewählt, der seit 1446 nach vollendeter Amtsdauer zwey Jahre lang nicht mehr wählbar war. Die Stadt war in vier Viertheile eingetheilt. Jedem Viertheile war ein Landgericht beygeordnet. Ueber jedes wählte die Gemeinde des Viertheiles einen Venner nach dem Gesetze von 1446 auf nicht länger, als vier Jahre; seit 1530 aber hatten die vier Zünfte der Bäcker, Schmiede, Fleischer und Gerwer das ausschließliche Recht zur Vennerwahl empfangen. Diese Zünfte waren keine Handwerksinnungen, sondern politische Corporationen, und hatten ihren Rang vor der adelichen Gesellschaft. Welcher Edelmann Venner werden wollte, der verließ die adeliche Stube,

und verleibte sich einer der vier Wahlzünfte ein. Dem Schultheißen, den Vennern, den kleinen Räthen und dem Stadtschreiber war von den Zweyhundert und der Gemeinde die Besorgung der Geschäfte anvertraut. Die ganze innere Policey, die Amtleute und Diener waren an den Schultheißen gewiesen; seinem Aufrufe gehorchten die Heimlicher, die Venner, die Bürger und Angehörigen der Stadt. Er allein war von der Pflicht persönlicher Wacht ausgenommen. Mißglückte Rathschläge und Handlungen der Regenten wurden nicht bestraft. Die höchste Gewalt im Staate führte der große Rath, der die Gemeindversammlung der Stadt „Bern vorstellte, und nach altem Brauche die Zweyhundert" hieß; obschon er oft über drey hundert Mann stark war. Ihn wählten nach dem Gesetze von 1437, „der Schultheiß, die Venner, „und die, welche bey ihnen sitzen," d. h. vier Männer aus jedem der vier Stadtviertheile „Sechzehner" genannt; vom Jahre 1458 an aber wußte der kleine, tägliche Rath durch geschickte Auslegung der Worte, „welche bey ihnen sitzen," an dieser Wahl Theil zu nehmen, und von da an gestaltete sich zu Bern eine immer reinere Aristokratie. Ehemahls kam bey der großen Rathswahl nichts Anderes in Betrachtung, als die Tauglichkeit eines Mannes. Handwerkern von gesundem Sinn und Herzen war der Zugang zu den höchsten Stellen durch keinen Partergeist versperrt. Selbst wer nicht Bürger war, konnte gewählt werden, und empfing dann das Bürgerrecht nach vierzehn Tagen; aber schon das Jahr 1461 brachte die gesetzlichen Bestimmungen, daß ein Bürger, um wählbar zu seyn, fünf, ein Eidsgenosse zehn Jahre in der Stadt häushäblich gewesen seyn mußte, ein Ausländer gar nicht mehr zu jener Ehre gelangen konnte. — Auf erworbene Herrschaften wurden seit 1457 von den Vennern Landvögte aus den Räthen gewählt, und mit etwa hundert Gulden für Zeitversäumniß schadlos gehalten. — Im Kirchlichen fand sich viel Aberglaube; der aber nicht selten die gute Folge hatte,

daß vermeinte unglückliche Vorbedeutungen, vielfacher Anlaß zur Sittenverbesserung wurden. Für die Ordnung des Gottesdienstes und den Unterhalt der Geistlichkeit war gesorgt; aber strenge verordnete das Gesetz von 1466, daß die Güter der Geistlichkeit den Steuern für das Gemeinwesen nicht entzogen werden durften. — In Bern lebten in ungefähr sieben hundert Wohnungen eilf bis zwölf hundert Bürger und Eingemiethete, und die Stadt zählte zahlreiche Ausbürger; denn viele geistliche und weltliche Herren suchten und fanden Schutz in dem Bürgerrechte mit Bern. Auswärtige Fürsten bewarben sich um seine Hülfe. Durch dieses Ansehn wußte sich die Stadt mannigfaltige Vortheile zu sichern, welche Andere entbehren mußten. Mit den Eidsgenossen lebte Bern in dem besten Vernehmen. Durch vaterländische Freudentage suchte es häufig diesen brüderlichen Sinn noch lebendiger zu machen. Da, wo an den Grenzen die Rechte verschiedener Landesherren zusammen flossen, war durch Verträge gesorgt, daß die Bewohner weder übervortheilt werden, noch aller Schuldigkeit sich entziehen; daß die Vermischung der Landeshoheit kein Freybrief für Verbrecher und kein Anlaß zu Streitigkeiten werde. — Die Gemeinherrschaft über Bechburg und Bipp und die dazu gehörigen Ortschaften, wurde 1460 uneigennützig und freundlich zwischen Bern und Solothurn getheilt. — Seine Herrschaft strebte Bern immerfort auszubreiten und zu befestigen, was nicht so wohl durch die Kraft des Geldes, als durch die öffentliche Meinung gelang. Nach den Kriegen mit Freyburg, Zürich, Frankreich, Oesterreich war Bern so arm, daß es das Unter-Argau um zwanzig tausend Gulden an die Eidsgenossen, (mit Ausschlusse der Zürcher,) verpfänden mußte. Um diese Schuld zu tilgen, wurde fünf Jahre lang ein Wochenangster gefordert; aber die Sammler dieser schweren Steuer hatten einen hohen Eid auf sich, keinen Pfennig von derselben anders, als zur Tilgung jener Schuld anwenden zu lassen. Dieses Geldmangels ungeachtet

war der Credit der Stadt aufs festeste gegründet, und die Zunahme ihres Flores und ihres Nahmens groß. Mit vorzüglichem Fleiße und Glücke suchte Bern, seine Hauptmacht zuerst in den der Stadt zunächst liegenden Landgerichten; dann aber im Oberlande und Emmen-Thale zu gründen, deren muthiges Volk für den Staat ein wahrer Gewinn war. Als die Edeln von Brandis nach und nach aus diesen Landen weg zogen, brachte Bern 1439 ihre Güter im Sieben-Thale an sich. — Auch im Aargau hatte Bern die Oberhand und die Liebe des Volkes. Nur der Adel neigte sich noch Oesterreich zu, was er häufig mit dem Verluste seiner Burgen und Herrschaften büßte. Vernünftigere verkauften ihre urkundlichen Rechte und Besitzungen der Stadt. Die weisesten Geschlechter, wie die von Müllinen, wurden zwar dem Hause Oesterreich nicht feind; aber sie öffneten den Bernern ihre Burgen, wurden Bürger und Räthe von Bern, und durch Heirathen seinen mächtigsten Familien befreundet. — Aller dieser Wachsthum Berns ist dem Gemeingeiste seiner Bürger, der festesten Stütze aller Staaten, der alten und dauernden Zierde der Stadt, zuzuschreiben. Je angesehener und edler ein Bürger zu Bern war, desto mehr Aufopferungen glaubte er dem Vaterlande schuldig zu seyn. Doch fanden sich auch ganze Landestheile, die der Last dieser Leistungen, uneingedenk des genossenen Schutzes, sich zu entziehen versuchten. Jener edlere Geist aber beseelte die Bubenberg und Erlach, allein noch übrig von jenen großen Landeigenthümern, welche Bern gegründet, die Dießbach, Muhleren, Stein, Ringoltingen, Scharnachthal und andere edle Geschlechter der Stadt. Sie saßen in freundlicher Würde neben Senatoren, welche Verdienst oder Volksgunst aus niederen Ständen erhoben hatte. Dennoch erregte Peter Kistler, seines Handwerkes ein Fleischer, ohne Gelehrsamkeit und Bildung, aber von natürlichem Verstande, hitzig und eigensinnig, ein demokratischer Eiferer, nicht

ohne Schlauheit, zuerst Venner, dann Schultheiß, aus unklugem Neide einen neuen Ausbruch jener alten, fast hundert Jahre lang entschlafenen Parteyungen zwischen den höheren und niederern Regierungsgeschlechtern. Diesen Ausbruch des Jahres 1470 nennt die Geschichte den Twingherrenstreit.

Kistlers Absicht war fürs Erste, die altverdienten Geschlechter durch Kleiderverbothe zu demüthigen, und in ihren gerichtsherrlichen Rechten, von denen sie selbst freywillig einen bedeutenden Theil der Stadt aufgeopfert hatten, zu beschränken. Wäre ihm dieser Versuch gelungen, und hätte nicht des weisen Seckelmeisters Fränklin und aller ergrauten Häupter in den Räthen Klugheit seine Hitze gemäßigt; Kistler hätte sich vielleicht berufen gefühlt, der Brun der Berner zu werden. Eben dieser Versuch hatte, wenn er gegen weniger edle Männer gerichtet worden wäre, gewiß zum Schaden Berns und zum Untergange seiner Urheber ausschlagen müssen; weil sich die Volksstimme zu Stadt und Land bald für die Gekränkten erklärte, und nur eine Partey von Handwerkern und unbesonnenen Jünglingen im Rathe gegen sie war, und weil die ganze Schweiz, und nahmentlich auch die Waldstätte leicht bewegt worden wären, diese von ihnen geliebten, um des allgemeinen Vaterlandes Würde und Freyheit seit mehr, als hundert Jahren hoch verdienten Geschlechter an ihren Beleidigern empfindlich zu rächen. Zwey Mahl erschien eine vermittelnde Gesandtschaft, zuerst von sechs Ständen, hernach aller Eidsgenossen und verburgerrechteten Städte und Länder zu Bern. Zu Worb hatte offener Widerstand eine vom Schultheiß angeordnete Verhaftung vereitelt. Nur mühsam verhinderte der beleidigte Adel schon angesagte und vom Rathe gefürchtete Versammlungen des Landvolkes. Im Rathe selbst wurde Kistler der Tyranney hart beschuldigt. Er befand sich in äußerster Verlegenheit. Der Neuerungsgeist verlor alle seine Stützen, und mit des hochfahrenden Kistlers Abtritte vom Schultheißenamte

endete 1471 diese Verwirrung durch einen billigen Vergleich zwischen dem Staate und dem Adel.

6. Zürich. 1450 — 1474. Wädenschweiler Aufruhr. 1467 — 1468. Turnanstalten.

Zürich, wie wir oben sahen, durch Pest und Krieg um die Hälfte seiner Einwohner und seines Vermögens gebracht, durch den gänzlichen Stillstand der alten Handelschaft seiner vorzüglichsten Hülfsquellen beraubt, suchte durch löbliche Anstalten und Ordnungen das Unglück der letzt verflossenen Zeit zu tilgen. Die Regierung war so wohl bestellt, daß es unter dem Volke zum Sprichworte wurde: „Wer Weisheit sucht, „der gehe nach Zürich!“ Mit vorzüglicher Sorgfalt war man darauf bedacht, die durch Kyburgs Rückgabe kaum wieder ergänzte Herrschaft ruhmwürdig auszubreiten. Mehrere bedeutende Besitzungen kamen durch Kauf, Waffen oder Bund, in die Gewalt der Stadt, z. B. Eglisau 1455, Stein 1460, beyde Stammheim. 1464. Seldenbüren, Stallikon, Wettschweil. 1467. In der Fehde, in welcher es Eglisau gewann, nahm Zürich auch das Stift Rheinau zu Handen der Eidsgenossenschaft in Besitz. Als seine beste Erwerbung betrachtete aber Zürich die Stadt Winterthur, welche Herzog Siegmund, (nachdem er, wie unten folgen wird, den Thurgau an die Eidsgenossen verloren), mit Vorbehalt aller Freyheiten und der Wiedereinlösung im Jahre 1467 um zehn tausend Gulden an Zürich verpfändete; weil er wohl einsah, daß die vom Oesterreichischen Gebiethe entfernte, allenthalben von Zürcherschen Besitzungen umschlossene Stadt ihm in Kurzem ohne Vergütung würde entrissen werden. Um die Kaufsumme aufzubringen, wurde 1467 zu Zürich von jedem Hausvater zu Stadt und Land auf vier Jahre eine Steuer von fünf Plappart, (sieben bis acht Schillinge,) gefordert. Als die Obrigkeit dem Volke gründlich und väterlich vorstellte, „man habe bis dahin wegen Winterthur

„viel Kosten, Unruhe und Feldzüge gehabt, und das werde „fortdauern, so lange die Stadt in Oesterreichs Händen „bleibe; mit ihrer Erwerbung für Zürich aber sicher und für „immer aufhören:“ ließ sich jedermann, über den Nutzen des Kaufes belehrt, die Steuer gefallen. — Nur Wädenschweil und Richtenschweil, kühn und freyheitsliebend, aber stolz, aufahrend, unruhig und leicht aufgeregt, vermeinten, als Leute des Johanniter-Ordens, sich ihrer bürgerlichen Pflicht entziehen zu können, und der Stadt nur Heeresfolge, nicht aber Steuern schuldig zu seyn. Eine freundliche Gesandtschaft aus der Stadt, welche die Leute auf andere Gesinnungen bringen, und Zürichs Rechte aus Urkunden beweisen sollte, wurde mit schnöden Worten abgefertigt. Hierauf besetzte Zürich die Burg Wädenschweil mit vierzig Mann. Die Leute der Herrschaft aber wußten durch das Vorgeben, Zürich wolle die Höfe wieder einnehmen, vielleicht auch durch wohlfeile Versprechungen, das benachbarte Schwyz so aufzureizen, daß es gegen Zürich vier hundert Mann an die Grenze legte. Sogleich überzogen die Zürcher die unruhige Gegend mit funfzehn hundert Mann. Die Banner von Zurich und Schwyz, bey dem letzteren viele der unruhigen Landleute, lagen, nur durch ein Bachtobel getrennt, streitfertig und streitlustig einander gegenüber. Mit Mühe vermochte in diesem Augenblicke, wo ein Oesterreichischer Krieg drohte, eine Gesandtschaft von Zug und Glarus und der Vaterlandsfreund Hans von Meis, Neffe des enthaupteten, den Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges und Blutvergießen unter den erst Versöhnten zu verhüthen. Da trat 1468 der Bund der Eidgenossen ins Mittel, brachte Schwyz zur Ruhe, bewog Zurich, die zweydeutigen Entschuldigungen dieses Cantons auf ihrem Werthe beruhen zu lassen, half der Stadt zum Rechte, bewirkte für die Landleute Schonung; vielleicht weil Mißverstand oder Verführung, die bey allen solchen Gelegenheiten thätig sind, oder ein anderer Umstand die begangenen Fehl-

tritte entschuldigte. Man wollte, daß die Obrigkeit bey rechtmäßiger Macht, das Volk bey gutem Willen bleibe. Es darf nicht unterdrückt werden, sein Muth ist des Vaterlandes Kraft; aber es darf auch nicht die gesetzlichen Schranken muthwillig zertrümmern. Sein Uebermuth ist des Vaterlandes Untergang. — Nach dieser kurzen Störung war neue Kraft und frisches Emporstreben zu Stadt und Land. — Kaiser und Papst wurden, als die höchsten geistlichen und weltlichen Häupter, geehrt; auch der Adel, wenn er die Vorzüge seiner Geburt durch persönliche Leistungen erhöhte. Verbesserungen, welche man zu Constanz und Basel aufgeschoben, geschahen bey allzu sichtbarer Dringlichkeit durch die Obrigkeiten Zürichs und andrer Schweizer-Städte. Wissenschaft erwarb Beförderung und Bürgerrecht. Die Deutschen Bücher mehrten sich, und ihr freyer Scherz reizte zum Lesen. Dieser oder Jener beschrieb die vaterländischen Geschichten, so Hans Hüpli 1462. Am meisten vernachlässigt blieb, wie auch in den andern Orten, die Criminal-Gesetzgebung. Oft wurden Unschuldige eingezogen, hart gefoltert, oder für das erzwungene Bekenntniß eines von ihnen nicht begangenen Verbrechens gestraft, während die wahren Thäter lachend den Raub verzehrten. Größere Aufmerksamkeit wurde von Staats wegen durch häufige Kampfspiele und Preisaussetzungen auf die Ausbildung körperlicher Geschicklichkeit und Stärke, durch Armbrust- und Büchsenschießen, Springen, Laufen, Ringen, Steinstoßen, verwendet, auf welcher die größte Kunst eines freyen Volkes, die Kunst, sich selbst zu helfen, ohne welche Weisheit und Muth unnütz sind, beruht. Dieß erzeugte in den Gemüthern der kräftigen Jugend einen Frohsinn, der sich oft in den kühnsten Thaten zeigte. So wurden 1456 die jungen Zürcher zu einem Feste geladen. Mit einem wohl eingehüllten Topfe voll heiß gekochten Hirsbreyes und mit warmen Semmeln fuhren sie eines Morgens von Zürich ab, die Limmath, die Aare, den Rhein hinunter, trieben, ohne auf die

Gefahr zu achten, das in den Felsbetten dieser reißenden Flüsse pfeilschnell dahin fliegende Schiff unter lautem Jubel und kriegerischem Spiele mit gewaltigen Ruderschlägen noch mehr an, und brachten noch am Abende desselben Tages den Hirsbrey und die Semmeln warm auf die Tafeln ihrer Freunde, um zu zeigen, wie schnell Straßburg in einer Gefahr von Zürich Hülfe erlangen könne. Prangend mit Preisen im Wettlaufen, Steinstoßen und Springen, zogen nach einigen Tagen die freudigen Gesellen wieder heim; der Topf aber wurde zu Straßburg zum Andenken dieser That im Zeughause aufbewahrt.

b. Innere Verhältnisse der Befreundeten und Schutzverwandten. 1450 — 1474.

1. Bündten. 1450 — 1474. Vereinigung der drey Bünde. 1471.

Das Land Bündten, noch unter viele geistliche und weltliche Herren vertheilt, benutzte mit großem Glücke bald ihre Unvorsichtigkeit und Untreue, bald ihre Armuth, um durch gerechten Krieg oder billigen Kauf seine Freyheit zu mehren. Der entscheidendste Schritt zur Vollendung derselben geschah, als die drey getrennten Bünde, (Gotteshaus-, Grauer- und Zehngerichten-Bund,) sich 1471 zu Einem Staate vereinigten, dessen gemeinsame Angelegenheiten durch eine Tagsatzung geleitet werden sollten, und dem schon seine Natur eine nähere Anschließung an die Eidsgenossenschaft vorschrieb.

2. St. Gallen und Appenzell. 1450 — 1471.

Das Stift St. Gallen hatte an dem Abte Ulrich Rösch, Sohn eines Bäckers aus Wangen im Allgau, der als Küchenjunge im Kloster aufgenommen, und, da man seine Fähigkeiten bemerkte, zum geistlichen Stande bestimmt

worden war, einen Fürsten erhalten, der in den fünf und dreyßig Jahren, in welchen er als Pfleger und Fürst-Abt regierte, in den ungünstigsten Zeiten durch Unternehmungsgeist und kluge Thätigkeit sein verfallenes Gotteshaus zur höchsten Macht erhob, die es je errang, und mit Recht der zweyte Stifter desselben genannt zu werden verdient. Er war ein Mann von majestätischer Gestalt, einnehmend oder zurückschreckend, je nachdem es ihm nöthig schien. Seine einzige Leidenschaft war die Vergrößerung seines Stiftes. In der Selbstbeherrschung suchte er seinen Ruhm. Arbeit war seine Lust, so daß er sich bey Tage und bey Nacht wenig Ruhe vergönnte. Beständig lag neben seinem Bette eine Schreibtafel und Kreide, damit kein guter Gedanke, deren der tief denkende Mensch in nächtlicher Stille viele faßt, verloren gehe.

So bald er die Verwaltung angetreten hatte, war seine erste Sorge, alle mit der Stadt St. Gallen bestehenden Streitigkeiten auszugleichen. Denn die Stadt hatte er wegen ihrer Nähe, wegen ihrer fortschreitenden Blüthe, wegen ihrer wachsamen Freyheitsliebe, wegen ihrer Plane, das Stift unter ihre Schirmvogtey zu bringen, und wegen der Stärke zu fürchten, die ihr ein 1450 mit sechs Eidsgenössischen Orten geschlossenes Bündniß verlieh.

Eine ähnliche Ausgleichung geschah mit den Appenzellern, die den funfzehnten November 1452 ihr bisheriges, auf gewisse Jahre beschränktes Bürger- und Landrecht in einen ewigen Bund mit den sieben alten Orten verwandelt hatten. Die Appenzeller waren im Frieden, wie im Kriege, auf die Freyheit bedacht. Wenn die Leute eines Dorfes einen Sparpfennig erarbeitet hatten, so wurde derselbe bald möglichst verwendet, sich vom Rechte fremder Herrschaften und Kirchen loszukaufen, oder das kleine Gemeinwesen mit einer Kirche oder einer Waldung zu versehen. Indeß sie aber in ihrem Lande auf Ordnung hielten, scheuten sie sich nicht,

benachbarte, ja entfernte Gemeinden, welche sie nichts angingen, in ihr Landrecht aufzunehmen, und so die Ordnung anderer Staaten zu verwirren. Solche Dinge ließ aber die Rechtlichkeit der Eidsgenossen nicht zu; sie widersetzten sich mit Güte und mit Drohung, und jeder Zeit zeigten die Appenzeller Rücksicht auf den Unwillen ihrer Eidsgenossen. Im Jahre 1460 war es den Appenzellern gelungen, die Herrschaft über das Rhein-Thal, auf welches auch Abt Ulrich ein Auge geworfen hatte, um sechs tausend Gulden an sich zu kaufen. Hierauf regte sich in ihnen die Lust, dem Gotteshause seine bedeutenden Besitzungen und Rechte im Rhein-Thale auf dieselbe Weise zu entziehen, wie einst ganz Appenzell der Herrschaft des Stiftes entzogen worden war. Vielleicht hofften sie, sich bey demselben Anlasse noch über dieß von einer Schuld zu befreyen, die der Abt wegen Loskäufe an sie zu fordern hatten. Der Abt hingegen hoffte, durch Erlassung dieser Schuld und Aufgebung aller Rechte, die er noch in Appenzell besaß, das blühende Rhein-Thal für sich zu behalten. Diesen Streit vermittelte die Klugheit und Billigkeit der Eidsgenossen also, daß weder Appenzell, noch der Abt ihre Plane erreichten; aber jeder das erhielt, was ihm als Eigenthum gebührte.

Besser gelang es dem Abte, seine Macht von einer andern Seite zu stärken. Im Nahmen seines Heiligen, unter dem Ansehen der vier Schirmorte seines Klosters, Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus, (mit denen sein Vorgänger im August 1461 ein Bürgerrecht geschlossen hatte, um auf alle Fälle einen starken Rücken und Beystand zu haben,) und durch mancherley Begünstigungen und Freyheiten, glückte es ihm, in der so genannten alten Landschaft mehrere ehevorige Angehörige des Gotteshauses wieder unter dessen Herrschaft zu bringen. Er machte vortheilhafte Tauschverträge, oder verkaufte abgelegene Güter im Aargau, um aus dem Erlöse näher liegende zu erwerben, und sich durch den Verkauf der

entfernteren Berns mächtige Gunst zu verschaffen. Dabey sorgte Ulrich für den Flor und die Sicherheit seines Landes, ordnete billige Gerechtigkeitspflege, und wo er mit seinen Anstalten nicht durchdrang, wußte er jedes Mahl klüglich den Muth zur Widersetzlichkeit durch dieses oder jenes Schirmort zu brechen. Eben so schlau, als der Eidsgenossen, bediente er sich am schicklichen Orte, des Kaisers zur Erreichung seiner Absichten. Von ihm erwarb er die Bewilligung zur Einlösung des Rhein-Thales, drey erhebliche Herrschaften, Befreyung von auswärtigen Gerichten und die Bestellung des Blutgerichtes. Nach diesem reis'te er nach Rom, um dem Papste die Eide zu leisten, und empfing auch von ihm ansehnliche Freyheiten. Nach seiner Rückkehr aber gelang ihm das größte Glück, nach dem er trachtete, das Gebieth seines Gotteshauses zu verdoppeln. — Peter, der letzte Freyherr von Raron, Graf zu Toggenburg, dessen einzige Tochter nach Savoyen verheirathet war, zeigte sich in einem hohen Alter geneigt, durch Verkauf seiner Herrschaft seiner Tochter ein ruhigeres Erbtheil zu sichern, als der Besitz des entfernten Toggenburg ihm nicht hätte gewähren können. Der Abt von St. Gallen, damahls schon der größte Gutsbesitzer im Lande, durch das Volk, welches seine Herrschaft der von Schwyz und Glarus oder Zürich vorzog, und gegen das er mit Versprechungen freygebig war, begünstigt, benutzte 1468 die Gelegenheit, dem Stifte St. Gallen diese schöne Herrschaft um vierzehn tausend und fünf hundert Gulden unwiederruflich und so schnell zu sichern, daß die Eidsgenossen, die damahls gegen Oesterreich vor Waldshut im Felde lagen, bis nach Abschluß des Kaufes nichts von der Sache ahndeten. Ihrem zu befurchtenden Unwillen kam Ulrich dadurch zuvor, daß er das Landrecht des Toggenburgischen mit Schwyz und Glarus erneuern ließ, und den Waarenzug und die Heerstraßen für die Eidsgenossenschaft offen hielt. Dem Lande selbst wurden seine Freyheiten bestätigt und vermehrt.

3. Solothurn. 1450 — 1474.

Diese Stadt, obschon nicht förmlich im Bunde, zeigte sich doch so Schweizerisch, daß sie ohne einige Verbindlichkeit den Eidsgenossen in allen Kriegen zuzog. Wenn nicht schon damahls die Eifersucht zwischen Städten und Ländern bestanden hätte, wäre Solothurn ohne Zweifel früher in den Bund aufgenommen worden. So hatte es nur eine Verbindung mit Bern; allein schon diese gab der Stadt öftere Gelegenheit, ihre Freyheit, Würde und ihren Flor, wenn schon in minderem Maße, als die Bundesfreundinn, zu befördern. Solothurn war auch bey entfernteren Städten und Fürsten in Ansehen; sein Geld, seine Mannschaft, die Verbindung mit ihm wurde gesucht, und es befestigte dieses Ansehen; weil es bey jeder Gelegenheit dienstfertig, zur Unterstützung seiner Freunde willig, bey Unglücksfallen oder Ehrenanlässen freygebig war. Die Regierung ergriff vielfältig die Waffen zur Ehre der Stadt und ihrer Freunde. Aber auch Gesellschaften und einzelne kühne Männer wagten, oft ohne der Obrigkeit Wissen und Willen, Fehden und Waffenthaten, sogar gegen Oesterreich. Die Vergrößerung des Gebiethes war nie das Werk ungerechter Gewalt, sondern geschah meistens durch Kauf. So erwarb Solothurn 1458 um acht tausend zwey hundert Gulden die Herrschaft Gösgen, 1461 Seewen, 1463 die Burg Thierstein, 1455 Dorneck, 1458 Falkenstein, 1466 die schöne Herrschaft Kriegstätten; und weil die Einkünfte der Stadt, (an Geld nicht ganz fünf tausend Pfund betragend,) zu gering waren, als daß die Ausgaben, welche durch Bauten und Verschönerungen, durch Herrschaftskäufe, Geschenke an Befreundete, Fehden, Anschaffung von Waffen und Speisevorräthen oft außerordentlich anwuchsen, aus denselben hätten bestritten werden können: so wurde der Ausfall durch beträchtliche Steuern gedeckt, die von Stadt und Land, von Clerus und Laien ohne Unterschied enthoben

wurden. Die Stadt selbst ward mühsam befestigt; und weil sie mitten im offenen Lande von Feinden, die bald durch rohe Gewalt, bald durch die schändlichsten heimlichen Anschläge ihr zu schaden suchten, umringt lag, so war sie alle Zeit kriegerisch geordnet, und zum Aufbruche rüstig. Die Sorge für Schutz und Vertheidigung verminderte aber nicht die Aufmerksamkeit für die Verbesserung des Landbaues; obgleich schon damahls viele rüstige Jünglinge in fremden Kriegsdiensten, (Burgundische Garde 1465,) eine ihrer Meinung nach reichere und ehrenvollere Hülfsquelle, als in der Bepflanzung ihrer Felder oder in der Betreibung eines bürgerlichen Gewerbes, zu finden glaubten. Wie an allen Orten, war auch in dieser Stadt Frohsinn das Zeichen der Zeit. Nur mit Mühe konnten Religion und Gesetze hindern, daß nicht zu oft ein Uebermaß desselben in Verbrechen ausartete, die grausamey Muthwillen, Sinnlichkeit und Rachsucht oder zügellose Verachtung des Landfriedens und der bestehenden Ordnungen bezweckten. Die Regierung der damahligen Zeit wurde wie Väter verehrt, nach dem Hinschiede lange und aufrichtig betrauert. Oft empfingen die hinterlassenen Unmündigen solcher ehrwürdigen Staatshäupter den Dank des Vaterlandes für die Wohlthaten und Tugenden ihrer Väter.

4. Basel. 1450 — 1474. Stiftung der Universität. Am vierten April 1460.

Die schonungslosen Räubereyen und die rohe Gewalt, welche adeliche und gemeine Feinde der Ordnung rings um Basel, besonders auf den Gebirgsstraßen des Hauensteins übten; die Anschläge eines mit Bern und Solothurn verburgerten Oswald von Thierstein, der durch Errichtung neuer Zölle, durch Gelderpressungen, durch Brandstiftungen und unaufhörliche Neckereyen seinen feindseligen Sinn an den Tag legte, dienten allerdings dazu, Basel unaufhörlich und bis zur Ermüdung zu beschäftigen; hinderten aber nicht das

Emporkommen der Ordnung, der Weisheit und Kraft dieser Stadt, und endigten zuletzt mit dem Verderben der Unruhstifter. Nachdem, wie wir oben sahen, viele der Stadt verburgerte, feindselige Edle vertrieben worden waren, wurde das Stadtwesen mit Plan und Einsicht geleitet, und nach Innen und Auß n auf den besten Fuß gebracht. Große Kraft gab der am zweyten May 1441 mit Bern und Solothurn auf zwanzig Jahre zu wechselseitiger Vertheidigung bis auf vier Meilen über die Grenze des Gebiethes jeder Stadt geschlossene Bund. Eroberungen machte Basel in jener Zeit einige, Käufe mehrere; 1461 kam Farnsburg, 1465 Sissach, 1464 Homburg in seine Hand; aber höher, als allen Landergewinn, achtete Basel die Stiftung seiner Universität.

Aeneas Sylvius Piccolomini von Siena, durch Verstand, Geist, Gelehrsamkeit und Edelsinn einer der größten Männer seiner Zeit, von welchem jedermann die besten Hoffnungen wegen der Kirchenverbesserung faßte; der aber that, wie seine Vorfahren, und noch über dieß seine Aufmerksamkeit mehr auf Krieg und Vergrößerungen, als auf das Kirchliche richtete, hatte schon während des Concilium zu Basel durch seine vielseitigen Talente allgemeine Aufmerksamkeit erregt, große Beförderungen errungen, und bestieg nun, als Pius II., die letzte Stufe seiner Wünsche, den päpstlichen Stuhl. Bey der Nachricht von seiner Erhöhung erinnerten sich die Basler, welche dankbare Liebe Aeneas immer gegen ihre Stadt, in der er viel Gutes empfangen, gezeigt hatte, beschlossen, bey ihm eine Gnade zu suchen, und verlangten nicht Reliquien, Gnadenbilder, Jubeljahre, Ablaß, Wallfahrten; sondern ein bleibenderes, geistiges Geschenk, die Stiftung einer hohen Schule, welche, nach der Meinung der damahligen Zeit, der Papst allein anzuordnen das Recht hatte. Mit Freuden vernahm Aeneas, dieser echte Freund der Wissenschaften, zu Mantua das Begehren der Stadt. Schon früher hatte er den in den Helvetischen Landen allgemeinen Man-

gel an gelehrter Bildung und Kenntniß der Alten bedauert, und eilte nun, in diesen Gegenden das Reich des Geistes zu gründen, indem er das gesunde, wohl gelegene Basel zum Sitze einer Hochschule erhob: „Nichts Größeres" schrieb er in seiner Freude an die Stadt, „nichts Größeres ist den „Sterblichen gegeben, als die Perle der Wissenschaften erar„beiten zu können. Durch sie wird der Sohn eines Bettlers „Königen unentbehrlich. Sie erhebt den ewigen, unsterblichen „Geist aus dem Staube der Erde. Irdische Güter, die man „Andern mittheilt, verkleinern sich; die Wissenschaft aber „wird durch Mittheilung immer größer. Wie sollte der apo„stolische Stuhl, dessen Endzweck die Beförderung des Guten „ist, eine solche Bitte unerfüllt lassen? Die Bürgermeister, „Räthe und Bürger der schönen, gesunden, zu Allem wohl „gelegenen Stadt Basel, erhalten hiermit im Namen Gottes „zur Beförderung des Glaubens, des Rechtes und jeder Gei„stesbildung auf ewige Zeiten eine Universität in aller göttli„chen und menschlichen, erlaubten Wissenschaft, in allen geist„lichen und weltlichen Rechten. Kanzler dieser Universität ist „unser ehrwürdige Bruder, der Bischof von Basel, und alle „Bischöfe nach ihm." In demselben Schreiben räumte Pius der Universität bedeutende Einkünfte von nahe gelegenen Stiften ein, und erlaubte stationirten Geistlichen, ohne Abbruch ihres Einkommens oder Verlust ihrer Stellen, diese Universität als Lehrer oder Schüler zu besuchen. Auch die Stadt beeilte sich, derselben schickliche Gebäude anzuweisen, die ökonomischen, bürgerlichen und polizeylichen Verhältnisse zu ordnen, und durch Sorge für wohlfeile Miethe und Lebensmittel, (das Elend des Jahres 1438 hatte die Baseler die Errichtung eines Kornhauses gelehrt,) durch Befreyung von Lasten, Abgaben und Kriegsdiensten, durch eigene Jurisdiction, aber auch durch ernste Statuten die Fortdauer der Hochschule zu sichern, welche in Kurzem durch zwey hundert und zwanzig Jünglinge besucht wurde. Endlich am vierten Aprill 1460

war im Münster zu Basel die feyerliche Installation einer Universität, die Jahrhunderte lang mit Ruhme geblühet, sich vorzüglich in den Zeiten der Reformation durch gelehrte und muthige Männer, starke Werkzeuge in der Hand des Herren, ausgezeichnet hat; späterhin zu einer leblosen Form herab sank, der man in unsern Tagen den belebenden Geist wieder einzuhauchen bemühet ist.

5. Bisthum Basel. 1450 — 1474.

Die Bischöfe zu Basel, von einem hochadelichen Domstifte umgeben, regierten in ihren schönen Pallästen mit Mühe ein Land, das zum Theile erst kürzlich wieder unter ihre Herrschaft zurück gebracht war, wo sie in einigen Gegenden viel Hoheit in Worten und wenig in der That besaßen, in andern Gegenden mit benachbarten Bischöfen die geistliche, und wieder in andern Landstrichen mit Bern, Solothurn, Biel, Neuenburg die weltliche Macht theilen mußten, und allenthalben viele ihrer Rechte ungewiß und schwankend waren.

6. Freyburg im Uechtlande wird Savoyisch. Den zehnten Brachmonath 1452.

Freyburg im Uechtlande hatte immer so treu an Oesterreich, durch dessen Macht es gegen das kühne und aufstrebende Bern gesichert wurde, gehalten, daß es sich in den Jahren des Zürcher-Krieges nicht scheute, auf mancherley Wegen, selbst durch Versagung des bundesgemäßen Zuzuges gegen die Armagnaken, Berns Zorn zu reizen. Alles dieses übersahen die Berner; allein auf Oesterreichs Antrieb und durch die Privat-Feindschaften verschiedener Standeshäupter wurde Freyburg dennoch in einen Krieg mit Bern und Savoyen verwickelt, dessen schlimme Folgen es um so eher fast ausschließend empfinden mußte, da es von seiner Herrschaft Oesterreich ganz hülflos gelassen wurde. Nachdem es 1448

einen nachtheiligen Frieden geschlossen, erregten die Noth, der Geldmangel und die Auflagen, welche aus dem Kriege entsprangen, in der Stadt vielfache Gährungen, welche sich der Herzog Albrecht persönlich zu stillen entschloß. Allein, nachdem er und sein Gefolge der Stadt einen großen Aufwand und durch Gewaltthätigkeiten viel Unruhe verursacht, und so wenig bewirkt hatte, daß die Spaltung, wo möglich, noch größer geworden war, machte Albrecht seinen Marschall Thüring von Hallweil zum Hauptmanne der Stadt; er selbst zog nach Hause. Hallweil benahm sich so eigenmächtig und unklug, daß Freyburg bey seinen kaum begütigten Gegnern, Bern und Savoyen, Hülfe suchen mußte. Beyde ließen sich hierzu geneigt finden, freylich in der Meinung, Freyburg dem Hause Oesterreich zu entreißen, und für sich selbst zu behalten. Unter sich schlossen sie eine geheime Verkommniß, „bey „funfzehn tausend Gulden Strafe in dieser Sache Keiner „ohne den Andern zu handeln.“ Die Bernerischen und Savoyschen Gesandten führten nun eine so drohende Sprache daß Hallweil für gut fand, von seinen Gewaltthaten abzustehen, und ihm klar ward, Freyburg werde sich in Kurzem der Oesterreichischen Herrschaft entziehen. Er ahndete Berns und Savoyens Plane; er ahndete aber auch die Plane der Stadt, welche ganz frey zu werden, und ihre Freyheit durch einen ewigen Bund mit Bern zu sichern wünschte, was sie leicht auszuführen hoffte, wenn sie Geld genug hätte, um Savoyen zu befriedigen, welchem Freyburg mit zwey Mahl hundert tausend Gulden verschuldet war. Hülfsquellen zur Bezahlung dieser Schuld suchte Freyburg in einer Forderung von zwölf tausend Gulden, die es an den Oesterreichischen Hof zu machen hatte, in dem Sibergeschirre großer Häuser, in dem Credite der Stadt. Allein Hallweil durstete nach Rache, und löschte seinen Durst durch Vereitelung des Lieblingsplanes der von ihm in ihrer Treue gegen Oesterreich erschütterten Stadt. Unerwartet berichtete er die Regierung, daß Herzog Albrecht

noch ein Mahl kommen werde, um Alles zu scheiden und auszusöhnen. Zugleich bereitete er die Feyer des Einzuges, und bath die reichen Bürger, ihm zur Verherrlichung des Festes ihr Silbergeschirr zu leihen. Das geschah. Der Tag der Ankunft des Herzoges erschien. Hallweil mit dem Schultheißen und allen Großen Freyburgs ritt ihm entgegen. Eine Stunde von der Stadt stießen sie auf Oesterreichische Reiterey. Als sich Hallweil durch diese in Sicherheit sah, wendete er sich um, übergab dem Schultheißen eine Urkunde, in der Albrecht seiner Herrschaft über die Stadt entsagte; erklärte aber zugleich, „er habe ihr Silbergeschirr weg bringen lassen, „dasselbe und die Tilgung ihrer Schuldforderung an den „Hof sey der Preis ihrer Freyheit.“ Sie, durch ihre Freyheit erfreut, durch die Abschneidung ihrer Hülfsquellen bestürzt, ritten heim, das jetzt Unmögliche zu versuchen; denn Savoyen ergriff so gewaltsame Mittel zur Beytreibung seiner Schuld, daß sich ihm die Stadt am zehnten Brachmonathe 1452 ergeben mußte. Der Herzog bestätigte alle Freyheiten, ließ die Stadt an ihrer innern Verfassung ungekränkt, versprach, keine Einkünfte zu erheben, als die alten, dem Hause Oesterreich rechtmäßig angehörigen; keine Beamten in Freyburg zu halten, als seine Einnehmer; kein Schloß, keinen besondern Eingang in die Stadt zu erbauen. Er schenkte der Stadt alle seine Schuldforderungen, eben so die Kastvogtey zu Altenryf, und sendete ferner zur Aushülfe zwanzig Jahre lang alle Jahre zwey tausend zwey hundert Gulden. Als die Savoysche Herrschaft durch Mäßigung befestigt, und nicht mehr zu fürchten war, daß Freyburg unter Bern fallen werde, erneuerten beyde Städte ihr Bürgerrecht; weil beyde wünschen mußten, die Savoysche Macht in gesetzlichen Schranken zu halten. Diesem Bedürfnisse durfte der Herzog nicht widersprechen; weil er die oben erwähnte Verkommniß mit Bern gebrochen hatte, und überhaupt fürchten mußte, den Zorn dieser gewaltigen Stadt, die ihm leicht die Eidsgenossen

zu Feinden machen konnte, durch Widerspruch zu reizen. Die Berner gaben den Freyburgern einige Eroberungen, welche sie im letzten Kriege gemacht hatten, freywillig zurück, eine Weisheit, welche neu versöhnten Eidsgenossen zum ewigen Beyspiele hätte dienen sollen. Freyburg aber fing seit dieser Zeit wieder an, sich zur alten Blüthe empor zu schwingen.

7. Wallis. 1450 — 1475.

Das Land Wallis endlich, nachdem es einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich der wohlthätigen Oberherrschaft seines Bischofes zu entziehen, durch welche oft das schwer zu bändigende Volk väterlich geleitet wurde, ohne daß unmäßige Ausdehnung der oberherrlichen Macht und Unterdrückung der Freyheit möglich war, beruhigte sich und schloß zu seinem und der Eidsgenossen Vortheile und ihrer Sicherheit gegen Italien, Savoyen und Frankreich den dreyßigsten August 1446 einen neuen Bund mit Bern, der im Jahre 1475 in einen ewigen verwandelt wurde. Dasselbe wichtige und blühende Land erneuerte im Jahre 1473 auf ewige Zeiten das Land- und Bürgerrrcht mit Luzern, Uri und Unterwalden.

8. Schlußwort.

Das war die innere Lage des Eidsgenössischen Volkes, deren Hauptgeist, obschon früheren Schilderungen gleich, nichts desto weniger bemerkenswerth ist; weil das eben die größte Kunst eines Volkes bleibt, einen guten Geist so wohl zu erhalten, daß er im Laufe der Zeiten sich nicht mindere, oder gar verschwinde.

Aeußere Verhältnisse. 1447 — 1474.

Vorwort.

Nicht weniger wichtig und kräftig, als die inneren Verhältnisse erscheinen uns die Verhältnisse gegen außen. Der schwere Kampf, den die Eidsgenossenschaft gegen Zürich und seine Verbündeten mit Glück und Ruhm bestanden, hatte zwar auf der einen Seite höchst verderblich gewirkt, auf der andern aber den Muth und das Selbstvertrauen des Volkes gestählt, das kleine Land in den Augen seiner großen Nachbarn bemerkbar gemacht, und ihm so viel Kraft und Ansehen verliehen, daß die Eidsgenossen und ihre Freunde von niemandem ungestraft beleidigt wurden. Wenn ein benachbarter Fürst ihre Treuherzigkeit mißbrauchen wollte, sandten sie mit wenigen Kosten, (Hertensteins Gesandtschaftsreise nach Mailand im Jahre 1469 kostete neun und vierzig Gulden), und meist günstigem Erfolge einen ihrer grauen, ernsten Helden an ihn. Der Geist der Freyheit belebte den Eidsgenössischen Staat, der seinen höchsten Ruhm in Handhabung der öffentlichen Sicherheit, in der Unabhängigkeit von auswärtigen Mächten und unbefugter fremder Gerichtsbarkeit suchte, und dessen freudiger Muth oft in Trotz und Gewalt ausartete. Häufig war bey den Eidsgenossen nichts schwerer, als das erste Geschäft der Obrigkeit, Ordnung, Ruhe und Recht zu erhalten, und die Leidenschaften zu dämmen. Die streitbare Jugend fragte nicht nach den Ursachen, aber nach dem Orte eines Krieges, lief hin, ohne Wissen der Regierungen, entweder wo ihr der größte Vortheil winkte, oder wo ihr das meiste Recht zu seyn schien. Die Obrigkeiten selbst waren viel zu geneigt, Eroberungen zu machen, als daß der Friede ihnen heilig gewesen wäre. Die ganze Nation war in jenen Zeiten zu reizbar, als daß die kleinste, zuweilen nur scheinbare Beleidigung hätte ungerächet bleiben können. Wir werden sehen, wie ein einziges unbesonnes Wort das ganze Land zu den Waffen rief. Wenn die Eidsgenossen immer gegen An-

dere gerecht, unter sich brüderlich hätten bleiben wollen, sie hätten Alles vermocht; aber wenn Völker ihre Oberhand fühlen, erhalten sie sich selten in reiner Tugend; sie erobern und verlieren hierdurch den größten Gewinn, die Liebe zur uneigennützigen Gerechtigkeit und das Vertrauen der Völker, und auf die Jahre der Ueberspannung und des kriegerischen Schwindelgeistes, wenn ringsum alle Völker besiegt, alle Hindernisse verschwunden sind, pflegt eine Periode der Selbstversäumniß und Erschlaffung zu folgen, die erst dann wieder endet, wenn ein großes öffentliches Unglück mit unwiderstehlicher Gewalt herein bricht, und die entschlafen Völker weckt, oder sie zertrümmert. Häufige Beyspiele der alten und neuen Geschichte verkünden uns diese Erfahrung, deren Wahrheit sich auch an unserm Volke beurkundete; aber es gibt Menschen und Völker, für welche der Mund der Geschichte vergebens von ewigen Wahrheiten überströmt. Sie sind der Auflösung geweihet!

Wir gedenken, die mannigfaltigen, meist unter sich nicht zusammen hängenden, bald friedlichen, bald kriegerischen Ereignisse des vor uns liegenden kriegerischen Zeitraumes also zu erzählen, daß wir zuerst die Verhältnisse mit Italien erwähnen, dann in chronologischer Ordnung anführen, was gegen Oesterreich und Deutschland geschah, zuletzt der beginnenden Verwickelungen mit Frankreich und Burgund gedenken.

a. Verhältnisse mit Italien. 1447 — 1468.

Wiedereroberung des Livenen-Thales. 1447. Mailändisches Capitulat. 1467

Nach dem Tode des Herzogs Filippo Maria Anglo Visconti, der ohne männliche Leibeserben abgestorben war, entstand in dem verlassenen Mailändischen Reiche Unordnung ohne Maß. Im Inneren bildeten sich Parteyen, von denen die eine die Freyheit, die andere diesen oder jenen Fürsten

wünschte. Von außen fielen die Nachbarn auf allen Seiten über das wehrlose Land her, um sich größere oder kleinere Theile desselben zuzueignen. Auch die Urner zogen aus, und nahmen 1447 das nach der Schlacht von Arbedo verlorene Livenen-Thal wieder zu ihren Handen. Widerstand fanden sie nicht. Das Thal schwor ihnen den Eid der Treue willig; weil es sich, als Theil der Schweiz mehr, Freyheit und Ruhe, als von seinem bisherigen Zustande, versprach. Den Besitz machte ihnen niemand streitig; weil der Kampf in dem verlassenen Herzogthume so heftig war, daß man seine Aufmerksamkeit nicht auf ein so entlegenes Thal richten konnte. Endlich hatte sich im Jahre 1450 Francesco Sforza, Visconti's Schwiegersohn, ein Mann von bäurischer Geburt, aber fürstlichen Eigenschaften, der versuchteste Krieger des damahligen Italien, der Herrschaft über Mailand bemächtigt, und sowohl die Freunde einer freyen Verfassung, als seine übrigen Mitbewerber um die Herrschaft geschlagen oder vertrieben. Auch Bellinzona, an der Süd-Grenze Livenens, fiel in seine Hand. Weiter dehnte sich der kluge Fürst nicht aus; denn er mochte mit den Eidsgenossen keine Feindschaft haben, und darum geschah nicht nur keine Erwähnung Livenens; sondern es bildete sich auch zwischen Mailand und den Eidsgenossen ein freundschaftliches Verhältniß, in Folge dessen den letzteren Handelsfreyheiten gestattet wurden. Nach Francesco's Tode rieth seinem Sohne, dem Herzoge Galeazzo Maria, die Klugheit noch mehr, als seinem Vater, sich um der Selbsterhaltung willen die gefürchteten Eidsgenossen zu Freunden zu machen. Darum schloß er mit ihnen den sechs und zwanzigsten Januar 1467 einen Grundvertrag, das so genannte Capitulat. In diesem wurde Livenen auf ewig an Uri überlassen, und allen Eidsgenossen auf ewig ihre Privilegien bestärigt, wofür sie sich zu nachbarlicher Freundschaft gegen Mailand verpflichteten. Durch diesen Schritt wurden die Verhältnisse gegen Italien für einige Zeit fest gestellt.

b. Die Verhältnisse gegen Oesterreich und Deutschland. 1450 — 1468.

1. Nürnberger-Krieg. 1450.

Im Jahre 1450 sandten die Eidsgenossen acht hundert auserlesene Krieger in den Krieg der freyen Städte in Schwaben und Franken gegen den Adel. Diese tapferu Krieger trugen bey Pillerreut nicht wenig zum Siege der Städte gegen den Adel bey.

2. Pfalz. 1452.

Im Jahre 1452 unterstützten die Eidsgenossen den Churfürsten Friederich von der Pfalz um der Liebe willen, die er gegen sie zeigte, und aus Dankbarkeit gegen die großen Dienste, die sein verewigter Bruder Ludwig der Schweiz dadurch erwiesen hatte, daß er es vorzüglich gewesen war, der zur Beylegung ihres Bürgerkrieges gerathen und geholfen hatte, und diese Unterstützung war so nachdrücklich, daß Friederich das ganze Gebieth seiner Feinde, der Grafen von Lützelstein, eroberte, und seine Nachkommen dasselbe bis auf die Zeit der Französischen Staatsumwälzung besaßen.

3. Werdenberg. 1453.

Nicht minder kräftig halfen die Eidsgenossen 1453 dem Grafen von Werdenberg, Landmann von Schwyz und Glarus, gegen Schwäbische Reichsstädte, die dem Grafen ein Schloß zerstört hatten; so daß die Angreifer sich bewogen sahen, den Schaden zu ersetzen.

4. Bund mit Schaffhausen. Den ersten Brachmonath. 1454.

Wichtiger, als die bisher erzählten Ereignisse, war das folgende. Die Stadt Schaffhausen, welche zur Zeit des Constanzer-Concilium die früher an Oesterreich verlorene Reichsfreyheit wieder erworben hatte, sah sich immer noch

von diesem Hause auf mannigfaltige Weise versucht, wieder unter seine Herrschaft zu treten. Die Stadt empfand dazu eben keine besondere Lust, und Oesterreich wagte es nicht, die wohl erworbene, von Kaiser Siegmund für unveränderlich erklärte Reichsfreyheit gewaltsam anzutasten. Desto eifriger benutzte der umliegende Adel die Spannung zwischen der Stadt und der Herrschaft, um seiner Raubsucht und seinem Hasse gegen die Freyheit den Lauf zu lassen. Die Fehden und Neckereyen nahmen kein Ende, und gewannen bald eine ernsthafte Gestalt. Der erste Feind der Stadt, Ritter Bilgeri von Hewdorf, sammelte, nachdem ihm eine friedliche Unterhandlung mißlungen war, einen ansehnlichen reisigen Zeug, um durch Ueberraschung und Schrecken zu erhalten, was er seiner diplomatischen Kunst nicht verdanken konnte, legte sich unversehens vor Schaffhausen, und forderte die Stadt gebietherisch und drohend auf, dem Hause Oesterreich unterthänig zu seyn. Die Stadt schwankte. In den Einen war noch viel Liebe für Oesterreichs alte, milde Herrschaft, bey Andern wirkte der Gedanke an die drohende Gefahr, bey Vielen der Wunsch, einmahl mit dem Adel Frieden zu haben. Man hätte sich wahrscheinlich allgemein anständige Bedingungen gefallen lassen; allein der Hohn, der in den Worten der Anforderung lag, war so groß, daß der Bürgermeister es kaum wagte, dem Volke solche Vorschläge vorzutragen. Seine Eröffnungen erbitterten die Bürgerschaft, und weckten in ihr Selbstgefühl, Erinnerung an undankbar vergessene Dienste und Besorgniß für die Nachkommen. Sie bath sich einige Bedenkzeit aus, und eilte, während dieser ein Werk zu vollenden, das die Plane des Adels unerwartet zertrümmerte. Schon seit einiger Zeit waren zwischen Zürich und Schaffhausen geheime Unterhandlungen gepflogen worden. Hewdorf mochte etwas davon ahnden, und zur Verhinderung einer solchen Verbindung sein Unternehmen begonnen haben. Die Stadt Schaffhausen hatte bis-

her noch immer, vermuthlich weil ihr die Eidsgenössischen Bedingungen nicht ganz gefielen, mit dem letzten Worte gezögert. Jetzt aber in dieser drangvollen Lage, sandte sie Eilbothen mit dem Jaworte nach Zürich. Ungeduldig, aber mit voller Zuversicht, erwartete Hewdorf vor den Thoren die Unterwerfung der Stadt. Ihm däuchte sie müsse seinen Willen thun, oder verloren seyn. Plötzlich erscholl von allen Thürmen Glockenklang, in der ganzen Stadt Jubel nnd Freudengeschrey. Als die Feinde verwundert nach der Stadt schauten, sahen sie über die Rhein-Brücke den Einzug der Bothschafter von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. Unter Vorwürfen und Flüchen zog nun der trotzige Adel, welcher mit Recht voraus setzte, wo die Gesandten der Eidsgenossen seyen, dürften auch ihre gefürchteten Banner nicht mehr ferne seyn, von Vielen scharf verspottet, in solcher Unordnung von dannen, daß Thätlichkeiten unter den Abziehenden kaum zu vermeiden waren. Freudig beschworen dagegen die Bürger der Stadt den ersten Brachmonath 1454 einen fünf und zwanzigjährigen Bund mit der rettenden Eidsgenossenschaft „zu gegenseitiger Freundschaft und Schutzwehr.“ Die Stadt verpflichtete sich, „so lange dieser Bund währe, ohne Wissen „und Willen der Schweiz weder mit Auswärtigen Verträge „zu schließen, noch Kriege zu führen.“ Bald sah sich die Stadt durch die wohlthätigen Folgen dieser Verbindung beglückt, und jene Bedrückungen kräftig zurück gewiesen oder beendigt, die so lange die Entwickelung von Schaffhausens Blüthe gehindert hatten.

5. Der Plappart-Krieg. 1458.

In dem genannten Jahre hatte die Stadt Constanz ein großes Freudenschießen für viele Herreu und Städte, auch für die Eidsgenossen ausgeschrieben. Neben denjenigen Gewinnsten, welche die Stadt selbst ausgesetzt hatte, wurde noch um viele Gaben geschossen, die von den Theilnehmern

des Festes geordnet waren. Da weigerte sich ein Constanzischer Patrizier, von einem Luzerner einen Berner-Plappart, den er verächtlich „Kuh-Plappart“ nannte, anzunehmen. Der Luzerner ergrimmte, alle Eidsgenössischen Schützen mit ihm. Es kam zum Zanke, vom Zanke zu Gewaltthätigkeiten, in denen die Eidsgenossen wegen ihrer geringen Zahl unterlagen. Sie alle hielten das Gastrecht verletzt, die Ehre ihres Volkes beleidigt, und verließen Constanz ohne Säumniß. Kaum waren die vorzüglich erbitterten Luzerner nach Hause gekommen, so mahnte Luzern, obschon eigentlich Bern zunächst beleidigt war, alle Eidsgenossen, zog mit seinem Banner aus, die übrigen folgten, und überfielen, vier tausend Mann stark, rachedurstig, den Thurgau, um alle Constanzischen Güter zu verderben. Weinfelden, die Herrschaft eines nahen Verwandten jenes unbesonnenen Schmähers, wurde eingenommen. Sogar die Stadt Constanz hatte Alles zu fürchten. Da eilte sie, die Eidsgenossen mit drey tausend Gulden zu versöhnen; um zwey tausend Gulden gaben sie Weinfelden zurück. — Der Bischof von Constanz erkannte, daß die Schweizer bald auch im Thurgau Herren seyn würden, eilte, und machte für alle hochstiftischen Herrschaften einen Bund mit ihnen 1458, zur Sicherung der Ruhe seiner abnehmenden Tage.

6. Einnahme von Rapperschweil. 1458.

Als ihr Heer heim zog, nahmen die Urner, Schwyzer und Unterwaldner ihr Nachtlager in Rapperschweil. Die Stadt hatte ihre in wilden Kriegen hundert Jahre lang an Oesterreich bewiesene Treue schwer zu büßen. Keine Stadt hatte so viel gelitten, keine seufzte unter einer verhältnißmäßig so schweren Schuldenlast. Ohne einige Unterstützung von der Herrschaft, war sie ganz umringt von der Schweiz, deren Untergang sie oft gehofft und gesucht, und von der sie also, als Wiedervergeltung, auch ihrerseits alle Zeit Alles zu fürch-

ten hatte. Diese Betrachtungen hatten viele Bürger von Rapperschweil auf den Gedanken gebracht, sich an die Schweiz anzuschließen. Diese wurden von den standhaft Oesterreichisch Gesinnten, die sich selbst Christen hießen, Türken genannt. Der Erzherzog, von dieser übeln Stimmung unterrichtet, legte eine Besatzung in die Stadt, und ließ die vornehmsten Türken gefangen nehmen. Diese Maßnahme erbitterte auch die Oesterreichische Partey zu Rapperschweil, welche in Meinungen, die der Drang der Zeiten entschuldigte, kein Verbrechen finden konnte. Die Eidsgenossen erklärten, daß keinem ein Leid geschehen dürfe, oder sie werden das Rächeramt übernehmen. Da wurde die Besatzung zurück gerufen, und die Gefangenen in Freyheit gesetzt; aber die alte Treue zu Oesterreich kehrte nicht wieder. Rapperschweil machte den Zürchern, mit denen es in den einheimischen Kriegen viel Liebe und Leid empfunden, und zu denen es daher die meiste Zuneigung nährte, einen geheimen Antrag, unter ihren Schirm treten zu wollen; obschon aber dieser Antrag große Vortheile verhieß, glaubte doch der rechtliche Vorort, ihn ablehnen zu müssen; weil man mit dem Herzoge im Frieden sey. Allein als nach dem Plappart-Kriege die siegreichen Banner von Uri, Schwyz und Unterwalden zu Rapperschweil durchzogen, waren sie weniger gewissenhaft, stärkten die Rapperschweiler in der Ueberzeugung, daß nur Trennung von Oesterreich ihnen aufhelfen könne, und noch in derselben Nacht wurden die oft vergebens belagerte Stadt, die oft feindselige Burg, die oft ungangbare Brücke mit Freuden Schweizerisch für immer. Sie begab sich unter die Schutzherrlichkeit der drey Waldstätte, welche 1464 auch Glarus in ihre Rechte aufnahmen. Diese Nachricht erfüllte Winterthur mit Schrecken, den Hof mit Erstaunen. In der nämlichen Nacht hatte Winterthur das Banner von Zürich eingelassen. Ein Eilbothe brachte die Nachricht von Rapperschweil. Da waren viele Winterthurer der Meinung, die Zürcher umzubringen, ehe sie etwas Aehnli-

ches ausführen könntrn. Kaum mochten die Klügeren es erhalten, daß zuerst eine Untersuchung vorging. Alle Zürcher wurden schlafend gefunden. Sie bezeigten über die Nachricht ein sichtbar ungehäuchelres Erstaunen, und da nun am Tage lag, daß sie keine heimlichen Absichten gehabt hatten, ließ man sie ungestört nach Hause ziehen. Doch verschlossen die Winterthurer der umliegenden Zürcherischen Landschaft ihren Markt, bis Zürich einen Markt nach Töß verlegte, und der Stadt alle Zufuhr abschnitt. Herzog Siegmund war zu schwach, den Friedensbruch der drey Orte, den freylich seine eigene Unklugheit verursacht hatte, zu rächen, und wurde zudem bald in gefährlichere Händel verwickelt, die ihn diesen geringeren Verlust vergessen ließen.

7. Eroberung des Thurgau. 1460.

Wie einst der Bann, den das Concilium zu Constanz auf den Herzog Friederich geworfen hatte, den Eidsgenossen den Aargau verschaffte; so wurde dem Herzoge Siegmund, als Pius II. ihn bannte, von eben denselben der Thurgau entrissen. Der Herzog war mit dem listigen, anmaßenden, gewaltthätigen Cardinal Nicolaus Cusanus, von Brixen, in weitläufige Streitigkeiten gekommen, hatte denselben am Charfreytage 1460 gefangen genommen, und wurde daher mit dem Banne belegt. Der Papst ermahnte neben Andern auch die Eidsgenossen, den Herzog zu überziehen. Diese, von selbst immer streitlustig; durch die alte Feindschaft gegen Oesterreich und einen Bann, den der Herzog vor Kurzem auf sie hatte bringen wollen, gereizt; geneigt, den Segen der Kirche auf eine für sie selbst so angenehme Weise zu verdienen, wurden durch die Gebrüder von Gradner noch mehr verhetzt. Die Gradner waren ehemahls des Herzoges Günstlinge gewesen, dann in seine Ungnade gefallen, hatten ihre Besitzungen verloren, sich mit dem Reste ihrer Reichthümer in die Eidsgenossenschaft zurück gezogen, das Bürgerrecht in

Zürich angenommen, von der Stadt die Herrschaft Eglisau erkauft, so daß sie im Verkaufsfalle um die gleiche Summe wieder an Zürich fallen müsse, und harreten nun auf eine günstige Gelegenheit, den Herzog ihre Rache fühlen zu lassen. Diese Gelegenheit ward ihnen durch den erwähnten Bann. Als gehorsame Söhne der Kirche fehdeten sie den Herzog. Mit viel kriegerischer Jugend, die ihnen eilends zulief, zogen sie das Land hinauf. Von einer andern Seite folgten die Banner der inneren Cantone, bald darauf die gesammten Eidsgenossen. Zum zweyten Mahle wird von diesen der funfzigjährige Friede gebrochen. In kurzer Zeit war fast ohne Blut der ganze Thurgau erobert, und wurde durch Freyheiten und Wohlthaten an die Eidsgenossen gebunden. Eben dieselben trugen ihre siegreichen Waffen bis ins Vorarlbergische. Ein Friede auf funfzehn Jahre endete im Juni 1461 diesen Krieg. Wallenstadt, Freudenberg und Neidberg, welche von Uri, Schwyz und Glarus ausschließlich angesprochen wurden, unterwarf ein Eidsgenössisches Schiedsgericht neben ihnen noch der Herrschaft von Zürich, Luzern, Unterwalden und Zug.

8. Belagerung von Winterthur. 1460.

Die einzige Stadt Winterthur, ihrer Herrschaft, welche ihr vor Kurzem noch Freyheit eigener Verwaltung unter einem Schultheißen, zwölf kleinen und vierzig großen Räthen, einem Stadtrichter und Beysitzern gegebeben, unerschütterlich treu, leistete entschiedenen Widerstand. Zwanzig tausend Mann umlagerten sie. Von dem heiligen Berge wurden achtzig Pfund schwere Steine gegen die Mauer geworfen, die Stadt durch Feuerkugeln an drey Orten angezündet, ein Sturm angeordnet, von dem das Schrecklichste zu fürchten war. Die Bürger blieben unbeweglich. Es beugte sie nicht, daß die Pfeile der Belagerer diejenigen verscheuchten, welche mitten in der Stadt auf den Gräbern ihrer Entschlafenen bethen

wollten. Sie alle waren entschlossen, dem Herzoge die Treue zu bewahren, oder zu sterben. Es schreckte sie nicht, als die große Karthaune von Zurich, die von vier und zwanzig Pferden gezogen wurde, unter deren Last die Töss-Brücke brach, so daß das Stück erst nach drey Tagen mit vieler Mühe wieder aus dem Wasser gehoben werden konnte, vor ihren Mauern erschien. Die Männer waren auf den Mauern und bey den Thoren. Knaben mußten Steine zusammen tragen, um jeden Mauerbruch sogleich wieder auszufüllen. Es wurden, weil die Mühlen in feindlicher Gewalt waren, Pferdemühlen und eine Kornrelle in der Stadt angestellt, in denen je zwanzig Weiber unter einer Hauptmänninn drey Stunden lang in guter Ordnung arbeiten mußten, während andere auf der Mauer neben ihren Männern den Feind mit eisernen Gabeln, die Kinder aber denselben mit heißem Wasser empfingen. So leisteten diese Bürger, Reiche und Arme ohne Unterschied, neun Wochen lang, Tag und Nacht den entschlossensten Widerstand unter frohem Gesange und lautem Jubel, bis am zweyten November die Belagerung aufgehoben wurde. Die Eidsgenossen, in Belagerungen höchst selten glücklich, hatten über dieß keinen rechten Ernst angewendet; denn es war nicht allen, und den Zürchern am allerwenigsten, daran gelegen, daß Winterthur zu Gemein-Eidsgenössischen Handen erobert werde. — Es fiel also in diesem Zuge der Thurgau mit Ausnahme von Winterthur in die Gewalt der Eidsgenossen, und ist ihnen geblieben, bis auf diesen Tag. Winterthur aber verpfändete, wie wir oben gesehen haben, Herzog Siegmund im Jahre 1467 aus leicht begreiflichen Gründen an Zürich, ohne daß die lange vorbehaltene Wiederlösung jemahls geschehen ist. Mit dieser Stadt hatte denn das Haus Oesterreich, welches vor ein hundert fünf und vierzig Jahren ganz Helvetien zu unterjochen gedachte, durch den ununterbrochenen Siegeslauf der Eidsgenossen seine letzte Besitzung innerhalb der Alt-Schweizerischen Grenzen eingebüßt.

9. Kemptener-Krieg. 1460.

In diesen Jahren fiel es dem Abte von Kempten ein, einen seiner Kellner der Untreue zu beschuldigen, und, selbst nach erwiesener Unschuld, hart zu bedrücken. Vergebens suchte der Bedrängte beym Papste, beym Kaiser, beym Reichs- und sogar beym Vehmgerichte Gerechtigkeit und Schutz. Sie alle hatten für seine Noth keinen Sinn. Endlich setzte er seine Hoffnung auf den Biedersinn oder die Kriegslust der Eidsgenossen. Sogleich waren drey hundert vier und dreyßig Freywillige bereit, ihm zum Rechte zu verhelfen. Ihnen stellte der Abt dreyzehn hundert Mann mit vielem Geschütz entgegen, und verwarf in stolzer Sicherheit jede Ausgleichung, die von Unparteyischen versucht, von den Eidsgenossen angebothen wurde. „Meiner Leute, sagte er, sind drey gegen Einen, wollen sie „sich nicht wehren; so gebe Gott, daß keiner davon komme!“ Bey Buchenberg, kaum eine Deutsche Meile von Kempten, stieß man auf einander. Die Aebtischen waren müde und hungrig, und als ihr Anführer Speise begehrte, weil er sich mit hungrigen und ermatteten Leuten nicht schlagen könne; ließ der Abt aus Trotz oder Geiz ihnen sagen, „sie sollen „sich zuerst das Morgenbrot verdienen, er habe seinem Amt„manne auf Buchberg befohlen, sie zu speisen, wenn sie die „Schweizer werden abgetrieben haben.“ Man muß sich wundern, daß diese erschöpften, gehöhnten Leute noch einen Angriff versuchten. Der Erfolg ließ sich voraus sehen. Nach vergeblichem Widerstande flohen sie mit großem Verluste, und wurden bis in die Nacht verfolgt. Die Eidsgenossen nahmen fröhlich die den Aebtischen als Siegerlohn bereitete Speise. Der Abt mußte Genugthuung und dem Beleidigten und seinen Beschützern reichen Ersatz leisten. Nicht lange, so legte er aus Scham seine Würde nieder.

10. Mühlhauser- und Waldshuter-Krieg. 1468.

Keine noch so bittere Erfahrung konnte den Haß und die Unbedachtsamkeit des Adels mindern. Der Ruhe und des Frie-

dens nie froh, erregte er auf der Vorder-Oesterreichischen Grenze einen Krieg, der eine höchst unbedeutende Ursache, aber für die Eidsgenossenschaft, für Oesterreich, Burgund, Frankreich und Europa höchst bedeutende, wo nicht entscheidende Folgen hatte. — In Mühlhausen im Elsaß zog ein Müller seinem Knechte einige Kreuzer vom Lohne ab. Der Knecht klagte, und verließ, weil seine Klage vom Bürgermeister nicht sogleich entsprechend beantwortet wurde, Mühlhausen mit drohenden Worten. Die Stadt, welche wohl wußte, daß in jenen unruhigen Zeiten aus der kleinlichsten Ursache großer Schaden und Nachtheil erwachsen konnte, schickte dem Knechte schnell einen Bothen mit dem von ihm geforderten Gelde nach; er aber wollte aus Rache das Geld nicht annehmen, und verkaufte seine Ansprache an Peter von Regisheim, einen benachbarten Feind des Friedens und der Freyheit. Der adeliche Käufer machte nun in Folge seines Kaufes eine so ungeheure Schuldforderung an die Stadt, daß bald klar wurde, er wolle Feindschaft und Krieg. Die Stadt bezahlte nicht. Er fehdete. Viel umliegender Adel auch zwey Oesterreichische Landvögte gesellten sich zu ihm, und beschädigten die Stadt mit Raub und Brand, wo sie nur konnten. Bey wem hätte die Bedrängte eher Schutz suchen sollen, als bey den Eidsgenossen, diesen unermüdeten Gegnern des Adels? Sie schloß am vierten Juni 1466 zu ihrer Sicherheit einen funfzehnjährigen Bund mit Bern, Freyburg und Solothurn. Diese Städte legten eine Besatzung nach Mühlhausen, welche zur Wiedervergeltung die Schlösser, Leute und Güter des Adels auch nicht verschonte. Das reizte denselben nur noch mehr auf, statt ihn zu schrecken. Die Neckereyen gegen die Stadt, welche der Adel mit thörichtem Spotte „der Schweizer Kuhstall“ nannte, dauerten fort. Der schwache Erzherzog wollte zwar den Frieden; aber er wußte den Uebermuth des Adels, der nicht bloß Mühlhausen, sondern auch die Eidsgenossen immer heftiger beleidigte, nicht

zu zügeln, bis diese den vier und zwanzigsten Brachmonath 1468 die Fehde gegen Oesterreich und den Adel ergehen ließen, und mit funfzehn tausend Mann ins Elsaß zogen. Sie bezeichneten ihren Marsch durch Feuer und Schwert. Zwey und dreyßig Städte, Schlösser und Dörfer wurden unter Verübung vieler Grausamkeiten zerstört. Nur die Kirchen wurden aus dem allgemeinen Brande errettet; indem man nach den Befehlen der Tagsatzung die Häuser rings um sie her abbrach. Endlich traf das Eidsgenössische Heer auf dem Ochsenfelde ein. Hier, auf einer freyen offenen Ebene, eine Stunde breit, zwey Stunden lang, standen sie, durch keinen Vortheil des Ortes begünstigt, unbedeckt, unbeschützt, die feindlichen Ritter erwartend. Oft hatten di se die Schuld ihrer früheren Unfälle auf die für sie nachtheiligen Berggegenden geworfen, und sich vermessen, die Eidsgenossen auf freyer Ebene bestreiten zu wollen; dann werde es sich zeigen, wessen Tapferkeit der Sieg gebühre. Herrlich klangen solche Aeußerungen hinter deren blendendem Scheine auch der Furchtsamste seine Feigheit versteckte, so lange die Eidsgenossen ferne blieben; aber jetzt standen sie in der Nähe, und erwarteten kaltblütig den ruhmredigen Feind. Allein die adeliche Reiterey, mit Worten trotziger, als mit der That, hutete sich wohl, die Wahrheit ihrer Behauptungen zu bewähren. Kein Spott, keine Reizung vermochte ihren Zorn oder ihre Streitlust zu entflammen, sie weilte sanftmüthig hinter festen Mauern, und vermied die Schlacht, und wo einzelne Scharen schwache Häuflein der Eidsgenossen mit Uebermacht anzugreifen wagten, wurden sie ruhmlos zurück geschlagen. So wurde die Ehre der Eidsgenössischen Waffen ohne viel Blut behauptet, Mühlhausen durch eine starke Besatzung vor fernern Beeinträchtigungen gesichert.

Vom Ochsenfelde wendete sich ein Theil des Eidsgenössischen Heeres nach einer anderen Gegend. Zugleich mit Mühlhausen war nähmlich auch Schaffhausen von eben

denselben Feinden, die keinen Friedensschluß achteten, angegriffen worden. Der bekannte Hewdorf hielt den Bürgermeister der Stadt gefangen, bis er sein ganzes Vermögen zum Lösegeld gab, und brachte Acht und Bann über einige Bürger von Schaffhausen. Andere Edle verbrannten der Stadt zugehörige Güter. Niemand konnte die Stadt mit Sicherheit verlassen. Jeder Fuß breit Landes außer derselben mußte mit Blut behauptet werden. Auch hier wollten die Eidsgenossen gründlich helfen, und den Hochmuth des Feindes, wie im Elsaß, dämpfen. Sie durchstreiften, aller Orten siegreich, den Schwarzwald, dann belagerten sie Waldshut, wo sich Hewdorf, der erste Urheber alles dieses Uebels befand. Die Feinde hatten den Muth so völlig verloren, daß ein erzherzogliches Heer bey der falschen Nachricht von dem Aufbruche gesammter Eidsgenossenschaft unaufhaltsam aus einander ging. Dagegen war die Kühnheit und Feindesverachtung bey den Eidsgenossen so groß, daß sie nicht selten die gemeinsten Regeln der Vorsicht vergaßen, und zu glauben schienen, der Feind dürfe es aus Furcht vor der Rache nicht einmahl wagen, Hand an einen aus ihnen zu legen. In Folge dieser Kühnheit wagten fünf unbewaffnete Eidsgenossen, vor einer Oesterreichischen Schanze Korn zu schneiden, und wurden erschlagen. Sechzehn andere, die sich am Fuße einer feindlichen Verschanzung sorglos schlafen gelegt hatten, wurden mit ihren eigenen Waffen getödtet. Waldshut wurde stark beschossen, und ein Heer, das Entsatz oder Verproviantirung verversuchte, zurück gewiesen. Die geängstigte Stadt litt noch mehr durch den Hunger, als durch die Waffen, und schien ihrem Falle nahe.

Mit täglich erneuerter Ungeduld erwarteten die Eidsgenössischen Krieger den Sturm, dessen Ausgang kaum zweifelhaft schien. Aber die Eroberung der Stadt wurde vereitelt; weil viele angesehene Eidsgenossen mit Grund für ihre in der Stadt befindlichen Freunde und Verwandten fürchteten, und

weil nur Bern allein den ganzen Schwarzwald zur Schweiz zu ziehen gedachte. „Geld," sprachen die Berner, „Geld, liebe „Eidsgenossen wird unser Untergang werden! Lasset Ihr Euch „mit Geld befriedigen, Ihr werdet nicht mehr furchtbar seyn!" Selbst der gemeine Krieger murrte, „man sey nicht ausgezo„gen, Geld heim zu bringen; sondern Städte und Schlösser „für das gemeine Wesen zu erobern." Aber die Mehrheit der Stände gab Friedensvermittlern Gehör. Der Waldshuter Friede wurde geschlossen, welcher den Städten Schaffhausen und Mühlhausen Sicherheit, den Beschädigten Genugthuung gab. Die Eidsgenossen erhielten von Oesterreich zehn tausend Gulden, mit der Bewilligung, daß, wenn diese Summe bis zum vier und zwanzigsten Brachmonath 1469 nicht bezahlt sey, alsdann Waldshut und der Schwarzwald den Eidsgenossen schwören müssen.

So endeten diese zwey Züge, die aus einer unscheinbaren Ursache entsprungen waren, und wenige unmittelbare Folgen hatten; die aber von Seite Oesterreichs eine außerordentliche Maßregel bewirkten, welche die wichtigsten, auf ferne Zeiten einflußreichsten Veränderungen in Europa nach sich zog.

c. Die Verhältnisse gegen Frankreich und Burgund. 1452 — 1473.

1. Bund mit Frankreich. Den achten November. 1452.

An diesem Tage wurde unter Carl VII. der erste Bund der Schweiz mit Frankreich geschlossen, der noch keinen andern Zweck hatte, als zwischen beyden Staaten freundschaftliche Verhältnisse, Frieden, Handel und Ruhe zu sichern. Diesen Bund erneuerte den sieben und zwanzigsten November 1467 König Ludwig XI., ein listiger, verschlagener, unternehmender Fürst, der als Dauphin bey St. Jakob an der Birs, und später bey Montlhery in seinem Kriege gegen Burgund die Tapferkeit der Eidsgenossen erfahren hatte, und

durch diese Erfahrung belehrt, von nun an auf alle Weise, öffentlich und heimlich, mit Schmeichelworten, Bestechung und Einräumung bedeutender Vorrechte darnach strebte, die Tapferen auf seine Seite zu ziehen, und an ihnen eine mächtige Hülfe gegen gefürchtete Feinde, besonders gegen das Haus Burgund zu finden. Für Ein Mahl begnügte er sich mit der bloßen Erneuerung des von seinem Vater geschlossenen, unschuldigen Freundschaftsbundes; aber nicht lange, so bediente er sich seiner List und seines Geldes, um mit größerem Einflusse die Eidsgenossen für seine verborgenen Zwecke zu gebrauchen.

2. Ludwig XI. von Frankreich und Karl der Kühne, Herzog von Burgund.

Im Jahre 1467 starb zu Brügges in Flandern in einem Alter von zwey und siebzig Jahren Philipp der Gute, Herzog von Burgund. Sein Reich erbte sein Sohn Carl, genannt der Kühne, der den König Ludwig von Frankreich tödtlich haßte, und von diesem eben so tödtlich wieder gehaßt wurde.

In dem Wettstreite der sich zwischen ihnen erhob, bewies Ludwig die Ueberlegenheit des Verstandes über die ungeregelte Kraft. Er siegte ohne Waffen durch seinen listigen Geist. Mit nicht geringen Erfahrungen und ausgezeichneten Fähigkeiten hatte er den Thron seiner Väter bestiegen, betrachtete sich auf demselben als obersten Beamten, und weihete sein ganzes Leben seiner Pflicht. Seine polizeyliche Regierung im Inneren seines Landes war gerecht, billig, fest, löblich; weniger ist sein Benehmen in anderen Verhältnissen zu rühmen. Er hatte es sich zum Ziele gesetzt, die unbeschränkte Macht des Königthumes in Frankreich zu begründen, und den übermächtigen und unruhigen Lehensadel, an dessen Spitze die Herzoge von Burgund, Bretagne und der Normandie standen, zu demüthigen. Zur Erreichung dieses Zweckes gebrauchte Ludwig ohne Bedenken krumme und

gerade Wege. Jedes Mittel, das die Absicht beförderte, war ihm willkommen. Er bediente sich des Ernstes und der Milde, einnehmender Güte und roher Grausamkeit, der Religion und menschlicher Gesetze, der Schmeichelworte und der Bestechungen, häufig der List, selten der Gewalt. Dabey suchte er stets, mit äußerlicher Verehrung Gottes und der sogeheißenen Heiligen zu prunken. Treue in der Beobachtung seines Wortes kannte er nur dann, wenn sie ihm Vortheil brachte. Schien ihm ihre Verletzung nützlicher, so scheute er sich nicht, den heiligsten Vertrag zu brechen, den er vor Kurzem erst geschlossen hatte. Eine seiner Haupteigenschaften war die, daß er die Menschen, wer sie immer seyn mochten, nach ihrer Brauchbarkeit zu schätzen und zu benutzen wußte. Seinen Feinden war er gewöhnlich dann am gefährlichsten, wenn er ruhig zu seyn schien. Seinen Zweck verfolgte er dann am eifrigsten, wenn alle Welt glaubte, er habe ihn aufgegeben. Man hatte ein Sprichwort von ihm, „daß er „im Kriege nur mit Einem Auge schlafe, im Frieden aber „Tag und Nacht beyde offen halte.“ So war Ludwig gegen alle seine inneren und äußeren Feinde, gegen alle fremden Mächte ohne Ausnahme, so vorzüglich gegen Burgund. Es herrschte zwischen Frankreich und Burgund weder Friede noch Krieg, aber Untreue, Winkelmuth, Gährung, bis zuletzt die Schlauheit einen wohlfeilen Sieg errang, den Andere erfochten, sie benutzte. Dieses Ziel erreichte Ludwig durch besonnene Beharrlichkeit und richtige Anwendung vieler geheimen Künste. Der Feind dieses Ludwig war Carl der Kühne, Herzog von Burgund, dem Nahmen nach des Königes Vasall, in der That nicht weniger mächtig, als der König selbst, und nicht geneigt, sich diesem oder einem Anderen unterzuordnen. Die Größe, die Blüthe, Fabrikation, Schifffahrt, der Handel und Reichthum seiner glücklichen Länder, die lange gesparten Schätze seiner Vorfahren, die Liebe seines Volkes, die Vortrefflichkeit seines Heeres gaben ihm allein schon das

Uebergewicht über jeden Nebenbuhler, und das, daß er an der Spitze aller Mißvergnügten Frankreichs, zu denen sogar Ludwigs Bruder gehörte, stand, machte ihn dem König vollends furchtbar. Carl, geboren den zehnten November 1433, war von mittlerer Größe, starkem Körperbaue, brauner Gesichtsfarbe, an Augen und Haaren schwarz, mit einer Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesichte, breiter Stirn, hervor stehendem Kinn. Aus allen seinen Zügen leuchtete kriegerischer Ernst. Von seiner Kindheit an kannte er keine reizendere Freude, als wilde Hochjagd oder ein Heerlager; kein würdigeres Ziel menschlichen Strebens, als ein zweyter Alexander zu werden. Unersättlicher Ehrgeiz war die Grundlage seines ganzen Charakters. Er hatte sich im Stillen ungeheure Entwürfe gebildet, an deren Ausführbarkeit er nicht zweifelte, nachdem ihn das Glück an einigen Orten begünstigt hatte. Sein stolzer, hochfahrender Sinn stand vielleicht gar nach der Deutschen Kaiserkrone. Tapferkeit, Muth, Arbeitsamkeit, Offenheit, Frömmigkeit, Freygebigkeit gegen Dürftige, Mäßigkeit waren Eigenschaften, die diesen Fürsten zierten. Glaubte er, jemanden als Freund erprobt zu haben, so schenkte er einem solchen sein unbedingtes Vertrauen, und keine Warnungen, keine Einflüsterungen vermochten, dieses Vertrauen oder Carls Liebe zu erschüttern. Gegen Feinde oder Leute, die ihm gleichgültig waren, oder Wehrlose scheute er sich bey Gelegenheit nicht, sein Wort zu brechen. Er rühmte sich einer unerschütterlichen Festigkeit; aber diese Festigkeit artete durch langes Glück in Uebermuth aus, der Uebermuth wurde zum Starrsinne, und dieser Starrsinn verschloß im Unglücke Carls Herz den Räthen der Klugheit und den Gefühlen der Menschlichkeit, und ließ ihn zuletzt sich sich blindlings in sein eigenes Verderben stürzen. So waren die beyden Fürsten geartet, deren Feindschaft hauptsächlich den schweren Krieg entzündete, den die Eidsgenossen bis dahin bestanden hatten.

3. Erzherzog Siegmund von Oesterreich verpfändet seine Westlichen Erblande an Burgund. Den neunten May 1469.

Durch den Abschluß des Waldshuter-Friedens war der den Eidsgenossen feindselige Adel eher schmerzlich verletzt, als beruhigt. Obschon dieser Friede allen Streit hätte heben sollen; wurde doch bald klar, daß man nur Zeit und Mittel zu einem noch größeren Kriege suche. Weil Siegmund zu schwach war, den Eingebungen und Verhetzungen seiner Räthe zu widerstehen, und zu schwach, aus eigenen Kräften einen neuen Angriff auf die Eidsgenossenschaft zu wagen; so ließ er sich bereden, auswärtige Hülfe zu suchen. Zuerst bewarb er sich um den Beystand der Deutschen. Als das keinen Erfolg hatte, wendete er sich nach Frankreich, das einst die Armagnaken an die Eidsgenössischen Grenzen gesendet hatte; aber der kluge Ludwig hatte St. Jakob an der Birs noch nicht vergessen, auch sah er zu gut ein, wie wichtig ihm die Schweiz werden könne, als daß er sie hätte verderben wollen, wenn er wirklich stark genug dazu gewesen wäre. Daher wurde dem Herzoge mit Freuden ein Jahrgeld von zehn tausend Franken bewilligt; sein zweyter Antrag aber, das an die Eidsgenossenschaft grenzende Vorder-Oesterreichische Gebieth als Pfandschaft zu übernehmen, und es vor den Eidsgenossen zu schirmen, unter mancherley Vorwänden von der Hand gewiesen. Von Frankreich wendete sich Siegmund, wie Einige erzählen, auf Ludwigs Rath, nach Burgund. Leicht wäre ein solcher Rath dem Fernblicke und der Schlauheit Ludwigs zuzuschreiben. Er, der die Art des Herzoges und der Eidsgenossen kannte, und wohl wußte, daß der Herzog eine so günstige Gelegenheit, sein Gebieth zu vergrößern, begierig ergreifen werde, konnte leicht ermessen, unter so reizbaren Leuten werde, wenn sie einmahl Nachbarn geworden seyen, der Ausbruch eines Vertilgungskrieges nicht lange fern seyn, und es zeige sich ihm dann eine herrliche

Gelegenheit, seinen Haß gegen den Herzog ohne eigene Anstrengung oder Gefahr höchstens durch einige Geldspendungen und hinterlistiges Zusammenhetzen zu befriedigen. Wurde der Herzog in dem unfehlbar ausbrechenden Kriege vernichtet, so war Ludwig gerächt, und durch seine List hoffte er, sich den besten Theil der Beute zuzueignen. Siegte der Herzog, so war doch nach den Erfahrungen, die Ludwig selbst gemacht hatte, gewiß, daß die Eidsgenossen, bevor sie sich besiegen ließen, Carln so sehr schwächen würden, daß der Entkräftete dem Könige fast wehrlos in die Hände fallen müsse. Der Ausgang schien dem Könige auf beyden Wegen erwünscht, auf dem letzteren vielleicht am erwünschtesten; denn wohl war es möglich, daß er ihm Burgund sammt der Eidsgenossenschaft überlieferte.

Bey Carl von Burgund gelang es Siegmunds Räthen ohne einige Mühe zu bewirken, daß am neunten May 1469 das Oesterreichische Elsaß, der Sundgau, der Breisgau, die Grafschaften Pfirt und Hauenstein, die vier Waldstädte am Rheine, der Schwarzwald und das Frick-Thal um achtzig tausend Rheinische Gulden als Pfandschaft angenommen wurden. Wie hätte auch der ehrgeizige Fürst, dessen Vater sich schon mit großen Planen gewiegt hatte, dessen eigener Lieblingsgedanke Ausrundung seines unzusammenhängenden Gebiethes, und, wo möglich, die Errichtung eines Königreiches von der Ostsee bis nach Italien und dem Mittelmeere hin seyn mochte, eine so vortreffliche Erwerbung zurück weisen können, die ihm ein Schlüssel zu dem Herzen Deutschlands, der Eidsgenossenschaft und Hoch-Burgunds wurde, und mit diesem letzteren, welches schon sein Eigenthum war, zusammen hing. Eine freywillige Abtretung von Ländern, die ihm so köstlich waren, achtete er als das höchste Glück. Der Vorbehalt der Wiederlösung schien ihm unbedenklich; denn Siegmunds Wirthschaft eröffnete dazu keine Aussicht, und der Vorbehalt der

herkömmlichen Verfassung, der Freyheiten und Rechte wurde als ein diplomatischer Abschiedsgruß an das treue Volk Alt-Habsburgischer Stammherrschaften, als eine todte Formel angesehen, und darum auch nicht beobachtet. Somit hatte der Oesterreichische Adel seinen Zweck erreicht, den Eidsgenossen einen mächtigen und gefährlichen Nachbar zu geben; aber das hatte dieser Adel nicht bedacht, daß er über die kaiserlichen Erblande ein grosses Unglück herbey gezogen, und sich selbst, sagt Bullinger, „einen Stecken und eine Ruthe gemacht hatte."

4. Des Landvogts Hagenbach drückende Verwaltung. 1469 — 1474.

Die Verwaltung der neu erworbenen Lande wurde dem Ritter Peter von Hagenbach, einem durch lange Treue erprobten Diener Carls, der sich an des Herzoges Hofe aus dem niedrigsten Stande empor geschwungen hatte, übergeben. Dieser Mann, der, gleich andern Emporkömmlingen, den Flecken seiner Geburt durch Hoffart zu verwischen glaubte, war mehr Tyrann, als Regent. Da er sich unbedingt auf Carl stützte, von ihm Alles hoffte, jeden Andern verachtete; so verdrängte er ungescheut den Adel und das Volk von ihren Freyheiten und Gerechtigkeiten, erschwerte das Harte durch Uebermuth, und dehnte die ihm übertragene Gewalt so widerrechtlich und unziemlich aus, daß man ihn wegen seines tyrannischen Verfahrens nur „eine Ruthe und Peitsche Gottes" zu nennen pflegte. Das erste Geschäft dieses Vogtes war, daß er, dem Pfandvertrage zuwider, Alles auf Burgundischen Fuß einrichtete. Keine Klagen noch Einwendungen wurden hierbey geachtet. Man mußte sich gedulden, denn Carl hatte mächtigeren Gegenden den Freyheitssinn zu brechen gewußt. Die Eidsgenossen betrachteten diese ganze Sache, die ihnen selbst nichts Gutes weißagte, mit einem auf Alles gefaßten Muthe, doch nicht ohne Unruhe. Es herrschte zwischen ihnen und

Burgund äußerlich ein gutes Vernehmen, bis Hagenbach auf der Bernerischen Herrschaft Schenkenberg Burgundische Fahnen aufpflanzen ließ. Diesen Vorfall benutzte König Ludwig zu seinem Vortheile. Die Eidsgenossenschaft hatte nähmlich Bern, wo von jeher die Französischen Geschäfte betrieben worden, dessen Regenten der Französischen Sprache kundig, und in Unterhandlungen gewandter waren, als alle andern Eidsgenossen, ermächtigt, im Nahmen des ganzen Bundes, wenn es die Noth erfordere, mit Frankreich einen den Umständen angemessenen Vertrag zu schließen. Dieses geschah. Der König gab und empfing am drey und zwanzigsten September 1470 die Zusage, „dem Herzoge von Burgund gegenseitig nicht beyzustehen.“ Dieser Verein beraubte den Herzog der Hoffnung, Schweizerische Hülfe zur Vollendung seiner zunächst gegen Frankreich gerichteten Plane zu haben. Der König hingegen hatte schon sehr viel gewonnen. Carl, der die Eidsgenossen dem Könige nicht näher bringen wollte, als sie ihm bereits gekommen waren, befahl seinem Vogte, seine Anmaßungen zurück zu nehmen. Der Zwiespalt zwischen Carl und Ludwig stieg. Ohne Berns entschlossene Klugheit wären die Eidsgenossen vielleicht jetzt schon in einen Krieg verwickelt worden. Viele waren bereits durch des Königes Geld gewonnen, Andere wollten dem Herzoge dienen, die Verhältnisse wurden immer schwieriger. Die Hewdorf, die Eptingen und andere Feinde der Eidsgenossenschaft sahen es ungern, daß Carl die verpfändeten Länder schon ins dritte Jahr besaß; und doch gegen die Eidsgenossen den erwarteten Krieg nicht erhob. Daher suchten sie unter Burgundischem Schutze, durch gewaltsame Thaten, Verletzung des Friedensschlusses und des Völkerrechtes die Schweizer zu erbittern. Somit hatten die Eidsgenossen schon von zwey Seiten her Anregung zum Kriege. Bald kam ihnen die dritte; denn das verpfändete Land, vormahls milde regiert, jetzt durch einen und stolzen Vogt hart behandelt, fing an, sehnsuchts-

volle Blicke auf den Schweizer-Bund zu werfen. Peter von Hagenbach war bald so verhaßt geworden, wie einst die Geßler und Landenberge in der Schweiz. Die Feldzüge die Abgaben, die er fordern, die Gerichtsordnung, die er einführen mußte, schienen dem Volke unerträglich. Die grausame Härte, der hoch fahrende Stolz, die unbegrenzte Sittenlosigkeit, die Erpressungen, die Landesverweisungen und Justiz-Morde des Vogtes vollendeten den Haß, der ihm auch das aufbürdete, was eine Folge herzoglicher Verfügungen war. — Carl, der gegen die Eidsgenossen keine Feindschaft hegte, ließ sie der alten Zuneigung versichern, und sorgte, daß durch Siegmund die Hewdorfische Sache beygelegt wurde. Aber Ludwigs Umtriebe, Oesterreichs Versuche, einen Bund mit den Eidsgenossen zu erhalten, und Hagenbachs Unvorsichtigkeiten und schlecht verhehlter Schweizer-Haß schwächten den günstigen Eindruck der Bemühungen des Herzoges, und bald darauf erbitterte Carl persönlich eine ansehnliche Eidsgenössische Gesandtschaft, die zu ihm gesendet wurde um über Hagenbach zu klagen.

Hagenbach, den Eidsgenossen äußerst abgeneigt, schmähte nähmlich bey jeder Gelegenheit das ganze Volk oder einzelne Häupter, und Carls stets fortschreitendes Glück stärkte des Landvogts Muth so sehr, daß er nichts für unmöglich, und niemanden einer Rücksicht würdig hielt. Er steigerte die Zölle, beschränkte das Eigenthumsrecht Eidsgenössischer Gutsbesitzer, deren Ländereyen in dem Neu-Burgundischen Gebiethe lagen, und unterstützte jeden Feind der Schweiz. Eidsgenössische Kaufleute wurden mit seinem Wissen und Willen von dem unruhigen Adel beraubt, und auf Lösegeld gefangen gesetzt. Hagenbach selbst suchte, Mühlhausen auf allen Wegen in Carls Gewalt zu bringen, und als sich die bedrängte Stadt auf ihren Bund mit den Schweizern stützte; versprach ihr der Vogt höhnisch, „sie aus einem Kuhstalle zu „einem Rosengarten machen zu wollen.“

5. Annäherung der Eidsgenossen an Frankreich und Oesterreich. — Die Niedere Vereinigung 1474. — Die ewige Richtung. Den dritten Aprill 1474.

Um diese Zeit hatte sich das hart bedrängte Land mit den dringendsten Bitten um Wiedererlösung an Siegmund gewendet. Herzlich bereuete der gute, aber schwache Fürst, sein Land einem Mächtigeren anvertraut zu haben, von dem es nicht mehr zu erhalten war. Die Niedere Vereinigung, ein im Anfange des Jahres 1474 geschlossener Bund einiger Deutschen Fürsten und der vorzüglichsten Elsassischen Reichsstädte, welche dem Schweizer-Bunde auf zehn Jahre beygetreten, hatte Siegmunden das Lösegeld zu erlegen versprochen; allein es bedurfte, um die Lösung durchzusetzen, der Hülfe der kriegerischen Eidsgenossen; weil leicht vorauszusehen war, Carl werde kein Lösegeld mehr annehmen, sondern die Länder als Eigenthum ansprechen wollen, und ohne Krieg aus seinem Besitzstande nicht weichen. Darum machte Siegmund Versuche, auch für sich mit der Schweiz ein Bündniß zu schließen.

Nach diesem kam Carl selbst mit fünf tausend Pferden und großem Hofstaate in die Elsassischen Lande. Der Schrecken ging vor ihm her. Viele entflohen mit ihrer Habe. Der Landmann hoffte von den Städten seine Rettung, diese von den Eidsgenossen. Einige Städte schlossen ihre Thore, andere wurden von der fürstlichen Gegenwart hart bedrückt. Basel machte aus Furcht vor einem plötzlichen Ueberfalle ein Schutzbündniß mit der Schweiz. Gegen zureichenden Sold erhielt es acht hundert Mann Besatzung; wenn es aber belagert werde, sollen die Eidsgenossen mit allen ihren Bannern aufseyn, die Stadt zu entschütten. — Die Eidsgenossen selbst benahmen sich als solche, die nichts zu fürchten haben. Eine Gesandtschaft ihrer angesehensten Männer kam am achten Januar 1474 zum Herzoge nach Tann, um ihn zu beehren, und über Hagenbach Klage zu führen. Sie wurde sehr fro-

stig aufgenommen. In besseren Stunden hätte Carl durch zuvor kommende Abhülfe der Beschwerden die drohende Gefahr von seinem Haupte gewendet; jetzt aber, wo er von den Feinden der Eidsgenossen umringt war, zeigte er beleidigende Kälte und hoch fahrenden Stolz. Der demüthigende Hofgebrauch, sich vor Carl auf ein Knie niederzulassen, mußte von den freyen Männern beobachtet werden, wenn sie das herzogliche Angesicht schauen wollten. Dann hieß es, „sie sollen ihm „nachreisen.“ Nachdem sie seinem Hoflager einige Zeit gefolgt, wurden sie von Dijon ohne Antwort unfreundlich entlassen.

Von diesem Tage an näherten sich die Eidsgenossen entschieden Carls Feinden, während Hagenbach zu Carls Schaden in seinem verkehrten Treiben bestärkt wurde. Im Januar 1474 wurde zwischen Ludwig und dem an ihn abgeordneten Eidsgenössischen Gesandten Niclaus von Dießbach der Entwurf eines Bündnisses verabredet, wozu Dießbach keine Vollmacht hatte, und das nur auf Burgundische Kriege hinzielen konnte. In diesem Bündnisse sollten den Eidsgenossen durch große Geldvortheile die Augen über ihren wahren Nutzen geblendet werden. Die Eidsgenossen verhießen nähmlich nach dem Bundesentwurfe, dem Könige um funfzehalb Rheinische Gulden Monathsold eine genügende Menge Soldaten zu stellen; dagegen versprach der König den Schweizern jährlich zwanzig tausend Franken und darüber hinaus in Kriegszeiten vierteljährlich zwanzig tausend Rheinische Gulden. Alles dieses, so lange der König lebe. Diese Dinge wurden zwischen sehr Wenigen im größten Geheim verhandelt. Die Eidsgenössische Politik hätte es eigentlich nicht mit sich gebracht, eine Macht zu zertrümmern, die allein Frankreichs furchtbar steigender Kraft das Gegengewicht halten konnte; auch dachte die große Mehrheit der Eidsgenossen noch an keinen Bruch mit Burgund; aber Französisches Geld und die Umtriebe einer Faction zu Bern wußten ihn bald herbey zu führen. „Da „zu diesen Zeiten,“ sagt Anshelm, „der Herzog von Burgund

„und die Eidsgenossen allein über alle Teutsche und Welsche „Nationen Kriegshalb hochgeachtet und gefördhtet waren, also „ward von Tütschen und Welschen fleißig gesucht, sie, nam„lich den schwarzen Löwen, (Burgund,) und den „schwarzen Stier (die Eidsgenossen,) aneinanderen ze „hetzen. Da aber der Löuw, als geschyder, nit wollt an„byssen, da ward gefunden, daß der Stier als einfältiger, „mit des Bären, (Berns), Vorbiß anbiß." Von diesem Zeitpuncte an haben wir den verderblichen Einfluß Französischer Sitten und Thaler auf unser Vaterland zu rechnen. Viele Redliche seufzten schon damahls über dieses Verderbniß. Vergebens. Meist sahen sie sich von den Verblendeten oder weniger Gewissenhaften gehaßt oder verlacht, und fruchtlos war das von der Tagsatzung bey den höchsten Eiden mehrmahls erlassene Verboth, „bey fremden Herren Geld oder „Kriegsdienste zu nehmen."

Die Nachricht von diesen Unterhandlungen überraschte den Herzog. Er mußte die Schweizer wieder gewinnen, ihre Unterstützung war ihm wesentlich. Eine Burgundische Gesandtschaft kam am sechsten März 1474 zu den Eidsgenossen, um durch ihre Höflichkeit den schlimmen Eindruck zu mildern, den Carls barsches Betragen hervor gebracht hatte. Ihre Arbeit blieb nicht ohne Erfolg; denn mit zuvor kommendem Betragen wurde von je her den Schweizern das Herz abgewonnen, und zudem waren aus alter und neuer Zeit noch viele der Eidsgenössischen Häupter, besonders viele Große zu Bern, welche die Verhältnisse richtig würdigten, mehr Burgundisch, als Französisch gesinnt.

Aber schon war der Französische Einfluß überwiegend. Der Kaiser und der König, überzeugt, daß Burgund beschränkt werden müsse, wenn sie nicht selbst Gefahr laufen sollten, und daß die Eidsgenossen dazu am geschicktesten seyen, bearbeiteten diese so eifrig, daß bald wieder feindselige Schritte geschahen. Das Bündniß, welches, wie wir oben sahen, De-

sterreich mit den Eidsgenossen suchte, wurde abgeschlossen. Lange konnten sich die letzteren nicht von der Aufrichtigkeit der Oesterreichischen Gesinnungen überzeugen. Die ewige Feindschaft dieses Hauses gegen die Eidsgenössische Freyheit lag ihnen noch zu lebendig im Gedächtnisse; allein Jost von Sillinen, Propst zu Beronmünster, Gubernator zu Grenoble, ein angesehener Eidsgenosse, Ludwigs vertrautester und vorzüglichster Geschäftsträger in den Burgundischen Händeln, wußte seine Landsleute von Oesterreichs redlichen Absichten zu überzeugen. Ludwig selbst verbürgte sich für dieses Haus, und Erzherzog Siegmund und Kaiser Friederich gaben die besten Worte und die schönsten Versprechungen.

Im hundert und neun und funfzigsten Jahre nach der Schlacht am Morgarten, acht und achtzig Jahre nachdem Siegmunds Großvater bey Sempach gefallen war, den dritten Aprill 1474 schworen Siegmund und alle Eidsgenossen unter Frankreichs Gewährleistung die ewige Richtung, einen unschuldigen, beyden Theilen nützlichen Vertrag, der fast ohne Unterbruch bis auf unsere Zeiten fortdauerte, und nie einen schädlichen oder gar verderblichen Einfluß geäußert hat. — „Jeder Krieg und Groll," sagt dieser Vertrag, „ist ab„gethan. Oesterreich verzichtet für ewige Zeiten auf alles frü„her oder später an die Schweiz Verlorene. Freyer Handel „und Wandel ist hergestellt. Bey vorkommenden Streitigkei„ten steht man sich wechselsweise zu Rechte. Die Waldstädte „am Rheine und der Schwarzwald werden nach ihrer Einlö„sung offene Häuser der Eidsgenossen. Kein Theil unterstützt „und begünstigt die Feinde des andern; wohl aber hilft man „sich gegenseitig. Alles dieses wird von zehn zu zehn Jahren „öffentlich verkündigt." Kaum war dieser Vertrag geschlossen, so eilte Siegmund, dem Herzoge die Pfandschaft aufzukündigen. Die Städte der Niederen Vereinigung schossen das Geld, das in wenigen Tagen zu Basel bereit lag. Siegmund aber, der früher die Eidsgenossen durch die Burgunder

hatte züchtigen wollen, kam persönlich in die Schweiz, erfreut, daß das kräftige Volk ihm nunmehr gegen Burgund beyzustehen, willig war, und als die Schweizer sich von seiner Aufrichtigkeit überzeugten, erwarb er sich aller Herzen, und jedes Andenken an die alte Feindschaft verschwand so völlig, daß alle sich beeiferten, den Herzog aufs Festlichste zu empfangen, und daß in der nächsten Schlacht Eidsgenössische Landleute und Oesterreichische Ritter sich brüderlich die Hand zum gemeinsamen Siege bothen.

6. Hagenbachs Ende. Den neunten May. 1474.

Als Hagenbach von der ewigen Richtung Nachricht erhielt, wollte er jede Maßregel ergreifen, um seinem Herren den Besitz der Pfandschaft zu sichern; weil er wohl wußte, Carl behaupte diese Länder gekauft zu haben, und sey nicht gesonnen, sie jemahls wieder zurück zu geben. Deßwegen wollte sich Hagenbach des festen Platzes Breisach versichern, kam am Charfreytage mit einigen hundert Lombarden in die Stadt, störte den Gottesdienst, erlaubte sich Gewaltthaten, fröhnte seinen Lüsten, und trieb es mit den ohnehin schon schwierigen Leuten so arg, daß ein Aufruhr entstand, in welchem die Lombarden vertrieben, er selbst von Friederich Vögelin, einem sehr beherzten Manne, in Siegmunds Nahmen gefangen genommen, und kaum sein Leben vor der Wuth des Volkes errettet wurde. Hagenbach ward in den Kerker geworfen, und Siegmund sendete einen andern Vogt in sein ohne Schwertstreich wieder gewonnenes, fröhliches Land. Carl von Burgund beschwerte sich, und eine seiner Heeresabtheilungen näherte sich den Grenzen. Mittlerweile häufte Hagenbach vergebens die schönsten Versprechungen, um loszukommen. Noch hoffte er auf seinen Herrn; aber Carl war nicht so großmüthig, durch Entsagung einen treuen Diener zu retten, dessen Tod den herrlichsten Vorwand zur Rache geben konnte. Vier Wochen nach Hagenbachs Einkerkerung

saß über ihn ein Gericht. Die erzherzoglichen Räthe, die Bothen der verpfändeten Länder, die Städte der Niederen Vereinigung und Eidsgenössische Abgesandte, nebst einer unzähligen Volksmenge, die Haß oder Neugierde herbey führte, versammelten sich. Oft wurde der Gefangene durch das Geräusch der unter seinem Thurme einreitenden Bothschafter aus tiefen Gedanken oder einem unruhigen Schlummer erweckt. Wie erschrak er aber, als der Wächter ihm meldete, es seyen unbekannte, hoch gewachsene, starke, ergraute, übel bekleidete Männer auf unansehnlichen Pferden angekommen: „Das sind die Schweizer," rief Hagenbach laut, „Gott helfe mir, dann sie gar viel wider mich haben!" Denn er gedachte mit Schrecken der unrechtlichen Thaten, die er sich gegen die ganze Eidsgenossenschaft und der beißenden Spottreden, die er sich gegen Alle oder gegen einzelne ausgezeichnete Männer hatte zu Schulden kommen lassen. Seine Ahndung betrog ihn nicht. Das Landgericht mit Eidsgenössischen Beysitzern verurtheilte ihn zum Schwerte. Acht Scharfrichter stritten sich um die Ehre, den verhaßten Mann abzuthun. So fiel Hagenbach, ein Opfer der Treue an seinem Fürsten, aber auch ein Opfer des Stolzes, des Mißbrauches der Gewalt und der wilden Leidenschaft. Es läßt sich nicht läugnen, daß das Gericht, welches über ihn saß, kein Recht hatte, ihn zu verdammen, und daß es weiser und edler gewesen wäre, ihn unbeschädigt zu entlassen, wie einst die Oesterreichischen Vögte aus den Waldstätten entlassen worden waren. Sein Tod war mehr kleinliche Rache, als Sache der Nothwendigkeit. Der Hauptzweck war ohne diesen Tod erreicht. Weitere Schritte konnten nur größere Erbitterung erzeugen. Hagenbachs Hinrichtung wurde die Losung zum Kriege.

7. Ausbruch des Krieges der Eidsgenossen gegen Burgund. Den vier und zwanzigsten October 1474. — Bündniß der Eidsgenossen mit Frankreich. Den zweyten October 1474.

Als Carl den Hinschied seines treuen Dieners, Ludwigs Fortschritte bey den Schweizern, die ewige Richtung und Siegmunds Wiedereinnahme der verpfändeten Länder erfuhr, zeigte ihm Ein Blick die Größe der Gefahr. Bestürzung und Ingrimm brachten ihn außer sich. Er schwur, eher sein Leben, als die Rache zu lassen. Am unerträglichsten schien ihm, daß er die Rache noch verschieben mußte; weil er anderwärts in einen wichtigen Krieg verwickelt war. Diesen Zeitpunct benutzten die Eidsgenossen, um sich von allen Seiten sicher zu stellen. Mit Mailand und Savoyen wurden freundschaftliche Verhältnisse eingeleitet, und der Herzog Renat von Lothringen, nach dessen Gebiethe Carl gelüstete; weil es seine Südlichen und Nördlichen Besitzungen sehr unbequem trennte wurde in die Vereinigung gegen Burgund aufgenommen. Im August begannen im Sundgau durch eine Truppenabtheilung unter Hagenbachs Bruder die Feindseligkeiten mit vieler Wuth und Grausamkeit. Bern setzte allen Eidsgenossen eine Tagleistung nach Luzern fest zu Berathung der Verhältnisse und Anhörung einer Französischen Gesandtschaft, die mit einnehmenden Geberden und großen Anerbiethungen in der Schweiz erschienen war. Man sah den größten Krieg, den die Eidsgenossen jemahls bestanden hatten, sicher und schnell sich nahen, und die Klugheit rieth, sich zu rechter Zeit vorzusehen. Auf die fremden Höfe war nicht genug zu trauen; weil diese die Schweiz schon oft überlistet hatten. Um davor möglichst gesichert zu seyn, gab die Tagsatzung zu Luzern den Bernern die Vollmacht, für das ganze Land nach Gutfinden zu handeln. Die schönen Aeußerungen nnd heimlichen Spenden der Französischen Gesandtschaft hatten die Tagherren gefesselt. Verschiedene, denen die Geschenke

des Königes gefielen, getrauten sich dennoch nicht, seine Anträge vor das Volk zu bringen, welches wußte, daß vor Kurzem ein Eid, „so heilig, wie die ewigen Bünde," Geschenke und Gehalte fremder Fürsten für unzulässig erklärt hatte. — Zu Bern hingegen war durch den Einfluß des reichen und gastfreyen Schultheißen Niklaus von Dießbach, der, in der Blüthe seiner Jahre, durch seine Popularität, hinreißenden Rednerkünste und kluge Verwendung der königlichen Gelder fast jedermann für sich einzunehmen wußte, die Französische Partey vorherrschend; die Burgundische aber, an ihrer Spitze der redliche, kluge Adrian von Bubenberg, der nie auf Frankreich traute, mit ihren Bedenklichkeiten unterdrückt, und jedes Einflusses so völlig beraubt, daß Bubenberg selbst auf seine Güter verwiesen wurde, und seine Freunde kaum noch zu einiger Kenntniß der Geschäfte gelangten. Der große Rath übergab sogar die Leitung der Französischen Geschäfte dem Schultheißen von Dießbach und einem Ausschusse von zwey und zwanzig Anhängern seiner Partey. Fruchtlos waren alle Vorstellungen der wohl Denkenden, welche es gut einsahen, und laut aussprachen, die Eidsgenossen seyen nur Werkzeuge in der Hand des Königes zur Erreichung seiner Plane, und wenn sie die Arbeit würden gethan, und die Gefahr bestanden haben; so werde der listige Ludwig kommen, und sie der Vortheile berauben. Den zweyten October 1474 wurde zu Bern im Nahmen aller Eidsgenossen mit Frankreich ein Bündniß abgeschlossen. Die Schweiz versprach dem Könige, „ihm, wenn er Hülfe bedürfe, jeder Zeit mit sechs tausend „Mann zuzuziehen; er selbst werde nur im höchsten Nothfalle „gemahnt werden, und könne in allfälligen Kriegen gegen „Burgund seine Bundespflicht mit jährlich achtzig tausend „Gulden erfüllen." Jahrgelder für die Stände und Geschenke für die einflußreichsten Häupter folgten diesem Bündnisse, durch welches der schlaue Ludwig die Eidsgenossen für seinen Nutzen gegen Burgund in die Waffen brachte, während der verhee-

rende Krieg von seinen eigenen bedrohten Staaten abgewendet wurde. Traurig bemerkt Anshelm: „Mit diesem Bund „ist ein neu Gewerb ankommen, dieses Bunds und Kriegs „auch aller nachkommenden Bünden und Kriegen fürnehmst „Ursach und Handhab, mit Namen, die großmächtig „und huldreich Pension, und so stark angesessen, daß „weder Bapst noch Keiser, noch einiger Gewalt nüt wider „sie hat vermögen. Was Frucht aber sy bracht hat, wird „für und für uß folgender Jahren Gschichten erkennt wer„den." — Freyburg, das zur Theilnahme an diesem Bündnisse aufgefordert worden war, beschloß, „es wolle mit nie„mandem, als mit den Eidsgenossen Bündnisse haben, sein „Land sey klein, und seines Volkes zu wenig, als daß das„selbe um Geld Fremden liefern sollte." — „Wenn gemeine „Eidsgenossen," bemerkt bey Erzählung dieses ehrenwerthen Entschlusses der Geschichtschreiber Heinrich Rahn, „noch dieser „Zeit eines so resolvirten Sinnes wären, und der Eigennutz „in so wichtigen Geschäften nicht immerhin den Fortgang „hätte; so würde es ohne Zweifel besser um unsere Freyheit, „Souveränität und Ansehen stehen." — Den neunten October mahnte eine kaiserliche Gesandtschaft die Eidsgenossen „bey „ihren Reichspflichten," den Herzog von Burgund zu überziehen, mit dem Versprechen, der Kaiser selbst wolle, während die Eidsgenossen im Süd-Osten der Burgundischen Staaten den Krieg erheben, dieselben von Seite der Niederlanden anfallen. Die Eidsgenossen eilten nach Luzern, um abzuschließen; ehe sie aber geendigt hatten, erklärte den vier und zwanzigsten October das von ihnen bevollmächtigte Bern den Krieg an den Herzog von Burgund. Zwar schien es Vielen, Berns Vollmacht habe nicht den Sinn und die Ausdehnung gehabt, an Burgund Krieg zu erklären; sondern diese Vollmacht sey nur für den Abschluß der nöthigen Verträge mit Frankreich gegeben worden; allein das Mißvergnügen derjenigen, welche noch nicht durch den Zauber der Französischen Jahrgelder

verblendet waren, wurde durch die nachherigen Siege bedeckt.

Vor Nuys, welche Festung Carl gerade damahls mit aller Macht und ungeheuerm Verluste hoffnungslos belagerte, erhielt er die Eidsgenössische Fehde. Von Zorn und Grimm übermannt, blaß, sprachlos, knirschend kämpfte er eine Weile in seinem Inneren, dann rief er, als die Wuth ihn wieder zu Worten kommen ließ, in seinem Herzen den Untergang der Stadt schwörend: „O, Bern, Bern!“

Zweytes Kapitel.

Der Krieg mit Burgund.

Vom vier und zwanzigsten October 1474 bis zum sechsten Januar 1477.

Erster Feldzug. 1474.

1. Schlacht bey Hericourt. Den dreyzehnten Wintermonath 1474

Bereits am fünf und zwanzigsten October, mitten in der härtesten Winterkälte, brachen die ersten Eidsgenossen auf, die übrigen mit ihren Verbündeten, folgten in möglichster Schnelle, das Ganze war neunzehn tausend Mann stark, mit freudigem Muthe besser, als mit allem Anderen gerüstet. Ihren Marsch richteten sie gegen Hericourt, einem befestigten Städtchen in der Freygrafschaft Burgund, (Franche-Comté.) Eine künstliche Belagerung versuchten sie, wie meistens, vergebens. Den Sturm wollte man ihnen nicht gestatten. Plötzlich bemerkten sie Zeichen eines in möglichster Stille heran ziehenden feindlichen Heeres. Jakob von Savoyen, Graf zu Romont, einer der vorzüglichsten Feldherren Carls, wollte mit zwanzig tausend Mann die Eidsgenossen angreifen, und während dieser Zeit sollte Graf Diebold von Neuenburg,

Marschall von Burgund, mit einer Abtheilung von fünf tausend Mann die belagerte Stadt verproviantiren oder entsetzen. — Sonntags den dreyzehnten Wintermonath um Mittag griff Romont die Vorposten der Zürcher an. Die Eidsgenossen, auf alle Kriegsfälle wohl gefaßt, überließen der Niederen Vereinigung die Bewachung des Lagers und die Beobachtung der Stadt. Sie selbst ordneten sich schnell in zwey Treffen. Mit dem einen stellte sich Felix Keller der Aeltere von Zürich den Feinden so klüglich entgegen, daß er, durch Teiche und Wald gedeckt, nicht mit Vortheil angegriffen werden konnte. Mit dem anderen sollte der Bernerische Schultheiß Niklaus von Scharnachthal durch die unwegsamen Waldpfade den unbedeckten linken Flügel des Feindes anfallen, der in Kellers Heere alle Eidsgenossen vor sich zu sehen meinte. Nach dem Augenblicke furchtbarer Stille, in welchem die Eidsgenossen knieend ihr Gebeth verrichteten, fielen sie so heftig in den Feind, daß keine Ordnung beobachtet, kein Commando-Wort mehr gehört wurde, sondern nur ein himmelhohes Geschrey des Angriffes, des Sieges und der Flucht. Denn die Niederländer und Lombarden wurden durch das Schreckliche eines solchen Anfalles mit Angst, Entsetzen und Verzweifelung erfüllt. Vergebens warf sich die Reiterey zur Bedeckung des Fußvolkes noch einige Mahle den Eidsgenossen entgegen. Dieser schienen immer mehrere zu werden. Nach fruchtlosen Versuchen flohen auch die Reiter. Die Eidsgenossen konnten sie nicht mehr ereilen. Da brach die Reiterey Oesterreichs und der Niederen Vereinigung, zum ersten Mahle durch den Muth der Schweizer erfreut, hoch begeistert hervor. Ihnen rief das Fußvolk jubelnd zu: „Hauet ein, liebe Herren, wir wollen „Euch nicht verlassen!“ Die Nacht endete die Verfolgung. Die Eidsgenossen hatten nur einen höchst unbedeutenden Verlust erlitten. Hericourt, aller Hoffnung beraubt, ergab sich, und wurde von dem Erzherzoge besetzt. Die Eidsgenossen

wichen den Beschwerlichkeiten des Winters, und zogen, mit rühmlichen Siegeszeichen und reicher Beute geschmückt, nach Hause. Die Besatzung von Hericourt bezwang die umliegende Gegend. Der Bischof von Basel eroberte die Burg Franquemont. Von den Bernern wurde zu ihrer Sicherheit Erlach am Bieler-See, Eigenthum der Herren von Chalons, eingenommen. — So endete der erste Burgundische Feldzug, der, statt den Herzog zu warnen, seinen Grimm, wo möglich, noch erhöhte.

2. Tagsatzung zu Luzern. 1474.

Die Schlacht von Hericourt hatte die Eidsgenossen und ihre Verbündeten gelehrt, daß eine strengere Kriegsordnung nöthig sey. Die Eidsgenossen hatten zwar 1393 den Sempacher-Brief als Kriegsgesetz aufgerichtet; allein dieser war in Vergessenheit gerathen, und nur noch im Heere der Berner üblich. Um sich nun den Sieg zu sichern, und der Zwietracht vorzubiegen, machten die Schweizer und ihre Freunde folgende Kriegsordnung: „Die Nachhuth soll diejenigen er„stechen, die sich vor Ende einer Schlacht auf das Beute„machen legen. Die Beute soll gemeinsam vertheilt werden. „Die Freyparteyen, welche meist nur nach Zügellosigkeit und „Raub lüstern sind, sollen nicht geduldet werden.“

3. Benehmen Königs Ludwig XI.

Auf dieser Tagsatzung ließ König Ludwig die Eidsgenossen seiner unwandelbaren Freundschaft versichern, mit der Bitte, daß sie, wenn Herzog Carl nach der Belagerung von Nuys gegen Frankreich ziehen sollte, dem Könige, ihrem treuen Freunde, zu Hülfe eilen möchten. Ludwig hatte Ursache, einen vereinten Angriff von England und Burgund zu besorgen; darum stellte er sich so freundschaftlich gegen die Schweiz. Die Jahrgelder, die Kriegsgelder, welche er den

Cantonen versprochen hatte, wurden sehr unregelmäßig ausbezahlt. Desto regelmäßiger und reichlicher flossen die Pensionen, welche einzelnen Häuptern zufielen. Durch diese Gelder erwarb sich König Ludwig die Gunst der Vornehmen. Die Geringeren waren durch die Beute von Hericourt lüstern geworden. Man rüstete sich aufs eifrigste zur Fortsetzung des Krieges.

Zweyter Feldzug. 1475.

1. Streifzüge der Eidsgenossen. 1475.

Mit den ersten Tagen des Januars waren die Eidsgenossen wieder auf, und das Jahr 1475 verfloß unter zahlreichen Kriegsthaten, die in vier schnell auf einander folgenden Zügen vollbracht wurden. Siegreich durchstreiften die Eidsgenossen einen Theil der Freygrafschaft Burgund. Siegreich unterwarfen sie sich in weniger, als drey Wochen fast die ganze Waat mit sechs und vierzig Städten und Schlössern, größten Theils ein Besitzthum des Grafen von Romont. Kein Feind war ihnen gewachsen, keine Burg ihnen zu fest. Die, welche Widerstand versuchten, nahmen sie mit Sturm. Von Genf ließen sie sich mit einer Brandschatzung von fünf und zwanzig tausend Kronen, von Lausanne mit sieben tausend Gulden begütigen. Sie bedeckten sich mit dem Ruhme unüberwindlicher Helden; aber sie schändeten sich auch durch Mord und Brand und die wildeste Grausamkeit. Nach jeder einzelnen Streifreise zogen die Eidsgenossen wieder in ihre Heimath, ohne ihre Eroberungen gesichert zu haben. Kaum wurden einige der festesten oder an wichtigen Päßen gelegenen Schlösser besetzt. Nur die Walliser errangen einen bleibenden Vortheil durch die Eroberung des Unter-Wallis, und Bern sicherte sich Erlach, Murten, Aelen und die Ormonds.

2. Die Treulosigkeit der Fürsten. 1475.

Den neunzehnten Juni 1475 brach der Kaiser Friederich III. von Oesterreich an der Spitze eines Heeres von achtzig tausend Mann seinen Bund mit Frankreich und sein Wort an den Eidsgenossen, ohne deren Muth er gegen Carl einen harten Stand hätte bekommen mögen. Er opferte den Herzog Renat von Lothringen, den Erzherzog Siegmund, seinen nächsten Verwandten, und seine Pflicht gegen das Reich auf, und schloß einen Separat-Frieden mit Carl, in der Hoffnung, für seinen Sohn, den Erzherzog Maximilian, die reiche Burgundische Erbtochter zu erhalten. — Kaum hatte König Ludwig von Frankreich dieß erfahren, so schloß auch er mit Carl einen neunjährigen Waffenstillstand, in welchem er die Niedere Vereinigung Preis gab. „Der Herzog „von Burgund", heißt es in dem Vertrage, „wird diese „Länder von Frankreich ungehindert, mit Gewalt der Waffen „unter seinen Gehorsam zurück bringen können." Selbst Bern und die Eidsgenossen wurden nicht vorbehalten, oder in den Stillstand eingeschlossen; sondern Ludwig gab dem Herzoge Durchpaß gegen sie. Freylich hatte Ludwig in dem Bundesvertrage vom Jahre 1474 verheißen: „Wenn unsere guten „Freunde, die Eidsgenossen, gegenwärtig mit dem Herzoge „von Burgund in Krieg verwickelt würden, so müssen und „wollen wir ohne Ausflucht, Trug und List gegen den ge„nannten Herzog sogleich mit aller Macht zu Felde ziehen." Freylich war im Vertrauen auf diesen Vertrag die Eidsgenössische Kriegserklärung an Burgund ergangen; freylich hatte der König erst noch auf der Tagsatzung zu Luzern die Eidsgenossen durch eine außerordentliche Gesandtschaft seiner unwandelbaren Treue versichern lassen. Das Alles hinderte ihn aber nicht, sich den dreyzehnten Herbstmonath 1475 in dem Waffenstillstande mit Burgund also auszudrücken: „Im Falle, „daß die von Bern und ihre Eidsgenossen der Niederen Ver-

„einigung Hülfe leisten sollten, wird der Herzog von Bur„gund gegen sie nach seinem Gefallen Krieg führen können, „und der König wird ihnen nicht die geringste Hülfe leisten.“ Aber freylich begehrte auch Ludwig für seinen Sohn, den Dauphin, die reiche Burgundische Erbtochter. — Savoyen und Mailand vergaßen ebenfalls ihre Versprechungen gegen die Eidsgenossen, schlossen Bündnisse mit Carln, und unterstützten ihn mit Truppen, Geld und Vorräthen. — So wenig haben freye Länder auf das Wort und die Treue gewöhnlicher Fürsten zu bauen, denen meistens der Eigennutz ihr Augenmerk, Hinterlist und Treulosigkeit aber Staatsklugheit ist. Fürst und Republik stehen in so entschiedenem Gegensatze, daß ihr Verhältniß nur in höchst seltenen Fällen aufrichtig und innig werden kann.

3. Carl erobert Lothringen. December 1475.

In Folge des Friedens mit dem Kaiser mußte Herzog Carl gegen das Ende des Jahres 1475 die unnütze Belagerung von Nuys aufheben. Er hatte durch Großsprecherey seine Ehre an die mißlungene Eroberung dieser Stadt gehängt. Der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit war verloren, der Kern seines Heeres vernichtet, die Uebriggebliebenen im elendesten Zustande, ihr Selbstvertrauen geschwächt. Vergebens suchten ihn seine treuesten Freunde zum Frieden mit den Eidsgenossen zu bewegen. Er horchte lieber auf die Einflüsterungen verrätherischer Italiäner, die seiner Hitze und seinen Leidenschaften schmeichelten. „Bern und Freyburg zu verbrennen, und „auf den Trümmern ein Denkmahl zu errichten,“ war damahls beliebte Hofsprache. So brach denn Carl verwirrt und ergrimmt von Nuys auf. Er verschmähte, mit Hülfe von zwanzig tausend Engländern Frankreich anzugreifen. Die Schweiz, der alte Hauptsitz des Burgundischen Reiches, war sein Ziel, ihre Unterjochung und Rache an ihr sein Verlangen. Alle Länder, die er durchzog, füllte er mit Verwüstun-

gen. Er kannte weder Barmherzigkeit, noch Gerechtigkeit mehr. In seine Banner ließ er Flammen und Feuer fangende oder erregende Stoffe mahlen, um zu verkündigen, was er in seinem Zorne mit den Eidsgenossen vorhabe. „Dann," sagt der ehrliche Bullinger, „er sich solches mit seiner großen „Macht wohl zu thun getraute. Er hätt aber in seinem „Hochmuthe Gott nit darum gefragt." — Lothringen, Lothringen, der alte Stein des Anstoßes, der Gegenstand seiner langjährigen Eroberungssucht, nahm Carl im Durchmarsche weg. Eine Anzahl Eidsgenossen, die sich ihm zu Brie an der Orne, auf Bedingung freyen Abzuges, er geben hatten, ließ er aufhängen, mit der Bemerkung, „das werde fortan das Schicksal aller Eidsgenössischen „Gefangenen seyn." Wenn aber die Gewaltigen dem Völkerrechte Hohn sprechen, so sollten sie bedenken, daß von dem an auch sie kein Recht mehr schützt. Der Furchtbarste muß zittern, wenn er seinen Gegner zur Verzweifelung reizt. Nachdem die Lothringischen Stände dem Burgundischen Carl den Eid der Treue geleistet, erließ er sogleich, ohne Ansehung des Winters, an alle seine Länder und Vasallen ein Geboth, den sechsten Januar 1476 mit ihm gegen die Eidsgenossenschaft aufzubrechen. Schon sah er im Geiste ein mächtiges Reich gegründet, sich selbst zum Gebiether über die Europäischen Völker erhoben. Fruchtlos verklang jede Warnung: „Seine „Augen waren verblendet, zu sehen, und sein Herz, daß er „es nicht merkte!"

Dritter Feldzug. 1476.

1. Carls Anmarsch. Januar 1476.

In den ersten Tagen des Jahres 1476 musterte Carl bey Nancy ein auserlesenes, wohl gerüstetes, bis zur Pracht und zum Ueberflusse versehenes Heer von dreyßig tausend

Mann. Er beschloß, über den Jura einen Angriff auf die Schweiz zu thun. Sein Gemüth verachtete die kluge Meinung treuer Räthe, die ihn bereden wollten, die verlorenen Pfandschaften wieder einzunehmen, und sich mit den Eidsgenossen auszusöhnen. Er wollte den Hauptschlag gegen die Schweiz führen, in der richtigen Voraussetzung, wenn sie besiegt wäre, alles Uebrige, was er wünschte, als leichte Beute zu erhalten. Aber er hatte die Kräfte nicht gehörig berechnet, welche in Bewegung gesetzt werden mußten, um diesen Hauptschlag gegen ein freyes, kriegerisches, sieggewohntes, durch seine Armuth, seine Ströme, seine Berge geschütztes, durch seinen Gott vertrauenden Muth und heilige Erinnerungen begeistertes Volk mit Glück zu führen. Am vierzehnten Januar brach Carl von Nancy auf. Zu Besançon stießen seine furchtbare Artillerie, seine Burgundischen und Italiänischen Verstärkungen zu ihm, und brachten sein Heer auf die Stärke von sechzig tausend Mann. Dieses Heer, bedeutender durch seine Zahl, als durch seinen Geist, großen Theils aus ungeübtem, schnell zusammen gerafftem Volke bestehend, zog einher, wie wenn es auf die Feyer eines lange ersehnten Freudentages, und nicht auf einen entscheidenden Kampf mit den Söhnen der Helden von Morgarten, Sempach und Laupen abgesehen wäre. Neben einer zum Kriege gehörigen, zahlreichen, zu jener Zeit ungeheuern Rüstung und allen nothwendigen Vorräthen brachte Carl den größten Theil seines Hofes, seine ganze Dienerschaft in ihrem höchsten Glanze, die alte, berühmte, durch ihn selbst noch vermehrte Pracht seines Vaters, alle seine Schätze und Kostbarkeiten, sehr viele Kaufleute, Köche, große Waarenlager und eine Menge leichten und lustigen Gesindels mit sich; so daß sein Heer sammt dem unnützen Trosse vielleicht auf hundert tausend Mann anschwoll. Die Eitelkeit hatte Carls Sinne bethört. Er glaubte, des Sieges sicher zu seyn. Diese Ueberzeugung theilte sein ganzes Heer. Vergessend, daß in der ernsten Feldschlacht die Schärfe

des Schwertes den Glanz des Goldes überwiegt, überließ es sich einer zuversichtlichen Freude, die nach gewonnener Schlacht dem Ueberwinder geziemt; vor dem Kampfe aber mehr Unverstand und thörichte Feindesverachtung, als wahren Muth beweis't, und meist ein sicherer Vorbothe einer nahen Niederlage ist. — Einheimische und ausländische Schriftsteller haben aufgezeichnet, die erschrockenen Eidsgenossen hätten durch zwey Gesandtschaften um Frieden, ja selbst um Bund gefleht, und dem Herzoge vorstellen lassen, er werde durch ihre Freundschaft Viel, durch einen Sieg Nichts gewinnen; weil an den Spornen und Gebissen seiner Pferde mehr Gold und Silber, als in der ganzen armen Schweiz zu finden sey. Nichts bestätigt uns diese unverbürgte Nachricht. Im Gegentheile ist klar, die Eidsgenossen kannten keine Furcht. Die Berner schrieben der Niederen Vereinigung, sich besonders mit Reisigen gerüstet zu halten. „Wir hoffen," äußern sie sich freudig, „der Sache ein kurzes Ende zu machen!" Das ist doch gewiß nicht die Sprache erschrockener Leute! — Schon drangen einzelne feindliche Scharen über den Jura in die Waat. Es erging Berns Mahnung an alle Eidsgenossen. Zugleich wurde den Reichsstädten geschrieben, Reisige, Schützen, Pulver und Büchsen zu senden, „und wir," äußerte das Schreiben, „gedenken Deutschland des Mannes zu entladen, dem „die Begierde sein Herz nicht ruhen läßt!" — Jeder Tag konnte den Ausbruch des wüthenden Krieges bringen. Deutschland, Frankreich, Italien erwarteten mit gespannter Unruhe, ob die Schweiz Burgunds Gewalt brechen, oder ob der Herzog durch seine Uebermacht siegen, und hierauf alle Nachbarn unter sein Joch bringen werde.

2. Mordnacht zu Iverdun. Den dreyzehnten Januar 1476.

Die Eidsgenossen hatten aus Mangel an Vorsicht oder aus unzeitiger Sparsamkeit die wichtigen Vorposten von

Joigne und Orbe, durch deren Besetzung dem Feinde das Eindringen ins Land sehr hätte erschwert werden können, wieder verlassen. Iverdun hingegen und Granson, beyde am Neuenburger-See, hielten sie besetzt. Iverdun war bey seiner Eroberung von den Eidsgenossen ganz gegen ihre Gewohnheit so schonend behandelt worden, daß diese hoffen konnten, die Bürger werden sich aus Dankbarkeit während des Krieges ruhig halten. Als aber Herzog Carl anrückte, schien den Bürgern der Entscheid schon so gewiß, daß sie mit ihrem alten Herren, dem Grafen von Romont, heimlich verabredeten, ihn des Nachts mit funfzehn hundert Mann in die Stadt zu lassen. Um dieß zu bewerkstelligen, gaben die Bürger zu Iverdun der siebzig Mann starken Eidsgenössischen Besatzung einen Ehrentrunk; und obschon diese gewarnt worden waren, überließen sie sich doch der Freude und der Ruhe so sicher, als ob sie mitten unter Freunden wäre. Um Mitternacht, als der Wein oder der Schlaf die Besatzung gefesselt hielt, brach Romont in die Stadt. Viele Eidsgenossen wurden in den Häusern schlafend getödtet, die übrigen ergriffen die Waffen, rannten halb bekleidet auf den Straßen zusammen, und schlugen sich, obschon von allen Seiten angegriffen, selbst aus den Häusern und von den Dächern mit Steinen und Ziegeln begrüßt, nach zweystündigem Gefechte zum Schlosse durch. Als sie sich hinein warfen, wurden sechs Mann abgeschnitten. Diese zu befreyen, thaten die anderen mit günstigem Erfolge einen Ausfall. Welch eine unbeschreibliche Tapferkeit die Eidsgenossen jener Zeit zu beweisen pflegten, mag ein einziges Beyspiel aus dieser Schreckensnacht erzeigen. Es war unter den Eidsgenossen ein großer, starker Mann von Luzern, nur mit einem langen Schwerte, einem Bogen und einem einzigen Pfeile bewaffnet. Ueberall machte er mit seinem Schwerte Weg und Lücken, dann wandte er sich, schoß einen Verfolgenden durch den Kopf, drang zu dem Leichname vor, seinen Pfeil wieder zu nehmen,

Zum zweyten Mahle that er also. Zum dritten Mahle ließ er noch am Schloßthore seinen Pfeil nicht vergeblich fliegen. — Romont forderte die Burg unter den heftigsten Drohungen auf. Die Eidsgenossen, auf Alles gefaßt, zerbrachen die Oefen und die Zinnen der Mauer, und warfen, weil ihnen Geschütz mangelte, statt der Antwort mit Steinen. Die Feinde eilten, vereint mit den Bürgern, den Schloßgraben mit Stroh anzufüllen, um das Holzwerk der Burg in Flammen zu setzen. Da thaten die Eidsgenossen einen zweyten Ausfall. Der Graf wurde verwundet, seine Leute flohen. Diesen günstigen Augenblick benutzten die Eidsgenossen, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, leerten alle benachbarten Keller und Speisekammern, und nahmen eine Feldschlange weg, die bey der Kirche stand. Jetzt berichteten sie nach Bern, „sie getrauen sich, einige Zeit zu halten, wenn man „ihnen zu Hülfe komme.“ Sogleich eilten achtzig Mann von der Besatzung von Peterlingen, sie zu verstärken. Der Feind hielt diese für die Vorhuth einer größern Schar, und zog sich zurück. Die Iverduner beluden sich, ihre Weiber und Kinder, ihr Vieh und ihre Wagen mit ihrer besten Habe, und flohen mit Romont; denn schon verkündeten die brennenden Vorstädte die beginnende Rache der Eidsgenossen, und die Bürger würde das Härteste betroffen haben, hätten sie nicht ihr Leben durch die Flucht gerettet. Nach einiger Zeit durften die Bürger, welche an dieser Sache unschuldig waren, mit Erlaubniß von Bern und Freyburg, wieder in ihre Heimath zurück kehren. Die Obrigkeiten mochten den Vorfall für eine nützliche Warnung gegen den Mangel an Mannszucht ansehen, ihn deßwegen milder beurtheilen, und im Ganzen Etterlins Meinung seyn, der da sagt: „Wären die Unsern „im Schlosse geblieben, (wie sie gesollt hätten), und nit in „der Stadt gelegen, (wohin sie nicht gehörten), so wär ihneu „nützid beschechen.“

3. Belagerung von Granson. Vom neunzehnten bis zum neun und zwanzigsten Februar 1476.

In derselben Nacht des dreyzehnten Februars wurde Brandolf von Stein, Befehlshaber von Granson, durch eine mit dem Ueberfalle von Iverdun zusammen hangende Verrätherey gefangen. Man drohte, ihn zu tödten, wenn die Burg nicht übergeben werde; allein die Besatzung antwortete, „ihr Hauptmann werde sein Leben nicht mit „seiner Ehre erkaufen wollen, und sie selbst seyen ihren „Obrigkeiten mehr Rücksichten schuldig, als ihrem gefangenen „Anführer. Sein Tod aber werde nicht ungerächet blei„ben.“ Brandolf selbst ermahnte zur Festigkeit, und versicherte, „lieber sterben, als um seines Lebens willen die „Burg verlieren zu wollen.“ Hierauf wurde er hart behandelt, und als Gefangener nach Burgund abgeliefert. Sofort übernahm in der Burg sein Bruder Georg den Oberbefehl. Mittlerweile nahete sich der Feind immer stärker. Er besetzte die Dörfer rings umher. Die Besatzung von Iverdun zündete auf Berns Befehl Stadt und Schloß an, und schlug sich nach Granson durch. Vor diesen letzteren Ort legte sich den neunzehnten Februar die Burgundische Macht.

Carls Volk überschwemmte die ganze Gegend, wie ein verheerendes Waldwasser. Lausanne wurde eingenommen, zu Genf angesehene Vorsteher hingerichtet; weil die Stadt vom Ueberzuge der Feinde sich losgekauft. Vor Granson schlug der Herzog ein Lager auf, das an Glanz und Ueberfluß mehr einer reichen Handelsstadt oder einer üppigen Residenz, als einem ernsten Waffenplatze glich. Es war regelmäßig in weite Gassen eingetheilt. In zahllosen Zelten und Buden wurden die reichsten und mannigfaltigsten Vorräthe des Bedarfes oder der Pracht und Bequemlichkeit zur Schau gelegt. Ohne den immerwährenden Donner des Geschützes hätte man hier eine Messe und nicht ein Lager vermuthet. In der

Mitte des Lagers erhob sich ein Hügel. Auf ihm standen des Fürsten kostbare Gezelte. Hier wohnte Carl in morgenländischer Pracht. Von hier aus überschaute er mit wonnevollem Stolze seine zahllosen Scharen, nicht ahndend, daß diese Tage die Abendröthe seiner Herrlichkeit wären, daß er zum letzten Mahle dieses Glanzes genösse.

Kaum war das Lager geordnet, so wurde mehrere Mahle mit großem Verluste gestürmt. Carl liebte, wie er bey Nuys gezeigt, diese Menschen fressende Wagniß. Vor Granson gewann er nichts, als die unhaltbare Stadt. Die acht hundert Eidsgenossen unter Georg von Stein warfen sich in das feste Schloß. Dieses wurde Tag nnd Nacht beschossen. Stein erkrankte gefährlich. Der oberste Büchsenmeister fand den Tod. Auffliegendes Pulver that an Menschen und Werken vielen Schaden. Der Mundvorrath nahm ab. Man hatte nur noch etwas Hafermuß, Pulver fast keines mehr. Zwey Soldaten, die über den See entrannen, eilten nach Bern, die gefährliche Lage der von einem übermächtigen Feind bedrängten, aus fünf hundert Stücken unaufhörlich beschossenen, ihrer ersten Anführer und der nöthigsten Bedürfnisse beraubten Burg kräftig zu schildern. Sogleich rückten Bern, Freyburg, Solothurn, Biel mit beynahe zehn tausend Mann ins Feld. Die andern Eidsgenossen wurden immer dringender gemahnt. Man sendete ihnen Mundvorrath entgegen, um ihren Marsch zu beschleunigen. Gern hätte das im Felde stehende Heer Granson gerettet; da es aber ausdrücklichen Befehl hatte, vor Ankunft aller Eidsgenossen das Vaterland durch kein Wagestück in Gefahr zu setzen, so versuchte es wenigstens, der Besatzung von Granson in vier Schiffen Vorrath und Verstärkung zu bringen; allein die Gegenanstalten des Feindes hinderten, sein Geschütz verscheuchte diese Schiffe. Sie konnten der Besatzung ihren guten Willen einzig durch Trommeln zu erkennen geben, welche Begrüßung diese durch einen Tanz auf den Zinnen erwiederte. Traurig betrachteten jene die

zerschossenen Brustwehren, die zerlöcherte Mauer, den zerfallenen Thurm, den sicheren Untergang. Der Herzog aber, unwillig, vor einem so elenden Schlosse zehn kostbare Tage verloren zu haben, geboth den angestrengtesten Sturm.

Vielen in der Burg entfiel beym Anblicke seiner Anstalten der Muth. Andere bewahrten in treuer Brust die Tapferkeit und die Ehrliebe ihrer Väter. Der Herzog ließ sie auffordern, „wenn sie ihn länger hier aufhalten, werde der Galgen ihr Lohn seyn;“ sonst aber war ihnen Gnade anerbothen; allein sie wußten von Brie, und trauten der Gnade nicht. Darum wurde nach dem Sinne der Mehrheit geantwortet, „nur dann werde Carl die Burg betreten, wenn die Eidsgenossen befehlen, sie zu öffnen.“ Da kam ein Burgundischer Edler, Herr von Ronchant, welcher der Deutschen Sprache mächtig war, vor die Burg, lobte die Tapferkeit der Besatzung, welche auch dem Herzoge und seinem ganzen Heere recht wohl gefalle; behauptete, „Freyburg sey in Flammen „untergegangen, Bern und Solothurn haben sich ergeben wollen; allein der Herzog habe ihren Untergang geschworen. „Jetzt seyen diese Städte in wehrloser Trauer und schrecken„voller Erwartung ihres Schicksales versunken. Die Eidsgenossen seyen aus einander, weil die meisten sich wegen der „von Bern neu gewonnenen Lande keiner augenscheinlichen „Gefahr aussetzen wollen. Ganz Deutschland warte der „Winke des großen Carl. Unter solchen Umständen wäre es „unsinnig, sich länger zu halten, weil dabey nur unnütz „Blut vergossen werde. Man solle lieber Carls gute Laune „benutzen, er habe Gnade versprochen. Vielleicht in einer „Stunde sey es zu spät.“ — Denen im Schlosse schienen diese Reden um so wahrscheinlicher, da sie aus der Unthätigkeit der im Felde stehenden Eidsgenossen schließen mußten, dieselben seyen aus einander gegangen. Dennoch erinnerte die Besatzung an die zu Brie verübte Treulosigkeit. „Dort, hieß „es, war ein anderer Fall. Jetzt aber gebe ich, ein Edel-

„mann, mein Ehrenwort. Ich werde nicht euer Blut auf „meine Seele, noch die ewige Schande eines Verräthers auf „mein Geschlecht laden wollen! Bedenkt, was ihr thut!“ Die Besatzung wankte. Die Kühneren wurden überstimmt. Man belohnte, um sich einer desto kräftigeren Fürbitte zu erfreuen, den Vermittler mit hundert Gulden, und zog aus der Burg. So bald die Eidsgenossen ins Lager kamen, wurden sie zu zehn und zwanzig an Stricke gebunden, und als die dummen, überlisteten Schweizer mit vielem Spotte vor Carln geführt. Er fragte bey ihrem Anblicke: „Was sind „das für Leute?“ Von Ronchant und einem Versprechen wollte er nichts wissen. Da kamen die Geschädigten aus der Waat, Romont, Ronchant selbst, um den Herzog zu dem falschen Grundsatze zu bereden, ein schreckenvolles Beyspiel werde ihm alle Städte und Schlösser öffnen, Krieg ohne Schonung sey der schnellste und siegreichste. Noch immer hat die Erfahrung das Gegentheil gelehrt; aber Carl, einzig diesen Eingebungen und seinem gekränkten Stolze folgend, übergab die Besatzung von Granson den Henkern. Die Meisten wurden noch an demselben Tage, ganz entkleidet, an Bäume gehangen. Die Uebrigen des folgenden Morgens an langen Stricken durch den See geschwemmt, bis ihr Leben entfloh. Ronchant meinte, seine Schande durch die Erinnerung an einen Prozeß zu bedecken, den er zu seinem Aerger einst in der Schweiz verloren hatte. Die Eidsgenossen schwiegen. Keiner warf dem andern das Unglück vor. Sie starben so geduldig und mannlich, daß es dem Feinde schreckbar schien. Ihr Todestag war der letzte Tag der Ehre Carls und seines Glückes.

4. Schlacht von Granson. Den dritten März 1476.

Am gleichen Tage, an welchem der Herzog diese Unthat verübte, war die Hauptmacht der Eidsgenossen, achtzehn bis zwanzig tausend Mann stark, bey Neuenburg zusammen ge-

kommen. Hier erhielten sie die Kunde des Mordes und dursteten nach Rache, während der Herzog sich süßen Träumen von Ehre, Ruhm und Eroberungen hingab. Er vernahm die Nähe der Eidsgenossen, und rüstete sich auf die nächsten Tage zur Schlacht. Sein Heer stand vorwärts von Granson in der vortrefflichsten Stellung, in einem durch Natur und Kunst wohl verschanzten Lager, das sich rechts an den See; links an den Jura lehnte, wo es durch Waldung, Sümpfe, Gräben und Schanzen gedeckt war. Im Rücken dieses Lagers befand sich eine Wagenburg, vor sich hatte es den Arnon, dessen Zugänge durch eine furchtbare Artillerie vertheidigt wurden. Es leuchtete ein, daß die Eidsgenossen, kaum ein Drittheil so stark, als der Herzog, ihn in dieser vorzüglichen Stellung mit weniger Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges angreifen könnten. Daher beschlossen sie, ihn durch List heraus zu locken, und ordneten einen Angriff auf die von den Burgundern besetzte, zwischen Neuenburg und Granson liegende Burg Vaumarcus, in welcher sich, nach der Angabe mehrerer Schriftsteller, einige Räthe und Lieblinge Carls ihrer Bequemlichkeit wegen aufhielten. Die Eidsgenossen hofften, der Stolz des Herzogs werde es ihm nicht erlauben, bey diesem Angriffe ein ruhiger Zuschauer zu bleiben. Sie hatten auch richtig gerechnet. Früher, als sie vermutheten, noch ehe sie einen Angriff auf Vaumarcus gebildet, verließ Carl aus Zorn und Stolz, gegen den Rath seiner besten Anführer, seine höchst vortheilhafte Stellung, und zog, um eine nicht sehr wichtige Burg mit wenigen, fast gleichgültigen Leuten zu schirmen, den Eidsgenossen in eine Gegend entgegen, wo er weder seine große Macht entwickeln, noch sein Geschütz oder seine Reiterey mit besonderem Nachdrucke anwenden konnte.

Den dritten März brach der Vortrab der Eidsgenossen, die Banner von Schwyz und Thun, durch viele Freywillige verstärkt, aus der Gegend von Neuenburg auf. Es war

frühe am Morgen, der Tag trübe und nebelig. Das Land war noch im Winterkleide, auch schneyte es stark. Bey Vaumarcus stieß der Eidsgenössische Vortrab auf eine kleine feindliche Heeresabtheilung, und warf sie zurück. Als die Eidsgenossen siegend die Höhe unfern des Schlosses erstiegen hatten, erblickten sie zu ihrer Verwunderung im Thale die ganze Macht des Feindes. Herzog Carl war an seinem Orte nicht weniger überrascht; das hatte er nicht erwartet, daß die Eidsgenossen ihm entgegen ziehen werden. Er glaubte, sie suchen zu müssen, und ordnete, von seinen geworfenen Truppen gewarnt, seine Schlachtreihen; weil sein Heer bis dahin nur in Marschordnug gezogen war. Als das Eidsgenössische Vordertreffen, die Scharen der Berner, Solothurner, Freyburger und Bieler, die Vorhuth im Gefechte erblickte, eilte es dieselbe zu verstärken, und es standen nun etwa neun tausend Eidsgenossen den Burgundern gegen über. Der Feind rückte an. Die Eidsgenossen schickten ihrem langsam nachrückenden Gewalthaufen eine Mahnung zu, dann fielen sie nach der Väter Sitte auf die Kniee zum Gebethe. Der Feind, mit diesem frommen Gebrauche unbekannt, in dem Wahne, das ganze Eidsgenössische Heer vor sich zu haben, welches, vor seiner Uebermacht erschrocken, auf die Kniee gefallen, um Barmherzigkeit zu erflehen, erhob ein grimmiges Hohngelächter; denn zur Schonung war er nicht geneigt. Ein Keil von Küraſſieren sprengte heran, um einzuhauen und niederzureiten; wurde aber durch die langen Lanzen der Eidsgenossen übel empfangen, und durch ihr wohl geschlossenes Viereck, das mit Macht vordrang, zurück geworfen. Nachdem das zu hoch gestellte Burgundische Geschütz mit geringem Erfolge gefeuert, versuchte Carl, mit seinem Gewalthaufen die Eidsgenössische Linie von vorn zu durchbrechen, während Graf Ludwig von Chateauguyon, ein persönlicher Feind der Eidsgenossen, welche ihm und seinem Bruder Orbe und Granson weggenommen hatten, an der Spitze von sechs tausend Pferden,

mit äußerster Anstrengung zu den Bannern durchzudringen strebte. Jetzt entbrannte der heftigste Kampf. Die Eidsgenossen wurden hart gedrängt. Zwey Mahl hatte Chateauguyon mit eigener Hand das Landbanner von Schwyz gefaßt. Der Ausgang der Schlacht schien zweifelhaft, ja für die Eidsgenossen gefährlich zu werden; da fand Chateauguyon mit mehreren ausgezeichneten Führern den Tod. Seine Scharen, durch dieses Unglück betäubt, wankten. In diesem Augenblicke zog ein fürchterliches Getöse auf den Höhen zwischen Bonvillars und Champigny die Augen der Burgunder auf sich. Die Eidsgenossen hatten die Verwirrung der Burgunder benutzt, ihnen in die linke Seite zu fallen. Ihr rasch anrückendes Kriegsvolk bedeckte die Berge. Es war um die dritte Stunde des Mittags. Der Himmel hatte sich aufgeklärt. Die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. „Was ist das für „ein Volk," rief, nicht ohne Schrecken, der Herzog von Burgund zu Brandolfen von Stein, den er gefangen mit sich führte, „was ist das für ein wildes Volk? Sind das auch Eidsgenos„sen?" „Das erst," sprach der von Stein, „das erst, gnä„diger Herr, sind die wahren alten Eidsgenossen von hohem „Gebirge, die Männer, welche Oestereich schlugen. Dort sind „die Bürgermeister von Zürich und Schaffhausen, dort führt „Tschudi sein Volk!" — Drey Mahl erschallte bey diesen Worten der Uri-Stier, Tod verkündigend, und wunderbar erklang das Unterwaldner-Landhorn.

Der unerhörte, das Gebirg durchfahrende Hall, der Anblick der gewaltigen Männer bewirkte Erstaunen. Carl rief: „Was wird aus uns werden; schon diese Wenigen haben uns „ermüdet!" Er fühlte die Wichtigkeit des Augenblickes und durchritt das Heer, um es mit Wort und Beyspiel anzufeuern. Aber als der vereinigte Schweizerische Schlachthaufe, nachdem er sein Geschütz mit vortrefflicher Geschicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam, aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerke immer neue Scharen hervor stiegen,

da verbreitete sich über die ganze Burgundische Armee jenes unerklärbare Entsetzen, das oft die Beherztesten ergreift. Sie gab die Schlacht verloren. Eine verstellte rückgängige Bewegung der Reiterey, welche die Eidsgenossen in eine nachtheilige Stellung locken wollte, schien dem Fußvolke ein Zeichen zur Flucht. Die Burgundischen Schlachtlinien stürzten sich über einander. Reiterey und Fußvolk mischten sich in unnennbarer Verwirrung. Vergebens warf sich Carl, heute zum ersten Mahle unglücklich, an der Spitze einiger Reiterey mit entblößtem Schwerte dem Schwarme der Fliehenden wüthend entgegen. Wie mußte ihm seyn, da er bey einer Einbuße von kaum tausend Mann den Ruhm seiner Unüberwindlichkeit verloren, und unaufhaltbar sein ganzes Heer nicht in das befestigte Lager, wo es sich hätte sammeln können, nein, die Einen nach Granson, die Andern in die Gefilde und Wälder, Andere über den Arnon oder das Gebirge, noch Andere in Schiffe schimpflich flüchten sah! Wie ward ihm, als hier die Condottieri, dort die Scharen von Burgund sich auflös'ten, und ihn selbst so eilig und gewaltsam mit in die Flucht rissen, daß die Sieger zuerst in Ordnung, hierauf in vollem, strengem, angeregeltem Laufe die Feinde weit über das Schlachtfeld hinaus verfolgten! Er, der unglückliche, trostlose Fürst, warf noch einen letzten Blick auf die vier hundert Büchsen, auf den alten Reichthum, auf die untergehende Pracht seines Hauses; dann sprengte er, seinem Schicksale fluchend, mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jura-Paß. Nicht von den Eidsgenossen, aber von seinem Unmuthe verfolgt, fand er erst mitten in Hoch-Burgund wieder einige Ruhe und einigen Trost. Müdigkeit und Nacht endigten die Verfolgung.

Nach Beendigung der Schlacht fielen alle Eidsgenossen nieder zum Dankgebethe für den leichten, wohlfeilen Sieg. Die von Bern, durch den Anblick ihrer aufgehängten Freunde und Brüder wüthend, begehrten noch an demselben Tage

den Sturm auf Granson. Zitternd ergab sich die Burgundische Besatzung ohne Widerstand. Vergebens suchte man sie zu retten. Die junge Mannschaft von Bern und Freyburg riß sie zum Tode. Nur einige junge Edelknaben und ein vornehmer Anführer, den man gegen Brandolf von Stein auswechseln wollte, fanden Gnade. Auch dieser mußte von den Hauptleuten der Berner unter die Luzerner versteckt werden. — Die Besatzung von Vaumarcus, durch dieses Beyspiel geschreckt, stahl sich des Nachts mit List aus ihrer Burg. — Ehe sich das Heer der Nachtruhe überließ, gab Niclaus von Scharnachthal, Schultheiß von Bern, der älteste Ritter des Eidsgenössischen Heeres, den Helden des Tages zum Gedächtnisse den Ritterschlag. Unter ihnen jenem Waldmann, der nachher so groß und berühmt ward, und am Ende eine glänzende Laufbahn auf der Blutbühne beschloß.

5. Die Beute von Granson 1476.

Schon seit dem Anfange der Flucht hatten die vom Trosse und Freywillige hin und wieder in großen Zelten die Kostbarkeiten und Cassen der Fürsten und Herren geplündert, so daß mancher unerwartet in bedeutenden, einige in dauernden Reichthum kamen. Als aber die Schlacht geendet hatte, wurden von den Siegern Beutemeister verordnet, und dem Heere ein Eid abgenommen, Alles zu gemeinsamer Vertheilung redlich abzuliefern. An alle Wirthe der umliegenden Gegend erging ein scharfer Befehl, niemanden etwas abzukaufen. — Carls eigenthümliche Schätze in dem eroberten Lager mochten, nach seiner eigenen Schätzung, am Werthe mehr, als eine Million Gulden betragen. Sechs Fürsten, die Blüthe des Niederländischen- und Burgundischen Adels, die ganze Generalität, welche alle in Pracht und Glanz wetteiferten, mochten eben so viel haben. Die Magazine, die Artillerie, Waffen, Pferde und Wagen hatten ungefähr den

Werth einer dritten Million, welches Alles nach dem Geldwerthe unserer Zeiten wenigstens zehn Mahl so hoch anzuschlagen ist. — Nebst Korn, Wein, Hafer, gesalzenem Fleische und Fischen war durch köstliche Süd-Früchte und Spezereyen auch für die Lust gesorgt. Aller dieser Ueberfluß wurde in etwa tausend Buden durch zahlreiche Krämer und Diener zum Verkaufe ausgesetzt. Man fand über vier hundert große Hauptbüchsen, Batterie-Stücke, Feldschlangen, acht hundert Hakenbüchsen, drey hundert Tonnen Pulver, bey zehn tausend Zugpferde. Alsbald wurden hundert und achtzig der vortrefflichsten Stücke zu Wasser und zu Lande nach Nidau und in die Gränzplätze abgeführt, und kein Heerhaufe zog nachher ab, ohne einen Theil dieser Siegeszeichen mit sich zu führen. Getheilt wurde eine ungezählte Menge der Spieße, Mordärte und, zum Theile vergifteter, Pfeile von Englischer Fabrik, nebst Carls zierlich mit Elfenbein eingelegten Handrohren und mehreren tausend bleyernen, mit eisernen Stacheln versehenen Kolben, ferner Handbogen, Armbrüste, Sehnen, zuletzt sieben und zwanzig Hauptbanner und über sechsthalbhundert Fahnen. Wie ward den Siegern aber, als sie auf jenen Hügel mitten im Lager, wo Carl sich aufgehalten hatte, hinauf zogen, wo mehr als vier hundert mit Seide behängte, prächtige Zelte standen, unter ihnen sieben vorzüglich kostbare, wo die Kapelle, die Hofkanzelley gewesen, wo Anton, Carls Bruder, und die ersten Heerführer gewohnt hatten; über alle aber empor ragend Carls Haupt-Quartier, ein Zelt, das nach dem des Osmanischen Sultans für das herrlichste in Europa galt. Von außen glänzten Wappenschilde mit Gold geziert, mit Perlen gestickt, inwendig war es mit Sammet ausgeschlagen. Da stand sein goldener Stuhl, auf dem er Gesandte empfing, (damahls zu eilf tausend Gulden gerechnet). Da lag der reich und geschmackvoll verzierte, herzogliche Hut, leuchtete unter vielen auserlesenen Waffen Carls Prachtschwert hervor, dessen Handgriff mit sieben großen Diamanten, eben

so vielen Rubinen, funfzehn ungemeinen Perlen und einer Menge Sapphiren und Hyacinthen geschmückt war. Nicht weniger zog das kostbare Ordenszeichen des goldenen Vließes Aller Blicke auf sich. — In der Kapelle fand man den goldenen Rosenkranz Philipps des Guten, mit Edelsteinen statt Kugeln, viele Heiligthümer des katholischen Glaubens mit reichen Einfassungen oder in den köstlichsten Käsichen. Hier wurde das in rothen Sammet gebundene, mit Gold und Mahlereyen herrlich gezierte Gebethbuch gefunden. Damahls verschmähten auch die Fürsten nicht, sich vor dem Herrn zu demüthigen, eine Pflicht, die jetzt manchem gemeinen Manne überflüssig oder zu sauer scheint. Dann hob man vom Altare die große, von Gold schwere Monstranz. — Die Sieger kamen in die Staatskanzelley. Hier wurde das Hauptsiegel des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer, gefunden, ferner das silberne und vergoldete Siegel Antons, und von den Urbarien der Zinse und Rechte und den Catastern wurde Feuer gemacht. — Alsdann traten sie ins Speisezelt, und leerten die mit silbernen und goldenen Pokalen, Schüsseln und Tellern, welche Könige und Fürsten bewundert hatten, hoch aufgethürmten Staffeleyen. Endlich wurden vier hundert Reisekisten geöffnet, welche noch nie so herrlich gesehene Leinwand und einen unerhörten Ueberfluß an Seide enthielten. Die Krieger achteten diese letztere wie Landtuch, trugen sie als Kleidung, so lange sie hielt, und legten sie dann gleichgültig wieder ab. Um wenige Groschen gaben sie silberne Teller, die sie für Zinn hielten. Die Cassen und Geldvorräthe wurden mit Hüten getheilt, und die kunstvoll gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte, wie in einem Kramladen, ausgemessen und zerschnitten. — Drey Diamanten, durch ihre Schicksale und ihre Größe ausgezeichnet, waren das merkwürdigste Stück der Beute. Der erste, einer halben Baumnuß gleich, wurde lange für den größten in der Welt geachtet, von Carl so hoch, als eine Provinz gehalten, und

im Schrecken der Flucht auf der Landstraße verloren. Ein Schweizer fand ihn in einem Kästchen, worin er neben einer eben so ungemein großen Perle ohne Einfassung oder Verzierung lag. Der Mann hielt ihn für ein Stück Glas, und warf ihn verächtlich weg, doch hob er ihn wieder auf, und verkaufte ihn an einen Priester um einen Gulden. Diesem gaben die Berner drey Franken. Sie verkauften ihn einem ihrer Bürger um fünf tausend Gulden und vier hundert Gulden Geschenk dem Schultheißen. Genueser gaben dem Käufer sieben tausend Gulden, und verkauften den Diamanten um eilf tausend Ducaten an den Mailändischen Herzog Ludovico Sforza Moro. Von Mailand kam der Edelstein um zwanzig tausend Ducaten in die Krone des Papstes. — Ein zweyter auch im Lager gefundener Diamant, der mit dem ersten an Pracht wetteiferte, und zwischen drey großen Rubinen, die drey Brüder genannt, und vier der herrlichsten Perlen auf einer Halszierde des Herzogs angebracht war, wurde nebst Carls Prachthute, rund und hoch von gelbem Sammet, mit einem Kranze von Sardonychen, Rubinen, Perlen und geschnittenen Diamanten, zu oberst mit einer Zierath von Edelsteinen in goldener Einfassung, um sieben und vierzig tausend Gulden an den reichen Jakob Fugger von Augsburg verkauft. Von ihm kam der Diamant an einen König von England, später an Philipp II. von Spanien, jetzt soll er in der Schatzkammer zu Wien befindlich seyn. Der Hut hingegen wurde zerstückt, und die meisten einzelnen Steine an den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, Carls nachherigen Schwiegersohn, verkauft. — Ein dritter Diamant, den eben erwähnten keines Weges gleich, und doch in den neueren Zeiten auf acht Mahl hundert fünf und zwanzig tausend Reichsgulden gewerthet, wurde erst im Jahre 1492 von einer Tagsatzung zu Luzern um fünf tausend Gulden veräußert; hierauf kam er in die Hände der Könige von Portugal; als ihr Haus erloschen war, in die Krone der Könige von Frankreich.

6. Benehmen Ludwigs XI.

Eine vielleicht noch größere Freude über Carls Niederlage, als die Sieger selbst, empfand Ludwig XI., Carls böser Dämon. Freylich war der Sieg eben so gut für ihn, als für die Eidsgenossen erfochten, ohne daß er ihn mehr, als Geld und List gekostet hätte. Schon beym Ausbruche des Krieges war Ludwig nach Lyon geeilt, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu seyn. Von dort sendete er unter mannigfaltigsten Verkleidungen Kundschafter in die Schweiz, und erwartete mit großer Ungeduld entscheidende Nachrichten; denn die Schweizer, mit seinem treulosen Betragen unzufrieden, ließen ihn befürchten, sie werden einen Frieden, wo nicht gar einen Bund mit Carl schließen, dessen Folgen für Ludwig verderblich geworden wären. Endlich kam die Nachricht von Granson. Der König konnte sich dieselbe nie genug wiederhohlen lassen. Nur das kränkte ihn, daß nicht mehr Burgunder geblieben waren. Seine Freude verbarg er. Dem Herzoge bezeugte er sein Bedauern. An die Eidsgenossen verschwendete er die reichsten Geschenke und die stärksten Zusageu, um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen; denn der Tag von Granson hatte weder seine Furcht gestillt, noch seiner Rache ein Genüge gethan.

7. Neue Kriegsrüstungen. März 1476.

Carl, in tiefem Schmerze, nicht niedergeschlagen, aber desto wüthender, je weniger er bisher an Mißgeschick gewöhnt war, ergab sich dem Unmuthe so sehr, daß er an Leib und Seele erkrankte, und man den Verlust seines Lebens oder seines Verstandes besorgte. Sein Blick war verwirrt, seine Wangen blaß, seine Stimme kaum hörbar aus beklommener Brust. Sein Inneres war von Zorn, Haß, Selbstverachtung und Scham zerfleischt. Er ließ einige Tage niemanden vor sich, genoß keine Speise, stampfte, knirschte, schäumte, biß sich vor Wuth in die Finger, und scheute sich nicht, Flüche

und Gotteslästerungen auszustoßen. Sein Ehrgeiz war zu sehr gedehmüthigt worden, als daß er nicht Alles hätte anstrengen sollen, mit möglichstem Nachdrucke und aller Geschwindigkeit einen Krieg zu erneuern, in dem er seine Feinde zu verderben hoffte. Der sechste Mann wurde aufgebothen. Alle Besatzungen aus Burgund und den Niederlanden mußten sich mit ihrer Artillerie zum Heere begeben. In Italien wurde eifrig geworben. Als Kriegssteuer forderte Carl von allen seinen Unterthanen den sechsten Pfennig alles Einkommens. Wo eine Kirchenglocke tauglich oder entbehrlich schien, wo in einem Hause mehr, als Ein eherner Kessel oder anderes entbehrliches Erz war, mußte das in die Stückgießereyen abgeliefert werden. Selbst die geschmeidigsten Hofleute erklärten für Eigensinn, was Carl allein für männliche Festigkeit hielt. Er ließ sich durch kein Murren seines Volkes, durch keine Vermittelung kluger Fürsten, welche Carls Fall und nach diesem Frankreichs Uebermacht und den Schweizerischen Trotz fürchteten, durch keinen Rath treuer Freunde bestimmen, anders zu handeln. Dagegen fand er Gefallen an der schmeichlerischen Großsprecherey der Welschen, und suchte Wahrsager, die ihm den Blick in eine Zukunft öffnen sollten; vor der er sich doch scheute. Er glich einem verzweifelnden Spieler, der, um einen bedeutenden Verlust wieder zu erhalten, kühn den Rest seines Besitzes an ein trügerisches Glück wagt. Nach drey Monathen schon stand Herzog Carl, voll wüthender Streitbegierde, an der Spitze eines Heeres von sechzig tausend Mann, welches hundert und funfzig Stücke Geschütz führte. Bereits war die Waat wieder in den Händen Romonts, der den Vortrab von Carls Heere befehligte.

Auch Bern blieb nicht müßig; denn ihm drohte durch einen Angriff auf Murten die erste und größte Gefahr. Daher eilte es, diese seine Vormauer zu besetzen. Wie einst in der Noth von Laupen, wurde geordnet, daß, wo in einem Hause ein Vater mit einem erwachsenen Sohne, oder zwey

waffenfähige Brüder seyen, der eine nach Murten ziehen solle. An die gesammten Unterthanen erging der Befehl, sich zu einer fest gesetzten Zeit mit Waffen, Geschütz und auf einen Monath Mundvorrath in Bern einzufinden. Der Alt-Schultheiß Hadrian von Bubenberg, Ritter, der als Burgundisch Gesinnter auf seine Herrschaft Spiez verwiesen worden war, wurde zurück berufen, und als erfahrener Kriegsheld zum Anführer nach Murten bestimmt. Er, als ein Mann, der nicht nur sich selbst und seiner Meinung, sondern dem Vaterlande lebte, vergaß das erlittene Unrecht, folgte dem Rufe, und besetzte mit funfzehn hundert Bernern und achtzig Freyburgern das zunächst bedrohte Murten. Freyburg wurde durch tausend Eidsgenossen unter Hans Waldmann von Zürich gesichert. Dieser stärkte sein Volk auf den entscheidenden Tag durch Religion und Ordnung, und hielt es durch Streifzüge in ununterbrochener Uebung. Die Reisigen von Oesterreich unter Eptingen und die gutwilligen Straßburger, die zu spät gekommen waren, um den Ruhm von Granson zu theilen, wichen nicht mehr von den Eidsgenossen, sondern wollten mit ihnen das Ende abwarten. Straßburg sendete noch freywillig seine Büchsen. Die Hülfe der übrigen Reichsstädte wurde durch ein kaiserliches Verboth gelähmt.

8. Carl zu Lausanne. März, Aprill und May 1476.

Herzog Carl zog seine Macht nach Lausanne. Hierher strömte alles Volk, das von Gent bis nach Neapel zu seinen Heeren eilte. Verschiedene dieser Abtheilungen wurden in den Gebirgen von den Eidsgenossen vernichtet. An Vevay und La Tour, wurde mit Feuer und Schwert der Vorschub gerächet, den sie Savoyschen und Italiänischen Hülfstruppen des Herzoges geleistet. Sieben Wochen lang lag der Herzog zu Lausanne. Die Anwesenheit seines Heeres war für das Land so drückend, daß den unglücklichen Bewohnern nach

den grausamsten Mißhandlungen nichts übrig blieb, als nach den Alpen zu entweichen, oder zwischen Hungertod und Bettelstab zu wählen. Nachdem der Herzog hinreichende Verstärkungen erhalten hatte, um selbst gegen Frankreich wieder einen höheren Ton anzustimmen, ließ er sein Heer auf einer flachen Höhe bey Lausanne zusammen treten. Von einer Bühne herab redete er dasselbe an, ermuthigte es, die erlittene Schande an dem Bauernstolze der Eidsgenossen, welche ihm, dem Herzoge, durch die ungerechtesten Angriffe den Krieg aufgezwungen hätten, blutig zu rächen. Er versprach, von den Eroberungen nichts für sich zu behalten. Das Land, die gewonnenen Schätze sollen seine Freunde haben. In den Häusern und Schlössern derer von Bern und Freyburg sollen seine edlen und tapfern Krieger wohnen. Das ganze Heer rief begeistert: „Hoch lebe Burgund!“ Das Heer schien herrlicher, als je. Es wird erzählt, daß es in seinem Uebermuthe das Loos über die Häuser zu Bern und Freyburg geworfen habe; aber die wahre innere Zuversicht des Sieges war nicht mehr in dem Volke.

9. Tagsatzung von Luzern. März 1476.

Auf dieses Beginnen schauten die Eidsgenossen ohne Furcht. Während Carls blinde Wuth seine Anstalten überstürmte, suchte der zu Luzern versammelte Tag der Eidsgenossen und der niederen Vereinigung, durch weise Umsicht, Eintracht und Ordnung zu erhalten, bestimmte, wie viel und was für Volk ein jeder Ort ins Feld zu stellen habe, und bändigte den wilden Muth der voreiligen, zum Streite alle Zeit rüstigen Jugend. Mit äußerster Vorsicht aber wurde eine neue, sehr zweckmäßige Kriegs-Ordonanz zur Abstellung des Freybeutens und Hinterhalten des gewonnenen Gutes entworfen; denn man war allgemein mißmuthig über die bey Granson in Absicht auf diese Puncte vorgefallenen Unordnungen. Mit großer Behuthsamkeit, damit ihm kein allzu

freymüthiges Wort Schaden bringe, redet hierüber der Geschichtschreiber Etterlin: „Es wurden zu Granson Beutemeister gesetzt, daß jeder sollt in die Beut legen, was er erübriget oder gewonnen hätte, damit es gleichmäßig zugehe, und männiglichem, Einem als dem Andern werden möchte. „Wie gleich aber dasselbe zuging, und jedermann das so ihm „worden war, wiederum darthäte, das mag ich nüt wissen, „wiewohl ich selbst darbey und mit gewesen bin. Ich weiß „aber das wohl, daß etliche Leute fast arm waren, die demnach reich und mächtig wurden, und ihre Geschlechter noch „heut zu Tage reich sind. Ich rede darum nicht, daß jemand Unrecht gethan habe. Es ward aber damahls und „seit her solchen Dingen wenig nachgefragt, daß zu besorgen „ist; es möchte der Tagen einst den Eidsgenossen merklichen „Schaden bringen, dann, wann sie wähnten, man sollte „nach den Feinden jagen; so jagete man vielleicht nach dem „Gute.“ — Mit Hinsicht auf diese schreyenden Bedürfnisse und Mängel ward also ein Kriegsgesetz folgenden Inhaltes aufgestellt: „Jedem Hauptmanne sind zwey Räthe, jedem „Banner vier Mann uzgeordnet, das Banner, wenn der „Bannerherr sinkt, empor zu halten. Hundert Mann vor und „hundert Mann hinter dem Banner dienen zu seinem Schirme. Das Raubgesindel, Freywillige genannt, wird nicht mehr „geduldet. Jeder zieht aus mit Harnisch und Waffen, die er, so „lange er im Felde steht, weder des Tags, noch des Nachts von „sich legt. Unordentliche Wagestücke, Zwietracht oder Spiel, wovon Zank entsteht, böse Schwüre, eigenmächtige Entfernung „und das rohe Geschrey im Anfange einer Schlacht sind verbothen. Der Mann rückt in seiner Ordnung an, bethet zu „Gott, und dann soll er die Augen auf, und die Hände „hart dazu thun, wacker und mannlich einhauen. Im Gefechte soll niemand gefangen genommen, sondern Alles, so „viel möglich, umgebracht werden. Will einer die Flucht „nehmen, so darf ihn sein Nachbar tödten. Wer auf der

„Flucht ergriffen wird, ist als ein Meineidiger des Todes „schuldig. Niemand beleidige das hülflose Alter oder Ge„schlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren. „Keine Mühle soll zerstört werden. Der Vortrab soll keinen „Ort verbrennen, die Nachhuth mag daselbst noch Speise fin„den. Kein Proviant wird aus dem Felde gefahren, kein „Stück der Beute angerührt; es hält auf, macht Mißmuth, „gebiert Streit, lähmt den Sieg, und bringt Unglück. Die „Austheilung der Beute soll obrigkeitlich mit Gerechtigkeit und „Billigkeit geschehen.“

Vierter Feldzug. 1476.

1. Carls Marsch nach Murten. Maymonath 1476.

Am sieben und zwanzigsten May brach Carl von Lausanne auf. Er beschloß, wie man voraus gesehen hatte, seinen Marsch über Murten gegen Bern und Freyburg zu richten. Graf Romont zog mit neun tausend Mann auf der West-Seite des Murter-Sees, während Carl mit dem Hauptheere auf der Ost-Seite vordrang. Adrian von Bubenberg meldete sogleich die Annäherung des feindlichen Heeres nach Bern, mit der Bitte, sich nicht zu fürchten, noch zu übereilen; er werde Murten bis zur Ankunft der Eidsgenossen behaupten. Hierauf versammelte er die ganze Besatzung und die Einwohner des Städtchens, und verpflichtete alle eidlich, Jeden, der ein kleinmüthiges Wort von Gefahr und Uebergabe hören lasse, sogleich umzubringen, er selbst, der Hauptmann, wolle davon nicht ausgenommen seyn. „Kriegsgesellen,“ sprach er, „wachet! Von Murtens Rettung hängt die Rettung des „Vaterlandes ab. Unsere Tapferkeit wird die Vormauer aller „Eidsgenossen seyn!“ Den Muth der Besatzung zu erhöhen, unternahm Bubenberg verschiedene glückliche, beutereiche Streifzüge in die Waat, auch ging er mit sechs bis acht hundert Mann

dem feindlichen Vortrabe bis nahe bey Wiflisburg entgegen, und fügte ihm einen bedeutenden Verlust zu.

2. Die Eidsgenossen 1476.

Ein allgemeiner Landsturm erging durch das Gebieth von Freyburg, Bern und Solothurn, und von allen Enden strömte Tag und Nacht Volk nach Bern zusammen. Die Päße über die Sane bey Laupen und Gümmenen wurden besetzt. Die Brücken abzuwerfen, verschmähte der Eidsgenössische Muth. Der Rath zu Bern war beständig versammelt; überall standen Bothen und Spähwachen. Gesandte eilten, um die Eidsgenossen bey den ewigen Bünden, so hoch und theuer, als Bern könne und möge, aufzumahnen. Dem Könige Ludwig XI. schickte man keine Mahnung zu; sein treuloser Sinn war schon bekannt. Die Eidsgenossen waren bis dahin über die Fortsetzung des Krieges verschiedener Meinung gewesen. Der alte Bund im Hochgebirge war nur zur Erhaltung der Freyheit. Von Bildung eines Staates, von Herrschaften wußten diese Männer nichts, nichts von einem Welschen Helvetien, oder daß der Jura die natürliche Landesgrenze sey. In einer Zeit, wo das Vieh auf die Alpen ging, schien es Vielen unkommlich, ins Feld zu ziehen; Andere meinten, das neu erworbene Murten liege außer den Bundeskreisen; wieder Anderen schien es überflüssig, für Berns erobernden Ehrgeiz beständige Züge zu thun. Während der Tag zu Luzern mit solchen Streitigkeiten viel kostbare Zeit verschwendete, hatte Carl Muße bekommen, sich neu zu rüsten. Jetzt aber, als er in der Größe seiner furchtbaren Macht abermahls vor ihnen stand, und Berns Gesandte in allen Orten bey aller Freundschaft und Treue unverzagt, aber dringend Hülfe begehrten, verloren sich alle Einwendungen. Die Eidsgenossen brachen auf, auch die niedere Vereinigung, auch ein dreyfaches Aufgeboth von Vorder-Oesterreich, auch Herzog Renat von Lothringen mit eini-

gen hundert Pferden. Während sich die Alle zum Aufbruche rüsteten, belagerte Carl Murten.

3. Belagerung von Murten. Von ellften bis zum zwey und zwanzigsten Brachmonath 1476.

Die Stadt, auf einer kleinen Anhöhe am Südlichen Ufer, des Murter-Sees liegend, war mit Mauern, Thürmen, doppelten Gräben, Schanzen und Bollwerken wohl befestigt, durch den See, Moräste, den Murter-Wald und ein stark durchschnittenes Land gedeckt. Carl lagerte sich auf den Höhen im Osten der Stadt, im Norden mit zwölf tausend Mann Romont, an dem See mit dreyßig tausenden Anton, Carls Bruder. Die Stadt konnte nur noch des Nachts über den See in kleinen Kähnen mit großer Gefahr einige Verbindung mit den Eidsgenossen unterhalten. Carls Aufforderung ward abgeschlagen. In der Stadt herrschte die schönste Ordnung. Die Thore wurden während der ganzen Belagerung nie geschlossen, und mit Glück verschiedene Ausfälle gewagt, um die Wachsamkeit und Zuversicht der Besatzung zu mehren. Jedermann war willig und gehorsam. Jeder wußte, wohin er gehöre, und was er zu thun habe. Es herrschte kein Getümmel, kein wilder Lärm, keine höhnische Feindesverachtung, aber freudige Zuversicht. Drohende und verführerische Zettel, die Carl an Pfeilen in die Stadt werfen ließ, thaten keine Wirkung. Hierauf ward die Stadt beschossen. Durch das Feuer stürzte ein großes Stück Mauer ein. Mit Siegsgeschrey versuchte Romonts Volk einen Sturm, verlor sieben hundert Mann, ward abgewiesen, und nach achtstündiger Arbeit wurde das Eingestürzte von den Belagerten des Nachts wieder hergestellt. Nun versuchte Carl, die Besatzung zu schrecken, indem er eines Tages sein ganzes gewaltiges Heer in kriegerischem Pompe an den Mauern vorüber führte. Als auch dieß keinen Eindruck machte, ward ein neuer, angestrengterer Sturm angelegt. Er kostete tausend Mann, und

brachte nicht ans Ziel. Der Herzog wüthete. Er schmähte bitter auf die Feigheit seines Heeres. Dieses rächte sich dafür an dem Landvolke, schonte weder Alter, noch Geschlecht, und bewirkte dadurch, daß sich das Landvolk in einigen Gegenden mit Verzeifelung und Glück widersetzte. Nachdem sich Bubenberg mit zwey tausend Mann zehn Tage lang gegen sechzig tausend gehalten, schrieb er nach Bern: „So lange „in uns eine Ader lebt, gibt Keiner nach!“

4. Anmarsch der Eidsgenossen. Brachmonath 1476.

Die Berner sandten den anrückenden Eidsgenossen auf allen Straßen Eilbothen entgegen, um ihren Marsch zu beschleunigen. Sie kamen. Auch der größte Theil der Besatzungen von Freyburg und Neuenburg begab sich zum Heere. Nur Zürich, das sich zu Luzern zuerst und eifrigst erklärt hatte, Bern aus alter Bundestreue und um des allgemeinen Besten willen nicht verlassen zu wollen, säumte mit thätiger Hülfe, und ward mit banger Ungeduld erwartet. Waldmann sendete aus dem Lager einen Bothen nach dem anderen an seine Stadt. Er schilderte, wie weit schon die Schanzgräber in den Bollwerken gekommen, wie die Schwerter unter der Erde zusammen getroffen, wie viele Thürme niedergeworfen, wie Alles übel zerschossen, und wie Murtens Untergang nahe sey, wie die Berner die brennendste Begierde nach der Schlacht empfänden, wie unaufhaltbar nach einem Unglücke das allgemeine Verderben sey; endlich, welche Schande es bringe, die Letzten im Felde zu seyn. „Gnädige Herren,“ hieß es in seinem Schreiben, „fördert Euch, daß wir nicht die Letzten „seyen, habet keinen Zweifel, die Leute sind alle unser eigen, „wir wollen sie mit Gottes Hülfe alle ertödten! Gott gebe „Glück zu Euerm Auszuge!“ — Endlich den achtzehnten Juni brach Zürich unter Hans von der Breiten-Landenberg und dem Freyherrn Ulrich von Hohen-Sax mit Thurgau, Sargans, Baden, Bremgarten, Mellingen

und dem Freyenamte, fünf tausend Mann stark, auf. Am dritten Tage langten sie zu Bern an. Schlechte Wege hatten den Marsch verzögert. Einige hundert Mann fielen vor Bern aus Mattigkeit nieder. Ganz Bern bethete um diese Zeit in den Kirchen. Man erwartete täglich, ja stündlich die Schlacht. Waldmann meldete sogleich ins Lager die Ankunft der Zürcher. Man wollte, daß sie dahin aufbrechen, ohne zu ruhen; allein Waldmann ließ sie durch Nahrung und einige Stunden Schlaf sich erquicken. Nachts um zehn Uhr wurde zum Abmarsche geblasen. Die ganze Stadt war erleuchtet. Vor den Häusern standen Tische, mit Speisen und Weinen zur Erquickung für die Abmarschierenden belastet. Bitten, Umarmungen, Wünsche begleiteten sie. Sie erhoben laut einen freudigen Kriegsgesang. Die Nacht des Abmarsches war sehr finster. Es regnete heftig.

5. Schlacht bey Murten. Den zwey und zwanzigsten Brachmonath 1476.

Der Morgen des zwey und zwanzigsten Brachmonathes 1476 dämmerte. Das Gewölk schien sich zu verziehen. In Gümmenen hielten die Zürcher Morgengottesdienst. Nachdem sie sich durch ein Frühstück gelabt hatten, rückten sie ins Lager ein. Bey dem Anblicke dieser zahlreichen, vortrefflich geordneten Hülfe riefen Viele freudig: „Es war des Wartens wohl werth!“ und in den Herzen aller fünf und dreyßig tausend Eidsgenossen erwachte die Begierde nach der Schlacht mit solchem Ungestüme, daß die meisten das Morgenbrot verschmäh'ten. Der auf Carls furchtbare Stellung gestützte Vorschlag Deutscher Heerführer, eine Wagenburg zu schlagen, und den Angriff des Feindes zu erwarten, wurde verworfen. „Die „Eidsgenossen,“ erklärte Felix Keller von Zürich, „sind „gewohnt, den Feind, wo und wie stark er auch sey, auf„zusuchen, und zu schlagen.“ Die Hauptleute, diesem Un-

gestüme nachgebend, bildeten ihre Ordnung. Durch einige Truppen und die zuströmenden Landleute, beschlossen sie, den Grafen von Romont, der nordwärts von Murten bey Montelier stand, in Unthätigkeit zu erhalten. Mit ihrer Hauptmacht gedachten sie auf den Herzog loszugehen. Die Vorhuth übernahm Hans von Hallwyl von Bern. Unter ihm befehligten von Fegelin und von Wippingen von Freyburg und Herzog Renat. Hans Waldmann von Zürich und Wilhelm Herter von Straßburg folgten mit dem Gewalthaufen. Caspar von Hertenstein von Luzern, ein kraftvoller, Ehrfurcht gebiethender Greis, führte die Nachhuth mit dem Auftrage, die rechte Flanke des Feindes zu umgehen, und ihm seine Rückzugslinie, die Straße nach Wiflisburg, abzuschneiden. Tausend Mann recognoscirten, und beunruhigten die Burgundischen Vorposten. — Auch Herzog Carl gab mit großer Freude seinem Heere Befehl, die Schlachtordnung zu bilden. Ein entscheidender Kampf lag in seinen Wünschen, und sein einziger Kummer war der, die Eidsgenossen möchten einen solchen ausweichen. Sein Fußvolk stellte der Herzog in tiefen Säulen auf ein Ackerfeld, die Reiterey auf die Flügel. Vor seiner Fronte war ein durch einen Graben gedeckter, dichter Grünhag, der nur einen Zugang für vier Pferde hatte. Hinter diesem Zaune stand das Geschütz. Der Herzog selbst mit seiner Leibwache und den übrigen Kerntruppen stellte sich auf den waldigen Anhöhen von Courlevon und Bec-le-Greug. Am See stand sein Bruder Anton mit den Lombardischen Küraßieren. Romont beobachtete Murten, und drohte, den Eidsgenossen im Rücken gefährlich zu werden. — Der Himmel hatte sich neuerdings mit schweren Wolken umzogen. Es regnete wieder sehr stark. Den Eidsgenossen schien die Zeit zur Schlacht noch nicht gekommen; denn sie hofften, der Herzog werde seine gute Stellung verlassen und angreifen. Obschon die Führer den wilden Muth der ungestümen Menge kaum zu bändigen vermochten, zöger-

ten sie doch, und hielten durch das Schlagen vieler Ritter den Anfang der Schlacht auf.

Allein der Herzog zeigte keine Lust, durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit, wie bey Granson, die Vortheile seiner Stellung zu verlieren. Sechs Stunden lang standen seine Krieger im heftigsten Regen, ohne auch nur Einen Feind zu erblicken; denn die Schlachtordnung der Eidsgenossen wurde den Burgundern durch den Murter-Wald, in welchem jene standen, verborgen. Da zuletzt die Burgundischen Pulverwagen und die Bogen der Englischen Schützen durch die Nässe sehr gelitten hatten, so wollte Carl sein Lager wieder beziehen. Den Augenblick dieser wahrscheinlich nicht allzu wohl geordneten Bewegung benutzten die Eidsgenossen zum Angriffe. — Als sie aus dem Walde auf das freye Feld kamen, erblickten die Eidsgenössischen Hunde die Hunde der Burgunder, (diese Thiere hielt man damahls in den Lägern ihrer Wachsamkeit wegen), stürzten auf sie los, überwältigten sie, daß sie mit großem Geheule zu ihren Herren entflohen. Beyden Heeren ein nachdenkliches Spiel!

Beym Anblicke der großen Macht Burgunds ließ Hallwyl seine Abtheilung halten, und redete sie an: „Biderbe Männer, Eids- und Bundesgenossen! Hier stehen sie vor Euch, „die Mörder Euerer Brüder zu Granson und Brie, welche „über Euer Vaterland, Euere Weiber und Kinder zu Lausanne das Loos warfen. Ihr habt gewünscht, Euch zu „rächen. Heute stehen die Feinde vor Euch! Ihrer sind viele, „das schrecke Euch nicht; sondern bedenket, daß heute vor „hundert und sieben und dreyßig Jahren Euere Vorältern in „der Schlacht bey Laupen ein nicht minder übermächtiges Heer „danieder geworfen. Derselbe Gott, der Euere Väter schützte, „lebt noch, und derselbe Muth, der Eure Väter zierte, „flammt noch in Euerer Brust. Heute soll ein Jeder streiten, „als wenn das Wohl des Vaterlandes, das Heil aller Eidsgenossen, seiner Brüder, das Glück und Leben aller derer,

„die er am liebsten hat, von seiner Tapferkeit abhinge. Brü-
„der, heute lasset uns der Väter würdig werden, und damit
„der, der einst den Vätern half, heute auch mit uns sey, so
„sammelt Euere Gedanken zum andächtigen Gebethe!“ Die Schar knieete nieder, und hob die gefalteten Hände zum Himmel empor. Indem sie betheten, drang die Sonne in ihrer vollen Pracht durch die finsteren Wolken. Da sprang der Feldherr begeistert auf, schwang freudig sein gewaltiges Schwert, rufend: „Auf, Brüder, Gott leuchtet uns zum Siege!“ und der Angriff begann.

Schnell, aber besonnen, drang Hallwyl vorwärts, und bedrohte durch eine plötzliche Wendung die eine Seite des Grünhages, während Waldmann mit dem Gewalthaufen die Fronte angriff. Das Burgundische Geschütz spielte mit bedeutendem Erfolge. Die Burgundischen Reisigen brachten einen Theil der Eidsgenössischen Schlachtordnung, besonders die Lothringische Reiterey, in große Noth; aber die Reisigen wurden zurück gedrängt, das Geschütz unterlaufen. Hallwyl umging den Grünhag. Der leitende Büchsenmeister der Burgunder wurde erschossen. Sein Tod verursachte Schrecken und Unordnung. Das Geschütz fiel den Eidsgenossen in die Hände; denn sie alle sprangen entflammt in den Graben, rissen und traten den Grünhag nieder. Die Entlibucher, die Oberländer trugen mit ihren starken Armen die Schweizerischen Büchsen hinüber, wendeten die Burgundischen, und nöthigten den hinter dem Hage stehenden Theil von Carls Heere, sich eiligst auf seinen Herren zurück zu ziehen. Aber die Eidsgenossen ließen dem Herzoge keine Zeit, diese Flüchtlinge zu sammeln, oder den wankenden Muth seiner Krieger zu stärken. Hallwyl setzte seine Angriffe fort. Waldmann ging auf die Burgundische Fronte los. Bubenberg brachte durch einen Ausfall aus Murten die unter Anton am See stehenden Lombardischen Küraſſiere in Verwirrung und Hertenstein fing an, den Feind von Courgevaux her zu überflügeln. — Carl hatte ein großes

und scheinbar wohl geordnetes Heer; aber in demselben befanden sich viele seiner Unterhanen, die des Krieges müde waren, viele ausländische Miethtruppen, die den furchtbaren Kampf scheuten. Zwischen beyden herrschte Haß und Mißtrauen, um so mehr, da Carl unklug die Fremden sichtbar begünstigte. Ferner waren in dem ganzen Heere wenige Führer, die Carl nicht persönlich beleidigt hätte, oder welche nicht von Ludwig bestochen gewesen, oder deren Eifer und Treue durch das frühere Unglück, durch empfindliche Einbußen und durch die Furcht vor bald kommenden nicht erkaltet wäre. — Die Eidsgenossen hingegen waren einig. Sie wußten, wofür sie stritten, für Freyheit und Vaterland; durch Wunden wurden sie nicht zur Flucht gebracht, sondern nur zu heftigerer Kampfeswuth erbittert. Ihr fester Entschluß war Sieg oder Tod. — Was Wunder, wenn Carl die Schlacht verlor!

Entschieden wurde dieselbe in der Nähe des Fürsten durch ein äußerst lebhaftes Gefecht, in welchem die Garde und mehr noch die Engländer mit vorzüglicher Tapferkeit stritten. Auch sie wurden endlich geworfen, brachten in die Reiterey Unordnung, in des Herren Seele Entsetzen vor seinem Geschicke, in die Menge des Heeres Flucht. Noch ein Mahl ermannten sich diese tapferen Krieger, und versuchten, wenigstens den Rückzug des wild fliehenden Heeres zu decken. Da fiel ihr Anführer, ein Herzog von Sommerset, mit ihm ihr Muth. Carl selbst verlor die Hoffnung des Sieges, es verdroß ihn der Schlacht und des Lebens, er wandte sich wenige Augenblicke vorher, ehe sein Heer ganz umgangen war, drey tausend der besten Pferde mit ihm. Jenseits der Wahlstatt zerstreuten sich diese, so daß der Fürst außer sich, sprachlos, mit kaum dreyßig Mann Tag und Nacht, am liebsten des Nachts, reitend, am Genfer-See ankam. Durch seine Flucht ward aller Widerstand gebrochen, und auf dem Schlachtfelde bey Murten walteten über dem verlassenen, von seiner Rückzugs-

linie abgeschnittenen Heere alle Arten des Todes. Stromweise ergossen sich die Eidsgenössischen Banner auf dem Wege nach Wiflisburg. Unter dem Geschreye „Brie, Granson!“ wurde keinem Bittenden das Leben geschenkt. Die sich auf Bäume gerettet, wurden gleich Vögeln herunter geschossen, die sich in Schlupfwinkeln versteckt, aufgesucht und getödtet. In der allgemeinen Verwirrung beschlossen mehrere tausend Lombardische Kürassiere, durch den weit hinein beschilften See, an Murten vorbey, zu dem Grafen von Romont zu entkommen. Dicht an einander gedrängt, durchritten die Männer das Wasser, da sank durch die Schwere der Pferde und der prächtigen Rüstungen plötzlich der morastige Grund unter ihnen ein. Andere wurden durch Schiffe und Schüsse aus der Stadt weiter hinaus getrieben, und von der Tiefe verschlungen; wieder Andere, die sich ans Land retten wollten, erschlagen, daß sie mit ihrem Blute den See rötheten, so daß von vielen Tausenden, (sechs bis zehn tausend,) nur ein Einziger durch die Geschicklichkeit und die Kraft seines Pferdes wunderbar sein Leben errettete. Sie würden übrigens den Grafen Romont nicht mehr gefunden haben; denn bey dem ersten Zeichen von dem unglücklichen Gange der Schlacht ließ er sein Lager aufbrechen, brannte noch einige Mahle sein Geschütz gegen Murten los, und eilte, sich und die Seinigen zu retten. Bis über Wiflisburg hinaus lagen mehr, als funfzehn tausend Erschlagene, unter ihnen bey anderthalb tausend Edle. Hierzu kam noch die unbekannte Menge, welche der See gefressen, die große Zahl der Vermißten. Carls ganzes Heer war zersprengt. Auf mehr, als dreyßig tausend Mann wird mit großer Wahrscheinlichkeit sein ganzer Verlust an diesem Tage angegeben. Ohne Anstand floh Jeder, nach Italien, nach Burgund, heim, wie er konnte. Tausende dieser elenden Flüchtlinge wurden von dem übel mißhandelten Landvolke der Waat, oder von den Wallisern erschlagen, in Abgründe und Gewässer gesprengt. Zu Wiflisburg hielten

die Eidsgenossen, und bedachten, daß Romont, von dessen Flucht sie noch nichts wußten, ihnen in den Rücken fallen, oder den besten Theil der Beute entführen könnte. Darum ließen sie von den Geschlagenen ab, wendeten sich, ereilten Romont, erbeuteten sein Geschütz und seinen Troß, und zersprengten auch diese Schar. Mit Noth konnte sich der Feldherr unter Begünstigung der Nacht retten.

Auf der Wahlstatt vor Murten dankten die Sieger dem Herrn der Heerscharen, dem starken Gott, der die Bogen ihrer Feinde zerbrochen, ihre Spieße zerschlagen, ihre Wagen mit Feuer verbrannt, und mit den Schwachen gestritten. Hierauf überließen sie sich der Freude. Bothen eilten in die Städte und Länder, und bald verkündigte ein allgemeines Freudengeläut durch ganz Helvetien den rühmlichen Sieg. Auch Ludwigs von Frankreich Bothen, die er stationenweise von Lyon aus, wohin er sich unter dem Scheine einer Wallfahrt begeben, bis an die Grenze gestellt hatte, eilten, mit ihrer angenehmen Nachricht sich reichen Lohn zu verdienen. Die Beute von Murten war bloßes Kinderspiel und Bettelwerk gegen die Beute von Granson, doch immer noch sehr reich. Im Taumel der Freude wurde die weise Beuteordnung der Tagsatzung wenig geachtet. Einige Cassen wurden zu ordnungsmäßiger Theilung nach Luzern abgeführt, auch das Geschütz nach dem Gesetze getheilt. Sonst lud Jeder auf Wagen, so viel er konnte und mochte. Nach alter Art blieb man drey Tage auf dem Schlachtfelde, zum Zeichen, daß man Jeden getrost erwarte, der da komme, den erfochtenen Sieg streitig zu machen. Die Murtener warfen das erschlagene Heer in große Gruben. Nachdem die Menschen verweset, wurde für die Knochen ein Beinhaus mit der einfachen, bescheidenen Inschrift errichtet: „D. O. M. Caroli, inclyti „et fortissimi Burgundiæ ducis, exercitus, Moratum „obsidens, ab Helvetii cæsus, hoc sui monumentum „reliquit. Anno MCCCCLXXVI. Ehre sey Gott, der

„in den Höhen thronet! Das Heer, mit welchem der be„rühmte und tapfere Carl, Herzog von Burgund, Murten „belagerte, hat, von den Eidsgenossen vernichtet, dieses Denk„mahl seines Daseyns hinterlassen. Im Jahre 1476.“ — Dieses Beinhaus, ein verehrungswürdiges Zeugniß der Kraft eines vereinigten, freyen Volkes, sank den zweyten März 1798 bey dem Einfalle der Franken unter ihren räuberischen Händen; weil die Eidsgenossen nicht mehr einig, und nicht mehr kräftig waren, und weil sie fast alle gelernt hatten, ihre Leidenschaften mehr, als Pflicht und Vaterland zu lieben, oder der Stimme der Leidenschaft und Parteysucht den Ehren nahmen Vaterlandsliebe zu ertheilen; eine Verirrung, ohne die vielleicht an demselben Platze ein zweytes Denkmahl der noch nicht erloschenen Tapferkeit unsers Volkes zu sehen wäre.

6, Eroberung der Waat. Brachmonath und Heumonath 1476.

Wenige Tage nach der Schlacht ermahnte Bern die Mit-Eidsgenossen, von denen die meisten Lust bezeugten, aus dem Felde zu ziehen, den erfochtenen Sieg recht zu benutzen, und die Waffen nicht niederzulegen, bis ein fester Friede errungen, und vor allen Dingen die Verrätherey des Hauses Savoyen gerächt sey. Man erhielt, daß zwölf tausend Eidsgenossen unter den Waffen blieben, und die Waat angriffen. Widerstand fanden sie nicht. Alles, was streitbar war, floh über den Genfer-See. Nur das wehrlose Geschlecht, die Kinder, die Greise, die Vorsteher und die Priester erwarteten die Ankunft der Eidsgenossen. Sie fanden Schonung für ihr Leben; aber ihre Habe wurde geplündert, und selbst die Kirchen nicht immer geschont. Als das Hauptheer der Eidsgenossen bis Moudon vorgedrungen war, und ihr Verbündeter, der Graf von Greyerz, Lausanne weggenommen hatte, erschienen in ihrem Lager Gesandte von Genf, Savoyen und Frankreich, um einen billigen Frieden für Savoyen zu bitten.

7. Friede mit Savoyen. Den dreyzehnten August 1476.

Diese Gesandten erhielten von dem Eidsgenössischen Heere einen Waffenstillstand. Das eigentliche Friedensgeschäft mußte an die Tagsatzung gewiesen werden, die sich zu Freyburg im Uechtlande versammelt hatte. Nicht Alle waren geneigt, auf Savoyens Bitten zu hören. Endlich fand dieses Haus Mitleiden in seinem Unglücke. Unter Französischer Vermittelung verglich man sich über folgende Puncte: „Genf stellt Bürgen, die im Jahre 1475 den Eidsgenossen für ihre Heimkehr versprochenen und noch nicht bezahlten vier und zwanzig tausend Gulden in drey Terminen bezahlen zu wollen. — „Herzog Philibert von Savoyen bezahlt funfzig tausend Gulden Kriegskosten, und erstattet die den Eidsgenössischen oder „Deutschen Kaufleuten der niederen Vereinigung entzogenen „Güter; dafür wird er mit Ausnahme von Murten, Granson, Grancourt, Cüdresin, Erlach, den Ormonds, „Aelen, Ver, Orbe, Echallens, Montennach, Illens und Iverdun, welche theils an Bern, theils an „Freyburg fallen, die ganze Waat, wie sie Jakob von Savoyen, Graf von Romont, besessen hat, zurück erhalten; „jedoch mit der Bedingung, daß dieselbe nie mehr an Romont „übergeben, noch von einem Anderen, als dem obersten Regenten von Savoyen beherrscht werde. — Friede, Handel „und Wandel und Rechtsgang sind hergestellt. — Den gegenseitigen Feinden wird Vorschub und Durchpaß versagt.“ — Uebrigens wurde von der gleichen Tagsatzung die Theilung der Beute, die Herrschaft über Murten und das Ansuchen Freyburgs um Aufnahme in den Eidsgenössischen Bund nicht mit derjenigen Würde behandelt, die diesen großen Zeiten angemessen gewesen wäre.

8. Herzog Carl nach der Schlacht von Murten. 1476.

Während sich Savoyen ohne allzu große Opfer mit den Eidsgenossen versöhnte, überließ sich Carl dem bittersten Unmuthe. In Einem Ritte war er von Murten auf Morsee, am folgenden Tage nach Ger gekommen. Hier blieb er vier Tage. Mancher edle Führer seines Heeres kam nicht mehr zu ihm. Ueberhaupt bemerkte er eine allgemeine Abnahme seines Ansehens. Er war, wie einst nach dem Tage von Granson, in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit. Oft saß er, lange schweigend, mit Vernachlässigung der Kleidung und der Reinlichkeit, ohne Speise, ohne Hunger, an Leib und Seele krank; dann sprang er auf, knirschend, sich raufend, durch Zorn und Gram sich selbst und den Seinigen fürchterlich. Vertrauen zeigte er nur noch zu Campobasso, der ihn nachher verrieth, hingegen verschmähte er die Unterhaltung mit redlichen Dienern, und eben so die Erhebung zu Gott. Wechselsweise brauchten seine Aerzte bald stillende, bald stärkende Mittel. Nachdem die ersten Anfälle der Wuth vorüber gegangen, brach Carl von Ger nach Salins auf. Noch vor seinem Aufbruche ließ er den Burgundischen Landständen seinen Unfall in sehr gemildertem Lichte darstellen, und einen Landtag ansagen. Diesen eröffnete er von der Kanzel der Hauptkirche herab mit einer zweystündigen Rede. Ausführlich suchte er, die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit seines Krieges zu beweisen; sprach vom Nachgeben, als von der abscheulichsten Schändlichkeit, vom Fortsetzen des Kampfes, als von heiliger Pflicht; gedachte seiner früheren Thaten und der Thaten seiner Vorfahren; lobte die oft erprobte Treue des Burgundischen Volkes, welches er zu einer großen Monarchie zu erheben versprach, und schloß damit, die Stellung von vierzig tausend Mann und den vierten Theil von eines Jeden Vermögen zu fordern. Die Stände bezeugten Bewunderung über des Fürsten festen Sinn, versprachen,

den Vortrag zu überlegen, und am folgenden Morgen ihr Entscheidung zu eröffnen. Carls Hauptzweck war verfehlt. Er hatte durch Begeisterung hinreißen wollen, und fand kalte Berechnung. Unmuthig, voll banger Ahndung, erschien er in der morgenden Versammlung. Er fing damit an, die Stände mit Vorwürfen von Untreue und Feigheit zu überschütten, dann geboth er, ihren Entschluß kund zu thun. Sie erinnerten an die bereits erlittenen Verluste, an die Unmöglichkeit neuer, an die Dürftigkeit des Landes, dessen Mark durch die erduldete Kriegesnoth also ausgesogen sey, daß täglich Viele Hungers sterben. Zuletzt anerbothen die Stände dem Herzoge drey tausend Mann zur Vertheidigung des Landes, riethen übrigens, schnell Frieden zu schließen. Carl ergrimmte und schwieg. Hierauf schrieb er an die Niederländischen Stände, und forderte von diesen, neben dem Aufbruche aller waffenfähigen Mannschaft, ungeheuere Geldopfer. Er selbst sammelte den Rest seines Heeres, und versuchte neue Werbungen bey den Lombarden.

9. Eidsgenössische Gesandtschaft nach Frankreich. 1476.

In denselben Tagen saß zu Freyburg die herrlichste Tagsatzung der Eidsgenossen, welche Savoyen den Frieden gegeben. Ihre Zierde waren die Helden der Murter-Schlacht, als Häupter der Orte. Geehrt wurde sie durch viele Gesandte von Städten, Fürsten und Ländern, die Frieden, Bündnisse, Hülfe, Begünstigungen begehrten. Am eifrigsten schmeichelte dieser Versammlung der König Ludwig von Frankreich, dem es gelungen war, die Stärke des Eidsgenössischen Armes zur Vertilgung seines Todfeindes, und zur Vergrößerung der eignen Macht aufzuregen. Er bezeugte den Wunsch, die Helden persönlich kennen zu lernen, und verlangte die völlige Vernichtung des Herzoges. Durch Erfüllung dieses letzten Begehrens alle Macht im Westen der Eidsgenossen-

schaft an Frankreich zu bringen, hielten mit Adrian von Bubenberg Viele für Unverstand, und beseufzten die Verblendung, mit der Carl in sein Unglück rannte. Unschuldiger, ja durchaus unschädlich schien die Gewährung der ersten Bitte; denn niemand dachte an die Gefahr der Verführung, welche an des verschlagenen Ludwigs üppigem Hofe den biedersten Eidsgenossen drohe. Sie reis'ten ab, die Helden, an ihrer Spitze Bubenberg. Den König trafen sie in seinem Lieblingshoflager zu Plessis-le-Tours. Empfangen wurden sie als die, welchen Ludwig die Sicherheit seines Thrones verdanke, und deren Treue und Tapferkeit er zu einer immerwährenden Stütze und Wache der Person und Gewalt Französischer Könige zu machen gedachte. Gehalten wurden sie, als wäre jeder ein Fürst. Ein Festtag folgte dem andern. Man erschöpfte sich in Lustbarkeiten aller Art. Aber mitten unter diesem Gewirre von Zerstreuungen vergaß Ludwig seines Hauptzweckes nicht. Der Listige hoffte, die gerade, biedere Treuherzigkeit der Eidsgenossen mißbrauchen zu können. Er wurde nicht müde, sich die Geschichte ihrer Siege erzählen zu lassen, und die Erzähler mit schmeichelnden Lobpreisungen zu bethören. Uebrigens bestand Ludwig auf Carls Vernichtung. Dreyßig tausend Eidsgenossen, von denen der König fünf und zwanzig tausend zu besolden versprach, sollten nach Lothringen ziehen; er selbst verhieß, mit Frankreichs ganzer Macht den Feind von allen Seiten anzugreifen. Ueber die Zahlung rückständiger Subsidien wurde nach einem unanständigen Wortwechsel mit den königlichen Räthen eine bescheidene Uebereinkunft verabredet. Beym Abschiede gab der König den Gesandten vier und zwanzig tausend Kronen für ihre Städte und Länder, Entschädigung der Gesandtschaftskosten und zum Denkzeichen dieser Tage einem jeden einiges Silberzeug, dem von Bubenberg aber seinen größten Orden und zehn Mahl so viel Silber, als jedem Anderen. Damahls wurden viele Herzen für Frankreichs Plane gewonnen. Hierauf zogen die

Helden heim. Ihre Rückreise glich einem Triumphzuge. Doch vermochten die an ihnen verschwendeten Lockungen des Königes, keinen Angriffskrieg, noch die Bemühungen dieser oder jener Macht, einen vorschnellen Frieden zu bewirken.

Fünfter Feldzug. 1476 — 1477.

1. Carl rückt ins Feld. October 1476.

Die Zeit, in welcher Carl den Rest seines Heeres sammelte, brauchte er zu einigen Unterhandlungen mit den Eidsgenossen. Sie begehrten als erste Friedensbedingung die Wiederherstellung des Herzoges von Lothringen. Aber Carl ließ nur ihnen Frieden anbiethen, von Renat und der Zurückgabe der diesem entrissenen Länder wollte er nichts wissen. Hierauf hielt er eine Hauptmusterung zu Riviere. Hier hörte er mit dem bittersten Unwillen, daß sich die Niederländischen Stände neuer Opfer weigerten, und daß Renat mit funfzehn tausend Mann den größten Theil von Lothringen wieder erobert habe, so daß kaum noch die Hauptstadt Nancy mit großer Mühe gegen ihn behauptet werde. Da brach Carl, so stark er konnte, nach Lothringen auf. Zu spät! So sehr er sich anstrengte; drey Tage vor seiner Ankunft ging Nancy durch Cola Campobasso's Verrätherey verloren.

2. Graf Cola Campobasso.

Graf Cola Campobasso, ein vorzüglicher Italiänischer Condottiere, wurde von Carl seiner kriegerischen Kenntnisse wegen sehr geschätzt, mit Wohlthaten überhäuft, und mit seinem ganzen Vertrauen beehrt. Dennoch faßte er kein Herz zu Carl. Schon in den Tagen von Carls Glücke hatte Campobasso mit Frankreich zu unterhandeln versucht, und gegen eine angemessene Belohnung den Herzog im Treffen zu verlassen oder umzubringen versprochen. Sein Antrag mißfiel dem Franzö-

schen Hofe. Campobasso selbst ließ seine Plane eine Zeit lang ruhen. Nach den Schlachten von Granson und Murten überzeugte er sich von Carls unvermeidlichem Falle. Er mußte sich ferner die Beschränkung seiner ökonomischen Vortheile und eine schwere, persönliche Beleidigung gefallen lassen. Von da an wütheten in seiner Brust neben der angeborenen Falschheit, getäuschte Hoffnung, gekränkter Eigennutz und heftige Rachsucht. Er erneuerte mit Eifer seine Unterhandlungen am Französischen Hofe. Als Ludwig, der wohl einsah, daß er Campobasso's Hülfe leicht entbehren könne; weil seine Verrätherey Carls sicheren Untergang höchstens um einige Tage beschleunigen werde, ihn zum zweyten Mahle abgewiesen, wendete er sich an Renat, und um sich bey diesem beliebt zu machen, verhinderte er das Anrücken Niederländischer Heere zum Entsatze von Nancy, wodurch diese Stadt verloren ging. Niemand durfte es wagen, dem verrathenen Carl die Augen zu öffnen; weil sein Eigensinn jedem Warner verderblich zu werden drohte, und eine Warnung, die dem Herzoge vom Französischen Hofe aus zugekommen war, hatte, wie der listige Ludwig mit genauer Kenntniß von Carls Gemüthsart ganz richtig berechnet haben mochte, keinen anderen Erfolg, als daß Carl glaubte, der Französische Hof wolle seinen treuesten Diener verdächtigen, und ihm denselben rauben. Von da an ließ er den Campobasso in seinem Vertrauen noch höher steigen.

3. Carl vor Nancy. October 1476 bis zum fünften Januar 1477.

So war der Stand der Dinge, als Carl selbst nach Lothringen eilte. Das Herzogthum hatte er schnell wieder gewonnen, die Hauptstadt mußte belagert werden. Renat hatte Nancy mit einer hinlänglichen und tapferen Besatzung versehen, auf die Liebe der Bürgerschaft durfte er trauen. Die Stadt versprach ihm, sich zwey Monathe zu halten. Den Rest seines Heeres lös'te er in Streifparteyen auf, um den

Feind von allen Seiten zu necken, und ihm die Zufuhr abzuschneiden. Er selbst entschloß sich, bey den Eidsgenossen Hülfe zu suchen. Mit nur zwölf Pferden kam er in großer Kälte über das tief beschneyte Gebirge in die Schweiz. Seine Bitten, seine Versprechungen und Waldmanns viel bedeutende Verwendung gewannen die Eidsgenossen. Sechs tausend Mann hatte Renat begehrt, über acht tausend stellten sich in der Freude des Volkes. Tausend junge Knaben mußten mit Gewalt zurück gehalten werden. Waldmann führte das Heer. Die Helden der Murter-Schlacht machten den Zug gleich einer Lustfahrt mit. Alles Volk überließ sich einem ausgelassenen Jubel. Viele liefen dem Heere nach. Dasselbe wuchs auf funfzehn, zuletzt auf zwanzig tausend Mann. Der Marsch war nicht ohne Mühe, die Kälte außerordentlich, an Lebensmitteln Mangel; aber die Munterkeit blieb, denn die Anführer theilten mit dem gemeinen Manne jede Noth. Vor Allen aus zog Herzog Renat zu Fuß, eine Hellebarte auf der Achsel.

Der Anmarsch eines schon an Zahl überlegenen Heeres der Sieger von Granson und Murten wurde dem Burgundischen Heere von seinen Führern möglichst verborgen. „Die „Eidsgenossen", zwang sich Herzog Carl zu scherzen, „lieben „die warmen Stuben, im Winter führen sie keinen Krieg. „Renat habe nur Lumpengesindel, er selbst möchte ein Ritter „scheinen, und sey ein furchtsames Füchschen." Das Burgundische Heer hatte allerdings Erheiterung und Trost nöthig. Es war an Zahl sehr gering, noch geringer an innerem Werthe. Schlechte, unerfahrene, zusammen geraffte Mannschaft, finster, wie das Gemüth Carls, an Krankheiten leidend, ohne gehörige Kleidung oder Bewaffnung, ohne Lebensmittel, ohne Geld, ohne Muth; dennoch seinem Herren treu. Vergebens wurde dem Herzoge dieser Zustand vorgestellt; er antwortete im Grimme: „Und sollte ich allein kämpfen, mit „dem Jungen von Lothringen mache ich nie Frieden; ihr aber „seyd Alle Verräther!" In der fürchterlichen Weihnachts-

kälte erfroren einige hundert Mann und Pferde. Carl blieb hartnäckig. Da brach Vielen die Geduld. Man fluchte ihm. Einige verließen ihn.

Nicht viel besser war das Loos der Besatzung von Nancy. Neben mannigfachen Beschwerden und Mühsalen, hatte sie mit dem Hunger zu kämpfen. Alle Versuche, die Stadt zu verproviantiren, waren mißlungen. Schon mußte das Fleisch der Pferde und Hunde, selbst der Katzen und Mäuse verzehrt werden. Ein Eilbothe schlich sich durch, dem Herzoge Renat die Noth der Stadt, die Unmöglichkeit längerer Vertheidigung kund zu thun. Renat eilte. Er näherte sich Nancy.

Sein Heer wurde von den Burgundischen Vorposten bemerkt. Diese wurden niedergemacht, oder flohen muthlos zu Carl. Er versammelte einen Kriegsrath: „Sie sind wieder „da", sprach er, „die schlechten Kerls, die seelenlosen Fleisch„massen, von Trunk und Fraß aufgedunsen, sie sind hierher „gewandelt, was meint Ihr?" Alle Hauptleute riethen zum Rückzuge. „Renat", behaupteten sie, „könne sein Heer aus „Mangel an Geld nicht über den Winter zusammen halten, „auch seyen die Eidsgenossen, wenn sie ein Mahl aus ein„ander gegangen, gewiß nicht so schnell wieder gesammelt; „Carl selbst hingegen, dem große Geldsummen und reiche „Länder zu Gebothe stehen, gewinne Zeit, sich kräftiger zu „rüsten, und die Niederländischen Verstärkungen an sich zu „ziehen, oder, was noch wünschbarer wäre, einen ehrenvollen „Frieden zu schließen." Nur der verrätherische Campobasso, der Carls Untergang wünschte, und darum seinen Leidenschaften schmeichelte, war entgegen gesetzter Meinung. Ihm pflichtete der Herzog bey. „Mein Vater und ich", tobte er, „ha„ben die Lothringer geschlagen, soll ich nun vor dem Knaben „fliehen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schla„gen wir uns!" — Traurig trennte sich die Versammlung. Carl selbst war eine Beute bald des Grimmes, bald grauen-

voller Ahndung. Der Donner des Geschützes, die Anordnungen zur Schlacht übertäubten, zerstreuten ihn. Im Sturme auf Nancy verschwendete Carls Heer seine letzte Kraft. Beschossen wurde die Stadt aus dem letzten Vorrathe von Pulver und Kugeln. Renat hörte die Schüsse, sah die Nothfeuer auf den Thurmen. Gegen Mitternacht berief er die Hauptleute seines Heeres. Sie versprachen den Entsatz auf morgen. Beängstigt von der Furcht, Nancy möchte noch in dieser Nacht fallen, erwartete Renat den kommenden Tag. Da brach sein wohl gerüstetes, muthiges Heer auf zum entscheidenden Kampfe. Ein dichter Nebel lag über dem Lande, und verbarg den Marsch.

4. Schlacht bey Nancy. Den fünften Januar 1477.

Dem Herzoge von Burgund wurde frühe sein vortreffliches, rabenschwarzes Pferd vorgeführt. Als er aufsaß, fiel ihm seine Helmzierde, ein goldener Löwe, auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuthe seufzte er: „Das ist ein Zeichen „von Gott!“ gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was nach seinem Tode zu thun sey. Er sprengte vorwärts, sein Heer zur Schlacht zu ordnen. Sein Fußvolk stellte er in die Mitte. Auf beyden Flügeln hielt die Reiterey. Im Rücken hatte er einen das Schlachtfeld beherrschenden Berg. Die Fronte war durch einen tiefen und breiten Wassergraben, die rechte Flanke durch den Fluß Meurthe, die linke durch Hecken gedeckt. Die Straße, auf welcher die Eidgenossen anrücken mußten, wurde von dreyßig Stücken Geschütz bestrichen. Die Vortheile dieser Stellung wurden dem Herzoge durch Campobasso's Verrätherey, und durch zwey Eidsgenossen geraubt, welche aus ihrem Vaterlande verbannt worden waren, und aus Verdruß Burgundische Dienste genommen hatten. Diese eilten ihren Brüdern entgegen, versprachen, wenn die Obrigkeit ihnen verzeihen wolle, die Stellung des Herzogs zu entdecken, und den leichtesten Angriffspunct zu zeigen. Ihr An-

erbiethen wurde nicht verschmäht; denn man hoffte, dadurch das Blut und Leben vieler braver Männer zu schonen. — Graf Cola Compabasso aber riß plötzlich die Burgundischen Feldzeichen von sich, ging mit acht hundert Lanzen zum Herzoge Renat über, und entblößte dadurch den rechten Burgundischen Flügel. Renat berieth sich wegen Campobasso's Aufnahme mit den Eidsgenossen; allein diese antworteten einstimmig, „an der Seite eines verrätherischen Welschen zu „streiten, sey weder der Art und Weise ihrer Väter, noch der „Ehre ihrer eigenen Waffen gemäß.“ Als Campobasso dieß vernahm, besetzte er eiligst im Rücken des Burgundischen Heeres eine höchst wichtige Brücke, über welche die leicht voraus zu sehende Flucht gehen, und wo Carl selbst in seine Hände fallen mußte. Zwanzig zu jedem Verbrechen entschlossene Leute hatte Campobasso im Burgundischen Heere gelassen, um Alles auszuspähen, und möglich viel Böses zu thun.

Unweit des feindlichen Heeres bildeten die Eidsgenossen ihre Schlachtordnung. Fest geschlossen marschierten sie auf. Nahe am Feinde geschah das Gebeth. Die Burgunder, durch den Nebel und den fallenden Schnee betrogen, brannten ihre Artillerie los, ehe die Eidsgenossen im Schusse waren. Hierauf wurden sie von diesen durch eine plötzliche Wendung umgangen. Durch einen rauhen, verwilderten, ungangbar gewordenen Weg und das tiefe Bett eines Baches kamen die Eidsgenossen von hinten auf den Berg, der das Schlachtfeld beherrschte. Als sie auf der Höhe waren, klärte sich der Himmel auf, und die Sonne brach mit ungewöhnlicher Pracht und Wärme hervor. Der Herzog von Burgund, der sich umgangen sah, befahl, daß Geschütz und Truppen eiligst eine andere Richtung nehmen sollten. Da erklang auf der Höhe das Uri-Horn drey Mahl. Drey Mahl fuhr Todesschrecken durch Carls Herz. Diesen Unglück verkündenden Schall hatte er bey Murten und Granson gehört. Noch bebte er. Da stürzten die Eidsgenossen in vollem Laufe auf sein Heer los,

und machten sich im ersten Anfalle Meister von dem Burgundischen Geschütze. In diesem Augenblicke versuchte Carl, dem Geschicke zu trotzen. Er zeigte alle Besinnung eines erfahrenen Feldherren. Ueberall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst vom feindlichen Blute entstellt, stritt Carl so, daß von ihm in der letzten Stunde des Hauses Burgund würdig der Kriegerehre seiner Väter gekämpft worden ist. Allein das Burgundische Heer vermochte nichts wider den Andrang einer weit besseren und zahlreicheren, durch den Vortheil des Ortes begünstigten und durch die Erinnerung an die vorigen Siege begeisterten Mannschaft. Als nach einem kurzen Kampfe, in welchem viele Burgundische Anführer gefallen, oder in Gefangenschaft gerathen waren, im Rücken des Burgundischen Heeres die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung von Nancy bei einem Ausfalle angezündet, da erkannte Carl, von Blut und Entsetzen entstellt, seinen unüberwindlichen Unstern. „Nach Luxemburg!“ war sein letzter Befehl. Sein Heer warf sich in die wildeste Flucht.

Größeres Unglück erwartete die Fliehenden an der von Campobasso besetzten Brücke. Viele wurden hier von ihm gefangen, viele fielen durch des Verräthers Schwert, viele verloren im Strome ihr Leben, viele durch das Landvolk in den Wäldern, viele durch die Franzosen, die meisten durch den nachjagenden Feind. Um zwei Uhr Mittags war die Schlacht entschieden. Um zwei Uhr Morgens endete die Verfolgung. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, sondern das war der größte Verlust der Burgunder, daß alle guten Diener Carls, alle ausgezeichneten Männer, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Vaterland liebten, Freyheit oder Leben verloren hatten.

5. Herzog Carls Tod. Den fünften Januar 1477.

Herzog Carl, von einem Schlage, den er in der Schlacht empfangen hatte, betäubt, wurde von seinem Pferde nnd dem Strome der Flucht mit fortgerissen. Unweit Nancy ist ein sumpfiger, von einem Bache durchschnittener Grund. Als Carl über diesen Bach setzen wollte, fehlte ihm und dem Pferde die Kraft. Das Pferd sprang zu kurz, stürzte, unter ihm brach das Eis. Carl kämpfte, empor zu kommen. So fand ihn einer der Feinde, ohne ihn zu kennen. Dieser verwundete den Herzog und sein Pferd. Das Pferd, schmerzerfüllt, raffte sich auf. Der Herzog stürzte herunter. Niemand war bei ihm in seiner letzten Noth. Er rief dem, der ihn verwundet: „Rette den Herzog von Burgund!“ (Sauve le duc de Bourgogne!) Dieser ein Lothringer, Castellan von St. Diez, ein fast gehörloser Mann, verstand: „Es lebe „der Herzog von Burgund!“ (Vive le duc de Bourgogne!) hob im Grimme seine Hellebarte, und unter seinen Streichen endete Carl. Fallen sah ihn Johann Baptist Colonna, ein Römischer Edelknabe. Als die Schlacht sich weggezogen hatte, wurde am folgenden Tage nach ihm gefragt. Ein Weib, seine Wäscherin, das mit Anderen die Leichname ihrer Kostbarkeiten beraubte, wendete zufällig Carls Körper um: „Gott,“ rief sie mit großem Geschrey „der Fürst!“ — Großen Theils eingefroren, mit geronnenem Blute überdeckt, im Gesichte geschwollen, von Hunden oder Füchsen angefressen, war Carls Leiche beynahe unkennbar. Nachdem man dieselbe gereinigt, erkannten ihn sein Bruder, sein Leibarzt, und mehrere mit diesen gefangene Burgundische Herren an einigen Narben und Eigenheiten seines Körpers. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut. Auch seine Feinde ergriff Rührung und Grauen beym Anblicke der Leiche eines Fürsten, vor dessen Macht einst große Reiche gezittert, und der nun, als Folge seiner starrsinnigen Herrschsucht, Krone und Leben verloren hatte.

Carls Leiche wurde zu Nancy feierlich beygesetzt. Herzog Renat mit seinem Hofe in Trauerkleidern trat vor sie hin, faßte die Hand des Entseelten, und sprach, „Lieber Vetter, „Ihr habt uns im Leben viel Unglück bereitet, Euere Seele „habe Gott!“

Drittes Kapitel.

Die Zeiten des Niclaus von der Flüe. 1477 — 1481.

Benehmen gegen Burgund. 1477.

Die Nachricht von der Schlacht bey Nancy und von Carls Tode kam durch Eilbothen an den Französischen Hof. Ludwigs Freude war grenzenlos. Sogleich beschloß er, von Carls Verlassenschaft so viel, als möglich, in Besitz zu nehmen. Des Herzogthums Burgund bemächtigte er sich als eines Französischen Kronlehens. Einen Theil der Freygrafschaft Burgund, die ein Deutsches Reichslehen war, besetzte Ludwig mit Geschwindigkeit und List. Allein die die Stimme des Volkes war ganz gegen ihn. Selbst einige Große, die er Anfangs durch reiche Versprechungen gewonnen hatte, wendeten sich wieder von ihm, als ihnen der Trug seiner Worte klar ward. Die Burgundischen Stände beauftragten den Erzbischof von Besançon, bey den Eidsgenossen Frieden und Hülfe zu erbitten. Die Mehrzahl der Burgunder wünschte, sich der Schweiz unter allen Bedingungen anzuschließen. Wenn alle Eidsgenossen Berns fürstlichen Sinn gehabt hätten, so wäre damahls vom Engadin bis an die Saone, von Straßburg bis nach Bellenz ein sehr achtenswerther Bund freyer, gleich gesitteter Gebirgsvölker entstanden, und der Eidsgenössische Staat hätte nicht nur an

Ausdehnung und Volkszahl zugenommen, sondern auch durch die für die Hauptquelle seiner Nahrung, die Viehzucht, unentbehrlichen Salzquellen von Salins eine neue, kräftige Stütze der Unabhängigkeit von fremdem Willen gewonnen. Dessen ungeachtet mißfiel die Besitznahme Hoch-Burgunds Vielen, nicht ohne zureichende Gründe. Dieselbe, meinten sie, könne nicht geschehen, ohne die Schweiz früher oder später in Kriege zu verwickeln. Je ausgedehnter ein Land sey, desto mehr gerathe es in Reibungen mit den Nachbarstaaten. Ueberhaupt müsse ein freyes Volk Eroberungssucht, als seiner Natur fremd, den Fürsten überlassen, Freundschaft mit seinen Nachbarn und Sicherung des angestammten Besitzes zu seinem Hauptzwecke machen, und sich an dem Schicksale vieler alten Freystaaten spiegeln, die ihre Freyheit dadurch verloren hätten, daß sie Andere zu unterjochen versuchten.

Vorzüglich eiferten die Berg- und Wald-Cantone gegen die Einverleibung Hoch-Burgunds; theils weil sie sich am liebsten auf ihr Inneres beschränkten, verwickelte Staatsverhältnisse und weit aussehende Kriege als verderblich betrachteten, die wachsende Macht der Städte nicht ohne Eifersucht ansahen, und glaubten, sich durch die Besitznahme jenes Landes nur Lasten aufzubürden, während Andere die besten Vortheile ziehen würden; theils weil sie befürchteten, bey immer größerem Anschwellen der Eidsgenössischen Ländermasse möchten ihre bescheidenen Thäler zuletzt völlig unscheinbar, und am Ende in dem Bunde, der von ihnen ausgegangen, Andere zu Herren ihres Willens werden. Ueberwiegend waren unstreitig die Gründe, welche für die Nichtbesetzung der Hoch-Burgundischen Lande sprachen; allein die Art, wie man sich derselben entlud, stritt nicht bloß mit Ehre und Billigkeit, sondern führte die Eidsgenossen auch in Verhältnisse ein, welche nach und nach den guten Geist des Eidsgenössischen Volkes untergruben und seiner Freyheit und Selbstständigkeit weit gefährlicher und verderblicher wurden, als ihr die Besitz-

nahme Hoch-Burgunds wahrscheinlich in keinem Falle hätte werden können.

Mit der Freygrafschaft wurde ein Waffenstillstand geschlossen, für den Frieden hundert tausend Gulden gefordert, an den König ein fürbittendes Schreiben erlassen. Diesem mochte Ludwig nicht entsprechen; dagegen bemühete er sich zu zeigen, daß die Freygrafschaft schon in alten Zeiten der Krone Frankreich angehört habe. Auf der andern Seite empfahl der Kaiser, dessen Sohn Maximilian mit der Burgundischen Erbtochter Maria verlobt war, die Hoch-Burgundischen Völker den Eidsgenossen zum Frieden und Schutz gegen die Französischen Anmaßungen. Auf dieses hin verlängerten die Eidsgenossen den Waffenstillstand, und gaben zu Mehrerem Hoffnung. Den Einfluß der Oesterreichischen Unterhandlungen suchte Ludwig zu entkräften. Er stellte vor, wie unpolitisch es wäre, sich von dem alten Erbfeinde auf drey Seiten umschließen zu lassen, und sich der nachbarlichen Hülfe Frankreichs zu berauben. Er begehrte sechs tausend Mann um sehr guten Sold, und anerboth bare Bezahlung jener hundert tausend Gulden, welche die Freygrafschaft doch nie aufbringen könne, und noch viel mehr, leistete auch eine Zahlung von achtzig tausend Gulden rückständiger Jahrgelder. Diese Summe und jene Vorstellungen, die im Geheim mit klingenden Gründen unterstützt wurden, wirkten um so mehr, da die Eidsgenossen über den Kaiser, der sie zum Theile in den Burgundischen Kriege verwickelt, und in der Noth verlassen hatte, unwillig waren. Am sechs und zwanzigsten Aprill 1477 ließ man den König den vor drey Jahren, (am zweyten October 1474), geschlossenen Vertrag geltend machen; obschon er mit seiner vielfältigen Untreue die Vortheile desselben mit Fug und Recht verscherzt hätte, und erlaubte ihm den bundesgemäßen Zuzug von sechs tausend Mann. Viele meinten, daß die Tagherren, Französischem Gelde zu Liebe, mit dieser Bewilligung ihre Vollmacht überschritten hätten.

Aber ehe die bewilligte Mannschaft aufbrechen konnte, hatten die Burgundischen Gesandten bey den Herzen des Volkes Eingang gefunden. Ueber fünf tausend Mann liefen ohne Erlaubniß der Obrigkeit den Burgundern zu, und stritten an mehreren Orten mit großem Ruhme gegen die Franzosen. Als sie heim kehrten, fielen viele durch das Schwert des Gesetzes, dessen sich die Gegenpartey bediente. Für die Freygrafschaft wurden bey dem Könige neue Fürbitten eingelegt. Als diese nichts fruchteten, und kein Gesetz die Reisläufer abhalten konnte, versammelte sich ein Eidsgenössischer Tag zu Zürich. Die Burgunder hofften auf die Eidsgenössische Billigkeit. Die Franzosen setzten das zu Luzern erschlichene Wort und höhere Geldauerbiethungen entgegen. Die Tagherren, unschlüssig zwischen einem gegebenen Worte und dem Gefühle für Unglückliche, glaubten, in einer vermittelnden Gesandtschaft einen rettenden Ausweg zu finden. Drey Helden der Murter-Schlacht Waldmann, Bubenberg und der Urner-Landammann Imhof gingen nach Frankreich. Der Bürgermeister Göldlin von Zürich und der Landammann Dieterich an der Halden von Schwyz wurden nach den Niederlanden abgeordnet. An beyden Orten sollten Friedensvorschläge gethan werden.

Gesandtschaft nach Frankreich. 1477.

In Hoch-Burgund wurde die Gesandtschaft von den Bewohnern mit allen Zeichen der Achtung, hingegen von dem Französischen Feldherren Georg de la Tremouille, Herrn von Craon, mit hochmüthigen Geberden empfangen. Zur Einstellung der Feindseligkeiten wollte er sich durchaus nicht verstehen. Die Gesandten trafen ihn vor dem Schlosse Oiselet das sich ihm so eben ergeben hatte: „Und wollt er," sagt Waldmann in seinem Bericht an die Zürcherische Regierung, „die armen Bauern, die das Schloß vertheidigt hatten, all „erhängt haben, aber uns zu Ehren ließ er sie erstechen, und

„im Schlößli verbrennen, und bedunkt uns, wir Bothen und „all unsere Herren daheim werden treffentlich verachtet.“ Ueberhaupt glaubten die Franzosen, durch Grobheiten und Großsprechereyen die Eidsgenossen von der Theilnahme an Hoch-Burgunds Schicksale abschrecken zu können. Alle guten Dienste, welche die Eidsgenossen Frankreich geleistet, schienen vergessen. Vergebens erinnerten sie an dieselben: „Wir hoffen, „daß der König unser Mittleramt nicht verschmähen werde, „und die Dienste noch nicht vergessen habe, so die Cantone „ihm gegen den Herzog von Burgund geleistet, daß wir den„selben zu unserm Feinde gemacht, vertrieben und getödtet; „der uns doch, so wenig, als seine Vorfahren, nie kein Leid „gethan, und gern unser Freund und Nachbar gewesen wäre.“ Vergebens erinnerten sie auch an die süßen Worte des Bischofes von Grenoble und anderer Französischer Gesandten in der Schweiz: „Ich kehre mich,“ sprach Craon, „nicht an „den Pfaffen von Grenoble, noch sonst an jemanden, dann „an meinen Meister und König!“ Selbst das Völkerrecht war nicht mehr heilig. Die Bothen der Gesandten wurden gefangen, ihrer Briefe beraubt, gefoltert, um ihnen Entdeckungen abzupressen. Die Gesandten selbst waren nicht immer ohne Besorgniß. Dadurch entbrannten sie von Zorn und Haß, und Waldmann, ihr Stimmführer, drückt diese Empfindungen ihres Herzens in seinen inhaltschweren Berichten an die Eidsgenossenschaft unverhohlen aus: „Und, „gnädige Herren, bey der göttlichen Wahrheit, Ihr habend „verruchter, unbarmherziger, verlogener Volk nie gesehen, „dann die Franzosen, die weder Brief, noch Siegel halten, „und ist nit ohn, uns thät im Herzen weh, daß unser Treu „an dem König so klein geachtet wird. Da wir nun merkten, „daß wir nüt anders schufen, nahmen wir Urlaub, und als „ich aus dem Gezelt ging, entwütscht mir ein grob Wort, „und sprach also: „„Sämer Gott, dieweil man uns also „„ring schätzt, wird man uns finden, eh denn man wähnt!““

Diese kräftige Sprache machte die Franzosen etwas geschmeidiger, und sie nahmen zu glatten Worten ihre Zuflucht. Aber die Eidsgenössischen Gesandten empfanden das Unheimliche der erzwungenen Französischen Höflichkeit, darum empfahlen sie ihren Regierungen mit Wärme und Herzlichkeit die alte, offene Deutsche Art und Treue, und redeten mit warnendem Ernste von dem Verderben der Französischen Umtriebe, Bestechungen und Verführungskünste, suchten sie auch überzeugen, daß die Gesandtschaftsberichte keine übertriebenen Darstellungen enthielten: „Wiewohl uns," schrieben sie, „die „Herren viel früntlicher Worte gaben, so konnten wir doch „an ihrer Gestalt nüt Anders vermerken, dann ein großen „Unwillen, und mußten überall hören, sie wollten noch unser „Herr und Meister werden. Doch lassen wir das in seinem „Werth bestahn; denn der gemein Mann redt dick viel mehr, „dann ihm befohlen wird; aber nüt desto minder, liebe gnädige Herren, so seyd weise, und bedenket eure Sachen, und „lasset Euch von des Königs Geld und seiner Räthen Süßigkeit nit verführen, daß Ihr Sachen tügent, die unser Nachkommen entgelten möchten. Fürwahr, die Franzosen haben „mit semlicher Behendigkeit schon mannig Land betrogen, und „in Kummer bracht, und thun es noch täglich, daß ich für „mein Theil wollte, wir hätten minder mit ihnen zu schaffen, „dann wir leider hend. Da uns und unsern Vordern noch „kein Pension vom König ward, behielten wir mit getreuen „Unterthanen und Nachbarn Land und Leut. Lieber lond „uns Deutsche bliben, die Welsche Zung ist „untreu! — Und kurz, wir schribend Uwern Gnaden die „Sachen gar viel glimpflicher, dann wir sehen und hören. „Doch so hoffen wir, der Künig werde die Ding und sin „Ehr besser bedenken, als bisher."

Endlich gelang es den Gesandten, an den Hof zu kommen. Wenn sie hier nicht gerade den rauhen Ton des stolzen Craon wiederfanden; so verhehlte es doch Ludwig keines

Weges, wie tief er es empfunden habe, daß der Vertrag von Luzern noch nicht in Erfüllung gegangen, und die Stimmung des Eidsgenössischen Volkes so sehr gegen ihn und seine Plane gerichtet sey. Es kam um diese Zeit bey dem königlichen geheimen Rathe sogar in die Frage, „ob man den Eidsgenos„sen noch ferner Pensionen geben wolle, und nicht vielmehr „wegen ihrer Thätlichkeiten, die sie in Burgund gegen die „königlichen Truppen verübt haben, berechtigt sey, die schon „bezahlten mit Zinsen und Kosten zurück zu fordern.“ Vornähmlich mißfiel dem Könige der Schultheiß Adrian von Bubenberg, der in den Unterhandlungen für Billigkeit und gemeinen Nutzen so unbeweglich war, wie einst bey der Belagerung von Murten. Damit der König Zeit gewinne, seine Plane auszuführen, wurde die Gesandtschaft ohne Audienz von Hoflager zu Hoflager geführt, man beobachtete sie, wie Staatsgefangene, und arbeitete mehr, sie zu gewinnen, als ihrer Geschäfte zu erledigen. Das schreiben sie, und warnen zugleich vor den Künsten der königlichen Spione, denen leichtsinnig die geheimsten Verhandlungen der Tagsatzung verrathen werden. In einer andern Stelle empfehlen sie mit herzlicher Wärme als den höchsten Grad Eidsgenössischer Staatskunst unerschütterliche Einigkeit und Brudertreue. — „Noch wissen wir nicht,“ lautet ihr Schreiben, „ob der König uns hören will, oder nicht. In welli„cher Fug das beschicht, mögent ihr bedenken, wir dürfens „nicht schreiben; denn man hat uns einen Bothen gefangen, „und in Eisen geschlagen, und hat ihm die Briefe genommen, „und ist der König fast wild. — Wissent auch, daß er ganz „unterricht ist, wer auf dem Tage zu Zürich mit ihm ist ge„syn, oder nit, und was, sidhar wir herin kommen, wider „ihn ist gehandelt worden, uf wessen Kösten wir reiten, und „unsern Auftrag, und ist nüt so klein, das bey uns gehan„delt wird in allen Dingen, der König weiß es. Wie wir „das vernommen, sagen wir Euch, ob Gott will, von

„Mund. — Item liebe Herren, wir sorgen, Ober-Burgund „sey ganz verloren, ehe wir heim kommen. Also reiten wir „harheim, so bald wir aus dem Lande können, der König hör „uns, oder nicht. Wir habend den König angestrengt um „ein Geleit, da hat er uns sagen lassen, wir söllind so sicher „syn, als wärind wir daheim in unsern Hüsern, doch so „well er uns ein verschrieben Geleit geben nach aller Noth-„durft. — Liebe gnädige Herren, wir bitten Euch, in diesen „Zeitläuften nur einhellig zu seyn, und daß sich ja kein Ort „mehr gegen den König erzeigen wolle, dann das andere, so „wird eine Eidsgenossenschaft mit der Hülfe Gottes aller „Welt stark genug seyn, und es ihr an Ehre und Gut nie „mißlingen!“

Diese Behandlung, das Fruchtlose seiner Gegenwart, persönliche Beschimpfungen, die er sich wegen seiner bekannten Abneigung gegen den Burgundischen Krieg mußte gefallen lassen, eine unverkennbare Umstimmung der Mitgesandten, die Unmöglichkeit, Bern mit einiger Gewißheit von dem wahren Stande der Sachen zu unterrichten, und wirkliche Unsicherheit für die Gesandten selbst bewogen Bubenbergen, in der Kleidung eines wandernden Spielmannes nach der Schweiz zu entfliehen. Der Verdruß des Hofes war groß, noch größer die Verlegenheit der Französisch gesinnten Partey zu Bern. Bubenbergs Entfernung wurde bey dem Könige entschuldigt; doch nicht, ohne das abschreckende Betragen gegen den wohl verdienten Mann mißbilligend zu erwähnen. „Der Schult-„heiß,“ schrieb Bern an den König, „durch dessen Mithülfe „und getreue Fürsorge der Herzog vertrieben worden, hätte „wohl erdient, von Uewer Majestät günstiglich gehalten zu „werden. Unser Gemeinde wiegt sein Betrübniß als ihr ei-„gene. Es wäre zu wünschen, es wär zu den Sachen nit „kommen, das macht besseren Willen bey unserer Gemeind.“

Eifriger wurde nun in Frankreich der Bürgertugend Waldmanns und Imhofs zugesetzt. Sie fielen; weil mit

Bubenberg, ihr Schutzgeist, entflohen war. Von da an berichten sie nur noch von des Königes unwiderstehlicher Macht und der Kraftlosigkeit seiner Gegner: „Der Franzos hat hundert tausend Mann bey einander wider das Fröwli von „Burgunn an verschiedenen Enden, und thut ihm schier niemand kein Widerstand.“ — Endlich kehrten sie, durch reiche Geschenke und Pensionen-Briefe an Frankreichs Interesse gefesselt, heim. Dem Vaterlande brachten sie nicht viel mehr, als leere Worte mit. Die Vorwürfe ihres Gewissens tödteten sie durch Spötteleyen über Bubenbergs gewissenhafte Aengstlichkeit.

Erbvereinigung mit Oesterreich. 1477.

Ganz anders, als in Frankreich, war die Eidsgenössische Gesandtschaft in den Niederlanden empfangen, und mit Ehrenbezeugungen und öffentlichen Geschenken, nicht mit heimlichen Bestechungen überhäuft worden. Auch die Hoch-Burgunder wendeten sich noch ein Mahl an die Eidsgenossen, und beschworen sie bey Allem, was dem Christen heilig ist, sich des verlassenen Landes anzunehmen. Von da an stieg die Wagschale Burgunds und Oesterreichs. Man kann sagen, daß durch Ludwigs und Craons Mißgriffe die Freygrafschaft auf zwey hundert Jahre für Frankreich verloren gegangen sey. Die Eidsgenossen verlängerten den Waffenstillstand mit Burgund, die Ausdehnung des Französischen Bundes wurde abgewiesen, dagegen mit dem Hause Oesterreich eine Erbvereinigung entworfen, die 1477 zwischen den Eidsgenossen und dem Erzherzoge Siegmund auf ewigen Frieden und gegenseitige Beschirmung ihrer Besitzungen abgeschlossen wurde, und bey allen später zu schließenden Bündnissen mit andern Staaten vorbehalten werden sollte. — Auch die niedere Vereinigung mit Basel, Colmar, Straßburg und Herzog Renat wurde den drey und zwanzigsten Aprill 1478 erneuert.

Friede mit Burgund. Den vier und zwanzigsten Januar 1468.

Im Anfange des Jahres 1478 saß zu Zürich eine Tagsatzung der Eidsgenossen. Diese machte mit Maria und Maximilian ewigen Frieden, entsagte zu ihren Gunsten um hundert und funfzig tausend Gulden allen Ansprüchen auf Hoch-Burgund, und der Burgundische Krieg schien geschlossen. Nur die Luzerner blieben hartnäckig bey dem Versprechen, das dem Könige in ihrer Stadt geschehen war.

Hoch-Burgunds Schicksal. 1478 — 1482.

Allem diesem gab Französische List und Französisches Kriegsglück eine unerwartete Wendung. An Craons Stelle war Carl von Amboise-Chaumont, ein besserer Feldherr und gewandterer Staatsmann, als Französischer Statthalter nach Burgund gegangen. Ihm gelang es um so eher, den Widerstand des Burgundischen Volkes zu brechen, da Ludwig durch glatte Worte und Bestechungen die Eidsgenossen verleitet hatte, trotz ihres kürzlich geschlossenen Friedens, unter dem Vorwande saumseliger Bezahlung der stipulirten Gelder, ihm ihre Ansprüche auf Hoch-Burgund käuflich zu überlassen, und die zu Luzern versprochenen sechs tausend Mann Bundestruppen zu stellen. Fast einzig widerstand den Franzosen noch die Burgundische Hauptstadt Dole. Sie wurde von einer muthigen Bürgerschaft und einer zahlreichen Besatzung, unter der sich viele wider den Willen ihrer Obrigkeit zugelaufene Eidsgenossen befanden, vertheidigt. Diese letzteren, in Verbindung mit anderen Miethstruppen, verriethen den Franzosen ein Thor. Dole wurde erobert, und ging nach schrecklichen Gräueln in Flammen unter. Seine Zerstörung endete den Krieg in Hoch-Burgund. Als die Eidsgenossen diese Unthat vernahmen, beschloß die Tagsatzung zu Luzern, alle von Dole's Besatzung Heimkehrenden durch den Henker zu foltern, alle Theilnehmer an dem Verrathe mit lebenslänglicher Infa-

mie zu strafen, und die Urheber desselben mit Galgen und Rad hinrichten zu lassen. Der Krieg zog sich nun in die Niederlande, und endigte den drey und zwanzigsten December 1482. mit dem Frieden zu Arras durch welchen König Ludwig das Herzogthum Burgund erhielt; dagegen an Maria und Maximilian die Freygrafschaft Hoch-Burgund zurück gab. Von beyden Theilen wurde der Friede mit den Eidsgenossen vorbehalten.

Eidsgenossen im Französischen Dienst.

Ludwig hatte von dem kriegerischen Werthe der Eidsgenossen einen solchen Begriff erhalten, daß er alle ihre vernünftigen Forderungen einging, um sie an sich zu fesseln, und durch vortheilhafte Capitulationen zu Kriegsdiensten, durch die herrlichsten Freyheiten zu Niederlassungen in Frankreich zu locken. — Den Kriegern wurde bewilligt, nie gegen Deutschland oder Bundesgenossen, nie zur See, nie vereinzelt, und der Krone Frankreich dann nie dienen zu müssen, wenn das Vaterland ihrer bedürfe. Der Mannschaft eines jeden Ortes war vergönnt, ihren Hauptmann mitzubringen, verlorene Pferde und Waffen wurden vergütet, und auch dem Kranken und Verwundeten der Sold bezahlt. — Die in Frankreich ansäßigen Schweizer konnten frey Güter kaufen und vererben, sie und die Ihrigen waren von allen Auflagen, Wachten und Servis frey, selbst wenn andere Freye und der Französische Adel besteuert werden sollte. — Ludwig gab seinem Sohne die erste stehende Schweizer-Garde, und befliß sich der größten Genauigkeit in der Bezahlung des Soldes, der Pensionen und Subsidien. Bald wurde die Werbung durch sechzehn mit Geld beladene Maulesel, welche im Juni 1480 in Bern einzogen, befördert; bald brachten einige Tausend, die in drey Wochen einen glücklichen Zug vollbracht, einen dreyfachen Monathsold in lauter Gold-Sorten nach Hause; bald wurden Subsidien und Pensionen erhöht, oder neue ertheilt.

Kurz, Ludwig sparte nichts, um die Eidsgenossen durch sein Geld zu verführen, ihre Herzen dem armen Vaterlande zu entfremden, und den Kern des Volkes in seine Dienste zu locken; Dienste, deren dreyhundertjährige Dauer dem Vaterlande an Sittlichkeit, Bürgertugend, Ehre und Würde einen Schaden zugefügt, der die von Vielen so hoch gepriesenen Vortheile solcher Dienste leicht bedeutend überwiegen dürfte, und richtig bemerkt daher ein alter Schriftsteller: „So viel ist gewiß, „daß durch diese fremden Dienste eine Löbliche Eidsgenossen„schaft, wenn sie an Reichthum um etwas zugenommen, „hingegen an Mannschaft, Frieden und Einigkeit verarmt ist.“

Das tolle Leben. März 1477.

Kaum war die Ruhe von außen hergestellt, so erhob sich gefährliche Unruhe im Inneren. Bald nach der Schlacht von Nancy feyerten einige hundert muthige, rasche, ausgelassene Jünglinge eine Fastnacht zu Zug. Es wurde viel von den Kriegen, der ungleichen Beutetheilung, den lange ausstehenden Genferischen Friedensgeldern gesprochen, und der Verdacht geäußert, die Häupter der Regierungen möchten das Beste für sich behalten haben, oder von den Genfern bestochen worden seyn, ihnen die Hauptsumme zu erlassen. Indem man sich beym Lärm und beym Weine hierüber erhitzte, schlugen Einige vor, nach Genf zu ziehen, und die Gelder zu hohlen. Allgemeiner Beyfall. Nach wenigen Tagen waren sieben hundert beysammen. Vergebens warnte die Tagsatzung zu Luzern, um so vergeblicher, da die Länder sich der Versammelten öffentlich annahmen. Sie blieben bey einander. Noch viele wurden erwartet. Sie hofften, man werde sie, wenn sie in Noth gerathen sollten, unterstützen, wie dieß schon öfters ähnlichen unordentlichen Haufen begegnet war. Die Schar nannte sich das tolle oder thorechte Leben; in ihrem Banner, das noch zu Zug vorhanden seyn soll, führte sie einen Eber und eine Kolbe. — Es war vorzüglich laut

gegen einige Große Berns geredet worden, welche die Genferischen Geißeln ledig gegeben, oder Bestechungen empfangen haben sollten. Darum nahm die Stadt drey tausend Mann Besatzung ein, und schickte an die Jünglinge eine Gesandtschaft, sie freundlich und ernst vor der Fortsetzung des Zuges und hauptsächlich vor Verübung von Gewaltthätigkeiten zu warnen. Die Schar blieb aber auf ihrem Sinne, jedoch versprach sie, keinen Eidsgenossen zu kränken, und keiner Regierung ins Strafamt zu greifen. Bern, das Kraft und Muth an ihnen ehrte, öffnete die Thore, als sie eben über die Aare zu setzen versuchten. Sie zogen ruhig hindurch, und kamen nach Freyburg. Hier erwarteten sie ihre Gefährten. Es sammelten sich weniger, als man glaubte. Doch stieg ihre Zahl auf zwey tausend. Die Waat erschrak. Der Handel stockte. Ein gefährlicher Auflauf drohte der ganzen Eidsgenossenschaft. Da beeidigte Bern Alles, was in seinem Volke über vierzehn Jahre alt war, an unerlaubten Bewaffnungen keinen Antheil zu nehmen, allen Streit mit In- und Ausländern zu vermeiden, und treu für Berns Vortheil und Ehre zu wachen. Zu Freyburg trafen aus der ganzen Schweiz vermittelnde Gesandte ein, auch Gesandte von Genf. Die Genfer mußten Bürgen für richtige Bezahlung der Friedensgelder stellen; aber das tolle Leben ging nicht aus einander, bis die Herzogin von Savoyen ihre Kleinodien zum Unterpfande gegeben hatte. Hierauf begnügten sich die Jünglinge mit zwey Gulden für jeden und vier Fässer Wein zum Scheidetrunke für alle. Dann drohten sie, dem zweydeutigen Grafen von Welsch-Neuenburg und seinem Sohne, dem Markgrafen, der dem Burgunder gedient hatte, ihren guten Wein austrinken zu wollen. Erschrocken eilte Rudolf nach Bern. Die Stadt erklärte sich für ihren Mitbürger, und gab ihm zu seinem Schutze tausend Mann. Da zogen die Jünglinge heim, und verschmähten stolz, was ihnen Bern an Speise und Trank darboth. Nach ihrer Heimkehr untersagte

die Tagsatzung, zur Verhütung weiterer Ungebührlichkeiten sehr ernstlich alle eigenmächtigen Gemeindsversammlungen, Aufbrüche und Selbstrache an verleumdeten oder verdächtigen Personen.

Freyburg frey. Den drey und zwanzigsten August 1477.

Savoyen, das die Waat wieder erhalten hatte, und so eben von dem tollen Leben mit einem neuen Angriffe bedroht worden war, glaubte, seine Besitzungen durch ein enges Bündniß mit den Eidsgenossen am besten sichern zu können. Allein, ehe es die Einwilligung zu einem solchen erhielt, mußte die Hauptfrage erörtert werden, ob die Stadt Freyburg frey, oder ferner Savoyen unterthan seyn sollte. Bern verlangte entschieden das Erstere. Nach viermonathlichen Unterhandlungen gab Savoyen nach. Am drey und zwanzigsten August 1477, fünf und zwanzig Jahre nachdem Freyburg unter Savoyens Herrschaft getreten war, erschienen Savoysche Gesandte in der Stadt. Freyburg mußte einen beträchtlichen Theil der Savoyschen Landschuld auf sich nehmen, dann wurde ihm die Urkunde seiner Freylassung übergeben. Im dreyhundertsten Jahre nach seiner Stiftung war Freyburg zum ersten Mahle keinem Herren mehr unterthan. Wenige Tage später, den acht und zwanzigsten August, schloß Savoyen, und den vierzehnten November der Bischof zu Genf mit Bern und Freyburg einen Bund. — Es kam auch unter Berns Vermittelung der noch nicht geschlossene Friede zwischen Savoyen und Wallis zu Stande. Die Walliser gaben von ihren im Burgunder-Kriege gemachten Eroberungen das Herzogthum Chablais zurück, das Unter-Wallis behielten sie.

Krieg gegen Mailand. 1477 und 1478.

Am zehnten Juli 1477 ward mit Mailand das im Jahre 1467 abgeschlossene Capitulat erneuert, und es schien zwischen

Mailand und den Eidsgenossen eine dauernde Freundschaft zu bestehen; dennoch wußte der listige Papst Sixtus IV., zwischen ihnen Feindschaft zu entflammen. Sixtus, ein Mann von großem und kühnem Geiste, an welchem die Welt zuerst erkannte, was die Vereinigung der hochpriesterlichen Macht mit fürstlichem Unternehmungsgeiste vermöge, hatte sich aus der tiefsten Niedrigkeit zu dem Throne empor geschwungen, welcher damals der ganzen Christenheit Gesetze gab, und die Statthalterschaft Gottes auf Erden behauptete. Er nährte einen tief eingewurzelten Haß gegen das Haus Sforza, und suchte, die Eidsgenossen, deren Gewicht er durch die Burgundischen Kriege hatte beurtheilen lernen, für seine Absichten zu gewinnen. Zwar hatten seine Geschäftsführer sich vergebens bestrebt, durch geistliche Schmeicheleyen und politische Scheingründe die Tagsatzung für die Absichten des Papstes zu gewinnen. Die Eidsgenossen bezeugten zwar dem Papste die treueste Anhänglichkeit und Ehrfurcht; aber die große Mehrzahl der Tagherren hatte wenig Lust, für seine ehrgeizigen Plane das Vaterland in Noth und Gefahr zu stürzen. Den Abgesandten mochte diese Antwort nicht unerwartet seyn. Schnell verfielen sie auf einen andern Ausweg. Sie wendeten sich an das reizbare, leicht zu überredende Volk von Uri. Mit dem glücklichsten Erfolge wußten sie diesem Unwillen, Erbitterung Verachtung gegen die Mailändische Regierung einzuflößen, und seinen republikanischen Sinn durch die Vorstellung aufzuregen, daß es darum zu thun sey, das Haus Sforza zu stürzen, und aus Mailand einen Freystaat zu bilden. Ihr Vorgeben fand um so eher Glauben, da der grausame und ausschweifende Herzog Galeazzo Maria Sforza den sechs und zwanzigsten Christmonath 1476 von Freyheit athmenden, tief beleidigten Jünglingen war erdolcht worden, und sein achtjähriger Sohn Giovanno Galeazzo mühsam die Herrschaft behauptete. Uri schloß den neunten October 1478 mit dem Papste einen Bund. Mit Mailand erhob es wegen eines Ca-

stanienwaldes einen Krieg, in den alle Eidsgenossen verwickelt wurden. Die Einwohner des Livenen-Thales behaupteten nähmlich das Eigenthum eines Waldes, in welchem Mailändische Unterthanen Holz gefällt hatten. Die Klagen der Livener fanden bey den Urnern leichten Eingang. Es erneuerte sich das verdrüßliche Andenken des Verlustes von Bellinzona, und mit diesem erwachte die Hoffnung der Wiedereinnahme. Als im Winter die Alpen verlassen werden mußten, eilten junge Urner uber den St. Gotthard, Mailand zu schädigen. Um ihre That zu rechtfertigen, erließ Uri die Fehde, brach mit dem Banner auf, und mahnte die Eidsgenossen. Vergebens suchten diese zu vermitteln, vergebens häufte Mailand die annehmbarsten Versprechungen. Am Ende rückten im November 1478 aus Freundschaft gegen Uri alle Cantone ins Feld. Bey der Nachricht von ihrem Auszuge schrieb die Mailändische Regierung den Städten, wie es ihr der Zorn eingab, und wie die Eidsgenossen es verdienten. „Wir hätten, Großmächtige, von Euch mehr Vernunft erwartet, als von dem „Alpenvolke, dessen Unsinn und Grobheit uns allzu bekannt „ist; aber wir sehen, es ist bey Euch zwischen Städten und „Ländern kein Unterschied. Was ist Euch oder Eueren Kaufleuten geschehen, daß ihr unser armes Volk, kaum ein Jahr „nach dem theuer erneuerten Frieden, mit einem Heere überziehet? Geiz ist es, blinder Geiz und und Heißhunger nach „fremdem Gute. Er soll nicht gesättigt werden. Wir haben „Gott und Recht auf unserer Seite. Wir haben auch Soldaten, und können sie ersetzen. Uri hat Eidsgenossen, wir „auch. Wir empfangen Eure Fehde. Dieß bringt Euch Euer „Bothe, welchem wir nicht, wie die Zerstörer alles Rechts „und aller Ehrbarkeit, die von Uri, unserem Tabellirer, den „Arm entzwey geschlagen haben.“ Zugleich rückten achtzehn tausend Mailänder unter dem Grafen Torelli an die Eidsgenössischen Grenzen. Zehn tausend Eidsgenossen zogen gegen Mailand. Mit Muthwillen rannte man den Gotthard hinauf.

Eine Lawine verschlang sechzig Mann rettungslos, und zähmte den Uebermuth der übrigen. In Bellenz waren noch Eidsgenössische Vermittlungsbothen, und hofften das Beste; da wurde die Stadt unerwartet von den Eidsgenossen angegriffen, die erste Ringmauer erstürmt, in die zweyte eine Bresche gebrochen. Die Italiener wurden über diese Ueberraschung so aufgebracht, daß die Vermittler kaum ihr Leben retten konnten. Im Eidsgenössischen Lager wurden eben dieselben zornig empfangen; weil sie sich mit dem Feinde eingelassen. Die Einnahme und Plünderung der Stadt schien gewiß. Allein Bellenz war von je her eine wichtige Niederlage für den Eidsgenössischen Speditions-Handel, und seine Plünderung hätte vielen Häusern in der Schweiz empfindlichen Schaden gebracht. Das rettete die Stadt. Der Sturm am folgenden Tage wurde unzweckmäßig angeführt, spätere Anschläge vereitelt. Man ließ Bellenz im Rücken liegen, ging über den Monte Cenere, und bedrohte Lugano. Aber der Winter brach mit aller Kraft herein, die Gebirge bedeckten sich mit Schnee, und die Pfade wurden für die Saumrosse ungangbar. Dem Eidsgenössischen Heere konnte in wenigen Stunden Zufuhr, Verstärkung und Rückkehr abgeschnitten werden. Darum beschloß der Kriegsrath dem Heimzug. Ungefähr sechs hundert Mann unter Heinrich Troger von Uri besetzten das feste Dorf Giornico, welches an dem engen Ausgange des Livenen-Thales auf den beyden Ufern des sich mühsam zwischen den Gebirgen durchdrängenden Tessins liegt.

Schlacht bey Giornico. Den acht und zwanzigsten Christmonath 1478. Friede. Ende Februars 1479.

Auf diese geringe Zahl von Leuten beschlossen die Mailänder mit funfzehn tausend Mann einen Angriff. Unter Plünderungen und Verwüstungen näherte sie sich Giornico. Als die Eidsgenossen den Auszug der Feinde vernahmen, rieth Stanga, Hauptmann der Livener, den schnell herunter

schießenden Tessin auf die Hauptstraße und die Wiesen zu leiten; die Mannschaft aber mit Fußeisen zu versehen. Das Wasser des Flusses schuf die ganze Ebene zu einer Eisfläche um, über welche die Lombardische Reiterey nur mit größter Noth, das Fußvolk, mühselig, auf seine Spieße gestützt, kam. Die Eidsgenossen schauten ihren Bemühungen von Giornico's Bollwerken zu. Als sie die Meisten in Verlegenheit erblickten, fielen sie, voran Frischhans Theilig, Hauptmann der Luzerner, aus, eilten, durch die Fußeisen sicher, den Stalden herunter an den Feind, den die Natur zu fechten verhinderte. Bis nach Bodio, eine Stunde weit, mußten die Italiäner wehrlos fliehen, um nur fest auftreten zu können. Hier, wo keine Uebermacht sich entwickeln konnte, wo Reisige, Geschütz und Fußvolk einander verwirrten, wurden die überraschten, ermüdeten, erschrockenen Feinde von den Eidsgenossen mit neuer Kraft angegriffen, und abermahls in die Flucht geworfen. Nun scheuten Troger und Theilig auch die freyere Gegend nicht. Mit unaussprechlicher Freudigkeit jagten sie, die sechs hundert, jene funfzehn tausend durch die Riviera hinaus, bis an die Ufer der Muesa. Ueber anderthalb tausend Welsche rötheten mit ihrem Blute den Schnee. Viele fraß der Strom. Sie wurden so geschlagen, daß der Sieg der Eidsgenossen Vielen wunderhaft schien, und den Sünden der Italiäner zugeschrieben wurde. Der edle Stanga, im Anfange des Gefechts hart verwundet, hörte noch die Nachricht dieses Sieges, und sank entseelt an der Thüre seines Hauses. Diese That gab dem Nahmen der Eidsgenössischen Waffen durch ganz Italien ein furchtbares Gewicht. Von da an suchte die Mailändische Regierung den Frieden, der 1479 unter Französischer Vermittelung geschlossen wurde, das Capitulat, den Rechtsgang, die alten Handelsverhältnisse wieder herstellte, und den Eidsgenossen einen Vortheil an Geld und Länderbesitz gewährte.

Sittenverderbniß in der Eidsgenossenschaft. 1477 — 1482.

So glänzend der Schimmer des Glückes war, das den Eidsgenossen in den Burgundischen Kriegen geleuchtet hatte, so barg er doch nur mühsam das innere Elend, das diesen Kriegen folgte. Es entstand der härteste Kampf zwischen der Einfalt der alten Sitten und der neuen Zügellosigkeit des Volkes. Ungebundenheit, Muthwillen, Ungehorsam, viele zuvor unbekannte Laster waren die unseligen Früchte jener Kriege. Gold wurde der Götze, dem man Alles aufopferte. Man konnte nicht Strafen genug erfinden und ausüben, um die Frevel derer zu rügen, welche sich grobe Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zu Schulden kommen ließen; so daß die Eidsgenossen ungeachtet aller ihrer Siege eigentlich mehr verloren, als gewonnen hatten, wenn nähmlich der völlige Untergang der reinen Sitten eines Volkes für Verlust zu rechnen ist. Viele Standeshäupter ließen sich von benachbarten Fürsten durch Pensionen bestechen. Die Bürger wurden trotzig und unbändig. Weiber und Töchter fröhnten Thorheiten und Ausschweifungen, und eine Menge derselben zog auf allen Straßen unzüchtig umher. Der schnell erworbene Reichthum erzeugte Pracht und ein müßiges und ausgelassenes Leben. Die Schenken und öffentlichen Häuser waren mit lärmenden, händelsüchtigen Kriegern und liederlichem Gesindel angefüllt. Als der schnell gewonnene Reichthum schnell wieder verschwunden war, erwachte die unersättliche Begierde nach neuem Gewinne; aber Arbeit machte so verwöhnten Leuten Unlust, darum suchten sie die Quelle reichen Erwerbes in fremden Kriegsdiensten. Ackerbau und Gewerbe zerfielen. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, um sich in fremden Ländern Geld und Beute zu erfechten. Viele Landesvorsteher begünstigten dieses so genannte Reislaufen. Der Landamman Reding von Schwyz äußerte sich entschuldigend: „Die Eidsgenossen müssen ein Loch ha-

„ben!“ Standeshäupter ließen sich vom Geld- und Ehrgeize hinreißen, die Anführer solcher Züge zu seyn, oder das Vaterland um des Goldes und der Fürstengunst willen in Bündnisse zu verstricken, welche das Mark unsers Volkes fraßen, der Freyheit schadeten, den National-Geist zertrümmerten, und dem Vaterlande nichts, als Sünde und Schande brachten. Man marktete um Eidsgenossen, wie um Schlachtvieh, und wer das Meiste both, erhielt, was er wollte. Gab es keinen Krieg und keine Beute, so kündigten die Tausende, die, an ein üppiges Leben gewöhnt, nahrungslos im Lande herum strichen, jedem fremden Eigenthume die Fehde an, und verschafften sich durch Diebstahl, Mord und Straßenraub die Mittel, ihren verdorbenen Lüsten zu fröhnen. Nur das festeste Benehmen der Regierungen konnte Ordnung und Sicherheit im Lande wieder herstellen. Eine Tagsatzung zu Baden erließ das strenge Geboth: „Wer so viel gestohlen hat, als ein „Strick werth ist, soll ohne Gnade hängen.“ Dieß wurde im Jahre 1480 in Zeit von drey Monathen an anderthalb Tausenden vollzogen, von denen allein zu Zürich fünf hundert ihr Ende fanden. Von da an mochte ein Weib oder ein Kind die größten Kostbarkeiten offen und sicher durch die ganze Eidsgenossenschaft tragen. Den andern Ausschweifungen suchten die Obrigkeiten, vorzüglich Bern, durch Benutzung der dem Volke noch inwohnenden Scheu vor göttlichen Fügungen, durch strenge, ernste Sittengesetze und Unterstützung eines alten Ehrgefühles vorzubiegen. Als z. B. Männer von Valengin zu Bern des Ungehorsames gegen ihren Herrn und eines Mordes angeklagt wurden, so war ihnen eine schwere Geldbuße nicht so empfindlich, als daß sie ihr Leben lang die Bösesten im Valengin heißen sollten.

Kirchliche Angelegenheiten. 1477—1482. Bund mit dem Papste. Den neunzehnten October 1479. Das Jubeljahr.

Es wäre vielleicht den väterlichen Bemühungen weiser Regenten gelungen, dem sittlichen Unwesen zu steuern, wenn nicht die Kirche, welche sich Sündenvergebung, das geheiligte Vorrecht der Gottheit, anmaßte, dieses angemaßte Recht aus Gründen des Eigennutzes und der Politik mißbraucht hätte, um den gerügten Unordnungen neue Nahrung zu geben. — Bey aller Ungebundenheit war doch noch Sinn für das Göttliche in dem Volke; allein es hielt auf den Glauben mehr, als auf die Werke, und hatte, trotz aller offenkundigen Mängel, dennoch überspannte Vorstellungen von der übermenschlichen Gewalt, Kraft und Größe des Papstes und der Geistlichkeit, von der es eine ganz tadelfreye Vollkommenheit zu erwarten sich berechtigt glaubte. Darum wurden auf der einen Seite Reliquien noch immer so heilig geachtet, daß ihre Erwerbung ganze Stände beglückte; weil man bey ihnen Schutz vor der Strafe der Sünden und eine Stufe in den Himmel zu finden hoffte, und darum wurde auf der anderen Seite die vom Papste Sixtus IV. erbethene oder erkaufte Gnade des Jubeljahres, die den Hauptkirchen der Eidsgenossenschaft einen Ablaß gleich der St. Peters-Kirche in Rom zusicherte, mit einer unbeschreiblichen Andacht und mit einer Freude empfangen, welche die politischen Absichten des Papstes nicht wenig begünstigte. Damahls wurde durch die Eidsgenossen der vom Papste lange vergeblich gesuchte Bund am neunzehnten October 1479 mit ihm abgeschlossen. Nichts konnte dem Pabste erwünschter seyn, als die Ergebenheit eines Volkes, dessen bloßer Nahme das päpstliche Ansehen in Italien befestigte, und dessen biederer Denkensart nächst Gott und dem Vaterlande nichts heiliger war, als Kirche und Papst. Die Subsidien, welche der Papst verheißen mußte, kosteten ihn nichts; denn er bezahlte sie aus dem Gelde, für welches die Eidsge-

nossen Ablaß ihrer Sünden bey ihm erkauft hatten. Noch weniger kosteten ihn glatte Worte, darum ließ er es auch in der Bundesbulle an Schmeicheleyen nicht fehlen. Die Eidsgenossen waren ihm die Ersten unter den Christen. Er gedachte zum öftern des alten Ruhmes, den ihre Väter durch Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe erworben. Er schenkte den geliebtesten Söhnen der Kirche ein bedeutungsvolles, geweihetes Banner, um ihre fromme Einfalt durch dasselbe noch stärker an sein Interesse zu fesseln. Ihre Gesandten wurden am Römischen Hofe mit Auszeichnung empfangen. Freylich wurde bey dieser Gelegenheit den Eidsgenossen Manches von den Sitten des Papstes und seiner Höflinge bekannt, das ihrer Unerfahrenheit und Unschuld höchst anstößig war.

Dennoch wurde wegen der nicht ganz erwiesenen, oder doch vergrößerten Menschlichkeiten des Papstes ihr Glaube an die Göttlichkeit der Kirche, der päpstlichen Gewalt und Segnungen keines Weges schwankend. Deßnahen wurde die Ankunft des schon oben erwähnten Jubeljahres durch Läutung aller Glocken, im Beyseyn aller Bischöfe und aller hohen Geistlichen des Landes begangen. Die vieldeutige Bulle wurde durch den gelehrten Leutpriester vorgelesen, und so ausgelegt, wie es der Schweizerischen Denkensart am angemessensten schien. Achtzig bis hundert Beichtväter mußten die im Burgunder-Kriege, beym tollen Leben, beym Reislaufen, oder sonst beschwerten Gemüther beruhigen. Der beichtenden Menge wurde kund gethan, nur die schwersten Sünden, und auch diese ohne alle Umschweife und Entschuldigungen zu beichten. Eine Wechselbank stand bereit, um die der Größe einer jeden Sünde angemessene Geldsumme sogleich zu empfangen. Nichts fiel dem Volke auf, als daß man dieß Mahl auch für die Seelen derer Ruhe kaufen konnte, die in der Feldschlacht, oder beym Genusse einer Sünde, bey den Geschäften des Lebens ohne Beichte und Buße, ohne Vorbereitung, ohne geistlichen Trost aus der Welt gegangen waren. So viele Erleichterung machte das

ausgelassene Volk wie neu belebt. Schlechte Häuser kamen in Flor. Man eilte, aufs neue zu sündigen. So wurde die väterliche Sorge der Obrigkeit für die Sitten des Volkes durch die pflichtwidrige Nachsichtigkeit der eigennützigen Kirche fast ganz fruchtlos gemacht.

Die politischen Verhältnisse mit dem Clerus des Landes blieben dieselben, wie seit Altem. So oft sich die Geistlichkeit Anmaßungen erlaubte, eben so oft sah sie sich mit Kraft in ihre Schranken zurück gewiesen, aber auf der andern Seite auch bey ihrem Ansehen und ihren Rechten billig geschützt. — Der Abt von St. Gallen wurde durch dieselben Eidsgenossen, welche ihn gegen die Unbilden der Appenzeller bewahrt hatten, bey seinen Angriffen auf die Rechte der Stadt St. Gallen eingeschränkt. — Bern beschwerte sich in ernstlichem Tone über den Geiz und den Hochmuth der Bischöfe von Lausanne und Constanz, und ließ mehrere merkwürdige Verordnungen zur Verbesserung der Clerisey ausgehen. — Luzern und Zürich behaupteten über ihren Clerus mit Nachdruck Gerichtsbarkeit und ökonomische Aufsicht, und stemmten sich der Anwendung der geistlichen Gerichte und des Bannes in weltlichen Sachen, besonders zu Eintreibung der Schulden, entgegen. — Immer waren die Versuche der Geistlichkeit, solche Dinge durch den Bischof oder das geistliche Gericht entscheiden zu lassen, in der ganzen Eidsgenossenschaft fruchtlos. — Mit nicht geringerem Nachdrucke bestand man auch auf dem der Geistlichkeit so verhaßten Besteuerungsrechte. Da sich bey den Eidsgenossen die Regenten selbst mit ihrem Privat-Vermögen den Auflagen nie entzogen; so schien es billig, daß auch Adel und Geistlichkeit den Auflagen unterworfen seyen, und beyde wurden ohne Anders ihrem Vermögen gemäß besteuert. — Wenn ein so zweckmäßiges Verfahren unseren völligen Beyfall verdient, so lies't man hingegen mit Entsetzen, wie im Jahre 1481 durch die Schamlosigkeit des päpstlichen Höflings Nicolaus Gariliati der große Held und vortreffliche Bürger

Adrian von Bubenberg, um einer geringfügigen Beleidigung willen, von seinem ehrlichen Begräbnisse hätte verdrängt, und an eine unreine Stelle vor der Stadt, wo sonst die Aeser der Esel verscharrt wurden, begraben werden sollen. Mit Entsetzen lies't man, daß Bern den Papst mit Geld gewinnen, und jenem Menschen viel gute Worte geben mußte, um einen seiner größten und edelsten Männer anständig bestatten zu dürfen; ja, daß Gariliati, statt aus der Eidsgenossenschaft mit Schimpf und Schande verjagt zu werden, Propst zu Riggisberg, Domherr zu Lausanne und Bürger zu Bern blieb. Man kann sich dieses bey einer Regierung, die zwar durch frommen Sinn, aber auch durch Festigkeit gegen die Anmaßungen des Clerus sich auszeichnete, nicht anders erklären, als durch die Wirkungen jenes Parteygeistes, durch welchen Bubenberg schon im Leben viel Unangenehmes hatte erfahren müssen. — Erklärlicher und dem Geiste jener Zeit vollkommen angemessen ist hingegen der Versuch, den die Berner 1480 machten, durch Andacht- und Gebeths-Formeln die Natur zur Eröffnung eines Salzbrunnens bey Riggisberg zu zwingen. Der Doctor Peter, ein Barfüßer, sollte den Brunnen herauf schwören. Das Mißlingen des ganzen Unternehmens wurde dem Fluchen und den üppigen Reden der Arbeiter zugeschrieben, weßwegen die Regierung ernstliche Verweise austheilte.

Wissenschaften. 1477 — 1482.

Für sie brach in diesen Jahren eine günstigere Zeit an. Wohlthätig wirkte die Universität zu Basel. — Die Berner-Regierung sorgte für die Hauptwissenschaft eines freyen Volkes, für die Geschichte der Väter. Venner Tschachtlan brachte auf ihren Befehl die früher von Justinger angefangene Berner-Chronik auf die Burgunder-Kriege. Der Gerichtsschreiber Diebold Schilling setzte sie bis 1480 fort. Die späteren Geschichten bis 1526 beschrieb vor-

trefflich der Arzt Valerius Ruod, genannt Anshelm. Alle diese Bücher wurden von Schultheißen und Räthen gelesen, und in den Staats-Archiven aufbewahrt. — Für die Ausländer schilderte die Eidsgenössische Geschichte in Lateinischer Sprache Albrecht von Bonstetten, Decan zu Einsiedeln. Gleich ihm der Zürcherische Stadtarzt Doctor Turst. — Der Berner Stadtschreiber Doctor Frickhard suchte in den Rechtskenntnissen seinen Meister. — Alle Rechts-Formalitäten waren auch zu Zürich bekannt. — In derselben Stadt lebte Hans von Wyl, Hemmerlins Zögling. Dieser übersetzte viele Werke des Alterthumes ins Deutsche, und man fing an, sich durch das Licht der großen Griechen und Römer zu erleuchten. — Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1436 wurde eine kräftige Schutzmauer gegen die wiederkehrende Unwissenheit. In Genf und Basel, selbst in Schweizerischen Landstädtchen und einsamen Klöstern wurde diese Kunst früher, als in Frankreich geübt. — Allgemein fühlten die Eidsgenossen die unentbehrliche Nothwendigkeit der Wissenschaften. Darum wurde in Bündnissen mit Italiänischen Staaten, wo damahls der Hauptsitz der Wissenschaften war, ausbedingt, daß auch einige Schweizerische Jünglinge dort zu studieren das Recht hätten. — Ueberhaupt war die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts für die Eidsgenossenschaft, wie für ganz Europa, eine schön aufblühende Jugendzeit, welche nicht fruchtlos blieb; obschon nicht alles begonnene Gute aufkommen konnte.

Politische Parteyung der Eidsgenössischen Städte und Länder. 1477 — 1482. — Verschwörung gegen Luzern. 1481.

Weniger erfreulich, als die wissenschaftliche, stellt sich uns die politische Lage der Eidsgenossenschaft dar. Zwar wurden die Eidsgenossen, von außen ruhig, ihrer Freyheit

froh. Sie waren geachtet und gefürchtet, so daß Könige ihre Gunst, ihren Beystand und ihren Bund eifrig suchten. Im Inneren kam bey Vielen Vieles in Aufnahme. Aufkeimender Arbeitsfleiß, gute Gesetze steigerten in einigen Gegenden Wohlstand und Bevölkerung. Durch den Wohlstand der Bewohner wurden die Städte verschönert. Oeffentliche Bauten bewiesen, daß nicht nur für das Nothwendige, sondern auch für das Schöne und Nützliche Sinn and Geld vorhanden sey. Käufe vergrößerten das Gebieth dieses oder jenes Cantons. Auskäufe minderten die auf manchem liegenden Lasten. — Stein am Rhein glaubte, seine Freyheit, Ruhe und Wohlfahrt vortrefflich zu sichern, als es sich 1484 unter Zürichs Schirm stellte. — Surfee anerkannte 1480, durch Wohlthaten gewonnen, freywillig Luzerns milde Oberherrschaft. — Schaffhausen schätzte sich glücklich, am zwölften März 1479 eine fünf nnd zwanzigjährige Bundeserneuerung mit allen Orten zu erhalten. Mit Einem Worte, die gesammte Eidsgenossenschaft schien, sich des höchsten Glücks zu erfreuen. — Aber neben dem Verderben einer allgemein verbreiteten Sittenlosigkeit und durch Feilheit sinkenden Vaterlandsliebe erhoben sich in den gemeinsamen Bundesverhältnissen so wohl, als im Schooße einzelner Cantone gefährliche Parteyungen, erzeugt durch einen der Ordnung widerstrebenden Sinn und vorzüglich durch die Eifersucht der Länder gegen die Städte. Den ersten Anstoß hatte die Theilung der Burgundischen Beute gegeben. Die Städte, welche an Volk und Geld größere Kräfte, als die Länder verwendet hatten, glaubten, es sey billig, das Erbeutere und Eroberte nach Maßgabe der aufgebothenen Kräfte zu vertheilen, während die Länder behaupteten, es müsse Alles, ohne Rücksicht auf größere oder geringere Leistungen, unter alle Orte gleichmäßig vertheilt werden. Ferner waren die Länder durch ihre natürliche Lage von jeder Berührung mit fremdem Gebiethe abgeschnitten, und hatten keine Gelegenheit, sich zu vergrößern. Die Städte da-

gegen hatten diese, und benutzten dieselbe, wo sie immer nur konnten. Dieß erregte Neid, Mißgunst, Argwohn. Die Länder fürchteten, neben den weit reicheren, gewandteren und gebildeteren Städten in Verachtung zu kommen, und durch ihre Ausdehnung in Kriege verwickelt zu werden, von denen sie zwar Mühe, Aufopferung und Gefahr, aber keinen Gewinn hätten. Sie sahen sich im Geiste schon auf Tagen überstimmt, am Ende gar noch denen dienstbar, welchen sie die Freyheit gegeben und erhalten hatten. Diesem Allem zuvor zu kommen, schien es ihnen am besten, Luzern von der Partey der Städte abzuziehen, und fernerhin keine Städte mehr in den ewigen Bund der Eidsgenossenschaft aufzunehmen. Gerade damahls aber bemühte sich Bern, die schon lange treu mit ihm verbundene Stadt Solothurn, nebst Freyburg, das ihm in den Burgundischen Kriegen zur Seite gestanden, in den Eidsgenössischen Bund zu bringen. Als dieß nicht gelang, traten Zürich, Bern und Luzern unter sich mit Freyburg und Solothurn in ein Burgrecht, in welchem die Eidsgenössischen Bünde vorbehalten waren; das aber allen künftigen Verbindungen vorgehen, und gegenseitigen Schirm zum Zwecke haben sollte. Diese Verbindung hielten die Urner, Schwyzer und Unterwaldner für einen Trotz der Uebermacht, ritten in die Städte, und stellten dieselbe als Beschimpfung und Auflösung der Eidsgenossenschaft dar. Besonders wurde Luzern erinnert, daß es nach dem Inhalte seines 1332 mit den Waldstätten geschlossenen Bundes keine weitere Verbindung eingehen dürfe, die nicht von ihnen bewilligt sey. Dagegen zeigten die Städte, daß ihnen die Schließung solcher besonderen Burgerrechte erlaubt sey. Sie lobten die Verdienste und die alte Treue von Freyburg und Solothurn. Sie erinnerten an die Tagsatzungen der Jahre 1476 und 1477, auf welchen alle Eidsgenossen diesen Städten beschleunigte Bundesvereinigung versprochen, und stellten vor, dieselben, an den Grenzen der Eidsgenossenschaft gelegen,

und zu schwach, sich aus eigener Kraft zu behaupten, hätten keine andere Wahl, als sich einer benachbarten Macht in die Arme zu werfen, oder sich an die Eidsgenossenschaft anzuschließen, und es wäre ja thöricht, so wichtige Schlüssel und Vormauern des Eidsgenössischen Bundes freywillig in fremde Hände zu geben. Alle Vorstellungen, auch die Vermittelung von Zug und Glarus waren vergebens. Die Stimmung der Gemüther wurde bitterer. Die Städte warfen mit rücksichtsloser Härte den Ländern Stolz, Grobheit und Unvernunft vor. Die Länder erwiederten die Schmähungen, und setzten heftiger an Luzern. Man fürchtete große Unruhen und Verwirrungen, zu denen das thörichte Leben nur das Vorspiel gewesen sey. In diesen Tagen erhoben die Urner den oben beschriebenen Krieg gegen Mailand, in welchen die Städte zogen, um ihren Eidsgenössischen Sinn zu zeigen. Gleich nach der Heimkehr erneuerten sich die inneren Bewegungen. Die Erbitterung stieg so, daß einerseits Bern mit Freyburg den dreyßigsten Aprill 1480 in den nachdrücklichsten Worten einen Bund abschloß, in welchem die Eidsgenössischen Bünde nicht vorbehalten waren. „Wir schwören," heißt es in den Acten, „gar brüderliche Liebe, Treue, Neigung und herzliche „Freundschaft bey der Pön des ewigen Fluches, den wir von „Gott begehren, auf die Widerwärtigen geladen zu werden. „Wir wollen ewig verbündet bleiben, so lange die Gründ „und Mauern unserer Städte ihren Stand haben; kein Un„fall, Auffatz, Untreue soll das je lösen; wir schwören es „mit aufgehobenen Händen und gelehrten Worten; kein bös „Fünd, oder was menschlicher Sinn und Geschwindigkeit je „möcht erdenken, soll uns davon bringen. Den Papst, das „Reich und niemand anders behalten wir vor!" Anderseits fanden die Luzerner nöthig, die Seeseite ihrer Stadt gegen eine Ueberraschung der Länder zu befestigen. Eine größere Gefahr drohte ihnen in ihrem eigenen Gebiethe.

Peter am Stalden, ein angesehener Landmann im

Entlibuch, Anführer in den Kriegen, faßte, wie es heißt, und wie er selbst noch auf dem Blutgerüste, an der Pforte der Ewigkeit, vor allem Volke hoch betheuerte, durch Obwaldner aufgeregt, den Entschluß, Entlibuch von Luzern zu trennen, sich zum Landammanne daselbst aufzuwerfen, Luzern zu einem Dorfe, seine Verfassung zu einer Demokratie umzubilden. Diesen Mann verrieth seine eigene Unvorsichtigkeit. Sein Lohn war das Schwert.

Tagsatzung zu Stanz. 1481.

Wenige Tage vor am Staldens Tode hielten alle Eidsgenossen mit St. Gallen, Appenzell, Solothurn und Freyburg eine Tagsatzung zu Stanz, um alle streitigen Puncte, besonders die der Beutetheilung und der Aufnahme jener zwey Städte, zu beseitigen. Die Länder bestanden unter lauten Drohungen auf ihrer Meinung. Luzern, von seiner ganzen Landschaft und allen Städten des kräftigsten Beystandes versichert, gab nicht nach. Die Stimmung wurde so heftig, die Reden so trotzig, daß Freyburg und Solothurn ihrer selbst vergessen wollten, damit nur die Eidsgenossenschaft nicht in innerem Streite untergehe. Am stürmischten war die dritte Sitzung. Kein Sühnmittel wurde gefunden. Ohne Abschied, mit zornentflammten Gesichtern, trennten sich die Gesandten beym Anbruche der Nacht. Ein dumpfes Geschrey ging durch den Flecken, „der letzte Tag der Schweiz, den Oesterreich und „Burgund nicht hätten herbey führen können, sey gekommen.“ Dieß hörte mit Entsetzen der Pfarrer von Stanz, Heinrich im Grund, ein frommer und redlicher Mann, des Vaterlandes Freund. Er gedachte noch eines möglichen Rettungsmittels, ergriff seinen Wanderstab, und eilte hinauf in die Wildniß einige Stunden von Stanz.

Niclaus von der Flüe. 1417 — 1487.

In dieser Wildniß lebte Niclaus von der Flüe, ein frommer Einsiedler, der vor Gott wandelte, und mit welchem Gott war. Derselbe war im Jahre 1417 aus einem guten Geschlechte zu Sarelen geboren. Als Hirtenknabe war er aufgewachsen. In seiner Jugend war er arbeitsam und untadelhaft. Wahrheit und Gottesfurcht blieben schon dem Knaben unverletzbar heilig. In seinen reiferen Jahren hatte er nicht nur in häuslichen Verhältnissen musterhaft gelebt, sondern sich auch in Staats- und Kriegsbedienungen durch Weisheit und Menschlichkeit die Liebe und Achtung Aller und den Nahmen eines Vaterlandsfreundes erworben, und ihm wäre eine noch bedeutendere Laufbahn offen gestanden; aber von Jugend an war in ihm ein mächtiger Hang zu ernster Betrachtung, ein warmes Gefühl für das Göttliche vorherrschend, welches ihn dem störenden Eindrucke sinnlicher Dinge so sehr entfremdete, daß ihm von Jugend auf eine strenge Enthaltung Gewohnheit, und im funfzigsten Jahre der Entschluß in ihm reif ward, Weib und Kind zu verlassen, und in der Einsamkeit ein Gott geweihtes, beschauliches Leben zu führen. Seinen neuen Aufenthaltsort wählte er zuerst am Jura, hernach im Ranft, einer einsamen Wildniß, unweit seines Wohnorts. Daselbst wohnte er Anfangs unter einem Lärchenbaume. Hier entdeckten ihn Jäger, und nun ließen ihm die Unterwaldner aus Achtung für seine früheren Verdienste eine Zelle, so schlecht und enge er wollte, mit einem Kirchlein daneben erbauen. Diese Zelle, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten, hat zehn Schuh Länge, neun Breite, fünf Höhe. Ihr spärliches Licht empfängt sie durch drey Spannen lange Oeffnungen, welche die Stelle der Fenster vertreten. Der lange, hoch gewachsene Mann mußte in dieser Zelle mit gebücktem Haupte stehen. Eine hölzerne Bank und ein kleiner Altar waren der Schmuck seiner Hütte. Sein Bett waren Breter, sein Polster ein

Stein. Hier lebte er, wie die Sage erzählt, zwanzig Jahre lang in Andacht und Gebeth ohne einige leibliche Speise, als die er Ein Mahl monathlich beym heiligen Abendmahle empfing; so daß er sogar das Vermögen verlor, Speisen ohne die heftigsten Schmerzen zu sich zu nehmen. — Er galt für einen Heiligen. Wunderwerke werden ihm zugeschrieben. Von allen Seiten her strömten Leute zu ihm, selbst Bischöfe und Fürsten. Viele, für jedermann gute Lehren gingen aus seinem Munde. Mit besonderem Eifer drang er auf strenge Sittenreinheit, und tadelte bitter, was er dem gemeinen Vaterlande für schädlich erachtete, Pensionen, fremde Kriegsdienste, allzu enge Verbindungen mit auswärtigen Mächten, innere Unruhen, Abweichungen von den Sitten der Väter. — Spät in der Nacht erschien bey diesem Manne sein Freund, der Pfarrer von Stanz, vierthalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsatzung," sprach er zum Bruder Klaus, „welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglück„lichen Ausgang!" Dann bath er den Bruder, im allerletzten Augenblicke des untergehenden Vaterlandes zu seiner Rettung Alles aufzubiethen, was er bey Gott und Menschen vermöge, und Bruder Klaus ging aus seiner Zelle und Wildniß hervor, um zwischen den Städten und Ländern der Eidsgenossenschaft Mittler und Richter zu seyn.

Kaum hatte nähmlich der Pfarrer von Stanz den Einsiedler von der übeln Lage der Sachen unterrichtet, so sprach dieser: „Eile zurück, und sage den Tagherrn, der Bruder „Klaus habe ihnen noch etwas vorzutragen!" Jener eilte, und kam in den Flecken, als die Gesandten eben abreisen wollten. Er erweichte sie mit seinen Bitten, sie hielten eine vierte Sitzung. Nach wenigen Stunden kam der Bruder Klaus, ein ungemein hoch gewachsener, wohl gestalter, aufrechter Mann, äußerst hager, so daß nur die braune Haut seine Knochen bedeckte, mit langem, glattem, schwarzgrauem Haare; sein mäßiger Bart hing in zwey dünnen Spitzen her-

ab; im Blicke war außerordentliche Klarheit, Ausdruck der Liebe und des Ernstes, sein Rock einfach und braungrau, sein Haupt unbedeckt; barfuß, seinen Stab in der Hand, wandelte er, wie immer. — Als er mit den Zeichen der feyerlichsten Stimmung in die Versammlung trat, langsam und würdevoll sie grüßte, da standen alle Tagherren voll Ehrfurcht von ihren Stühlen auf, und neigten sich vor dem Manne Gottes; er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidsgenossen! aus der „Einsamkeit komme ich zu Euch, um mit Euch zu reden vom „Vaterlande. Kunstlos werden meine Worte seyn, was Gott „mir ins Herz gibt, das will ich Euch eröffnen!“ Hierauf schilderte er ergreifend die Noth des Landes, die Größe der Gefahr, das Dringende der Hülfe, und machte Vorschläge zur Güte. „Und,“ erzählt der fromme Tschudi in seiner Chronik, „und Gott gab Gnade zu den Worten des heiligen „Einsiedlers, daß in Einer Stunde aller Streit verglichen „ward.“ Anspruchlos, aber vom Danke aller Redlichen begleitet, ging Klaus wieder in seine Einöde, fuhr fort, der Weisheit und Tugend zu leben, und endete im Jahre 1487 in einem Alter von siebzig Jahren nach einer kurzen, aber schmerzhaften Krankheit sein musterhaftes Leben. Zu Sarelen liegt er begraben. Noch jetzt lebt sein Andenken in hohem Segen. Die Reliquien, die von ihm noch übrig sind, werden mit Recht auch von den heilig geachtet, deren Glaube sonst die Anbethung irdischer Gegenstände verwirft. — In dem Hauptflecken Stanz aber, von da hinauf in den Gotthard, hinunter bis nach Zürich, nach Schaffhausen, bis nach Rhätien und in den Jura erschallte allgemeines Freudengeläut, wie nach der Schlacht bey Murten; mit Recht, denn es hatten die Eidsgenossen sich selbst überwunden.

Die Stanzer-Verkommniß. — Freyburg und Solothurn in den Bund. Den zwey und zwanzigsten December 1481.

An diesem Tage bekam die Eidsgenossenschaft durch dieses neue Grundgesetz, neue Festigkeit. Die Eintracht wurde hergestellt. Freyburg und Solothurn kamen in den Bund. Die Kreise der Bundeshülfe wurden bis an die Greyerzer-Hochgebirge, den Jura und Hauenstein erweitert; Landfrieden, Kriegswesen, Rechtsgang, Handel und Wandel festgesetzt, und den neuen Eidsgenossen die Verpflichtung aufgeladen, ohne die Mehrheit der alten Bundesglieder keine neuen Verbindungen zu schließen. Die ewigen Bünde, der Pfaffen- und Sempacher-Brief wurden bestätigt; in der ganzen Schweiz Friede, Behauptung öffentlicher Sicherheit, Ordnung und obrigkeitlichen Ansehens gegen Aufwiegelungen und Rottirungen angeordnet; in künftigen Kriegen gleichmäßige Theilung der eroberten Länder; hingegen Theilung der erbeuteten Güter nach der Zahl der Köpfe angenommen, und alle fünf Jahre Erneuerung der ewigen Bünde beschlossen. Eine schöne, erhebende Feyer, welche mit der Reformation auf eine unverzeihliche Weise unterlassen wurde.

Viertes Kapitel.

Schilderung der Eidsgenossenschaft. 1482 — 1489.

Vorwort.

Die nächsten Jahre nach der Stanzer-Verkommniß bis auf Waldmanns Tod verflossen unter mancherley Geschäften, Reibungen und kleineren Fehden fröhlich und rühmlich. Wir

versuchen, diese mannigfaltigen Ereignisse bis auf Waldmanns traurigen Fall in möglichst gedrängtem Gemählde darzustellen.

Innere Verhältnisse im Allgemeinen. 1482—1489.

Als der Neid und der Eigennutz von der Ueberraschung erwachten, durch die Bruder Klaus sie besiegt hatte; so wollte die Stanzer-Verkommniß, als sie beschworen werden sollte, Vielen mißfallen. In den Ländern regte sich aufs Neue Eifersucht gegen die Städte und Neid über die reichen Subsidien und Pensionen, welche heimlich und öffentlich den Städten und ihren Häuptern zuflossen, während die Länder weit kärglicher bedacht wurden. Auch Freyburg und Solothurn waren unzufrieden, weil man sie nicht in Allem der alten Schweiz gleich gestellt hatte; unter sich selbst aber waren diese beyden Städte uneinig, welche als Bundesglied den Vorrang haben solle. Hinwiederum meinten die Länder, daß die Waatländischen Eroberungen der Freyburger und Berner laut der Verkommniß allen Orten gemein seyn sollten. Alle diese streitigen Puncte wurden auf vielen Tagsatzungen mühsam ausgeglichen. Den Städten Freyburg und Solothurn wurde vergönnt, in Sachen gemeiner Eidsgenossenschaft, wie andere, Sitz und Stimme zu haben. In besonderen Angelegenheiten der VIII alten Orte stehen jene aus. Freyburg erhält den Vorrang. Die streitigen Eroberungen blieben den Bernern und Freyburgern, welche aus Murten, Granson, Echallens und Orbe Gemeinherrschaften bildeten, die übrigen Orte empfangen für ihre Ansprüche zwanzig tausend Gulden. Es wurden auch die Kirchengeräthe und Reliquien aus der Beute von Granson zu Luzern 1483 nach einem feyerlichen Hochamte durch ein unschuldiges Kind unter die zehn Orte vertheilt. Carls goldener Prachtstuhl wurde dem Stifte Einsiedeln geschenkt. — Kaum waren diese Unruhen gestillt, so erhob sich noch in demselben Jahre wegen der allgemeinen Münzverwirrung eine neue gefährliche Spal-

tung, die kaum ohne Fehde beseitigt werden konnte. Eine zehnjährige Convention der sieben alten Orten endete 1487 den Streit. Vergeblich riethen aber weise Männer damahls schon eine Gemein-Eidsgenössische Münzstätte an. Kein Stand wollte dem Vaterlande sein Privatrecht aufopfern.

Ein vorzügliches Mittel, dem Eigennutze, der Selbstsucht, dem Ehrgeize ihr trauriges Spiel zu verderben, fand man in den gegenseitigen Freudenbesuchen der Cantone. Bald feyerten 1486 die Männer von Schwyz mit den benachbarten Städten und der Blüthe des Berner-Landvolkes die Fastnacht zu Bern; oder es nahmen in demselben Jahre Zürcherische Gesandte Theil an den Fastnachtfreuden der Unterwaldner und Urner; oder es kamen im folgenden Jahre die Häupter dieser Cantone mit zwey hundert munteren Jünglingen nach Zürich, wo die Stadtjugend und ansehnliche Ausschüsse der Landschaft sie empfingen, und ihnen zu Ehren kein Aufwand geschont wurde; oder es besuchten noch im gleichen Jahre die Zürcher, achtzig zu Pferd und hundert zu Fuß, mit ihnen der Vaterstadt geistliche und weltliche Häupter, auf die Kirchweihe die Eidsgenossen im Gebirge, wurden zu Zug, zu Schwyz und vorzüglich zu Uri acht volle Tage gastlich gehalten, sahen mit freudigem Herzen die Wiege ihrer glücklichen Freyheit, und kehrten heim, erfüllt mit neuer Liebe zu ihren alten, treuen Eids- und Bundsgenossen; oder es versammelten sich ebenfalls im Jahre 1487 zu Bern zahlreiche Gesandtschaften der Orte und eine Auswahl der achtbarsten Bernischen Landleute, um die ewigen Bünde zu erneuern; oder endlich es ordnete der Stadtrath von St. Gallen 1485 eine Volksfreude mit Zielschießen, Wettlaufen, Steinstoßen und Lotteriespielen. Vier und zwanzig Preise von Einem bis auf funfzig Gulden waren für die Bogenschützen bestimmt; zwey und zwanzig von Einem bis auf sechzig Gulden für die Büchsenschützen. Männer, die im Wettlaufen obsiegten, erhielten zwey Gulden, Weiber Einen. Solches war auch der

Preis für die, welche den weitesten Sprung gethan, oder einen zwey und zwanzig Pfund schweren Stein am weitesten geschläudert hatten. Das Glücksspiel hatte achtzehn Gewinnste, deren höchster funfzig Gulden war, die mit Einem Kreuzer Einlage gewonnen werden konnten. Ueber drey tausend Männer strömten auf dieses Fest in St. Gallen zusammen. — Die Aufregung brüderlicher Gefühle durch gemeinschaftliche Freudengenüsse trug nicht wenig dazu bey, den Eidsgenossen den ruhigen Genuß ihrer Freyheit angenehmer zu machen, und ihre Freude über das in manchen Beziehungen sichtbare Fortschreiten ihres Landes um Vieles zu erhöhen. — Es wurden auch zuweilen bey solchen Gelegenheiten gegenseitig alle die losgebethen, welche in Bußen verfällt waren. „Es „verseit," sagt ein alter Schriftsteller, „an solchen Tagen den „Andern niemand nüt."

Vergrößerungen. 1483 und 1485.

Vergrößert wurde die Eidsgenossenschaft im Jahre 1483 durch den Ankauf von Sargans, und 1485 durch den von Werdenberg, deren ersteres das sinkende Haus Montfort um dreyzehn tausend Gulden den sieben alten Orten, deren letzteres Graf Johann Peter von Sax-Misox um ein und zwanzig tausend Gulden der Stadt Luzern überließ. So war nun durch Geld und früher durch Waffen die ganze Oestliche Gegend der Schweiz von der Tardis-Brücke bis nach Stein am Rhein Eidsgenössisch, aber nicht selbstständig geworden. Mehrere Orte beherrschten diesen Landstrich; aber man erlaubte sich lange nicht, die oft sehr großen alten Freyheiten und Rechte zu schmälern. Eher wurden sie erhöhet. Die Abgaben blieben so geringe, wie sie von Alters her gewesen waren, und während die auswärtige Fürstenmacht für die Unterthanen immer drückender und blutige Kriege den Völkern immer lästiger wurden; lebten jene wohlhabender und glücklicher

in dem unerhört langen, äußern Frieden, den der Eidsgenössische Nahme bewährte.

Beunruhigungen. 1482. 1486. 1487.

Beunruhigt wurde die ganze Eidsgenossenschaft im Jahre 1482 durch einen Streit der Stadt Zürich mit Straßburg, der, über einen unwürdigen Gegenstand erwachsen, von Zürich mit so vieler Hitz geführt wurde, daß kaum der Ausbruch des Krieges sich verhindern ließ. — Auch der kühne Versuch des Freyherren von Sax, Schwestersohn des vom Kaiser gefangen gesetzten, seines sprichwörtlich gewordenen Reichthumes wegen berühmten Jakob Mötteli von Rappenstein, den Kaiser selbst gefangen zu nehmen, um ihn dadurch zu Mötteli's Loslassung zu zwingen, versetzte die Schweiz einige Augenblicke in unruhige Thätigkeit. Am Ende wurde die Sache 1486 mit Geld geschlichtet. — Hierauf drohte 1487 ein Zwist zwischen Solothurn und Basel in eine Fehde auszuarten. Auch dieser wurde von den Eidsgenossen verglichen. —

Anfang des Rorschacher-Streites. 1483 — 1487.

Nicht weniger wurde der Clerus zwey Mahl die Ursache unruhiger Bewegungen. Begebenheiten, deren eine, weil sie rein politisch ist, wir hier erzählen; die andere, die aus einem kirchlichen Mißbrauche entsprang, den Kirchensachen beyzuordnen gedenken. Noch immer herrschte zu St. Gallen der Fürst-Abt Ulrich Rösch, der mit altgewohnter Thätigkeit keinen Anlaß zur Vergrößerung seines Stiftes oder zur Sicherung des alten Besitzes unbenutzt ließ, und vom Glücke begünstigt wurde. Wohl schon lange mochte sich dieser thätige Mann mit dem Lieblingsgedanken beschäftigen, seinen Sitz dem Zwange der Nachbarschaft einer freyen, kühnen, eifersüchtigen, von den Eidgenossen geliebten Stadt zu entrücken. Der Eidsgenossen

suchte er sich durch einen ewigen Vertrag zu versichern, der 1479 den vier Schirmorten des Klosters, Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus, das Recht einräumte, wechselsweise zu zwey Jahren um einen Landeshauptman als Oberbefehlshaber der äbtischen Kriegsmacht in des Abtes Sold nach Weil senden zu dürfen. Nachdem 1480 ein Spruch der Tagsatzung des Abtes Anmaßungen gegen die Stadt St. Gallen eingeschränkt hatte, mochte der lange genährte Gedanke bey Ulrich endlich zum festen Vorsatze geworden seyn. Er beschloß, auf der Höhe über dem blühenden Reichs-Marktflecken Rorschach, in einer der angenehmsten Lagen am Boden-See, ein neues Residenz-Kloster zu erbauen. Heimlich erwarb er sich 1483 die päpstliche, und 1485 die kaiserliche Bewilligung. Hierauf offenbarte er seine Absicht seinen Unterthanen in verschiedenen Bekanntmachungen von 1487 an. Dieß Beginnen beunruhigte die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell. Die erstere fürchtete die Anschläge, die ein so thätiger Mann in unbeobachteter Entfernung wider das Wohl der Stadt um so eher fassen konnte, da auch die Hauptorte der Landschaft dem Abte beyfielen. Sie besorgte großen Abgang an Nahrung, wenn durch die Wegnahme der heiligen Gebeine und durch die Entfernung des fürstlichen Hofes der Zusammenfluß der Gläubigen in der Stadt aufhöre; oder wenn gar um das neu erbaute Kloster eine bedeutende Stadt sich bilde, die wegen ihren günstigen Lage dem St. Gallischen Handel höchst gefährlich hätte werden müssen. Das Land Appenzell dagegen fürchtete, der Abt möchte zu Rorschach seine Plane auf das Rhein-Thal eher, als zu St. Gallen erreichen. Beyde dachten daher auf Mittel, dem Nachtheile möglichst vorzubeugen. Mittlerweile wurde im Jahre 1487 zu Rorschach der Grundstein gelegt. Der Bau erhob sich schnell. Das ganze Land war in gespannter Aufmerksamkeit.

Innere Verhältnisse einzelner Eidsgenössischer Städte und Länder. 1477 — 1489.

Diejenigen Orte der Eidsgenossenschaft, ihre Zugewandten und Unterthanen, von denen Besonderes zu bemerken ist, ein kernhaftes Volk, welches Gott ehrte, fleißig seine Felder baute, seine Gewerbe und Herden wartete, Feigheit bis ins dritte Glied strafte, und auf die Ehre seines Landes hielt, waren damahls in folgender Lage.

1. Die alten Eidsgenossen in den Waldstätten, zu Glarus und Zug, und wer in ihrem Schirme sicher wohnte, genossen froh der Freyheit und das Ansehens. Verschönernde Bauten, oder eine gute Canzelleyordnung, oder die Herstellung einer schirmenden Feste, oder die Bestimmung irgend eines dunkeln Rechtes war bey ihnen neben dem Reislaufen der unbändigen Jugend Hauptangelegenheit. — Aus den Ländern geschahen stets die meisten Volksaufsbrüche, denen viele Ungehorsame aus dem Gebiethe der Städte und den Unterthanenlanden nachfolgten. — Zug verwendete einen bedeutenden Theil der Burgundischen Beute und der Französischen Pensionen auf den Bau seiner schönen St. Oswalds-Kirche.

2. Luzern nahm in Allem einen höhern Schwung. Auskäufe lös'ten vielhundertjährige Verbindlichkeit gegen Stifte; die Unordnungen anderer wurden abgestellt; wieder andere in ihrer Oekonomie gehoben. Papst Sixtus IV. gab 1479 das Recht, Vergehungen der Priester im Lande von inländischen Behörden richten zu lassen. Die Einmischung der geistlichen Gewalt in weltliche Angelegenheit wurde stets zurück gewiesen, und unbillige Anwendung der Interdicte mit unbeweglichem Ernste gehindert. Die schutzverwandte Stadt Sursee ergab sich 1480, durch große Wohlthaten bewogen, an Luzern. Auch durch Kauf von Littau und Malters mehrte sich der Stadt Gebieth und Einkommen. Die Zahl der Bürgerschaft nahm zu, die Stadt verschönerte sich, 1484

ward ein neues Rathhaus erbaut. In Luzern zuerst wurden von der Geistlichkeit Schauspiele aufgeführt.

3. Die von Zürich in ihren hohen, ganz massiv erbauten, sehr wohl eingerichteten Wohnungen, auf ihren blühenden, fruchtbaren Landgütern und in ihrem glücklichen Lande waren ein freyes, frohes Volk, dem beyzutreten ein Glück war. Der Lindenhof, in alten Zeiten Herrschersitz, war jetzt Freudenplatz für die in Kampfspielen sich übende Jugend. Auf dem Platze einer alten, den Stadtheiligen geweiheten Kapelle ward durch große Steuern die schöne Wasserkirche erbaut. Sie wurde Siegestempel, hier glänzten die eroberten Banner. Ueberall, auch auf der Landschaft, Zunahme und Wohlstand, sey es, wo über des volkreichen Seeufers Wiesen und Weingärten, oder sonst über manche feste Burg, schöne Gotteshäuser und aufkeimenden Arbeitsfleiß der Blick sich verbreitete. Auch die Macht der Stadt wuchs. — Die Reichsstadt Buchhorn stützte die Sicherheit ihres freyen Wesens auf das Burgrechtsverhältniß mit Zürich. Stadt und Stift Stein am Rhein, früher nur durch Bündniß verpflichtet, traten 1477 und 1484 zur Rettung ihrer vom Adel und durch inneren Verrath schwer bedrohten Freyheit unter den Schutz von Zürich. Dadurch erwarb Stein die Selbstregierung, ja die äußere Herrschaft über den anmuthigen Umkreis und die Burg Hohenklingen mit Freyheit von Schulden und Ruhe vor Parteyung für mehr, als drey hundert Jahre. Die Grafen von Sulz hielten sich mit dem Klettgau an Zürich. Die Grafen von Thengen mußten ihre Ansprüche der Entscheidung eben dieser Stadt unterwerfen. — Viele wichtige Erwerbungen wurden in diesem Zeitraume von Zürich gemacht, viele weise Gesetze und Ordnungen für Geistliche und Weltliche gegeben, in Allem mit großer Kraft empor gestrebt, bis wilde Aufruhren Zürichs Macht und Wohlstand einen lange nicht verschmerzten Schlag beybrachten, welches Alles in den nachfolgenden Geschichten

von Waldmanns traurigem Ausgange ausführlicher beschrieben ist.

4. Von den Räthen und Häuptern der Berner, welche seit Langem die großen Angelegenheiten der Eidsgenossen geführt, starben die meisten in kurzer Zeit. Zuerst 1478 der weise Seckelmeister Hans Fränklin, zwey und neunzig Jahre alt; nach ihm 1480 Peter Kistler. Beym Brande des Münsterthurmes im Jahre 1477 wurde der Altschultheiß Niclaus von Scharnachthal so unheilbar verletzt, daß er nach eilfjährigem Leiden sein Ende fand. Noch vor ihm schloß der große Adrian von Bubenberg 1481, in noch nicht hohem Alter, sein verdienstvolles Leben. — Bern selbst war damahls schon vor andern Schweizer-Städten schön. Die Regierung erfüllte mit Ehrfurcht, es beleidigte kein Stolz, in Allem war Würde, Weisheit, Ordnung. Diese Regierung durfte 1480 es wagen, der unzufriedenen Bürgerschaft alle Gewalt zurück zu geben, so daß die Bürger, aus Scheu des Undankes, die Regenten bathen, ferner noch, wie bisher, an der Vaterlandes Spitze zu stehen. In diesen Zeiten soll die Gewohnheit aufgekommen seyn, daß die ganze Regierung in allen Formen, wie sie war und herrschte, von der Jugend unter dem Nahmen des äußeren Standes nachgebildet wurde, so daß die Uebungen des öffentlichen Sprechens, der Berathungen, der Gunstbewerbungen, der Gesetzgebung und ihrer Vollziehung Einiges wohl zu guter Zeit, Anderes aber zu frühe erworben wurden. — Je größer, siegreicher und unternehmender die Regierung zu Bern war, desto mehr hielt sie auf Gott und Ernst. Darum versuchte sie auch in diesen Zeiten Erhaltung der Sittsamkeit durch zahlreiche Gebothe, und erlaubte wenigstens nicht, was sie nicht ganz hindern konnte. Aber fünf böse Jahre nach dem Burgunder-Kriege, Theuerung und Hungersnoth, die Wuth der Gewässer und verheerende Seuchen, besonders unter den Kindern, mäßigten kräftiger den Uebermuth des Volkes, und

gaben der Regierung Anlaß, ihre väterliche Fürsorge zu zeigen. Aus den Französischen Jahrgeldern wurde für das Volk zu Straßburg Brot gekauft, alle Frachtkosten trug die Regierung. Sie schlug den Eigennutz der Vorkäufer nieder, und schrieb den Müllern ihren Lohn vor. Die Ausfuhr wurde bald erschwert, bald verbothen, in Allem der Unterthan geschont und erleichtert. Der überflüssige Aufwand bey Leichenbegängnissen wurde beschränkt. Die Amtsleute wurden angewiesen, den Unterthanen mit Zinsen und Bußen zu warten, sie nicht mit Rechtskosten zu beschweren, und fremde Landstreicher wegzubringen. Die Klöster erhielten Befehl, zu bestimmten Zeiten eine bestimmte Menge Korn auf die Märkte zu liefern, eben denselben wurde der Ankauf von Ländereyen ohne obrigkeitliche Bewilligung strenge untersagt. Die Bürger wurden mit öffentlichen Arbeiten an der Münster-Kirche beschäftigt und ernährt. Von den Aarauer-Ebenen bis auf die Höhe der Grimsel wurde für Straßen und ihre Sicherheit gesorgt. Dem Wucher wurde gesteuert, fünf Procente war landüblicher Zins. Vom Papste wurden Münzrechte erworben. Der Pulverhandel wurde beschränkt, und zuletzt von der Obrigkeit an sich gezogen. Bey dem steigenden Freyheitssinne wurden Herrschaftsrechte, welche drückend oder unanständig schienen, durch erlaubte Ablösung nach und nach ausgelöscht. Der Staat ging mit seinem Beyspiele voran, und befahl andern Herren im Lande Nachahmung. So beförderte Bern die Ablösung der Leibeigenschaft, bis im ganzen Lande kein leibeigener Mensch war, als wo dieser oder jener die Sitte durchaus unbeschwerlich fand, und sich nicht loskaufen wollte. Das Volk wurde auch gegen den Zunftgeist geschirmt. Als 1482 die Fleischer unter sich hoher Preise einig geworden, wurden sie hoch gebüßt, ihr Handwerk nieder gelegt und frey gegeben. Erst als sie sich demüthig unterwarfen, wurde die letztere Strafe erlassen. Von erkauften Schlössern behielt die Regierung die hohen Gerichte, die niedern und die Güter

wurden oft wieder verkauft, durch Letzteres dem Privatfleiße aufgeholfen. Solche Wohlthaten spendete die Regierung zu Bern ihrem Volke unermüdet. Darum war aber auch allenthalben, wo Bern herrschte, der Nahme von Schultheiß und Rath verehrt, und Ordnung, Gedeihen, Frohsinn und Glück. Bern besaß die Oberhand im ganzen Westen der Schweiz.

5. Schaffhausen erneuerte 1479 seinen Bund mit den Eidsgenossen. Noch wurden die unausweichlichen Pflichten gegen das Reich beobachtet. Die Stadt glich einem mit Billigkeit verwalteten Hauswesen.

6. Im Lande Appenzell geschah jeder Fortschritt mühsam und nicht ohne Kampf. Viele Dörfer, nachdem sie das Nöthige erwirthschaftet, wurden durch Erbauung eigener Kirchen weniger an das Stift St. Gallen gebunden. Da erwarb der Abt 1478 ein Verboth, welches nur machte, daß die Appenzeller auch noch die Erlaubniß kaufen mußten.

7. Die Stadt St. Gallen nahm zu durch friedlichen Fleiß, durch ihr beneidetes Leinwandgewerbe, das den Burger und das Gemeinwesen bereicherte. Damahls ist die Berneck erkauft worden. — Eifrig bewarben sich Deutsche Städte um ein Bündniß mit St. Gallen. — Die bedeutsamen Streitigkeiten mit dem Stifte sind schon ausführlich erwähnt worden. — In dieser Zeit wurde St. Gallen von Hans Hotterer, einem einzelnen Manne gefehdet, welcher der Stadt lange Zeit mit List und Gewalt unaufhörlichen Abbruch that, bis er zuletzt in Bayern verhaftet, und als Mordbrenner zum Feuertode verurtheilt wurde.

8. Die unruhigen Edeln von Basel mußten bey ihrem Aufwande, ihren Schulden, ihrem übeln Verhältnisse zum Volke ihre Schlösser der aufblühenden Stadt verkaufen; so erwarb sie damahls Mönchenstein, Wartenberg, Muttenz, die Hard und Anderes. — Im Jahre 1477 wagte der Bischof zu Basel Beschränkung der Universitätsfreyheiten. Darüber beklagten sich einige Luzernische Studierende bey den

Hauptleuten des von Nancy siegreich zurück kommenden Heeres, und beschenkten sie mit köstlichem Weine und Confect. Worauf diese Sieger so laut redeten, daß daß Domcapitel für seine Sicherheit fürchtete, und der Bischof nachgeben mußte.

9. Die Bündtnerische Freyheit wurde immer selbstständiger durch Loskauf vom Reiche und vom Adel; aber das unaufhörliche Reiben zwischen oberherrlicher und Volksgewalt nährte stäte Bewegungen. — Im Jahre 1479 wurde, ohne daß es zu hindern war, Oesterreichs Macht durch Kauf im Brettigau vorherrschend. Vergebens weigerten die Bewohner ihm Zustimmnng, bewogen die Bündtner zu einer Gesandtschaft nach Insbruck, und suchten Hülfe bey der Schweiz. Oesterreich wollte sie durchaus, aber mit Liebe. Darum bestätigte es die alten, gab viele wichtige neue Freyheiten, erlaubte Fortdauer des Bündnisses mit Rhätien, und bewog so die Brettigauer, doch einige erst nach langjähriger Weigerung, ihre Einwillung nach dem Rathe der Eidsgenossen zur Unterwerfung zu geben. Sie blieben hundert und siebzig Jahre lang unter Oesterreichs Herrschaft.

10. Im Lande Wallis erwarb sich der im Jahre 1482 neu erwählte Bischof Jost von Sillenen, bisher Gubernator zu Grenoble, durch treffliche Verwaltung Hochachtung und Vertrauen. Er ordnete die Verfassung des unteren Wallis, setzte für das obere ein jährliches Einkommen fest, stellte seinen Dom, viele wichtige Burgen und Brücken her, stiftete neue Kirchen, brachte die Bäder zu Leuk, und die Silbergruben im Banien-Thale empor, und schirmte mit bewundertem Nachdrucke Walliser-Pferdehändler in einem Streite mit dem Grafen von Arona am Langen-See. Für die Ehre seines Landes unternahm er muthig jenen Zug, in welchem von den Seinen und viel Schweizerischen Reisläufern im Eschen-Thale höchst unglücklich gestritten ward. Durch diesen traurigen Ausgang versank fortan das Ansehen des

Bischofes, bis er zuletzt entweichen mußte, und seine Gegner den Bischofsstuhl, als erledigt, neu besetzten.

11. In dem Thurgau war Frohsinn, Muth, Gedeihen. Man widersetzte sich anmaßendem Adel. Vielfältig wurden den Dörfern ihre Rechte zugesichert. Frauenfeld wetteiferte mit vornehmeren Städten in großen Spielen.

12. In dem Münzstreite vom Jahre 1483 wurde gesehen, wie die Unterthanenstadt Baden die Münze der Zürcher nicht ohne Muthwillen herabschätzte. Dafür brach Zürich Handel und Wandel mit Baden, sperrte die Märkte, die Baden-Fahrten, und schreckte den Ort so, daß er sich kriegerisch versorgte, und alle Eidsgenossen um Hülfe bath. Die Fürsprache der Stände, bewirkte den Badenern, nachdem ihr Schultheiß mit eilf Abgeordneten vor dem großen Rathe in Zürich um Verzeihung gebethen, Vergebung ihres vorlauten Wesens. — Im Jahre 1488 stellten die acht alten Orte die obere Burg zu Baden zum Schirm des Landes her. — Eben diese Unterthanenstadt war im Jahre 1443 von den Eidsgenossen in einem Rechtsstreite mit Oesterreich als Richterin anerkannt worden, und hatte den Muth gehabt, gegen ihre Herren zu entscheiden, ohne jemahls von diesen deßwegen üble Behandlung zu erfahren.

Auswärtige Verhältnisse mit Italien, Frankreich, Deutschland. 1482 — 1489. — Stiftung des Schwäbischen Bundes vom St. Georgen-Schilde 1488.

Die auswärtigen Verhältnisse der Eidsgenossenschaft gestalteten sich in diesen Jahren sehr günstig.

In Italien erscheinen die Schweizer in dem einzigen Jahre 1487 als Theilnehmer an vier Kriegen. — Im Veltlin siegten die Bündtner, welche erst kürzlich noch den Hennenkrieg gegen Tirol mit Ehren ausgefochten, über Mailand, Pusclav wurde frey. — Bey Roveredo leisteten

die Bündtner mit den Eidsgenossen dem Herzoge Sieginund gegen die Venetianer die ersprießlichsten Dienste. — Unglücklich stritten dagegen die Walliser, von vielen Reisläufern unterstützt, wegen Mangel an Kriegszucht, im Eschen-Thale gegen Mailand. — Dem Herzoge Ludwig von Savoyen halfen die Berner mit der Westlichen Schweiz gegen Saluzzo, und wenn am Turiner-Hofe Parteywuth mit allgemeiner Verwirrung drohte; so schlichteten Gesandte von Bern und Freyburg nach billigem Rechte. — Auch der Papst genoß die Vortheile des Eidsgenössischen Bundes in einem Kriege gegen Venedig, das mit der Schweiz in Handelsverbindungen stand, und dessen Reichthum bey der kriegslustigen Jugend viel Gunst fand. Ernstlich und mit Erfolg wurden alle gegen den Papst ausgezogenen Reisläufer heim gemahnt.

Mit Frankreich bestand Freundschaft. Ludwig ehrte der Eidsgenossen treuen Muth, und Viele sahen lieber, daß die wilde Jugend in Frankreich, als in der Eidsgenossenschaft ausrase. Ein Grundsatz, dessen Unhaltbarkeit sich aus dem nachfolgenden Verderben zeigte, und dem in jedem Falle nach) wieder hergestellten Sitten keine mehrhundertjährige Ausdehnung hätte gegeben werden sollen. Als Ludwig XI. 1483 starb, änderten die Räthe seines unmündigen Sohnes, Carls VIII., die Grundsätze des Vaters. Frankreich wollte nicht mehr das enge Verhältniß, wie in den Burgundischen Kriegen, nur einen Sicherheitsbund. Der Adel, welchen der verstorbene König dem Throne unterworfen hatte, war wieder empor gekommen; es schien ihm, daß der König ohne Schweizer-Truppen von seiner Willkür abhängiger wäre. Darum erfolgten die Zahlungen an die Eidsgenossen langsam verdrüßlich und in schlechten Geldsorten, oft auch gar nicht. Das machte die Orte mißvergnügt; auch sie erkalteten gegen Frankreich. Da versank in diesem Lande das königliche Ansehen, dessen vornehmste Stütze sie gewesen waren. —

Ein Soldat von Sempach drohete dem Könige ungestraft, und diese Drohung wurde so wichtig geachtet, daß der Droher zu Luzern vor dem Rathe schwören mußte, ohne Erlaubniß seiner Oberen nichts mit Krieg oder sonst gegen den König vorzunehmen — Das kleine Zug scheute sich nicht, wegen der unbezahlten Forderung eines Hammerschmides Französisch Burgund zu bedrohen. Schon war ein zweytes Tolles Leben bis nach Biel gekommen. Da fügte man sich. — Hoch-Burgundische Städte mußten aus Furcht vor einem kühnen Bieler den Schirm der Stadt Bern erkaufen. — Hierauf wurde im Jahre 1488 aufs Neue der Ruhm Eidsgenössischer Waffen in Französischem Solde gegen Bretagne bewiesen; aber das alte, innige Verhältniß kehrte nicht wieder. Viele, die vorher an Frankreichs Interesse gehangen, änderten ihren Sinn.

Mit dem Deutschen Reiche war Anfangs freundlicher Zusammenhang, wie er ewig unter allen Deutschen seyn sollte. — Mit Herzog Siegmund blieb die ewige Richtung und die Erbvereinigung. — Aber der Kaiser Friederich III. begehrte vergebens von Zeit zu Zeit Geld und Volk wider die Türken und Auflösung der Eidsgenössischen Freundschaft mit Hungarn. Seinen Mißmuth über diese geringen Erfolge äußerte er in so starken Ausdrücken, daß die Berner für gut hielten, das kaiserliche Schreiben unbeantwortet bey Seite zu legen, um nicht durch dessen Bekanntmachung den Zorn des Volkes zu erregen. — In ein besseres Verhältniß mit den Eidsgenossen trat Friederichs Sohn Maximilian. Er erneuerte ihre Reichsfreyheiten, wußte, sich leitende Männer durch ein mäßiges Geschenk geneigt zu machen, und bediente sich dazu des Bürgermeisters Waldmann, eines viel vermögenden Mannes, der wegen seines großen Aufwandes gern Unterstützung empfing. Allein den Beytritt zu dem 1488 vom Kaiser gestifteten, großen Schwäbischen Bunde vom St. Georgen-Schilde, der aller Ungerechtigkeit, den Räubereyen des Adels und dem

Ehrgeize der Großen Einhalt thun sollte, und entweder wegen seiner Macht und eingebildeten Festigkeit, oder wegen der Härte, mit dem er seine Zwecke verfolgte, auch stählerner Bund genannt wurde, lehnten die Eidsgenossen 1488 bescheiden ab, um so mißtrauischer, je mehr man sie versicherte, der Bund sey nicht gegen ihre Freyheit gerichtet. Auch waren sein schneller Wachsthum, sein allgemein erschallendes Lob, seine große Kriegsmacht für sie neue Gründe, ihn zu fürchten, und die Erfahrung lehrte bald, daß sie sich nicht betrogen hatten. Gleich bey Entstehung des Bundes wurde die Eifersucht der Schwaben gegen die Eidsgenossen laut. „Jetzt," jubelte man, „ist der Fund gefunden, daß die Bauern nicht „mehr Herren seyn werden." Mit den Drohungen wechselten schändliche Lieder und schmähliche Reden ab. Es entstanden große Ungunst, Zerstörung der alten Freundschaft mit vielen Reichsstädten, Beschränkung der Eidsgenössischen Kühnheit. Heftig erwachte ein alter, wilder Haß. Täglich stieg die gegenseitige Erbitterung, und die Grundlage zum Schwaben-Kriege wurde gelegt.

Kirchliche Angelegenheiten. 1482 — 1489.

1. Angriff auf die päpstliche Würde. 1482. — Auch die Kirche biethet uns in diesen Jahren die merkwürdigsten Erscheinungen dar. Ihre Reihe eröffnet eine kühne That, durch welche im Jahre 1482 dem Papste die Kränkung widerfuhr, in der Stadt Basel vor der ganzen Kirche durch einen Cardinal-Erzbischof der schändlichsten Vergehungen öffentlich beschuldigt zu werden. Es gelang zwar, den Urheber dieser gut gemeinten, aber unklug ausgeführten Unternehmung zu unterdrücken; aber von den Verständigen wurde dieselbe als ein drohendes Vorspiel naher, wichtiger Begebenheiten in der Kirche angesehen, und niemand würde die empfangene Warnung unbeachtet gelassen haben, wenn nicht eine vergeltende Macht die Augen Vieler verblendet hätte,

in ihrer verwegenen Sicherheit, ihrer Dreistigkeit und ihrem Trotze fortzufahren.

Der Cardinal Andreas aus Slavonien, Erzbischof von Crayna, ein redlicher, offener, unterrichteter Mann, dem aber durchaus alle Menschenkenntniß fehlte, hatte sich von dem Papste, der sich einen Heiligen Vater und Statthalter Gottes auf Erden nannte, und der Reinheit und Heiligkeit seiner Umgebungen ein Bild entworfen, von welchem er auch nicht Einen Zug wieder erkannte; weil ihm der Papst Sixtus IV. mit seinem Hofe viel unheiliger erschien, als der ehrbare Deutsche Kaiserhof Friederichs III. Es ist aber nichts, wodurch die Würde angenommener Heiligkeit so schnell fällt, als die Entdeckung des Geheimnisses, daß der hoch verehrte Mann, der unsere ganze Seele fordert, seiner selbst nicht mächtig ist. Darum wagte Andreas, Gesandter des Kaisers zu Rom, vor dem Papste und den Cardinälen über das herrschende Unwesen bald dringende Vorstellungen. Man gab ihm gute Worte, hielt aber den lästigen Warner in möglichster Entfernung. Da er immer unbescheidener wurde, setzte man ihn gefangen, und der Kaiser rief ihn von seinem Gesandschafts-Posten zurück. Da faßte Andreas den sonderbaren Entschluß, nach Basel zu gehen, ein Concilium zu berufen, die Kirche zu verbessern, und den Papst, wenn er widerstehe, abzusetzen. Andreas wußte auf seiner Durchreise, durch die herzliche Wärme, mit der er von der Beförderung der guten Sache redete, die Achtung und Liebe der Berner, welche die Mißbräuche des Kirchen-Regimentes wohl kannten, zu gewinnen. Da sie sich nicht vorstellen konnten, daß sich ein einzelner Mann auf eine so gewagte Unternehmung einlassen werde; so kamen sie auf den Gedanken, Andreas habe sich mächtiger Unterstützung versichert, und empfahlen ihn nach Basel. Dort schlug er seine schweren Klagen gegen Sixtus öffentlich an. Die Kirche gerieth in Bewegung. Schwer fiel der Bann auf Andreas,

und wer ihm Gehör gebe. Bern entschuldigte sich beym Papste, und Basel begehrte vom Kaiser Verhaltungsbefehle. Das Thun des Cardinals wurde sehr verschieden beurtheilt. Viele, selbst Höfe, sahen die Sache ohne Mißbilligung, ja mit Beyfall. Dagegen spie die päpstliche Partey Feuer und Flammen. Geistliche und weltliche Gesandte strömten nach Basel hin. In der ersten Hitze warf ein päpstlicher Gesandter das Interdict auf die Stadt. Es wurde aber nur von den Barfüßern, aus deren Orden der Papst stammte, beobachtet. Dafür verboth man ihnen den Bettel, und sie kamen in Gefahr, Hunger zu sterben. Andreas wurde vom Kaiser aufgefordert, Rechenschaft seines Unternehmens zu geben. Die Sache wurde immer ernsthafter; aber der Kaiser erklärte nachdrücklich sein Mißfallen über diesen unbefugten Schritt eines einzigen Mannes. Dem Cardinal wurden drey Tage Bedenkzeit eingeräumt. Da er in denselben weder entwich, noch widerrief, so wurde er gefangen gesetzt. Weiter verfolgte ihn Sixtus nicht. Einige Monathe nach des Papstes Tode, der am dreyzehnten August 1484 erfolgte, wurde Andreas in seinem Gefängnißthurme erhängt gefunden. Ob Mißmuth und Lebensüberdruß ihn verleitet, Hand an sein eigenes Daseyn zu legen, oder ob nach des milden Sixtus Tode die Scheu seiner Feinde ihm dieses Ende bereitet, kann die Geschichte nicht entscheiden. In den Tagen, in denen Andreas gefangen saß, wurde den zehnten November 1483 der Deutsche Luther zu Eisleben im Mannsfeldischen, am ersten Januar 1484 der Schweizerische Reformator Ulrich Zwingli zu Wildhaus im Toggenburg geboren.

2. Das Waldmannische Concordat. 1486. — Dem verstorbenen Sixtus folgte auf dem päpstlichen Stuhle der Genueser Johann Baptista Cibo, genannt Innocenz VIII. Er bemühte sich um die Erneuerung des ihm so vortheilhaften Bündnisses mit den Eidsgenossen. Zwar mochte ihm hier und da die rücksichtslose Freymüthigkeit derselben

unangenehm auffallen; allein er bedurfte der Verbindung mit ihnen zu sehr, als daß sein Unwille je hätte laut werden dürfen. Dieses Anlasses bediente sich Waldmann, um 1486 für Zürich ein Concordat auszumitteln, durch das der Stadt Gerichtsbarkeit über geistliche Personen, Obervormundschaft über das Kirchengut und die Vergebung einiger Pfründen in den so genannten päpstlichen Monathen, die Vergebung anderer in allen Monathen des Jahres zugesichert wurde. Ferner wurde in demselben Vertrage bestimmt, daß niemand zwey Pfründen empfange, oder eine reiche Pfründe nehme, sie durch einen Anderen, kärglich besoldeten versehen lasse, und das Einkommen unthätig verprasse. Wer eine erhaltene Pfründe nicht selbst bezieht, hat keine Nutzungen, ausgenommen, wenn er beweisen kann, daß er sich noch zu seiner völligen Ausbildung auf einer hohen Schule befinde. Kein Courtisan darf eine Pfründe anfallen. — Beständig suchte die Regierung die Grundsätze dieses Actes zu behaupten; aber er konnte nie ganz vollzogen werden. Daher werden spätere Bemühungen angewendet, um durch päpstliche Mitwirkung die Ausübung zu erzielen. Aber nach dem Falle des kraftvollen Waldmann im Jahre 1489 benutzte der Zürcherische Clerus eine den Unordnungen und Reclamationen so günstige Zeit, um seine geschwächten Freyheiten und Rechte größten Theils wieder zu erwerben.

3. Schändlichkeiten der Courtisanerie. 1482—1520. — Am wenigsten ließ sich die Courtisanerie beschränken, mit welcher der päpstliche Hof den gesammten Eidsgenossen die von ihnen erlangten Vortheile übel vergalt. In ihr erkennen wir einen der furchtbarsten Mißbräuche, eine der schändlichsten Unordnungen Römischer Politik und Geldprellerey, durch welche in den Priestern alles sittliche Gefühl, in dem Volke alle Achtung für die Priester, ja für die Lehre selbst, welche diese verkündigen sollten, erstickt wurde. Da kamen nichtswürdige Welsche Pfaffen, wie z. B. ein Gariliati, Rö-

mische Canzelley-Diener, Guardi-Knechte, Soldaten, Landstreicher, Banditen und Kuppler, ein wahrhaft verworfenes Gesindel, Courtisanen genannt, in die Eidsgenössischen Lande, welche sich in Rom einen Frey- oder Wartbrief auf benannte und unbenannte Pfründen und das Recht der Besitznahme bey ihrer Erledigung, sey es durch Geld, sey es durch Dienstleistungen, die zuweilen zu den niederträchtigsten und schändlichsten gehörten, ja wahrhaft verbrecherischer Art waren, erworben hatten. Mit diesen Wartbriefen, die auch an Weltliche ausgetheilt wurden, sahen sich Pfarreyen, Pfründen, Dom- und Chorherrenstellen zu Stadt und Lande angefallen, und besonders wurde auf dem Lande ein so verderblicher Mißbrauch getrieben, daß dem Unwesen strenge Gesetze entgegen gestellt werden mußten. Oft und viel beschäftigten sich Tagsatzungen und einzelne Cantone mit diesem Gegenstande. In den Jahren 1484 — 1520 folgen sich die mannigfaltigsten Verordnungen gegen dieses Uebel. Zuerst wendete man gelinde Mittel an, und versuchte, diese unberufenen Bewerber durch öffentliche Beschimpfungen abzuschrecken. Man führte den Pfründenhascher, gewöhnlich ein Geschöpf ohne Würde, Ansehen, Kenntnisse, Ehrgefühl oder Achtung für den Stand, in den es sich eindringen wollte, auf einen öffentlichen Platz, hing ihm seinen päpstlichen Wartbrief durchstochen um den Hals, übergoß den Träger mit einem Gefäße Wasser, und jagte ihn unter Spott, Hohngelächter und Mißhandlungen des Volkes zur Gemeinde hinaus. Als dieses Verfahren nicht hinreichte, dem Unwesen abzuhelfen, wurde im Jahre 1520 eine Gemein-Eidsgenössische Verordnung erlassen, die alle Courtisanen aus der Eidsgenossenschaft verbannte, und befahl, wo sich einer blicken lasse, ihn in einen Sack zu stoßen, und zu ertränken. Eine solche abschreckende Strenge war sehr nöthig, denn nicht nur wurden durch jene Schandbriefe Würdige von wohl verdienten Aemtern, um die sie vielleicht Jahre lang mit sauerm Schweiße gearbeitet

hatten, verdrängt; sondern es geschah auch oft, daß auf Eine Pfründe mehrere Wartbriefe ausgegeben wurden, wodurch Unordnungen, Zwistigkeiten, Blutvergießen entstanden, und die Friedensruhe der ganzen Eidsgenossenschaft gefährlich gestört werden konnte. So beym folgenden Ereignisse.

4. Streit um die Propstey Münster in Granfelden. 1486 — 1498. — Die Propstey Münster in Granfelden ward im Jahre 1486 erledigt. Ordentlicher Weise wählten die Chorherren den Propst. Der Bischof von Basel, in geistlichen und weltlichen Dingen Oberhaupt, hatte die Bestätigung. Manch Mahl aber fand der Papst Mittel, den Propst zu ernennen. So hatte Sixtus IV. einem Pfyffer von Sursee, Waldmanns Verwandten, Bürger zu Luzern, Anwartschaft gegeben; hingegen Innocenz VIII. gab aus Versehen, oder weil das Wort des vorigen Papstes als erloschen betrachtet wurde, dieselbe Anwartschaft an Hans Meyer, Pfarrer zu Büren, der den Schutz der Berner zu hoffen hatte, weil er ihr Bürger war. Beyde Männer mochten zwar nicht ins gewöhnliche Geschlecht verworfener Courtisanen gehören; aber sie wollten doch durch päpstliche Gunst und Gnade auf Schleichwegen eine Pfründe erhaschen, auf die sie keine rechtlichen Ansprüche hatten. Bey Erledigung der Propstey nahm Pfyffer, der vom Bischofe begünstigt wurde, und von der zweyten Anwartschaft nichts wußte, Besitz vom Amte; aber Meyer ließ dem Berner-Rathe eine Bulle überreichen, welche ihn zur Aufrufung des weltlichen Armes berechtigte. Die Berner, um dem regierenden Papste gefällig zu werden, erlaubten, daß an der nächsten Fastnacht hundert und sechs und zwanzig Jünglinge von Büren mit dem Pfarrer Meyer nach Münster zogen, um Volk und Capitel zur Huldigung zu nöthigen. Dieß gelang. Allein als sie sich nach vollbrachter That einer trüglichen Sicherheit überließen, wurden sie von Delsperg aus durch Bischöfliche überfallen, und dem Pfarrer Meyer wurde ein Eid abgenommen, die Sache dem

bischöflichen Ausspruche zu überlassen. Jetzt setzte Bern seine Ehre auf diese Angelegenheit, und schikte Truppen nach Münster. Waldmann, Luzern, alle Eidsgenossen mißbilligten dieß. Fruchtlos. Bern waffnete noch stärker, nahm die Propstey, das Münster-Thal, den Tessen-Berg in Besitz, brandschatzte den Bischof um fünf und zwanzig hundert Gulden, vergaß alle Mäßigung. Den Eidsgenössischen Drohungen setzte es die Bemerkung entgegen, „in allen Bünden habe sich Bern „den Papst vorbehalten. Die Ehre der Stadt erfordere dieß „Mahl besonders, daß sie die Ihrigen schütze." Mit Mühe konnte dahin vermittelt werden, daß die Berner dem Kriege entsagten. Das Münster-Thal behielten sie. Zwar wurden in einem spätern Vertrage dem Bischofe die hoheitlichen Rechte zurück gegeben; aber das Thal bekam zu Bern ewiges Bürgerrecht, genoß den Schirm der Stadt, mußte das gemeine Wesen verfechten helfen, und durfte nur dann still sitzen, wenn Bern oder die Eidsgenossen mit dem Bischofe von Basel in Fehde standen. Die beyden Bewerber wurden zum Abstande gebracht, die Propstey erst 1498 durch einen Dritten besetzt.

5. Benehmen gegen die Anmaßung und Verdorbenheit des Clerus. 1482 — 1489. — Derselbe Innocenz, dessen Wartbriefe der Eidsgenossenschaft so viele Unruhen verursachten, sandte im Jahre 1487 zwey Commissarien in die Schweiz, mit dem Begehren, die im Gebirge zerstreuten, kleinen Gemeinden, welche in altchristlicher Einfalt die Römischen Kirchengesetze verschmäheten, auszurotten. Wir lesen indessen nicht, daß etwas geschehen sey. — Dagegen sendeten die Eidsgenossen im Jahre 1498 eine Gesandtschaft nach Rom, um über die Unordnungen der Geistlichen zu klagen, und zu begehren, daß der Bischof solche ausschweifende Cleriker ihrer Würde entsetzen, und den weltlichen Gerichten ausliefern müsse. Unvorsichtig genug hatte man zwey Gesandte gewählt, die selbst Courtisane und unkeusche Domherren waren, und

es wird um so erklärlicher, wenn der Papst antwortete: „die „Eidsgenossen sollen sich wohl hüthen, ihre Hände an die „Gesalbten Gottes zu legen.“ — „Durch diesen Entscheid,“ bemerkt Anshelm, „kamen die geistlichen Buben und die ent„laufenen Mönche an die Pfründen.“ Aber derselbe Entscheid erbitterte auch die Eidsgenossen so sehr, daß im Jahre 1491 auf der Tagsatzung zu Luzern die Aufhebung des dem Papste so vortheilhaften Bündnisses beynahe durchgegangen wäre. Auch mußte der Papst einige Jahre später einwilligen, daß große geistliche Uebelthäter dem gewöhnlichen Richter anheim fielen, und dieß wurde jederzeit ohne Schonung geübt, wie denn, um nur Ein Beyspiel anzuführen, im Jahre 1504 im Thurgau ein Priester als Dieb gehangen worden ist. Ueberhaupt war die Eidsgenössische Freyheits- und Ordnungsliebe mit der Habgier und Herrsucht der Römischen Curie und der äußersten Verdorbenheit ihrer Cleriker von Alters her in beständigen Kampfe. Nicht nur bestanden die Eidsgenossen darauf, große geistliche Verbrecher, welche wegen der zerfallenen Kirchen-Disciplin von ihren geistlichen Oberen ungestraft blieben, nach weltlichen Gesetzen zu richten; sondern sie erlaubten sich auch, die Kirchengesetze selbst in Kraft zu erhalten, wenn sie von einem Bischofe, sey es aus natürlicher Milde, sey es aus Rücksichten auf Reichthum und Verwandtschaft, oder darum vernachlässigt wurden, weil der Bischof, selbst ein Sünder, gegen die Schwachheiten Anderer die gleiche Nachsicht, wie gegen seine eigenen zeigen mußte. Daneben waren die Eidsgenossen den sonderbarsten Meinungen gläubig ergeben; aber dieselben verblendeten nicht ihren geraden, einfachen Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit. Als dem Landammann von Appenzell zu Rom um Geld erlaubt wurde, seine Mitgevatterinn zu heirathen, beschloß die Landsgemeinde: „Was dem Landammann um Geld Recht geworden sey, „möge in Zukunft jeder Appenzeller umsonst thun.“

Im Thurgau wurde Otto von Sonnenberg, Bischof zu

Constanz, der Bern beleidigt hatte, und seine Thurgauischen Herrschaften von den Schweizern zu sondern trachtete; so daß sie den Eidsgenossen keine Kriegsdienste mehr leisten sollten, dadurch bestraft, daß 1483 sein Antrag zur Bundeserneuerung unbeantwortet gelassen, und erst dann genehmigt wurde, als der Bischof nachgegeben hatte. — Der gleiche Bischof fand beharrlichen Widerstand, als er es im Jahre 1484 versuchte, Angelegenheiten wegen Zinsen und Zehnten vor den geistlichen Gerichtshof zu ziehen, und die Priester mit einer Steuer zu beläftigen; aber er fand hinwiederum auch bey der Eidsgenössischen Gerechtigkeit kräftigen Schutz, als er selbst von dem Römischen Hofe bedrückt werden sollte. — Ueberhaupt unterstützten die Eidsgenossen bald den Papst und die höhere Geistlichkeit gegen den niederen Clerus, bald den niederen Clerus gegen den Druck seiner Vorgesetzten, auch des Papstes selbst, je nachdem es sie billig oder Vortheil ihres Staates dünkte.

Welche Kämpfe die Eidsgenossen nicht bloß mit den Anmaßungen ihres Clerus oder den Verbrechen einzelner Glieder desselben, sondern auch mit der Verdorbenheit ganzer Orden zu bestehen hatten, wird das Folgende lehren. Im Jahre 1485 sah sich Bern genöthigt, den Deutschen Orden, der bis dahin seine Hauptkirche bedient hatte, wegen völliger Unbrauchbarkeit, mit Hülfe einer päpstlichen Bulle aus dem Besitze seiner reichen Pfründen zu vertreiben, und ein weltliches Collegiat-Stift mit vier und zwanzig Chorherrenstellen, welche die Regierung zu vergeben hatte, an dessen Stelle zu setzen. Bedeutend mochte zu dieser Veränderung der Wunsch beygetragen haben, reiche inländische Pfründen den Ausländern zu entziehen, und die Vergebung derselben aus fremden Händen in die Gewalt der Obrigkeit zu bringen. Die Klagen des Ordens beym Papste, beym Kaiser, beym Herzoge Siegmund, bey den Eidsgenossen waren fruchtlos; denn seine Schuld war zu wichtig, und klar erwiesen. Seine Ueppigkeit und Vernachlässigung aller Pflichten ging so weit, daß die

übrige Geistlichkeit und die gesammte Bürgerschaft sich seiner schämen mußten. Bey dem allgemeinen Aufblühen der Wissenschaften blieben diese Ordensleute so unwissend, daß sie die Lateinischen Formeln des Gottesdienstes kümmerlich lesen konnten; und dennoch war ihr Stolz so groß, daß ihre Pfarrer dem Bischofe nicht gehorchen wollten. Dafür wurden sie öfters gebannt, und Bern mußte sie lösen. Mit dieser Unwürdigkeit verband sich noch die ausschweifendste Verschwendung. Nicht nur wurde der Ertrag der reichsten Pfründen von Fremden und Unwissenden unnütz verschleudert; sondern auch das Capital-Vermögen angegriffen, bis Berns Vaterlandsliebe erwachte, und es diesen Reichthum würdigen Landeskindern zu sichern beschloß. Diese Maßregel fand so allgemeinen Beyfall, daß selbst die gewaltsame Vertreibung dieses Ordens, welcher der Güte nicht hatte weichen wollen, niemanden befremdete, und daß alle Protestationen der Vertriebenen zu nichts führten, als daß die brauchbarsten in das neue Stift aufgenommen, den übrigen von Bern eine geringe Geldsumme zur Entschädigung ausgeworfen wurde.

Uebrigens gaben fast alle geistlichen Orden dergleichen Aergerniß. — Man hatte schon früher ein Beyspiel gehabt, daß ein entlaufenes Eheweib in einem Mönchskloster wieder gefunden worden war, oder daß in einer Fastnachtslust eine Aebtissinn zum Fraumünster in Zürich mit ihrem Bruder vermummt durch die Stadt lief. Zu ungescheut äußerte oft die Natur ihre Oberhand über schwere Gelübde. So war es auch jetzt wieder. — Bey den Bernern wurden mehrere Aebtissinnen wegen ausgelassener Sitten verstoßen. — Die Nonnen zu Klingenthal in Klein-Basel verletzten den klösterlichen Anstand so sehr, daß 1480 päpstliche Einwirkung nöthig ward; allein diese Nonnen widersetzten sich jeder Beschränkung mit solcher Kraft, daß der Papst lieber nachgab, ehe er sich mit eigensinnigen Klosterfrauen in einen unwürdigen Kampf einließ. — Sechs auf einander folgende, schlechte Aebte zu En-

gelberg hatten die Unterthanen so unwillig gemacht, daß diese dem Kloster und seinem Abte Ulrich Walder den Eid aufsagten. Nur die bewaffnete Vermittelung der drey Länder konnte den Gehorsam wieder herstellen. — Mit Wettingen waren die Eidsgenossen unter dem Abte Johannes Müller stets beschäftigt, bald um die Freyheiten des Klosters gegen die Angriffe der Stadt Baden zu schützen; weit mehr aber, um die ausgelassenen Sitten des Klosters zu zähmen. — Wenn diese Klostervorsteher die Sitten vernachlässigten, so waren sie desto eifersüchtiger auf ihre Gewalt und Einkünfte; auch wurden die für die besten gehalten, die der Oekonomie wohl vorstanden. Selbst die Eidsgenossen schätzten die Aebte nach diesem Maßstabe. — Der Glaube der damahligen Zeit selbst, mißleitet durch die Vorstellungen vom Ablasse für alle Sünden ohne Unterschied, auch die der Todten, von ungewissen Wundern, von dem Schrecken der Gespenster und mannigfaltiger Zauberey und Hexerey und Hexen-Processen, dieser durch die unlautere Politik des Papstes eingeführte Glaube, begünstigte Unwissenheit und Laster, vor welchen zärtere Gemüther in Einöden entflohen. Unbeachtet verhallte die seltene Stimme eines würdigen Priesters. Von den Kanzeln war wenig Schöneres zu hören, als die Beschreibung der Murtener-Schlacht, welche die Berner alljährlich verlesen ließen.

Sittenverderben. Wucher der Juden. 1482—1489.

Haben wir uns zu wundern, wenn so viele zusammen wirkende Ursachen, wenn ein vom päpstlichen Stuhle verbreiteter Irrwahn und die tiefe Versunkenheit des Lehrstandes die angestrengtesten Sorgen Eidsgenössischer Tagsatzungen für Erhaltung der alten Sitten, bey denen sich würdige Häuslichkeit mit freyem und frohem Sinne vereinigte, ganz oder zum Theil unnütz machten? Vor allen Dingen strebte man, die unglücklichen Folgen der unerlaubten ausländischen Dienste zu tilgen, den ausschweifenden Müßiggang, den sol-

datischen Uebermuth, das übermäßige Zechen, die Spiel- und Raufsucht, Mord- und Diebslust, Unzucht und die Verführung der Jugend und der Knechte. Den 14. Januar 1484 beschloß ein Eidsgenössischer Tag zu Veron-Münster, nach dem Beyspiele der Berner alle Knaben, die älter als vierzehn Jahre wären, Gehorsam und Vermeidung des Reislaufens beschwören zu lassen. Ferner wurde verordnet, „Reisläufer, welche „in andere, als die von der Regierung begünstigten Dienste „traten, als Todtschläger, Aufwiegler und Mörder, wo sie „immer betreten werden, hinzurichten; bey den Fürsten ihre „Geldforderungen nie zu unterstützen; heimathlose Leute „zu verbannen, und ihre wilden, wüsten und unmäßigen Ver„sammlungen mit Gewalt zu zersprengen. Dagegen solle jeder „Ort die Seinen zur Arbeit und Ordnung, zur Ablegung des „Müßigganges, des Schwörens und Fluchens, der Sauf-, „Spiel- und Zanksucht, auch zur Bescheidenheit in der Klei„dung anhalten, und nahmentlich sollen fortan die unanstän„digen knappen und kurzen Kleider und die langen Raufdegen „abgethan seyn.“ Mehreren Cantonen gefiel 1485 das Beyspiel der Luzerner, die in jedem Amte ein Schelmenbuch für die Uebertreter dieser Ordnungen hielten, und ihre Nahmen von Zeit zu Zeit in den Gemeinden verlesen ließen, sie, so lange sie in diesem Buche standen, mit dem Verluste aller bürgerlichen Rechte, im Wiederhohlungsfalle mit dem Tode bestraften. Aber der Nahmen waren zu viele, die Kriegslust, die Pensionen-Gierde, (Kronenfresserey, wie man sie nannte,) die Beutesucht zu stark. Die Gesetze wurden überwältigt. Wer den größten Sold both, dem strömten die meisten Reisläufer zu, und viele schändliche Mittel zur Gewinnung fremden Geldes wurden angewendet. Nicht bloß der gemeine Mann, sondern wohl angesehene Landleute, vornehme Städter, ja die Regenten und Gesetzgeber selbst nahmen an diesen Unordnungen Theil, und waren die Ersten, die weisen Anstalten zu zernichten, die sie selbst getroffen hatten. So wurden

z. B. beym Anlasse des unglückliches Zuges der Walliser ins Mailändische Eschen-Thal, dessen wir oben mit wenigen Worten gedachten, von der Tagsatzung zwey Gesandte, ein Schwyzer und ein Unterwaldner, abgeordnet, um die ungehorsamen Eidsgenössischen Reisläufer ernst und strenge heim zu mahnen, und die ganze Fehde zu verhüthen. Statt aber ihrer Sendung und der wohl erkannten Pflicht gegen das Vaterland ein Genüge zu leisten, stellten sich jene an die Spitze der Reisläufer, und wurden die Anführer eines Zuges, dessen Theilnehmer ein wohl verdientes Schicksal traf. Wen wird es wundern, wenn bey einer solchen Verachtung aller Heiligkeit der Gesetze die alten Uebel mit verjüngter Kraft fortdauerten?

Für die öffentliche Sicherheit sorgte im Jahre 1485 ein Tag zu Baden in Gemeinschaft mit dem Schwäbischen St. Georgen-Bunde. Es wurde beschlossen: „Wer an unwegsa„men Orten oder zu ungewohnter Zeit wandle, oder von „den Wirthen als verdächtig angesehen werde, solle eingezogen; wer einem solchen Unterschlauf gebe, wie er selbst, bestraft „werden, und über gefährliche Leute überall Gericht seyn.“

Auch dem Wucher, diesem verhaßtesten aller Uebel, wurden in jenen Jahren Schranken gesetzt. Im Thurgau hatten die Juden, welche allgemein nur Geldgeschäfte trieben, so drückend die Oberhand gewonnen, daß sie z. B. die armen Leute zu Steckborn von Weib und Kind, Haus und Hof verdrängten; so daß von allen Eidsgenössischen Orten die Juden, als unnütze Staatsglieder, mit menschlicher Schonung, aber für immer aus der ganzen Eidsgenossenschaft, mit Ausnahme der zwey Badischen Dörfer Längnau und Endigen, verbannt wurden. In jenen unruhvollen, kostspieligen Zeiten konnte Jüdischer Wucher ganze Städte an den Rand des Unterganges bringen. So, wenn von Einem Gulden wöchentlich zwey Heller Zins gefordert wurden, welches in zwanzig Jahren für Einen Gulden zwey tausend vier hundert

sechs und neunzig Gulden, dreyzehn Schilling, vier Heller ausmachte. — Die Stadt Mühlhausen, welche wöchentlich fünf und zwanzig Gulden Zinse bezahlen mußte, kam in solche Verlegenheiten, daß von der Verlassung der Stadt gesprochen wurde, dieselbe beynahe willig war, um zwölf tausend Gulden den Eidsgenossen unterthänig zu werden, und nur freundschaftliche Hülfe und äußerste Vorsicht den Gesunkenen wieder aufhelfen konnten.

Wissenschaften. 1482 — 1489.

Hier kann einzig die Stadt Basel genannt werden, deren wissenschaftlicher Ruhm durch zwey Dinge gehoben wurde. Einerseits, weil diese Stadt zu verschiedenen Mahlen eine sichere Freystätte für gelehrte Männer wurde, welche öffentliches Unglück oder Unduldsamkeit von anderen Orten vertrieben hatte; und anderseits, weil man sich daselbst mit besonderem Eifer auf Vervollkommnung der Buchdruckerey legte, welche in der Schweiz 1470 zuerst im Luzernischen Stifte Beron-Münster geübt ward. Hans Amerbach, Hans Froben und ihre Geschlechter haben sich durch aufopfernde Ausbildung einer Kunst, welche Freyheit und wissenschaftliches Licht gegen Tyranney und Verfinsterungssucht am kräftigsten schirmt, begründeteren Ruhm erworben, als viele Eroberer, die mit ihren blutbefleckten Lorbeeren, und viele Staatsmänner, die mit ihren hinterlistigen Weltverwirrungen unnennbaren Jammer über einen Theil der Menschen, ihrer Brüder, gebracht haben.

Fünftes Kapitel.

Waldmann's Macht und Sturz. 1452 — 1489.

Herkommen, Jugend und erste Würden. 1452 — 1480.

Hans Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zürich, ausgezeichneter Feldherr, vortrefflicher Staatsmann, war der Sohn armer Aeltern aus dem Dorfe Blickenstorf im Lande Zug. Als zartes Kind sah er im alten Zürich-Kriege sein heimathliches Dörflein durch Stüßi's Heer in Flammen versinken. Zwey seiner nächsten Verwandten fielen bald darauf mit Ruhm an der Birs. Von da an ist das Schicksal seiner frühern Jugend unbekannt. Den acht- oder neunjährigen Knaben finden wir als Lehrling des Gärberhandwerkes zu Zürich. Schon frühe verrieth Waldmann große Anlagen. Neben anderen Vorzügen zeichnete ihn auch eine damahls seltene Kunstfertigkeit im Schreiben aus. Er fühlte sich zu einer ausgezeichneten Laufbahn berufen. Beredsamkeit, Muth, einnehmende Sitten, Stärke und große körperliche Schönheit gewannen ihm alle Herzen, und öffneten ihm ungeachtet seines niedrigen Standes und seiner lockeren Sitten den Zutritt in bessere Häuser. Um vier Gulden kaufte er 1452 das Bürgerrecht zu Zürich. Die Stadt schien Anfangs an ihm keine besondere Erwerbung gemacht zu haben. Nicht selten verleitete ihn überströmendes Jugendfeuer zu Ausgelassenheiten und Ausschweifungen, zur Liederlichkeit und zur Verschwendung, um deren willen er zwar von der wilden, muthigen Jugend bewundert und beneidet, von dem kaltblütigeren, weiseren Rathe aber zwey Mahl im Wellenberge gethürmt wurde. Nach seiner Befreyung erwarb er sich durch Heirath ein einträgliches Amt und einiges Vermögen, vermehrte es durch Eisenhandel, und

gebrauchte dasselbe, um sich durch Freygäbigkeit, so wie durch den Beystand in Proceß-Sachen die Liebe des Volkes zu erwerben. Dadurch stieg er schnell. Neid und Scheu vor seinem geistigen Uebergewichte hielten ihn zwar so lange, als möglich, von Stellen und Einfluß entfernt; aber durch seine Geschicklichkeit machte er sich seinen Feinden furchtbar, und trat siegreich aus dem Kampfe, durch welchen seine Neider seine Talente im Finstern zu halten versuchten. Er war schon Zunftmeister, als der Burgundische Krieg über die Eidsgenossen kam. Früher hatte er sich als wackeren Krieger und Anführer bey Mühlhausen, Waldshut, im Kempten-Zuge und bey anderen Gelegenheiten gezeigt. Diesen Ruhm erneuerte er bey Hericourt und den ersten Einfällen in die Waat. Er wurde Anführer der Zurcher. Vor Granson erhielt er den Ritterschlag. Die Bewahrung von Freyburg, die Führung des Eidsgenössischen Gewalthaufens bey Murten wurde ihm anvertraut. Seinen Feldherrnruhm gründete der Tag bey Murten, dessen Siegeskrone Waldmann mit Hallwyl und Hertenstein theilte. Von da an war er auf allen Tagsatzungen hervor leuchtend, Glied vieler Gesandtschaften. Ihm dankte Renat von Lothringen die Hulfe der Eidsgenossen und den Gewinn der Nancy-Schlacht. Seine Gunst vorzüglich suchten und belohnten mit Ehrenstellen und Pensionen die auswärtigen Mächte, (z. B. Frankreich, Oesterreich, Savoyen, Lothringen, Mailand Rom.) Sein Reichthum stieg für jene Zeiten außerordentlich. Bald konnte er sich ein Schloß und eine Herrschaft erkaufen. Ihn achtete man für den reichsten aller Eidsgenossen. Seinen Reichthümern gleich stieg auch seine Macht und sein Ansehen; weil er dieselben edel benutzte, den Armen vielfältig half, seiner Stadt, vielen geistlichen und weltlichen Herren beträchtliche Summen ohne Zinse darlieh. Zu Zürich erhielt Waldmann die Würde eines Oberst-Zunftmeisters, die zweyte im Staate. Nicht zufrieden mit dieser ehrenvollen Auszeichnung, trachtete er nach dem Letzten und

Höchsten, was Zürich ihm biethen konnte, nach der bürgermeisterlichen Würde.

Erhebung zum Bürgermeister. 1483 — 1485.

In diesem Amte standen Heinrich Röust und Heinrich Göldlin, Ritter, von edlen, alten Regenten-Geschlechtern, beyde im Frieden und Kriege erfahren, nur an Talenten geringer, als Waldmann. Der erste ein guter, anspruchloser, der zweyte ein ganz in seinem Amte lebender Mann, auf Tagleistungen, Gesandtschaften, durch angestammten Reichthum ausgezeichnet, Vater von sechs Söhnen. Lazarus Göldlin, sein Vetter, Reichsvogt und Rathsherr, war die zweyte Stütze des Hauses. Im Jahre 1483 brachte es Waldmann dahin, daß Göldlin bey der Bürgermeisterwahl übergangen, und er selbst an dessen Stelle gesetzt wurde. Im Jahre 1484 siegte Göldlins Partey wieder, und Waldmann mußte weichen; aber im Jahre 1485 errang er einen neuen dauernden Triumph, und suchte nun die gestürzten Göldlin, so viel möglich, von der öffentlichen Verwaltung zu entfernen. Der Alt-Bürgermeister wurde von Tagsatzungen und den ihrer Einträglichkeit wegen besonders beliebten Gesandtschaften ausgeschlossen. Eine Gnade, die der Bischof von Constanz einem seiner Söhne erzeigen wollte, sah er durch Waldmann vereitelt. Lazarus Göldlin wurde durch den in verbothenem Genusse ausschweifenden Bürgermeister an seiner häuslichen Ehre gekränkt, hierauf wegen einer bösen That aus dem Rathe gestoßen. Aber durch alle diese Schritte zog sich Waldmann den gefährlichen Haß aller edeln Geschlechter zu, deren aufkeimendes Patriciat er von Grund aus zerstörte, und statt diesen Haß durch sanfte Mittel zu begütigen, setzte er den schon Beleidigten neue Bedrückungen und rohe Gewalt, höhnische Verachtung und unverdiente Erniedrigung entgegen.

Benehmen in der neuen Würde.

Im Besitze der höchste Ehre, zu der ein Eidsgenosse in seinem Vaterlande gelangen kann, Vorsteher eines Cantons zu seyn, faßte Waldmann den Gedanken, seine Stadt auswärts groß, zum Haupte der Eidsgenossenschaft, im Innern zu einem vortrefflichen Gemeinwesen zu machen. Zu diesem Ende hin stiftete er eine vertraute Verbindung mit zwölf der besten und geistreichsten Männer, die er in seiner Vaterstadt finden konnte. Täglich waren diese seine Tischgenossen auf dem Gesellschaftshause zum Schnecken. In den schönen Stunden, die Waldmann in diesem Kreise verlebte, reiften seine vorzüglichsten Plane zur Erhebung und Vergrößerung Zürichs, zur Veredelung des Gemeinwesens, Zernichtung des Eigennutzes, der Pfafferey, des Adelsgeistes, und der kleinlichen Raths-Cabalen, hauptsächlich aber zur Erhöhung der Regierung in den Rang einer vom Volke ganz unabhängigen Herrschaft, und diese Plane wurden nicht nur gefaßt, sondern auch ausgeführt.

Durch viele Erwerbungen, (Stein, Höng, Birmenstorf, Urdorf, Dübendorf, Rieden, Dietlikon,) mehrte er die Macht der Stadt. Alle Gerichtsherrlichkeit wollte er in den Händen des Staates vereinigen. Er verschaffte der Stadt die Zierde der Reinlichkeit, und wollte ihr auch den Schmuck höherer Geistesbildung aneignen, indem er verordnete, daß er selbst und die übrigen angesehensten Staatsmänner Zürichs Geschichte beschreiben sollten. In jeder Hinsicht war er unermüdet, den Staat zu verbessern, Mißbräuche zu verbannen, nützliche Einrichtungen und Anstalten zu treffen. — Seinen Einfluß auf die Eidsgenossen benutzte Waldmann vor allen Dingen, um der zu Bern vorherrschenden Französischen Partey das nothwendige Gleichgewicht zu halten. Wir haben gesehen, wie es ihm gelang, die Orte zur Erneuerung der Erbvereinigung mit Maximilian zu bewegen. — In den Italiänischen Verhältnissen war er Mailän-

disch. — An den verwickelnden Bündnissen des Römischen Hofes trug er kein Gefallen; hindern konnte er sie jedoch nicht; daher versuchte er, sie möglichst zu benutzen, indem er dem Papste Innocenz VIII. das bereits erwähnte Concordat abnöthigte, das die Zürcherische Geistlichkeit in allen Dingen bürgerlicher Ordnung unterwarf, und ihre Rechte, Freyheiten, Erwerbsmittel, Gewohnheiten, Freudengenüsse empfindlich schmälerte. Der Zweck des Bürgermeisters mochte rein und auf die Ausrottung schreyerder Mißbräuche berechnet seyn; aber seine Handlungsweise war zu rasch und herrisch. Mit der heftigen Feinschaft des Adels, der es nicht ertragen konnte, daß einer, im niedrigsten Stande geboren, sich also empor schwinge, die alten Ehrenhäuser verachte und mißhandle, und dagegen niedrige, selbst viele verächtliche Menschen seiner Freundschaft und seines vertrauten Umganges würdige, verband sich noch der tief gehende Haß des mächtigen, einflußreichen und schwer gekränkten Clerus. — Alles dieses achtete Waldmann zu wenig. Er besaß ein Selbstvertrauen, das alle Regeln der Klugheit verschmähte, und sein zunehmender Stolz verblendete ihn vollends. Es schien ihm genug, den Adel im Rathe durch die Zunftmeister im Zaume zu halten. Auf diese Männer des Volkes, durch die er sich die Liebe der Bürger zu bewahren hoffte, stützte sich daher Waldmann zutrauensvoll. Nachdem er so seinen Einfluß sicher gestellt zu haben glaubte, begann er rasch seine zahlreichen Verbesserungen.

Eine lange Reihe von Gesetzen über Bürgerannahmen, Reislaufen, Amtsbewerbungen, Abgaben, Beutegelder, Subsidien, Zeughäuser, Kriegs-Cassen, Wein- und Ackerbau, Forstwesen, Theilung allzu großer Bauernhöfe, Allmenden, Frohnen, Zölle, Salzhandel u. s. f. erfolgte in den Jahren seiner Regierung. Jedes dieser Gesetze war wohl gemeint, viele vortrefflich, alle zusammen genommen hätten wesentliche Verbesserungen in dem Züncherschen Gemeinwesen hervor bringen müssen; aber der Verbesserungen wurden in kurzer Zeit zu

viele, und diese lästige Menge wurde noch zu dem mit großer Strenge und nicht immer nach den üblichen Formen in Gang gebracht; und wenn schon ein Theil dieser Gesetze aus alter Zeit herstammten, und nur wieder in Kraft gesetzt werden mußten, weil sie während der Burgundischen Kriege in Vergessenheit gerathen waren: so schienen sie doch Vielen neu und hart. Mit vorzüglichem Mißtrauen betrachtete der Landmann die durchblickende Absicht, seine Thätigkeit auf den Anbau seiner Grundstücke zu beschränken. — Waldmann, um Alles unbekümmert, handelte wie ein strenger, wohl meinender Vater, der seinen Kindern keine Rechenschaft schuldig zu seyn glaubt, und seine weisen Plane auch dann fest verfolgt, wenn die Kinder dieselben mißbilligen. Aber die Zürcherischen Unterthanen, bey denen schon der alte Zürich-Krieg dem Ansehen der Regierung für alle Zeiten einen erschütternden Stoß gegeben, hatten in den Burgundischen Kriegen vollends verlernt, willige Kinder zu seyn. Da reizte sie Waldmann durch eine beträchtliche Vermögenssteuer, die er ohne Bewilligung ausschrieb und eintrieb, noch mehr. Der Eidsgenosse bezahlt die Abgaben, deren Nothwendigkeit er einsieht, und die nach dem Gesetze gefordert werden; unkluge und eigennützige Angriffe auf seinen Besitz duldet er nicht. Diese Erfahrung machte damahls Waldmann. Täglich, ohne daß er es ahndete, steigerte sich der Mißmuth und Unwille des Volkes.

Waldmanns Feinde.

Mit Freuden bemerkten Waldmanns zahlreiche Feinde diese Bewegungen. Oft versammelten sie sich heimlich in einer Kapelle des Prediger-Klosters, und entwarfen da zu seinem Untergange den sichersten Plan, der nie ganz enthüllt, sondern nur theilweise errathen wurde; weil man nach Waldmanns Untergange Sorge trug, alle erläuternden Urkunden, alle Aufschluß gebenden Werke gleichzeitiger Schriftsteller zu

zernichten. Die Feinde Waldmanns mochten sich ungefähr zu Folgendem vereinigt haben: Für sein muthiges Durchgreifen die größte Bewunderung gegen ihn zu häucheln; ihn noch auf weit mehr Gebrechen und Mißbräuche aufmerksam zu machen; eine eben so lebhafte Vertilgung derselben zu befördern; den Bürgermeister in allen Dingen zu immer gewagteren Schritten zu verleiten; alle Warnungen zurück zu halten; heimlich den Unwillen des Volkes immer mehr zu entflammen, und mit Achselzucken, mit halben Worten, mit erstickten Seufzern und frommem Augenverdrehen alle Schuld der drückenden Mißgriffe auf Waldmann zu wälzen. Zugleich wurden des Bürgermeisters große Schwächen, seine stolze Vernachlässigung eines Jeden, den er nicht zu seinen Anhängern zählte, seine Lust, mit niedrigen, ja mit wahrhaft verächtlichen Leuten vertraulich umzugehen, seine häufigen und auffallenden Verstöße gegen die Sittlichkeit, durch die sein unkeuscher Sinn manche Ehre beleidigte, und viel häusliches Glück leichtfertig zertrümmerte, in vertrauten Gesprächen, wahrscheinlich auch im Beichtstuhle, gut benutzt, um die öffentliche Meinung auf alle Weise gegen ihn zu stimmen, bis die Zeit gekommen sey, in der das Mißvergnügen in einen wilden Ausbruch übergehe, und Waldmann mit Schimpf und Schande von seinen Maßregeln abstehen, und entweder, jedes Ansehens beraubt, sich in Dunkelheit zurück ziehen, oder bey fester Vertheidigung seiner Werke unterliegen müsse.

Dieser Plan war scharf auf Waldmanns Charakter berechnet, und der Verrathene spielte seinen Feinden so gut in die Hände, wie wenn er absichtlich ihre heimtückischen Entwürfe unterstützt hätte. Er fröhnte immer offener dem Laster der Wollust und dem Stolze. Er kam seinen Gegnern nicht nur in Beziehung auf die Verwaltung des Zürcherischen Staatswesens, nein, er kam ihnen auch in Beziehung auf die ganze Eidsgenossenschaft zu Hülfe, indem er sich eines Verbrechens schuldig machte, welches nicht allein seinen zahlreichen Neidern

volle Gelegenheit gab, mit allem Rechte ihre Stimme gegen ihn zu erheben; sondern welches auch nach den damahligen Begriffen von einer rächenden Gottheit Waldmanns eigenes Blut forderte.

Waldmanns Justizmord an Frischhans Theilig. 1487.

Frischhans Theilig von Luzern, Sieger von Giornico, kam in Handelsgeschäften nach Zürich. Man wußte, daß er sich öfters mit Bitterkeit über die schlechte Führung jenes Krieges beklagt, und Waldmann der Parteylichkeit für Mailand beschuldigt hatte. Jetzt in Zürich sagte er nichts. Dennoch wurde er gefangen gesetzt, vor ein Blutgericht gestellt, zu dessen Vorsitzer sich Waldmann außer der Ordnung machte, und ungeachtet aller Fürbitten einer großen, außerordentlichen Luzernerschen Gesandtschaft wurde der Held und Sieger von Giornico mit Spott und Hohn wegen einiger flüchtigen, verjährten Reden gesetzwidrig enthauptet. Es entstand große Feindschaft. Lange wurden die Tagsatzungen, welche man in Zürich hielt, von den Luzernern nicht mehr besucht. Wenn die Zürcher nach Luzern auf Tagsatzungen ritten, rief viele Jahre hindurch Theiligs Weib aus den Fenstern ihnen zu: „Wider Gott, Ehre und Recht habt ihr „meinen lieben, unschuldigen Mann jämmerlich umgebracht!“ — Aehnliche Grausamkeit bewies Waldmann durch die Ersäufung eines ganz geringen Mannes, der Uebels über ihn geredet hatte. — Einem Anderen, der sich selbst anklagte, verzieh er. Er war noch der Allgebiethende. Sein Wille war Gesetz. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen!

Unwille der Eidsgenossen und des Landvolkes gegen Waldmann.

Um diese Zeit vermehrte Waldmann den Unwillen vieler Eidsgenossen, welche schon lange mit Eifersucht auf den vom Glücke, wie von den Mächtigen der Erde begünstigten, von

seinem Stolze überwältigten Mann und das unter seiner Leitung stehende Zürich hingesehen, dadurch, daß er mehrere Monathe lang, die Oesterreichischen Pensionen, von denen Viele zu empfangen hofften, und die er als Haupt der Oesterreichischen Partey in der Eidsgenossenschaft vertheilen sollte, nicht auslieferte. Mächtiger erhoben sich Neid und Mißgunst. Es ertönten Stimmen: „Waldmann maße sich an, der Eids„genossen Herr zu seyn.“ Immer mehr entfremdeten sich von ihm die Gemüther der Eidsgenossen durch seine Schuld. Das war es, was seine Feinde gewünscht hatten. Das gleiche Ziel suchten sie auch im Inneren des Cantons Zürich zu erreichen.

Viele der Feinde Waldmanns klagten im Rathe mit scheinbarer Ehrbarkeit über den Verfall des bürgerlichen Hauswesens durch Vernachlässigung der alten Ordnung, durch übertriebene Kleiderpracht, Gastgebothe, Gelage, Geschenke. Viele gutmeinende Untervögte, viele von Waldmanns Freunden redeten im gleichen Sinne. „Was Kaisern und Königen,“ hieß es, „was den weisen Bernern, den mannfesten Eidsge„nossen nicht gelungen sey, das werde seine erprobte Klugheit „zu Stande bringen.“ Durch alles dieses ließ sich Waldmann bewegen, auf Genüsse, die er selbst im Uebermaße liebte, die dem Volke zur anderen Natur geworden waren, einen Angriff zu wagen, der tausend Herzen verwundete, und tausend Gemüther empörte. Kein Vernünftiger läugnete die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Waldmannischen Verordnungen. Auch wir, wenn wir einen einzigen Blick auf die gesunkenen Sitten der damahligen Zeit werfen, müssen sie als höchst nützlich und nöthig anerkennen; aber eben weil das Volk in seinen sittlichen Verirrungen schon so weit gegangen war, konnten ihm so viele und plötzliche Einschränkungen seines ausgearteten Willens nicht anders, als im Lichte unerlaubter Neuerungen, ungerechten Zwanges, tyrannischen Druckes erscheinen. Die an Ausgelassenheit gewöhnten Gemüther

wurden schwierig, und was, mit weiser Mäßigung angewendet, Wohlthat hätte seyn müssen, wurde durch unkluge Uebertreibung zum Zündstoffe gefährlicher Bewegungen. So erklärt sich der allgemeine Mißmuth, mit welchem diese Verordnungen aufgenommen wurden. Bald erfolgte eine neue, härtere Kränkung.

Es hatten Einige einen Hirsch aufgejagt, verzehrt, und wurden verrathen. Bey diesem Anlasse schlug Göldlin vor, „man solle die großen Bauernhunde, die in Feld und Wald „viel Schaden thun, todt schlagen.“ Seine Freunde unterstützten ihn mit mannigfaltigen Gründen. Waldmann, der wohl wußte, wie lieb dem gemeinen Manne sein getreuer Hund sey, verschob die Berathung. Eifriger trieben nun seine Gegner. Jeden Rathstag brachte Göldlin die Sache zur Sprache. Einst entgegnete Waldmann unwillig: „Was hülfe ein Befehl, „der nicht erfüllt werden kann? Wer unter Euch will im „Lande herum ziehen, die Hunde zu tödten?“ Da anerbothen sich voreilig Meiß und Frauenfeld, seine Freunde und Tischgenossen, um ihre herzhafte Treue zu beweisen. Der Befehl erging. Er setzte das Land in größere Bestürzung, als wenn Oesterreich und Burgund aufs neue gedroht hätten. Die Bothen des Landes kamen in die Stadt, sie erhielten kein Gehör. Waldmann gab zu verstehen, die Sache sey nicht sein Werk. Die Gegenpartey sprach: „Was geschieht ohne ihn, dessen „Knechte wir alle sind? Er ist auch Schuld, und nicht wir, „daß kein ehrlicher Mann auf seiner Hochzeit, keiner mit Nach„barn und Freunden nach alter Weise von Herzen sich freuen „darf.“ — Am See wurden achtzig große Hunde erschlagen. Stumm vor innigem Leidwesen sahen die Landleute zu. Hier sprach Einer, er wollte lieber, man schlüge ihm den Ochsen im Stalle, als den Hund beym Hause; dort ein Anderer, er wolle bey seinem Hunde sterben; ein Dritter spannte seine Armbrust gegen die vollziehenden Rathsglieder. Als zu Affholtern am Albis die Thiere auf einem öffentlichen Platze zu-

sammen getrieben waren, erhob Mann, Weib und Kind ein Herzerschütterndes Jammergeschrey. Bey Mettmenstetten im Freyamte standen sechsthalbhundert Landleute, jeder mit seinem Hunde am Stricke, auf einer großen Wiese, und bothen Recht. Der Befehl konnte hier nicht vollzogen werden. Als Meiß bald darauf der Sprache beraubt wurde, behauptete jedermann, „Gott habe den Jammer der unschuldigen Crea„turen also an ihm gerächet.“ Der Rath ließ dieses Gesetz in Vergessenheit kommen, und übersah alle vorgefallenen Unordnungen. Dennoch blieb das Land unruhig. Die Nachgiebigkeit des Rathes machte das Volk täglich begehrlicher. Man wagte sich bald auch an die nicht minder verhaßten Sittengesetze, um so muthiger, da das Land erkannt hatte, daß die Regierung unter sich selbst entzweyt sey.

Der erste Auflauf gegen Waldmann. März 1489.

Zuerst regten sich die Seebewohner, ein frischer, kühner, trotziger, rascher, listiger Menschenschlag, glücklich in blühenden Dörfern, in einem gesegneten Gelände, durch unermüdeten Gewerbsfleiß wohlhabender, als Andere, von je her durch warme Freyheitsliebe ausgezeichnet; die aber bey den Roheren nur allzu leicht in Hang zur Gesetzlosigkeit, zu ungebundenen Sitten, in Eigensinn und Frechheit übergeht. Einer der Frechsten, Rudolf Rellstab von Meila, beschloß, seinem Sohne eine Schenke, (Hochzeitgelage,) zu geben. Da aber nach den Verordnungen niemand aus den Nachbardörfern eingeladen werden durfte, so wurde verabredet, ein Weinfaß auf den Markstein zwischen Meila und Herrliberg zu wälzen, es vorn und hinten anzubohren, und von beyden Seiten auszutrinken. Ungünstige Witterung verhinderte dieß. Doch vereinigte sich ein Zahl von Jünglingen, die über den Besuch fremder Gelage bestehende Gesetze nicht zu beobachten. Vier bis sechs hundert Mann aus mehreren Dörfern besuchten den sechs und zwanzigsten Februar 1489 ein Gelage zu Erlenbach, Angehö-

rige des Landes Schwyz waren bey ihnen, und erhöhten ihren Trotz. Dort sprach sich der Unmuth laut aus. Man beschloß, von der Stadt Abstellung der die Rechte und Freyheiten des Volkes beschränkenden Neuerungen zu verlangen. Waldmann suchte zu zeigen, daß seine Gesetze keine Neuerungen und Eingriffe in die alten Freyheiten seyen; sondern schon lange bestanden haben, und nur wieder frisch gehandhabt werden. Er wies das Begehren des Volkes von der Hand. Neuer Grund zur Unzufriedenheit. Drey Tage später, den ersten März, waren anderthalbtausend Mann zu Meila auf der Fastnacht. Rellstab scheute sich nicht, an ihrer Spitze zu seyn. Des folgenden Tages erhielt eine ansehnliche Gesandtschaft von Zürich von den Bauern trotzigen Bescheid. Der ganze See war in Gährung. Waldmann erkannte den Geist des Aufruhrs, und nahm aus den treu gebliebenen Gemeinden drey hundert Mann Besatzung in die Stadt. Von dem an erschienen auf und an dem See jede Nacht Fackeln und Lichter. Man ahndete Zusammenkünfte und Verschwörungen. Am vierten März erschien der ganze See, mit einziger Ausnahme der Gemeinde Kilchberg, bewaffnet vor der Stadt. Sie war verschlossen, die Mauern besetzt. Die Regierung schien standhaft. Eidsgenössische Vermittelungsgesandte trafen ein, und bewirkten, daß von jeder Gemeinde zwey Mann, im Ganzen vier und zwanzig, vor dem großen Rathe angehört wurden. Diese redeten heftig von den beschränkenden Verordnungen. Der Bürgermeister, nachdem er die Meinung des Rathes vernommen, sprach zu den Abgeordneten mit jenem Blicke und jener Stimmung, die in vielen Schlachten Gehorsam gebothen, warf ihnen die Unverschämtheit vor, eine Erneuerung eines alten Gesetzes, welche von ihren eigenen Dorfvorgesetzten zum Besten des durch üppige Ausgelassenheit allgemein sinkenden Hauswesens gefordert worden sey, und in der Stadt eben so gut, als auf dem Lande gehandhabt werde, für Eingriffe in ihre Rechte und

unbillige Bedrückungen auszugeben. Er fuhr sie an über ihre Rottirungen, versprach über einzelne Beschwerden die altgewohnte Gerechtigkeit, und befahl ihnen, heim zu gehen, und den Gesetzen gehorsam zu seyn. — Sie entfernten sich betroffen. — Aber draußen im Lager hatte die Zahl der Empörer durch viele Hundert aus den Aemtern Grüningen, Greifensee und anders woher zugenommen. Dorthin liefen selbst von denen, welche Zürich bewahren sollten. Die vom See hatten mit Erfolg Aufwiegler durch die ganze Landschaft ausgesendet. In dem Lager wurde getrunken, gesungen, gejubelt, gepfiffen, getrommelt, und Waldmanns Befehlen getrotzt. Jetzt gaben die Eidsgenossen den Bauern in einer Seewiese bey Zollikon Gehör. Man kam überein, daß funfzig derselben ihre Klagen vortragen, und alle Entscheidung den Eidsgenossen anheim fallen solle. Aber der Bürgermeister, im Gefühle seiner Würde, besorgt für die Ehre und Rechte seiner Stadt, verwarf den Antrag, von den Eidsgenossen zwischen der Stadt und ihrem erkauften oder erstrittenen Lande als gleichen Parteyen richten zu lassen. Er zeigte, daß die ewigen Bünde alle Orte verpflichten, den Frieden, die Ordnung und die Gesetze zu erhalten, und die bestehenden Obrigkeiten zu schirmen. Er zeigte, daß kein Ort sich weiter in die inneren Angelegenheiten seiner Mitverbündeten mischen dürfe.

Und wie gefährlich mußte nicht den Zürchern die angebothene Schlichtung des Streites erscheinen. Von sieben Orten, welche als Schiedsrichter auftreten wollten, waren fünf demokratisch. Schon längst sahen sie mit Neid auf die Macht der Städte. Immer mochte noch ein heimlicher Unwille vom alten Zürich-Kriege her herrschen, und mehrere Bothen waren dem Waldmann oder Zürich persönlich abgeneigt. Endlich vereinigte man sich, daß die Stimmung des Volkes von Gemeinde zu Gemeinde geprüft werden sollte, und dann der Zürcherische Rath mit Zuziehung der Eidsgenössischen Bothen über die Sache abzusprechen hätte. Die Rathsglieder, welche das Land

durchreis'ten, stellten nun dem Volke Alles in einem richtigern Lichte dar, als es von den Freunden der Unordnung, voreiligen Hitzköpfen, heimlichen Feuerblasern und Unruhstiftern war angesehen und geschildert worden. Allgemein sprach das Volk verwundert: „Wenn die Sache so ist, so setzen wir „zu unsern Herren Leib und Gut, wie unsere Väter, weder „mehr; noch minder; daran zweifelt nicht!“ An vielen Orten fügte man den Wunsch bey, „daß den Seebauern ihre Ueber„eilungen nicht verdacht werden möchten.“ Die zusammen gelaufenen Rotten zerstreuten sich unter vielen Unordnungen, Beschädigung und Beraubung derer, die treu geblieben waren. Die Regierung ließ sich willig finden, einige der verhaßtesten und beschwerlichsten Verordnungen zurück zu nehmen; wobey man sich im Geiste vorbehalten mochte, dieselben bey gelegenerer Zeit mit mehr Klugheit und Mäßigung wieder auf die Bahn zu bringen. Dem Volke wurde auferlegt, „der Obrigkeit in „allen Dingen Gehorsam zu schwören.“ Seine Freyheiten und Rechte wurden neu bestätigt. Waldmann und der Zunftmeister Oehen verbürgten sich für die Erfüllung des Versprechens.

Wahrscheinlich wäre nun die ganze Sache beygelegt gewesen; wenn nicht Waldmann aus zu weit getriebener Sorge für die Würde der Stadt und Liebe zur eigenen Ehre seinen glücklich errungenen Sieg selbst wieder vereitelt hätte. Als die sehr glimpflich abgefaßte Urkunde der geschlossenen Uebereinkunft im offenen Rathe vorgelesen wurde, erhob sich Waldmann von seinem Sitze, hielt eine feurige Rede über die unverletzlichen Herrscherrechte der Stadt, und befahl die Urkunde dahin abzuändern; „die Bauern haben nur vermeinte „Klagen vorgebracht, und um Gottes, unsrer Lieben Frau „und ihrer Väter willen demüthiglich um Verzeihung ihres „Unrechtes gebethen, und so viel Gnade erhalten, daß ihre „Beschwerden bey der ersten Muße untersucht werden sollten.“ Niemand widersprach, Waldmanns Freunde aus blinder Liebe,

seine Feinde aus planvollem Hasse. Die also geänderte Urkunde wurde auf den Zünften vorgelesen, Schmeichler fügten mündlich bey, „die Bauern haben knieend um Verzeihung ge„bethen.“ — Dagegen wollten viele Eidsgenössische Gesandte den verfälschten Abschied von dem Stadtschreiber nicht annehmen, eben so die Abgeordneten der Landschaft. Sie verreis'ten unwillig. Dennoch glaubte Waldmann, durch diese Maßregel seinen Triumph gekrönt zu haben. Uebermüthiger, als nie zuvor, eilte er mit vielen leichten und losen Gesellen auf eine Lust- und Erhohlungsreise nach Baden. Sein Uebermuth, die Reden, die Drohungen, welche verriethen, daß er die geheimen Anstifter dieses Aufruhrs kenne, das ganze Betragen seiner Anhänger erregte in gleichem Maße die Furcht und den Unwillen derer, die unterlegen waren.

Der zweyte Waldmannische Auflauf. März und Aprill 1489.

Mittlerweile wurde der Bürgermeister sehr verunglimpft. Jedes voreilige Wort, das er je geredet, jeder unbesonnene Schritt, den er je gethan, wurde aufs Schlimmste ausgedeutet, besonders sein Benehmen in der letzten Zeit zu Stadt und Land aufs Bitterste gerügt. Bald war der See wegen Verfälschung des Vergleichs-Actes in neuer, heftiger Bewegung. Die kühne Jugend drohte, den Bürgermeister aus Baden heim zu hohlen. Der gewarnte Waldmann mußte nach Hause eilen. In Zürich erschienen funfzig Bothen der Seegemeinden vor dem großen Rathe, und bezeugten ihr Erstaunen, daß die Zürcherische Regierung sich an ihrem Volke und einer durch die Beystimmung der Eidsgenossen geheiligten Urkunde also habe vergreifen können. Sie sprachen mit Entschlossenheit. Da ihre Reden vergebens waren, so schmetterten sie die Rathsthür hinter sich zu, und eilten ohne Verzug aus der Stadt. Den Eidsgenossen schrieben sie, „Zürich habe den „Vertrag gebrochen, darum glauben auch sie sich nicht mehr

„an denselben gebunden.“ Vergebens schrieb Bern mit gleicher Weisheit an den Rath und das Volk, das letztere warnend, dem ersteren augenblickliches Nachgeben rathend. — Wenige Tage nach ihrem Erscheinen auf dem Rathhause standen die Empörer, sechs tausend Mann stark, bewaffnet bey Küßnacht, und ihr Benehmen lehrte, daß sie mit den Feinden Waldmanns in der Stadt einverstanden waren. Sie reizten durch Abgeordnete das ganze Land zum Aufruhr, nahmen Schlösser ein, stürmten nur Kyburg vergebens, plünderten die treu gebliebenen Dörfer, vorzüglich Kilchberg, und erlebten den Triumph, daß sich der Landvogt von Grüningen an der Spitze seiner Mannschaft mit ihnen vereinigte. Zwey beliebte Rathsglieder, Conrad Schwend und Heinrich Escher, beyde Ritter, erhielten mit Mühe und Lebensgefahr von den Aufrührern nur einen kurzen Waffenstillstand; doch wurden Waldman und Oehen, als die Verfälscher der Urkunde, nahmentlich von demselben ausgeschlossen. Gegen diese gefahrvolle Zeit waffnete sich Waldmann, so gut er konnte. Die Mauern wurden besetzt, Geschütz aufgeführt, die Stadtknechte verdoppelt und bewaffnet. Der Bürgermeister selbst ging immer in voller Rüstung, und schlief, von zahlreichen Wachen umgeben, auf dem Rathhause nicht so sicher, als da er noch allein von der Liebe seines Volkes beschirmt war. Die erschrockene Stadt selbst bewies wenig Haltung. Viele Bürger waren eben so unwillig, als das Landvolk. Waldmanns Ansehen sank auch in der Stadt mit jedem Tage. Die Eidsgenossen, welche nach der Verkommniß von Stanz die Obrigkeit hätten retten müssen, sandten nicht ihre Heere, aber ihre Bothen nach Zürich, und auch unter diesen befand sich mit Ausnahme des Doctors Thüring Frikhard, Stadtschreibers von Bern, der im Verfolge, weil er der guten Sache das Wort zu reden versuchte, zur Sicherung seines eigenen Lebens von Zürich entfliehen mußte, nicht ein einziger Achtung gebiethender Mann; wohl aber wiederum mancher,

der Waldmann, oder der Stadt persönlich abgeneigt war. Mit diesen Eidsgenössischen Gesandten speis'te der Bürgermeister im Gasthofe zum Schwert. Da erhob sich auf der zwischen dem Gasthofe und dem Rathhause liegenden Brücke wildes Getümmel. Waldmann eilte ans Fenster, und sah seinen treuen Diener, den Stadtknecht Schneevogel, auf dessen Verstand, Muth und Herz er trauen durfte, an dem er mit solcher Freundschaft hing, daß er oft mit ihm Arm in Arm durch die Gassen ging, um unbesonnener, drohender Reden willen von vier Mann erstochen. Die Eidsgenossen hatten die größte Mühe, den Bürgermeister, der in seinem Zorne hinunter eilen wollte, um den Gefallenen zu rächen, zurück zu halten, damit er nicht sich selbst einem gleichen Schicksale bloß stelle. Schneevogels Mörder entflohen in die unverletzliche Freystätte des Fraumünsters; aber noch an eben demselben Tage gingen sie frey herum. Das hätte den Bürgermeister warnen können; allein seine Stunde hatte geschlagen!

Waldmanns Gefangennehmung, Verurtheilung und Tod. Vom ersten bis zum sechsten Aprill 1489. — Der hörnerne Rath.

Die Lage der Dinge wurde so gefährlich, daß man den Waldmann rieth, sich mit seinen treusten Freunden von Zürich zu entfernen, bis die größte Hitze des Volkes verraucht sey. Er, im Vertrauen auf seine Unschuld, hielt es für würdiger, zu bleiben, und am folgenden Morgen, den ersten Aprill 1489, den Bürgern von Zunft zu Zunft Rechenschaft seines Thuns, und Lassens zu geben. Mit Recht fürchteten seine Feinde diese Maßregel. Daher entwarfen sie einen Anschlag, dieselbe zu verhindern. Schon hatte Waldmann einige Zünfte besucht, und zu seinem Vortheile gestimmt. Gleichen Erfolg hätte er bey den übrigen errungen. Er war auf der vierten, da erklang mit Einem Mahle die Rathsglocke. Waldmann schnell

auf das Rathhaus. Niemand wollte wissen, wer den Befehl gegeben; aber der Rath sammelte sich. Es wurden Geschäfte vorgebracht. Waldmann sah sich aufgehalten. Die Zeit verfloß. Die Zünfte wurden ungeduldig, und gingen aus einander. Alles drängte sich voll Mißmuth und Erwartung dem Rathhause zu. Unter dem versammelten Volke trieben die Feinde des Bürgermeisters, voraus Lazarus Göldin, die Spannung aufs Höchste. Man kam auf den Gedanken, den Rath zu bitten, durch einen Ausschuß der Regierung und der Bürgerschaft mit dem See Frieden zu schließen. Lazarus Göldin mit noch Zweyen sollte dieß Begehren vor den Rath bringen. Sie wurden, obschon ihr Vortrag schneidend war, willig angehört, und man wäre aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihre Vorschläge eingegangen; allein Göldin entfernte sich wieder, ohne den Entscheid abzuwarten. Unten an der Rathhaustreppe stand sein Knecht mit Mordart und Rüstung. Lazarus waffnete sich, und rannte bewaffnet unter das Volk. „Daß sich Gott der armen Stadt erbarme!“ schrie er mit jämmerlicher Stimme. Seine Anhänger und gedungene Leute wiederhohlten das Geschrey. Viel bewaffnetes Volk zeigte sich auf den Straßen. In allen Gassen erhob sich der Auflauf. Schrecken, Wuth, Neugier trieb Fremde und Einheimische, Unwissende und Einverstandene, Bewaffnete und Unbewaffnete dem Rathhause zu. Hier erhob sich wüthender Lärm. „Wo „sind die Verräther?“ wurde geschrieen, „Herunter mit „ihnen!“ „Wir wollen sie heraus!“ „Waldmann, dein „Regiment, deine Hoffart ist vorbey!“ „Dein freundlich „Wesen hilft in dieser Stunde nichts!“ Man versuchte, die Rathhausthüren einzustoßen oder einzuhauen. Kaum vermochten die Eidsgenössischen Gesandten, dieses und die Ermordung des ganzen Rathes, welches ein allgemeines Blutbad unter den Bürgern nach sich gezogen hätte, zu verhindern. Bereits hatten die, deren Verwandte und Freunde im Rathe saßen, laut gedroht, ihre Ermordung sogleich wieder an den Mit-

verschworenen rächen zu wollen. — Die Eidsgenössischen Gesandten erschienen an den Fenstern. Ludwig Seiler, Schultheiß von Luzern, nahm das Wort, bath, die Untersuchung der ganzen Sache und die Bewahrung der Verdächtigen den Eidsgenossen zu überlassen. Vergebens. Das erhielt er, daß die Gefangenen sicher zum Gefängnisse geleitet werden durften. Statt nun die Aufrührer nach den ewigen Bünden zum Gehorsam zu mahnen, und den Bürgermeister, der so oft auf Tagsatzungen und in Schlachten vorgeleuchtet, nach Eidsgenössischem Rechte bey Gut und Ehre, Freyheit und Leben zu schirmen, fragte der Schultheiß die Empörer: „Wen wollt ihr denn?“ „Den Waldmann!“ riefen sie. Seiler, statt der Wuth des Pöbels, wo immer möglich, nur Ein Schlachtopfer Preis zu geben, wiederhohlt unbesonnen oder böswillig noch mehrere Mahle seine verderbliche Frage. Die auf der Straße schreyen wild: „Den Oehen, „den Widmer, den Binder, den Stadtschreiber, „den obersten Rathsdiener, den Thurmwächter!“ Fast alle Rathsherren werden genannt. Hier ruft Einer seinen Schuldherren, ein Anderer seinen Feind, oder Beleidiger, ein Dritter schreyt: „Nein den nicht! Potz Wunden, „den nicht!“ Ein unbeschreiblicher Tumult erhebt sich auf der Straße. Von Neuem droht ein allgemeines Blutbad. Die Eidsgenossen, denen längeres Zögern gefährlich schien, machten diesem Spiele ein Ende. Sie traten in die Rathsstube, wo Mißtrauen, Unruhe, Furcht walteten. Waldmann und die Seinigen hatten sich mit dürren Worten geäußert: „Die „Stifter dieses Tumultes sitzen unter uns!“ Die Gegenpartey vertheidigte sich mit Heftigkeit. Ohne die Vermittelung der Kaltblütigen hätten sie einander selbst umgebracht. Beym Eintreten der Eidsgenössischen Bothen entstand Stille. Diese wandten sich zum Bürgermeister mit den Worten! „Herr, Euch wollen sie zuerst!“ Es stand gefaßt auf, lös'te sein Schwert von der Seite, übergab es den Gesandten, erin-

nerte mit mannhaften Worten an seine ruhmvollen Thaten, dann schritt er zwischen Landammann Reding und Schultheiß Seiler unerschrocken hinaus. Gefangen folgten seine Freunde, seine traulichen Tischgenossen. Durch eine Gasse von Spießen, zwischen lästerndem Pöbel ging der Zug hindurch bis zu dem Schiffe, das die Gefangenen in den Wellenberg trug. Eine Menge von Wachtschiffen umringte sogleich diesen Wasserthurm. Ganz Zürich, sogar der Clerus stand in Waffen.

Hierauf wurden die Gemüther durch mannigfaltige, grobe Lügen noch mehr aufgeregt. Waldmanns verschlagene Feinde redeten von einem Verzeichnisse von sechzig Bürgern, denen Waldmann den Tod bestimmt habe. Wo sie irgend einen leichtgläubigen Thoren, einen aufgeblasenen Ehrgeizigen, einen furchtsamen Schwächling, einen hitzigen Feuerkopf antrafen, dem drückten sie Theil nehmend die Hand, und beglückwünschten ihn, daß er einer großen Gefahr entgangen sey, weil auch er auf jener Todesliste gestanden. Hunderte wurden durch diesen Glauben gegen den gefangenen Bürgermeister aufgebracht. Das Verzeichniß selbst war nie vorhanden. Wiederum wurde von der Annäherung Oesterreichischer Heere gesprochen. Man habe nachgemachte Thorschlüssel gefunden. Man wisse die feindliche Losung. Waldmann habe die Lärmhörner auf den Thürmen, das Geschütz im Zeughause unbrauchbar gemacht, um den Fremden die Einnahme der Stadt zu erleichtern. Die Thorwächter haben schwören müssen, auf ein gewisses Zeichen jedermann einzulassen. Viele Häuser seyen dem Feinde zum Opfer bezeichnet gewesen. In Waldmanns eigenem Hause seyen viele verborgene Waffen. Er habe Graf von Kiburg werden wollen. Auch habe er im Augustiner-Kloster einen heimlichen Rath gehalten, und wenig hätte gefehlt, so hätten vier der vornehmsten Zürcher sogleich ihre Köpfe verloren. — Mit solchen Gerüchten, deren jedes, je gröber es war, desto mehr Glauben fand, erhielten Waldmanns Feinde die schon genug geängstigte Stadt in immerwährender Spannung, und

verhinderten das Aufkeimen eines jeden Gedankens an Waldmanns Verdienste und Tugenden.

Die Seebauern, die, acht tausend Mann stark, vor der Stadt lagen, anerbothen, hoch erfreut, Beyhülfe und Vereinigung; „man solle ihnen die Stadt öffnen, sie wollen den „Handel schlichten helfen, und tapfer zusehen, wenn das „fremde Kriegsvolk kommen sollte.“ Allein selbst diejenige Partey, deren Künste diese Leute in Bewegung gebracht hatten, mißtraute solchen Beyständern und Rathgebern. Man schickte ihnen eine Bothschaft hinaus, die unter vielen freundlichen Worten mit ihnen abredete, „sie sollen die Stadt von „außen bewachen, die Bürger wollen dasselbe von innen „thun. Die Geschäfte denke man mit Hülfe ihrer Ausschüsse „glücklich zu beendigen.“ — Hierauf wurde von der in der Wasserkirche versammelten Bürgerschaft der ganze Rath entsetzt, die bisherige Verfassung ward umgestürzt, Lazarus Göldin mit sehr ausgedehnter Gewalt zum Stadthauptmanne ernannt, und ihm ohne Wahl nach einer gesetzlichen Form ein Rath von sechzig höchst ungebildeten, schlechten, aufrührerischen und pöbelhaften Menschen beygesellt, welche wegen ihrer Dummheit und Unbändigkeit bald allgemein verachtet und gehaßt, und mit dem Spottnahmen des hörnernen Rathes bezeichnet wurden. Sie zeigten sich so unbehülflich, daß weder Gutes noch Böses in Gang gebracht werden konnte, bis man mehrere erfahrene Glieder der alten Regierung zugezogen hatte, um den Mechanismus der Geschäfte zu leiten. Der ersten Sitzung wohnten auch zwey Anführer der Landleute bey. Sie forderten von der Stadt Dank und Geschenke für die Befreyung. Man mußte ihr Heer mit Wein und Brot versehen. Bald schien dieß zu geringe, und die Bauern gaben sich nicht zufrieden, bis Leckerbissen, Braten, gekochtes Fleisch, Semmeln, Kuchen, Feigen und Mandeln hinaus geschickt wurden. Alles wurde aus Waldmanns Vermögen bestritten. Sein Haus in der Stadt und die Häuser seiner

gefangenen Freunde leerte man zu Handen der Stadt. Sein Schloß Dübelstein plünderten die Bauern.

In der Mitternachtsstunde des zweyten Tages, an welchem Waldmann gefangen saß, fuhr ein Ausschuß seiner Richter in den Wellenberg zum Verhöre. Sie fragten ihn vierzig Stunden lang, oft an der Folter, wo ihm ein mehr als centnerschwerer Stein angehängt wurde. Sie folterten ihn bis zur gänzlichen Erschöpfung. Sie warfen ihn, mit Ketten beladen, in das scheußlichste Mörderloch. Er aber antwortete mit dem freyen Muthe eines schuldlosen Mannes, er klagte, bath; aber er zeugte nie wider sich selbst. Die Schwachheit hatte er, auf ein Ehrgefühl der Eidsgenössischen Gesandten und das dankbare Andenken der Bürger Zürichs zu zählen. Als er aber alle seine glorreichen Thaten, die Arbeit seines Lebens, seine Liebe für Zürich, die treue Sorge für das Heil der Eidsgenossen vergessen, und sich grausamen Feinden Preis gegeben sah, verzweifelte er an der Rettung. Er soll um ein ewiges Gefängniß gebethen haben. Es wurde abgeschlagen. Da brach ihm das Herz. Es entfielen ihm Thränen. Seine Ritterzeichen legte er von sich. Er aß nicht mehr.

Am sechsten Aprill 1489 saß über Hans Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zürich, vor dem die Burgunder geflohen waren, dessen Gunst Ludwig XI., Oesterreich, Savoyen, Mailand und Lothringen gesucht hatten, ein Blutgericht, das aus seinen erklärten Feinden bestand, und dem Eidsgenössische Gesandte beywohnten. Es wurde an Waldmann keine Schuld erfunden, und den größten Flecken seines Lebens, Theiligs Ermordung, berührte man nicht. Schon fürchtete man das Erwachen dankbarer Zürcher. Da kamen während der Sitzung athemlose, ganz von Schweiß durchnäßte Bothen. Sie meldeten, „eine große Macht Oester„reichs sey bey Eglisau über den Rhein gegangen. Sie ha„ben die Flamme Eglisau's gesehen, und das Jammergeschrey „derer gehört, die ohne Unterschied des Geschlechtes, Stan-

„des und Alters umgebracht worden. In wenigen Stunden „könne Alles verloren seyn.“ Eine solche Nachricht mußte wegen der zwischen Oesterreich und den meisten Eidsgenossen um des Schwäbischen Bundes willen damahls herrschenden Spannung auf die bereits erhitzten Gemüther unfehlbar einwirken. Sogleich, ohne nähere Untersuchung, wurde Waldmann zu schleuniger Enthauptung verurtheilt.

Nachdem man ihm sein Loos eröffnet, beichtete er drey Stunden lang. Da erklang die Todesglocke. Das Schiff, das den Bürgermeister abhohlen sollte, landete an dem Wellenberg. Waldmanns Herz zerriß beym Gedanken an seine zurück gelassenen Freunde. Er, für sich selbst beruhigt, wurde von zwey hundert Mann zum Tode geführt. Auf dem Fischmarkte wurde ihm das Urtheil vorgelesen. Ein wundersames Gemisch von groben Verbrechen und unbedeutenden Dingen, von Hochverrath und Sittenlosigkeit, von Anzeigen und Nachreden über Großes und Kleines, Geschehenes und Vorgehabtes, das er als Mensch oder als Regent, zu seinem oder zu fremdem Nutzen, wider die Stadt oder wider die Göldlin gesagt, gethan, geschrieben haben sollte. Das Urtheil enthielt einige Todes würdige, aber kein eingestandenes Vergehen. „Viel Lüt,“ sagt Bullinger, „meinten, so er unter dem Volke „geredet hätt', wie er angefangen zu reden, und sich ent„schuldigt, ihm wäre am Leben nichts beschechen; wie er denn „am Fischmarkt angefangen hatt, ward sogar das gemeine „Volk, als es ihn selbst hört und sah, zur Erbärmd be„wegt“ Aber sein Beichtvater, wahrscheinlich mit Waldmanns siegreichen Feinden im Bunde, hatte dem Bürgermeister am Eingange in die ernste Ewigkeit die Zusage abgedrungen, daß er nicht sprechen wolle, ihm die Vergebung seiner vielfachen Sünden zum Lohne seines Stillschweigens gesetzt, und fiel nun erinnernd in die Rede. Schwer wurde dem Bürgermeister bey Anhörung des schändlichen Urtheiles sein Versprechen, um so schwerer, da er wohl heimlich von der Rührung und wie-

der erwachenden Liebe des Volkes Rettung hoffen mochte. Aber, seiner Zusage getreu, überwand er sich als ein Mann, der am Ausgange eines thätigen Lebens die Schauer des Uebertrittes in ein unbekanntes Land zu besiegen weiß. Er wurde in einem Schiffe vor die Stadt auf eine Wiese nahe am See geführt, damit auch die rebellischen Bauern den Anblick seines Todes genießen könnten. Das Stadtvolk versammelte sich auf den Stadtmauern; im Ganzen mehr, als zehn tausend Menschen. Waldmann, in aschgraue Seide gekleidet, mit allen seinen Ritterzeichen angethan, schritt, jedermann freundlich grüßend, getrost in seinem Gott, einher. Jetzt wurden ihm die Ritterzeichen abgenommen. Ein Mahl brach sein Herz in die Worte aus: „Gott, um dieses Todes willen, „den ich nicht verdient habe, vergib mir meine Sünden!“ Schnell erinnerte der Beichtvater abermahls an das gelobte Stillschweigen. Hierauf bath Waldmann mit lauter Stimme alle Menschen um Vergebung und um ihre Fürbitte bey dem Herren, dem Allmächtigen, wie er auch für sie alle zu bethen versprach. Des Volkes Herzen brachen. Laut weinte viel Volk. Waldmanns Feinde zitterten. Es galt ihr, oder sein Leben. Er aber, von der Zeitlichkeit und dem Gedanken an gewaltsame Rettung losgerissen, knieete mit männlicher Fassung, anstandsvoll zur Enthauptung nieder. Noch Einen Blick warf er auf das geliebte Zürich. Sein letztes Wort war ein Gebeth für das Heil der undankbaren Stadt. Dann fiel sein hoch verdientes Haupt. Die Blutbühne dröhnte von dem Sturze des gewaltigen Leibes.

Nachdem er geendet, wurde Stillschweigen gebothen, und verkündet, „es sey sichere Nachricht gekommen, daß keine „Oesterreicher über den Rhein gegangen, auch überhaupt von „ihnen nichts zu fürchten sey.“ Noch heut zu Tage weiß man, in welchem Brunnen nahe vor der Stadt jene Schandbuben, deren Schreckensbothschaft Waldmanns Todesurtheil beschleunigte, ihre Hemden genetzt, um sich den Schein zu geben, als

kämen sie, vom Schweiße durchdrungen, aus weiter Ferne Diese Büberey ist ungestraft geblieben. „Der Sache," sagt Bullinger, „ward nie nachgefragt; sondern geredt, in dieser „Aufruhr wäre viel Unfug ungestraft hingegangen, warum „man denn an diesen allein zum Ritter werden wolle. Es „hatte aber einen bösen Grund!" — Waldmann wurde nach seinem Wunsche im Fraumünster begraben. Hundert und sieben und funfzig Jahre nach seinem Tode ward sein Leichnam noch frisch und unverletzt gefunden. Die beyden Göldlin lebten noch lange in Ehren und Würden; aber die Geschichte nennt ihre Nahmen mit Abscheu, während der Name ihres Schlachtopfers unter den Genien des Vaterlandes glänzt.

Der Waldmannische Spruch. Den neunten May 1489.

Nach Waldmanns Falle wurden noch mehrere seiner Freunde gefoltert und enthauptet, andere eingemauert, einer in sein Haus gebannt, viele schwer gebüßt, auch ein Unschuldiger durch die Qualen der Folter für immer um Gesundheit und Lebensfreude gebracht. Ueberhaupt mußten es in diesen Tagen die, welche einst einem von Waldmanns Feinden in etwas zuwider gewesen, mit Leib und Leben, oder doch mit ihrem Vermögen entgelten. Viele von denen, die hier gestraft wurden, viele Entflohene, auch einer der Eingemauerten kamen nachher, als der Ueberdrang der Gegner Waldmanns ein Ende genommen hatte, wieder zu Ehre und Ansehen. Wäre es nur menschlicher Macht vergönnt gewesen, auch die Ermordeten wieder aus ihren Gräbern hervor zu rufen!

Mit den empörten Bauern wurde durch die Eidsgenossen am neunten May 1489 der Waldmannische Spruch abgeschlossen, durch den alle Hoheitsrechte der Stadt geschmälert, dem Volke neben vielen billigen auch solche Freyheiten und Rechte eingeräumt wurden, die mit dem Wohle keines

Staates verträglich sind, und ein Same des Mißvergnügens ausgestreut ward, der mehr, als Ein Mahl den Staat in große Gefahr brachte, und zuletzt nach drey hundert Jahren nicht wenig zum Untergange der alten Schweiz beytrug. Unzählige Gegenstände wurden von dem Landvolke zur Sprache gebracht. In allen Dingen trachtete es ohne Dazwischenkunft der Stadt mit der ganzen Schweiz in unmittelbare Verhältnisse zu kommen. Von allen errungenen Einräumungen schien die schädlichste, daß den Gemeinden gestattet wurde, sich zu zweyen, dreyen zu versammeln, und zahlreiche Ausschüsse an die Obrigkeit absenden zu dürfen.

Die Theilung der Beute.

Die Kosten des ganzen Auflaufes wurden theils von der Stadt, theils von den Gemeindegütern, hauptsächlich aber von Waldmanns großem Vermögen getragen, das sich auf die für jene Zeiten höchst bedeutende Summe von vierzig tausend Gulden belief. Die Bauern, nachdem sie viele Wochen aus Waldmanns Vermögen gezecht hatten, bekamen aus eben demselben noch neun tausend zwey hundert Gulden zur Belohnung ihres Aufruhrs. Jede Stadtzunft erhielt hundert Gulden, zum Aerger manches Ehrenmannes, der sich schämte, Theilhaber an einem Gute zu seyn, das auf solche Weise war erworben worden. Tausend Gulden wurden als Dankzeichen den treu gebliebenen Orten gegeben. Acht und zwanzig hundert Gulden mußten als Entschädigung für die von den Aufläufern an ihrem Eigenthume Gekränkten verwendet werden. Fünf und zwanzig Gulden empfing das Haupt der Rebellen, Jakob Meyer von Muggeren. Mit siebzehn hundert siebzig Gulden wurden Waldmanns Schulden und verschiedene kleine Bedürfnisse getilgt. Mit sechszehn hundert Gulden wurde die Wittwe abgespeis't. Dreyzehn hundert Gulden kostete die Zeche die Eidsgenössischen Gesandten und die St.

Gallische Kanzelley, welche den Dienst versah, ohne die bedeutenden Geschenke, die man ihnen allen und ihrer Dienerschaft machte. Auch schämten sich die Eidsgenössischen Gesandten nicht, kostbare Stücke aus Waldmanns Verlassenschaft um geringen Preis an sich zu bringen, ja zu erbetteln. — Nach wenigen Wochen war nicht nur Waldmanns großes Capital-Vermögen, nicht nur sein herrlicher Schmuck, sein reiches Silbergeräth, seine fürstlichen Gewänder, seine prachtvolle Waffenrüstung, seine edeln Pferde, seine wohl versehenen Häuser, welches er Alles, wenn sein Brudersohn unbeerbt stürbe, den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten Zürichs vermacht hatte, nutzlos verschleudert; sondern es hatte die Stadt über dieß alle öffentlichen Cassen erschöpft, und sich mit zwanzig tausend Gulden Schulden beladen. Zur Lehre, was man durch die Schwäche gewinne, einen großen Mann seinen Feinden Preis zu geben. „Darum," sagt Bullinger mit Grund, „darum, welches Volk Verstand hat, hüthe sich „vor bürgerlichen Zweytrachten und Aufruhren, dann die „Stadt Zürich viel Krieg und Wiederwärtigkeiten erlitten, „aber zu keinen Zeiten hat sie größeren Abgang und Verklei„nerung gehabt, dann in diesem unseligen Auflaufe."

Der geschworne Brief vom fünf und zwanzigsten May 1489.

Sieben Wochen dauerte die Gewalt des hörnernen Rathes, und eben so lange waren Stadt und Land in einem schweren, unruhigen Taumel. Endlich beschlossen diejenigen, dem unsinnigen Spiele ein Ende zu machen, deren Haß und List es zu ihrem Vortheile angefangen; doch entsprach der Ausgang nicht völlig ihren Wünschen; denn durch eine Bürgerversammlung in der Wasserkirche wurde zwar der hörnerne Rath seiner Verwaltung entlassen, durch den neuen geschworenen Brief aber die alte Verfassung nur mit sehr wesentlichen Ver-

änderungen wieder hergestellt; so wie nähmlich das Landvolk die Rechte der Stadt beschränkt hatte, so verminderte nun die Bürgerschaft die Vorrechte der adelichen Geschlechter, und machte das Gedeihen eines Patriziates für alle Zeit unmöglich. Der kleine Rath, der sonst meist von der adelichen Zunft zur Constafel besetzt worden war, erhielt nun folgende Zusammensetzung. Zwey Bürgermeister und sechs Rathsherrn von freyer Wahl, (d. h. die aus dem ganzen großen Rathe nach Willkür ernannt werden konnten,) vier Constafel-Herren, zwey Rathsherren von der Constafel, Ein Rathsherr und zwey Zunftmeister aus jeder der übrigen zwölf Zünfte, zusammen funfzig. In den großen Rath soll fortan jede Zunft zwölf, die Constafel aber achtzehn Mitglieder geben. Die Zahl der Zünfte wurde von vierzehn auf dreyzehn gebracht. Die zunftmeisterliche Gewalt wurde eingeschränkt, und diese Würde sank fast nur zum Handwerksgerichte herab. Ritter Conrad Schwend und Felix Brennwald wurden zu Bürgermeistern ernannt. — Wohl nichts kann uns besser überzeugen, daß Waldmanns Tod bloß eine Folge der Cabale und Schlechtigkeit seiner Feinde, und nicht eine Folge von Vergehungen gewesen sey, als die Bemerkung, daß er zum Theil gerade um der so eben angeführten Veränderungen in der Verfassung willen, welche doch kaum einen Monath nach seinem Falle vorgeschlagen und gebilligt wurden, den Tod hatte leiden müssen. Denn ein Punct seines Urtheiles hatte gelautet: „Wiewohl unser geschworener Brief „einen Artikel enthält, daß man unsern Rath besetzen solle „von Rittern, Edelleuten und denen von der Constafel und „ehrbaren Burgern, so hat Waldmann doch hinter dem Rathe „mit den Zunftmeistern, zu ewigen Zeit zu halten, erkannt, daß hinfür von der Constafel nicht mehr „dann sechs in den Rath gesetzt werden sollen, das „wider den Eid ist, so man den Burgern schwört „zu Zeiten, so man Rathsherren erwählt.“ —

Herstellung der Ruhe.

Nicht so leicht ließ sich der Sturm beschwören, den man ohne Mühe aufgeregt hatte. Die Gasterey auf dem Lindenhofe reichte dazu nicht hin. Die Seebauern, die Greifenseer, die Grüninger verweigerten, theils aus Eigensinn, theils weil den treu gebliebenen Unterthanen ihre durch die Aufrührer erlittenen Plünderungen ersetzt werden sollten, den Huldigungseid. Da wurde kalt und fest gefragt, „ob sie schwören wollen oder nicht," und der Landammann Reding sprach am See zornig zu dem wilden Haufen: „Gehabt euch wohl! „Wir ziehen heim, wir werden von euerer Aufführung Bericht erstatten; wenn die Herren von Zürich uns wider euch „mahnen, so werden wir ihnen zuziehen, das wisset!" — Und sie huldigten. — Hätte Reding zu rechter Zeit mit dieser seiner Stellung angemessenen Entschlossenheit gesprochen, so hätte den gerechten Beschwerden des Landes geholfen werden mögen, ohne daß Waldmanns edles Haupt gefallen wäre.

Auch in der Stadt ließ die erregte Parteywuth sich nicht sogleich dämpfen. Es war bey der Sache nicht das heraus gekommen, was Mancher gesucht haben mochte. Viele fingen an zu begreifen, daß sie nur listigen Leuten, die sich selbst nicht allzu sehr wagen wollten, zum Spielwerke gedient haben, und jetzt nach geleistetem Dienste als unütz wieder bey Seite gesetzt werden. Auf den Straßen, in den Häusern, in den Schenken wurde gelästert und geschmäht, und von zu ergreifenden Maßregeln gesprochen; aber die Hinrichtung einiger der vornehmsten Schreyer, unter denen einer von Schneevogels Mördern war, erfüllte den Pöbel mit Schrecken, und brachte ihn schnell zur Ruhe. Hierauf wurde das Schwert niedergelegt, viele Bußen erlassen, viele Schriften und nahmentlich, was Johann von Armbs über diese Ereignisse wohl zu frühe, zu lebendig und zu wahr aufgezeichnet, verbrannt, und dadurch der Nachwelt die genaue Sachkenntniß erschwert.

Nachtheilige Wirkung des Waldmannischen Auflaufes auf die ganze Eidsgenossenschaft.

Uebrigens erfuhren alle Eidsgenossen, was Begünstigung eines Aufruhrs für unselige Folgen habe. Allenthalben brachen Unruhen los, oder äußerte sich laut die Unzufriedenheit mit auffallenden Mißbräuchen, oder zeigte sich bey Hohen und Niederen Ungehorsam gegen die nützlichsten Verfügungen. Die Kraft des Gesetzes schwand, das Recht des Stärkern wurde herrschend, die Obrigkeiten verloren ihr Ansehen immer mehr, und sahen sich zu schützenden Maßregeln gezwungen. Bern fand es bey den vielfältigen Aufruhren und der öfteren Gefahr auswärtiger Kriege im Jahre 1491 gerathen, seine Städte und Schlösser zu armiren, und alles Volk der vier Landgerichte bey harter Buße zu vollständiger Bewaffnung anzuhalten. Eben diese Stadt verband sich zum Schirme gegen Unruhige mit Freyburg, Solothurn und Biel. Andere Stände erließen scharfe Reislauf- und Pensionsverbothe, sogar bey Todesstrafe. Auch die Tagsatzung berieth ernstlich, aber ohne sich vereinigen zu können, Abschaffung der verderblichen Pensionen. Diese Berathungen, wenn sie auch an den einen Orten gar nicht verwirklicht, an den andern, wo sie zum Beschlusse geworden, nicht lange beobachtet wurden, hielten wenigstens das Volk hin, welches sich sonst in diesem Zeitraume, so bald ihm in irgend etwas nicht willfahret wurde, sogleich zur Empörung geneigt zeigte. — Als Zürich in einer Theuerung nothwendige, landesväterliche Anstalten traf, die aber Vielen mißfielen; so äußerte sich Einer: „Haben wir dürfen das Rathhaus auflaufen, so dürfen wir jetzt auch das Kornhaus auflaufen!“ — Bald wurde die Auflösung aller in der Eidsgenossenschaft bestehenden Verfassungen, oder die Aufhebung jenes Artikels des Stanzer-Verkommnisses, welcher Versammlungen des Volkes ohne Wissen der Regierungen verbiethet, oder die Beute von

Granson, die Brandschatzung der Waat, die Hoch-Burgundischen Friedensgelder, die Gelder für Murten, Tscherlitz, Orbe, das Reislaufen, die Privatpensionen und viel Anderes drohend zur Sprache gebracht, und die Redlichkeit der Eidsgenössischen Häupter und Vorsteher verdächtigt. Es waren vorzüglich die Länder, deren Habsucht und Unzufriedenheit mit den geschehenen Geld- und Beutetheilungen, deren Neid über die größeren Pensionen der Städte diese Unruhen nährte. — Erst nach Langem stillten sich diese stürmischen Bewegungen.

Sechstes Kapitel.

Die Unruhen vor dem Schwaben-Kriege. 1489 — 1495.

Vorwort.

Auf die Waldmannischen Unruhen folgte, als ein trauriger Zeuge der Verdorbenheit und Zerwürfniß, ein Bürgerkrieg, der zum Glücke für die Eidsgenossen schnell und unblutig sich endigte; so daß es dem unternehmenden Erzherzoge Maximilian nicht möglich war, diese innere Zwietracht zum Schaden der von ihm gehaßten Eidsgenossen zu benutzen. „Diesen „merklich großen Krieg, bemerkt Etterlin fromm, „fügte der „allmächtige Gott durch seine grundlose Barmherzigkeit zum „Besten, und war ein Mittler in der Sache, damit wenig „Leut umkamen, dann, wo seine milde Barmherzigkeit die „Sache nicht selbst geführt und regiert hätte; so wäre nicht „unbillig gewesen, daß nach Gestalt der Sachen, und wie es „damahls in der Eidsgenossenschaft stand, ein merklich großes „Blutvergießen geschehen wäre.“

Zerstörung des Klosters zu Rorschach. Den acht und zwanzigsten Heumonath 1489.

Der Bau des Klosters zu Rorschach durch den St. Gallischen Fürst-Abt Ulrich Rösch hatte beynahe seine Vollendung erreicht. Die Wirthschaftsgebäude waren eingerichtet, eine Kapelle geweihet. Zu spät erschienen die Vorsteher von St. Gallen und Appenzell mit Gegenvorstellungen vor dem Abte. Er, entweder auf das Gelingen des Unternehmens trauend, oder unwillig, daß man mit den Einwendungen so lange gesäumt hatte, both Recht auf die Eidsgenössischen Schirmorte, und ließ fortbauen. Da wurde zu Urnäschen in Appenzell eine Kirchweih gefeyert. Die von Wein und Freude erheiterten Männer sprachen von ihren Kriegszügen, ihren alten Freyheiten, von der für St. Gallen bevor stehenden, besorglichen Veränderung. Einige verabredeten sich, das Kloster zu Rorschach zu zerstören. Das Beyspiel der Zürcherischen Landleute, die mit gewaffneter Hand die Obrigkeit zu ihrem Willen gezwungen, und einen Eidsgenossen gestürzt hatten, der furchtbarer schien, als die Mönche von St. Gallen, spornte zu der genannten Unternehmung an, von der man sich um so eher Gelingen versprach, da sie nicht gegen die Obrigkeit gerichtet war, und also den gehässigen Schein der Empörung verlor, und im Lichte des Krieges betrachtet werden konnte. Hierüber bedachte man nicht, daß weder die Person, noch die Macht des Abtes von den gesammten Eidsgenossen also angefeindet werde, wie die Größe Waldmanns; daß die Obrigkeiten, durch traurige Erfahrungen belehrt, wenig Geneigtheit mehr zeigen werden, aus falscher Politik zu ihrem eigenen Schaden offenbare Unruhen zu unterstützen, und daß über dieß dem Abte durch seine Schätze, sein Ansehen, und die Hülfe des Schweizerischen Clerus viele Wege offen stehen, die Gemüther der Eidsgenossen zu seinen Gunsten zu stimmen. — Den acht und zwanzigsten Heumonath 1489 versammelten sich in der Grub, einem Dorfe nicht ferne von

Rorschach, über funfzehn hundert bewaffnete St. Galler und Appenzeller. Sie schworen einen Eid der Treue, vereinigten sich mit einigen Rheinthalern und Gotteshausleuten, und überfielen Rorschach. Widerstand fanden sie nicht. Unter dem Zurufe: „Thut St. Gall ein Ehrentagwerk!“ begann die Zerstörung. Die Altäre wurden zerschlagen, Heiligthümer und Glocken heraus gerissen, die Wandgemählde mit Spießen durchstochen, Alles geplündert, die Ringmauern niedergerissen, Feuer ins Kloster gelegt, und laut gejubelt, daß es ungeachtet des heftigen Regens von den Flammen völlig verzehrt wurde. Sonst beschädigten die Thäter niemanden. Hierauf zogen sie, mit Beute beladen, heim, stolz und freudigen Gemüthes, wie die Sieger, welche bey Morgarten, Sempach und Näfels Oesterreichs Macht gebrochen, bey Laupen den Uebermuth des Adels gezüchtigt, an der Birs die Wuth der Armagnaken gelähmt, und bey Granson, Murten und Nancy die Herrlichkeit Burgunds zertrümmert hatten. Zu St. Gallen wurden die Zerstörer des Klosters fröhlich empfangen, beschenkt und gut bewirthet. Nicht Allen gefiel diese übereilte That. Viele fürchteten mit Recht ihre Folgen. Schon auf dem Platze sprach beym Anblicke des Brandes ein alter, verständiger Mann: „Jetzt brennt das Kloster und zugleich das Rhein-Thal!“

Der Rorschacher Krieg. 1490.

Während der Zerstörung hatte der Abt, um größeres Unglück zu verhüten, die Gotteshausleute, welche zur Rettung des Klosters auszogen, heim gemahnt. Er selbst eilte klagend nach Zürich und Luzern. Auch seine Gegner blieben nicht müßig. An ihrer Spitze standen der Bürgermeister von St. Gallen Ulrich Varnbühler, einer der Helden von Granson, den Eidsgenossen werth, seit Langem ein eifriger Gegner des Klosters, und Hermann Schwendiner, Landammann von Appenzell, ein beredter und listiger, aber

roher, trotziger und auffahrender Mann. Die St. Galler und Appenzeller handelten, wie wenn sich schon Alles zu ihren Gunsten entschieden hätte. Sie wählten einen gemeinschaftlichen Rath, straften Gotteshausleute, setzten Beamte ein und ab, verfügten über Gefälle und Güter des Klosters. An die Eidsgenössischen Cantone schickten sie entschuldigende Gesandte, und wollten sich zwar die Eidsgenössische Vermittelung, aber nicht einen Eidsgenössischen Rechtsspruch gefallen lassen; auch erlebten sie die Freude, daß sich die Anfangs kleine Zahl der aufrührerischen Gotteshausleute täglich vermehrte. Die Entscheidung des Geschäftes nahm einen langsamen Gang, so daß der Abt im Unmuthe, oder aus Verstellung von Abtretung seiner Herrschaften an die Schirmorte sprach. Diesen hätte das gefallen, und sie würden schwerlich gezaudert haben, zur Bezwingung St. Gallens und Appenzells die Waffen zu ergreifen; aber die unparteyischen Stände wendeten Alles an, um den Streit friedlich auszugleichen. Indessen konnte auf vielen Tagsatzungen der Weg der Güte nicht gefunden werden. Die letzte zu Baden am fünf und zwanzigsten October 1489 gab den Ausschlag. Während sich die Eidsgenossen im Sitzungszimmer noch immer beriethen, und die Bothen St. Gallens und Appenzells im Vorzimmer warteten, stieß Schwendiner, voll Ungeduld und bäurischen Trotzes, die Thüre des Sitzungssaales auf, und rief: „Wenn „habt ihrs doch ein Mahl errathen?“ Hierauf verließ er mit Varnbühler unter drohenden Reden „von Errichtung einer „neuen Eidsgenossenschaft und Bestrafung der Räthe des „Abtes, dieser Stifter alles Unheiles,“ die Stadt Baden, und sie eilten nach St. Gallen, ihre Drohungen auszuführen. Unmittelbar nach diesen Vorfällen rüsteten die Schirmorte. Es wird gemeldet, der Abt habe, um den Schein gegebener Pension zu vermeiden, mit mehreren angesehenen Häuptern der Eidsgenossenschaft eine Wette eingegangen, „die Schirmorte „werden sich seiner nicht annehmen,“ und so durch die Hoff-

nung des Gewinnes Viele dazu bewogen, seine Sache zu ihrer eigenen machen. Auch die St. Galler und Appenzeller trafen ihre Maßregeln, und suchten Hülfe bey dem Schwäbischen Bunde, dabey zeigten sie vielen Muth, aber in noch höherem Grade thörichte Verachtung ihrer kräftigen Gegner. Von da an vergingen viele Wochen mit Unterhandlungen, Drohungen, Rüstungen. Es gelang den vermittelnden Orten, St. Gallen und Appenzell zur Annahme des Eidsgenössischen Rechtes zu bereden; allein nun wurde dasselbe von den Schirmorten verweigert. Im Januar 1490 brach endlich der Krieg los. Die Schirmorte hatten schon früher Rorschach mit Besatzung versehen. Zwischen dieser und den Gegnern des Abtes fielen eine Menge Wortwechsel und Neckereyen vor. In einer Nacht führte die Besatzung mehrere unruhige Bürger aus ihren Betten ins Schloß. Sogleich entstand Lärm. Die Verbündeten belagerten die Besatzung. Da mahnte Schwyz am zweyten Februar die übrigen Schirmorte und die Eidsgenossen zum Auszuge. Am sechsten Februar standen acht tausend Mann aus den Schirmorten zu Weil. Hier kamen ihnen die Gotteshausleute mit Kreuz und Fahnen entgegen, und flehten um Erbarmen. Nach einem derben Verweise mußten sie schwören, „den Schirmorten gehorsam „zu seyn, und ihre Strafe geduldig zu erwarten.“ Nach diesem stießen die Banner von Uri, Unterwalden und Zug zu den Schirmorten, die übrigen Cantone wurden erwartet. Vergebens zeigten sich St. Gallen und Appenzell nochmahls zu friedlicher Ausgleichung ihrer Uebereilungen geneigt. Alle Unterhandlungen wurden zurück gewiesen. Das Eidsgenössische Heer eilte, Rorschach zu befreyen. Die Rheinthaler wurden aufgefordert, den Schirmorten zu huldigen. Sargans, Werdenberg und Toggenburg befehligte man, von Süden her anzugreifen. Da erschien im Eidsgenössischen Lager eine Gesandtschaft der Appenzeller, geführt von einem Freunde der Eidsgenossen, dem friedlichen und angesehenen Greise

Herrmann Zidler, Schwendiners Gegner, und bath um Frieden. Die Appenzeller mußten vorläufig den Schirmorten das Rhein-Thal abtreten, und schwören, sich zu Allem zu verstehen, wozu man sie verurtheilen werde, auch wurde Schwendiners Auslieferung verlangt; er war aber aus Furcht vor seinem eigenen Volke bereits entflohen. Unter diesen Bedingungen wurde ihnen Schonung der Ehre, des Leibes und der Güter verheißen. Nun stand St. Gallen allein. Seine meisten Bürger waren entschlossen, männlich zu handeln. Die Stadt war im Vertheidigungsstande, die Vorstädte durch die Bürger abgebrannt. Allein bey heran nahender Gefahr wurden zuerst viele Stimmen gegen Varnbühler, als das Haupt der geschehenen Unternehmungen, laut. Er fürchtete, sey es durch die Mitbürger oder durch die Eidsgenossen, Waldmanns Loos, und entfloh verkleidet. Seine Entfernung schien, die meisten seiner Mitbürger nicht zu schrecken. Sie versuchten Gegenwehr; aber bald traten Bekümmerniß und Furcht an die Stelle des Muthes. Da vermittelten die Grafen von Sargans und Metsch, alte Freunde der Stadt, folgende Grundlage des Friedens: „Das Bündniß mit Appenzell ist „aufgehoben; die Rädelsführer werden bestraft; die Anderen „an Leib und Gut geschont.“ Den zehnten May, zehen Tage nach dem Anfange der Feindseligkeiten, traten die Eidsgenossen, welche, wie in Feindesland, geplündert und gebrannt hatten, mit schwer beladenen Wagen den Rückweg an. Ihr Benehmen bey dieser Gelegenheit und vorzüglich die Ausschweifungen der Krieger wurden in der Schweiz öffentlich getadelt. Mehrere Monathe vergingen nun, bis der eigentliche Friede geschlossen ward.

Der Friede. 1490.

Die Bedingungen desselben wurden durch verschiedene Rechtssprüche auf folgende Weise fest gesetzt. — Die Gotteshausleute mußten dem Abte drey tausend, den Eids-

genossen vier tausend Gulden bezahlen, und durften fortan ohne des Abtes Einwilligung keine Versammlungen halten. Die übrigen Freiheiten behielten sie. In Kriegen sollten sie nur mit den Schirmorten ziehen. — Die St. Galler verloren an die Schirmorte, mit Ausnahme einiger Lehen, ihr ganzes Gebieth, welches der Abt um acht tausend Gulden an sich kaufte. Ferner zahlte St. Gallen dreyzehn tausend Gulden Entschädigungsgelder, und versprach, keine Gotteshausleute mehr zu Bürgern anzunehmen. Hingegen behielt die Stadt ihre Freyheiten und Rechte, ihren alten Bund mit sechs Eidsgenössischen Orten, und empfing die Versicherung, daß auf ewige Zeiten alle Reliquien und Kirchenzierden der Abtey in der Stadt bleiben sollten. Die Einschränkung der Stadt in ihre Ringmauern hatte für sie nicht die beabsichtigten übeln Folgen; denn statt daß St. Gallen, aller Herrschaft beraubt, unbedeutend geworden, oder allmählich wieder in des Klosters Hand gefallen wäre, steigerte sich der durch keine anderen Beschäftigungen und Rücksichten gehinderte Fleiß der Bürger, und St. Gallen wurde, ungeachtet seiner ungünstigen Lage, eine durch großen Handel blühende Stadt. — Die Appenzeller mußten das Rhein-Thal und alle Besitzungen außer ihren alten Landmarchen abtreten. Für das Rhein-Thal mußten sie zu dem auf immer die Reichssteuer bezahlen, auch die Rorschacher Besatzung entschädigen, einigen kleinen Rechten entsagen, und die in ihren Befreyungskriegen eroberten Banner von Schaffhausen und Sargans zurück geben. Eine auferlegte Summe von vier tausend und fünf hundert Gulden wurde wieder nachgelassen. — Das Rhein-Thal wurde eine Herrschaft der sieben alten Orte. Nach dem Schwaben-Kriege erhielt Appenzell den fünften May 1500 die achte Stelle in der Mitregierung. — Dem Begehren der drey Cantone Uri, Unterwalden und Zug, die mit den Schirmorten im Felde gelegen waren, ihnen an den Entschädigungssummen Antheil zu geben, entsprach man erst

nach langwierigem Zögern. — Am härtesten büßte Barnbühler. Er, stets ein treuer Eidsgenosse, wurde von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen. Ihm half keine Verwendung, kein Beweis, daß er große Mäßigung gezeigt, die Heftigkeit vieler seiner Mitbürger zurück gehalten, und bedeutenderes Unglück verhüthet habe. Er erhielt kein Geleit, vor Recht zu erscheinen. Im Jahre 1495 starb er, von Vielen bedauert, seiner Güter beraubt, in der Verbannung. Aber der geistreiche, thätige, rechtschaffene Mann hatte ein neues Vaterland, neue Freunde und ein neues Glück zu finden gewußt. Noch heut zu Tage blüht sein ansehnliches Geschlecht in Oesterreich und Würtemberg. — Auch Schwendiner starb im Auslande. Ueber fünf und zwanzig Jahre lang verfolgte er die Eidsgenossen vor den Reichsgerichten. Von dem Geschlechte dieses Mannes weiß niemand. — Der Abt erhielt den Auftrag, das Einschreiten des Kaisers und Papstes in die nun geschlichtete Sache zu hindern, was er auch glücklich vollbrachte. Im Uebrigen konnte sich Ulrich Rösch nicht lange seines Sieges erfreuen. Er starb zu Weil den dreyzehnten May 1491, fünf und sechzig Jahre alt, wurde mit großem Gepränge zur Erde bestattet, von seinen Mitbrüdern betrauert, und lange der zweyte Stifter des Klosters genannt. Sein Nachfolger ergab sich der Fröhlichkeit, Pracht und Verschwendung. Ulrichs große Plane geriethen in Vergessenheit. Zu Rorschach wurde neuerdings ein Kloster erbaut; aber nur als Schule gebraucht.

Zug nach Burgund. 1493.

Bald nach der Herstellung des inneren Friedens finden wir die Eidsgenossen in fremden Diensten auf einem Zuge nach Burgund und einem anderen nach Neapel; aber die Züge, in denen unsere Vorfahren für fremde Fürsten um schnöden Sold ihr Blut verschwendeten, und ihre wahre Ehre

befleckten, werden nicht unser vorzügliches Augenmerk seyn. Der angeführten erwähnen wir nur wegen ihrer für die ganze Eidsgenossenschaft unseligen Folgen, welche die Eidsgenossen als die ersten Früchte jener verderblichen, fremden Dienste, zu denen Ludwigs XI. Geld und List sie verlockt hatten, einernteten.

König Karl VIII. von Frankreich hatte 1491 dem Deutschen Könige Maximilian eine große Beschimpfung angethan. Dieser und sein Vater, Kaiser Friederich III., setzten Alles in Bewegung, um die erlittene Treulosigkeit zu bestrafen. Der Kaiser mahnte zu verschiedenen Mahlen das ganze Deutsche Reich, auch die Eidsgenossen. Niemanden konnte das Losungswort zum Kriege angenehmer seyn, als diesen. Aus den tiefsten Alpenthälern, von den höchsten Gebirgen, aus Dörfern und Städten strömten Tausende zusammen, gierig nach Beute und nach fröhlichen Tagen. Auch die schärfsten Gebothe der Oberen wurden verachtet, ungeordnete Scharen eilten nach Burgund, allein die wenigsten zu Maximilian, die meisten zu dem reicheren Könige von Frankreich. Der Krieg war nicht heftig, aber gefährlich für die innere Ruhe der Schweiz. Bern und die Städte neigten sich auf die Seite der Deutschen, und riethen, Oesterreich beyzustehen. Ursache genug für die eifersüchtigen Länder, sich zu Frankreichs Gunsten zu erklären. Es drohete ein neuer Bürgerkrieg; denn Bern hatte im Gefühle Eidsgenössischer Würde die von Eidsgenössischen Parteygängern als Französisch angegriffene Grafschaft Neuenburg vertheidigt. Die Freunde des Vaterlandes mußten froh seyn, daß die Städte den Ihrigen verbothen, Theil am Kriege zu nehmen. Dieß Verboth ward aber nicht befolgt. Zum Glücke wurde im May 1493 zu Senlis ein Friede geschlossen, weil Carl einen Zug nach Neapel vorhatte, nach dessen Gelingen er sich zum Herren über das unter viele Besitzer getheilte Italien, wo nicht gar, wie Einige melden zum Kaiser des Orients empor zu schwingen hoffte.

Zug nach Neapel. 1494 und 1495.

Zu diesem Zuge wurde Carl von einigen Günstlingen und von dem listigen Ludovico Sforza Moro, Verweser von Mailand, ermuntert, welcher seinen Neffen, den Herzog Johann Galeazzo Sforza von Mailand, aus dem Wege zu schaffen, und sich selbst an dessen Stelle zu setzen trachtete, bey diesen Unternehmungen aber den König von Neapel, dessen Enkelinn Galeazzo's Gattinn war, fürchten mußte, und den Gefürchteten zu beschäftigen oder zu vernichten wünschte. Als Erbe des Hauses Anjou, das im Jahre 1435 durch den Stamm der Aragonier aus Neapel vertrieben worden war, konnte Carl VIII. seinen Planen einen Anstrich des Rechtes geben; auch schien es leicht, eine dem Volke verhaßte Regierung zu stürzen. Die Rathschläge und Bedenklichkeiten der Unverblendeten und Verständigen wurden verachtet. Carl brach 1494 mit einem großen, wohl gerüsteten Heere, dessen schönste Zierde acht tausend Eidsgenossen waren, und vielem Geschütze nach Neapel auf. Eine ansehnliche Flotte unterstützte die Bewegungen des Landheeres. Carls Marsch glich mehr einem Triumphe, als einem Feldzuge. Das zitternde Italien demüthigte sich vor des Königes Macht. Ferdinand von Neapel entfloh. Das Reich fiel im Jahre 1495 ohne Gegenwehr in Carls Hand. Aber während er sich zu Neapel huldigen ließ, und träumerische Hoffnungen größeren Glückes nährte, machten ihm der Uebermuth und die Ausschweifungen, die Habsucht und die Bedrückungen seiner Krieger aller Herzen abgeneigt, und das Neapolitanische Volk sehnte sich wieder nach der milderen Herrschaft des Hauses Aragonien. Zugleich vereinte sich in Carls Rücken ein furchtbarer Bund zu seinem Untergange. Der Papst und Venedig, die vorher Neapel gefürchtet hatten, erbebten nun vor der viel furchtbareren Französischen Uebermacht. Auch Sforza, der mittlerweile seinen Neffen durch Gift getödtet, und sich eine kaiserliche Belehnung über Mailand verschafft hatte, in wel-

cher des ermordeten Galeazzo fünfjähriger Sohn übergangen war, fürchtete jetzt die geschwächten Aragonier weit weniger, als die ehrgeizigen Plane Carls, und trat dem Bündnisse gegen diesen um so eher bey, da ein Französischer Feldherr, Herzog Ludwig von Orleans, als Erbe der Visconti, die vor den Sforza Mailand beherrscht hatten, Ansprüche auf dieses Herzogthum machte, und sich verschiedener Plätze bemächtigte. Nicht minder begierig ergriff Maximilian, seit dem am neunzehnten August 1495 erfolgten Tode seines Vaters Kaiser von Deutschland, die günstige Gelegenheit, einem verhaßten Beleidiger wehe zu thun. Durch den entflohenen König von Neapel wurde Spanien bewegt. Ein mächtiges Heer sollte im Norden Italiens dem Französischen Könige den Rückweg nach seinem Reiche verlegen. Carl mußte schnell in Neapel eine Besatzung zurück lassen, und mit kaum zehn tausend Mann den Rückzug antreten. Bey Fornuovo am Taro rettete ihn nur die ausgezeichnete Tapferkeit seines Heeres, besonders der Eidsgenossen, und die Unordnung der überlegenen Feinde. Mühsam erreichte er Frankreich, wo er in den Armen des Genusses und der Trägheit seines mißglückten Unternehmens bald vergaß. — Glücklich für die Eidsgenossen, wenn auch sie eben so bald die Folgen dieses Zuges, dessen vornehmste Theilnehmer sie waren, hätten verschmerzen können!

Unordnung und Elend in der Eidsgenossenschaft. 1494 und 1495.

Es hatten sich beym Beginnen dieses unseligen Zuges in der Eidsgenossenschaft neuerdings gewaltige Zerwürfnisse erhoben. Die Regenten waren zum Theil gegen diesen Zug; aber Tausende zog das Französische Geld und die Verführungskünste des der Deutschen Sprache kundigen Landvogtes, (Baillif, Balli), von Dijon, der für den erfahrensten Meister in der Behandlung der Eidsgenossen galt, zu den Französischen

Heerführern. Dieser Unterhändler ward zu Luzern und in den Ländern als ein Fürst behandelt, und die Erfolge seiner Umtriebe machten ihn so übermüthig, daß er den Bernern ohne Scheu erklärte, „wenn die Oberen seine Absichten nicht „befördern; so werde er sie durch das Volk zu erreichen wis„sen." Vergebens ritten im Anfange des Krieges abmahnende Gesandte der Tagsatzung mit ernsten Befehlen nach Italien. Sie wurden nicht zu ihrem Volke gelassen. Es soll ihnen von den Franzosen bey Strafe des Stranges verbothen worden seyn, mit den Eidsgenössischen Söldnern zu sprechen. Unverrichteter Sache kamen sie mit einem leeren Entschuldigungsbriefe des Königes heim, und es standen ungehorsame Eidsgenössische Söldner bey Neapel, bey Genua, bey Novara, kurz, wo nur immer Französische Fahnen wehten. In der Lombardey strömten zu diesem Kriege fast eben so viele Eidsgenossen zusammen, als in der größten Gefahr des Vaterlandes bey Murten gegen Burgund gestritten hatten. Man sah indessen nicht nur die ausgelassene, gesetzlose Jugend, sondern greise Häupter angesehener Anführer, die schon gegen Carl den Kühnen edlere Waffen getragen, und jetzt, von Geldgier geblendet, den reinen Ruhm der Tapferkeit in verbothenen Kriegen befleckten. Im Lager schien es, als wenn, wie einst unter Divico, die ganze Nation zur Eroberung einer milderen Heimath ausgezogen wäre. Vergebens eiferten dagegen auf Tagsatzungen, in den Räthen der einzelnen Cantone, auf Kanzeln, im bürgerlichen Leben weise und wohlmeinende Freunde des Vaterlands mit höchster Anstrengung in Wort und Schrift, und riefen, „aller fremder Herren müßig zu „gehen, damit wir Eidsgenossen für dieß hin desto traulicher „in Liebe und Freundschaft geleben möchten!" Vergebens mahnte das umsichtige Bern, nun ganz gegen Frankreich erkaltet, und dem Kaiser zugethan, „sich, (wenn man doch an diesen Kriegen Antheil nehmen wolle), „den Deutschen anzu„schließen." Die Länder, jetzt warme Freunde der Franzosen,

wollten nur von diesen und ihrem Gelde hören. Alle Abmahnungen verachteten sie, und wer die muthwillige Jugend vom Reislaufen zurück halten wollte, mußte Aufläufe befürchten. In Solothurn stiegen die Ungehorsamen über die Stadtmauern in die Schiffe. Zu Freyburg zogen sie mit offenen Fahnen aus der Stadt. Wehmüthig drückt sich die Solothurnische Regierung in einem Schreiben an Basel darüber also aus: „Wie kommerhaftig und widerwärtig uns das „ist, wissent wir nicht genugsamlich zu klagen, noch zu schreiben, und schreibent doch das in unser Herz; denn wir „durch den regierenden Unfrieden zur Geduld gezwungen sind.“ Und Freyburg klagt gegen Solothurn: „Wie großes Mißfallen wir daran gehebt, so haben wir dem Waldwasser seinen „Gang müssen lassen, und uns zu dieser Zeit milder Regierung unterzogen.“ — Selbst das unsägliche Elend, welches die Eidsgenössischen Söldlinge in Italien traf, schreckte niemanden. Wenige von den nach Neapel gezogenen stolzen Kriegern, vor deren Anblicke die Tapfersten gezittert, sahen ihre Heimath wieder. Nicht allen war der Tod auf dem Schlachtfelde vergönnt. Hunderte starben in harter Kriegsgefangenschaft. Viele fielen unter den Dolchen der Italiäner. Von den funfzehn hunderten, welche bey der Französischen Besatzung in Neapel geblieben waren, kehrten nach der Vertreibung derselben kaum hundert zurück. Diese so wohl, welche kriegsgefangen auf Schiffen nach Genua geliefert wurden, als die früher Heimkehrenden, endeten durch Hunger und Durst, Gift und Seuchen, von keinem Menschen gepflegt, in Heuschobern, auf offener Landstraße, auf freyem Felde, ja oft auf Misthaufen, und die mit Blut und Thränen befleckte, reiche Beute, welche ihr unbarmherziger Geiz zusammen gescharrt, wurde ihren Mördern, oder doch Fremden zu Theil. Und diejenigen, welche abgezehrt, („wie sterbend Hund,“ sagt der kräftige Anshelm), ihren Freunden fast unkennbar, sich heim schleppten, vergifteten das Vaterland mit einer ekelhaf-

ten, ansteckenden, gefährlichen Seuche. Furchtbar griff diese bey einem völligen Mangel aller Kenntniß der Heilart und aller Gegenanstalten unter dem bloß gegebenen Volke um sich. Unzähligen brachte sie unter den heftigsten Schmerzen den Tod. Andere fristeten kümmerlich, als elende Krüppel, oft in Noth und Armuth ein freudenloses Daseyn. Die Obrigkeiten suchten, durch Absonderung der Angesteckten der Ausbreitung Schranken zu setzen. Fromme glaubten, in diesem Unglücke den Zorn des Himmels über den Verfall der vaterländischen Sitten zu entdecken. Aber alles dieses bewog nur Wenige, zur Pflicht und Ehre zurück zu kehren. Habsucht, Haß und Eifersucht wurden täglich allgemeiner. Die, welche nach der Lombardey zogen, stießen die heftigsten Drohungen gegen Bern aus, so daß diese Stadt mit Zürich, Freyburg und Solothurn gemeinsame Maßregeln ergriff, und Krieger aushob, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzutreiben. An die aus der Lombardey heim Kehrenden sandte man Bothen, sie freundlicher Gesinnungen zu versichern. Glücklich wurde dieß Mahl der Sturm beschworen; aber große Uneinigkeit dauerte unter den Eidsgenossen fort; weil viele Fürsten um Söldner warben, und die Länder eben so entschieden die Französische, als Bern die Deutsche Partey hielten. Traurig sahen die Freunde von Volksehre und Vaterland der nahenden Zukunft entgegen, ahndeten wüthenden Bürgerkrieg und den Untergang der alten, ewigen Bünde. Da nahte eine große Gefahr von Außen, und der innere Zwist verstummte, und die Eintracht kehrte für kurze Zeit zurück unter die entzweyten Brüder des Eidsgenössischen Bundes.

Siebentes Kapitel.

Der Schwaben-Krieg. 1495 — 1499.

Ursachen des Krieges. 1495 — 1498.

Wir wissen, wie der alte Unwille zwischen Oesterreich und der Eidsgenossenschaft im Jahre 1488 durch die Verweigerung des Eidsgenössischen Beytrittes zum Schwäbischen St. Georgen-Bunde neue Nahrung erhalten hatte. Schon damahls waren die Verhältnisse so drohend geworden, daß zum Ausbruche eines heftigen Krieges vielleicht nur eine günstige Gelegenheit und ein schicklicher Vorwand fehlte. Diese Gelegenheit und diesen Vorwand brachte das Jahr 1495. Auf dem Reichstage zu Worms forderte der Kaiser Maximilian Hülfe gegen die zunehmende Türkische und Französische Macht. Drohend stellte er besonders die Gefahr von Seite der letzteren vor, und schilderte treffend der Franzosen alte Art und Weise: „Männiglich soll der Franzosen Ge„wohnheit merken, sie singen höher, dann genotirt ist; sie „lesen anders, dann geschriebeu ist; sie reden anders, dann „ihnen im Herzen ist.„ Die Reichsstände traten mit der Ge„genforderung auf, „zuerst Ruhe und Ordnung im Reiche „fest zu begründen,“ und der bedrängte Kaiser mußte einwilligen. Es wurde 1495 ein allgemein verbindliches Sicherheitsgesetz, Landfrieden genannt, entworfen, ein Gerichtshof, das Kammergericht zur Vollziehung desselben aufgestellt, und eine Kriegssteuer gegen Türken und Franzosen ausgeschrieben. Den Eidsgenossen, von denen einige den Reichstag besucht hatten, eröffnete eine ansehnliche Gesandtschaft diese nothwendigen und zweckmäßigen Verfügungen, und lud sie ein, „als Gehorsame des Reiches und „Liebhaber der Gerechtigkeit sich denselben zu unterziehen.“ Als Lockspeise wurde beygefügt, „man werde in den vom „Reiche zu führenden Kriegen die Eidsgenossen am liebsten „zu Sölonern annehmen.“ Allein die ängstliche Sorge für

die wohl erworbene Freyheit, die vielfachen Erfahrungen über die feindliche Gesinnung des Hauses Oesterreich, die beym Burgunder-Kriege verübte Untreue und die mächtigen Wirkungen des Französischen Geldes machten die Eidsgenossen abermahls abgeneigt, den Forderungen des Reiches zu entsprechen. Dieser Abschlag erregte in Deutschland großen Unwillen. Man fand es unleidlich, daß sich die Eidsgenossen als ein unabhängiges Volk benehmen wollten, und gab seine Unzufriedenheit durch vielfache Neckereyen zu erkennen; allein ein solches Benehmen konnte nicht dazu dienen, die Deutschen zum Ziele zu führen. Zwar bewirkte 1496 eine Gesandtschaft des vom Kaiser, Papste, Spanien, Venedig und Mailand gegen Frankreich gebildeten großen Bundes, daß sich Bern, Schwyz und Obwalden mit Mailand verbanden; allein Zürich, Luzern, Nidwalden, Zug, Glarus, Freyburg und Solothurn erneuerten im gleichen Jahre ihre innige Verbindung mit Frankreich. Ueberhaupt waren die Ansichten der Eidsgenossen über ihre politische Stellung sehr getheilt. Die Weisesten und Besten riethen, sich aller fremden Dienste zu entschlagen, und nicht um niederträchtigen Gewinnes willen Werkzeug jeder Ungerechtigkeit zu werden. Andere hängten sich an Deutschland. Den Dritten schien eine Verbindung mit Frankreich an Geld und Ehre ergiebiger. Die Vierten fanden es vortrefflich, wenn die Eidsgenossen allen Fürsten Werbungen gestatteten; weil dadurch alle der Schweiz zinsbar werden müßten. Im Allgemeinen war aber das Ansehen des Kaisers so sehr gesunken, daß Unruhen entstanden, als ihn eine Bernersche Gesandtschaft und Freunde der Deutschen aus Zürich und Freyburg nach Italien begleiteten. Auf dem Reichstage zu Lindau im Jahre 1496, wo die Eidsgenossen zur Annahme des Landfriedens beredet werden sollten, brach ein heftiger Wortwechsel aus. Der für Deutschlands Heil unermüdete Reichskanzler, Erzbischof von Mainz, sprach zu den Eidsgenössischen Gesandten: „Schicket euch in die Sachen; denn der Weg

„ist gefunden, euch einen Herren zu geben, und das werde ich „mit der Feder in meiner Hand zu Wege bringen!“ Ein Eidsgenosse entgegnete: „Was Ihr drohet, gnädiger Herr, ist vor„mahls Anderen mißlungen, die es mit Hellebarten versuchten, „welche mehr zu fürchten sind, als ein Gänsekiel!“ Es war ein eitles Beginnen des Reichstages, durch eine gebietherische und drohende Sprache ein Volk einschüchtern zu wollen, das seit mehr, als anderthalb hundert Jahren aus fast ununterbrochenen, schweren Kriegen triumphirend hervor gegangen, von der Vernichtung des gewaltigen Burgunder-Fürsten noch siegtrunken, und durch den Glauben an seine Unüberwindlichkeit begeistert war; ein Volk, dem eine so harte Sprache um so sonderbarer vorkommen mußte, da es gewohnt war, sich von den mächtigsten Staaten geehrt und gefeyert, mit Schmeicheleyen, Versprechungen und Geldspenden überhäuft zu sehen. Darum schieden auch die Eidsgenössischen Gesandten unwillig von dem Reichstage, und ihre Berichterstattung vermehrte die in ihrem Vaterlande gegen das Reich herrschende, ungünstige Stimmung. Auch die Einmischungen der Kirche konnten die Ansichten der Eidsgenossen nicht ändern. Vergebens wurde zu Lindau an den Kirchthüren ein Mahnbrief des Papstes angeschlagen, der allen Eidsgenossen den Bann drohte, welche nicht „innert funfzehn Tagen“ das Bündniß mit Frankreich aufgeben würden. Unerschrocken riefen die Bedroheten dagegen die Aussprüche einer Kirchenversammlung, ja, den Richterstuhl Gottes, als des höchsten aller Gewaltigen, an. Zum Kaiser, zu den befreundeten Fürsten und Reichsstädten ordneten sie neue Gesandtschaften, um die Billigkeit der an sie gemachten Forderungen darzuthun. Die Fürsten, die Städte antworteten ausweichend, Maximilian blieb bey dem angenommenen drohenden Tone. „Man werde,“ sprach er, „die „Eidsgenossen zum Gehorsam zwingen, und er einer der „Vordersten seyn, wenn man ihr Land einnehme.“ Worauf ihn Conrad Schwend, Bürgermeister von Zürich, gewarnt,

„ja nicht unter den Vordersten zu seyn; denn das Volk sey so „grob und unwissend, daß er fürchte, es würde nicht einmahl „der kaiserlichen Krone schonen.“ — Alles verkündete Krieg! — Die Natur selbst schien, dem abergläubigen Geschlechte durch wunderbare Zeichen die Annäherung furchtbarer Ereignisse anzudeuten. Die Eidsgenossen im Gefuhle ihrer gerechten Sache und im Vertrauen auf ihre Kraft rüsteten. Eine zahlreiche Gesandtschaft eilte nach Frankreich, Hülfe zu fordern, und empfing viele schöne Worte.

Constanz verscherzt. 1495 — 1497.

Um diese Zeit wurde die wichtige Erwerbung der Stadt Constanz, die durch ihre örtliche Lage Schlüssel und Eingang in die Eidsgenossenschaft ist, muthwillig verscherzt. Constanz war mit verschiedenen Ständen in engerer Verbindung. Die Bürger der Stadt waren den Eidsgenossen geneigt. Daher wünschten einige Orte, vorzüglich Bern, sie in den Bund aufzunehmen; allein die großen Rechte, welche Constanz als Inhaberinn des Landgerichtes im Thurgau ausübte, wurden von den meisten Ständen höchst ungern gesehen, und die Eifersucht der Länder, welche den Städten auf Eidsgenössischen Tagen kein Uebergewicht der Stimmenzahl gönnen wollten, stand vollends hindernd entgegen; so daß zu einer Zeit, wo in dem bevor stehenden Kriege der Beytritt der Stadt zu dem Schwäbischen oder zu dem Eidsgenössischen Bunde einen entscheidenden Vortheil oder Schaden bringen konnte, dieselbe von den Ländern durch eine Gewaltthat, die vielleicht der List der Führer eben so sehr, als dem Uebermuthe des Volkes zuzuschreiben ist, gezwungen wurde, zum großen Schaden der Eidsgenossen, sich dem Schwäbischen Bunde anzuschließen.

Hans Muheim von Uri, Landvogt im Thurgau, hatte nähmlich mit Constanz einen Zwist. Um sich zu rächen, wiegelte er die schlagfertige Jugend Uri's auf. Sie zog, von

Unterwaldnern und Zugern verstärkt, gegen Constanz. Thurgauer und Freyämtler gesellten sich zu der unruhigen Schar. Die Eidsgenossen mahnten die Ausgezogenen heim; aber die Führer derselben trotzten, und ließen die Gesandten nicht einmahl zum Volke sprechen. Uri, Unterwalden und Zug, statt nach dem Inhalte der Stanzer-Verkommniß das Betragen der Aufrührer zu mißbilligen, traten auf ihre Seite, und antworteten auf die Vorstellung, „das Thurgau gehöre nicht „ihnen allein," verächtlich, „die vier Orte müssen nun auch „vor der Thüre stehen bleiben, wie sie im St. Galler Han„del." Da beschlossen Zürich, Bern, Luzern, Schwyz und Glarus erbittert, mit ihrem Bannern auszuziehen. Abermahls drohte ein Bürgerkrieg. Vermieden ward er nur dadurch, daß Constanz, ehe die fünf Orte im Felde standen, sich bequemte, den drey Orten vier tausend Gulden zu bezahlen. Dazu sollen die Feinde der Eidsgenossen in der Stadt viel beygetragen haben, um im Augenblicke der ersten Erbitterung über den erlittenen Schaden die Stadt in den Schwäbischen Bund zu bringen. Das Vorhaben gelang zum Schaden der Constanzer und der Eidsgenossen. Die letzteren büßten eine wichtige Vormauer und Schutzwehr ihres Landes ein; Constanz aber erlitt nicht nur in dem bald nachher ausbrechenden Kriege empfindliche Einbußen; sondern verlor auch funfzig Jahre später in den Stürmen der Religionsunruhen seine Freyheit, die es als Glied der Eidsgenossenschaft auf unsere Tage gebracht haben würde.

Bündniß mit Rhätien. 1497 und 1498.

Der Verlust von Constanz wurde den Eidsgenossen durch die engere Verbindung mit Rhätien mehr, als aufgewogen. Dieses Land, ebenfalls eine Vormauer der Eidsgenossenschaft, stand schon lange mit mehrern Orten in freundschaftlichen Verhältnissen. Nun, da der ausbrechende Groll des Adels und der Fürsten auch seiner mit Mühe, Blut und Schweiß

errungenen Freyheit drohte, suchte es Schutz bey den Eidsgenossen, und fand willige Aufnahme. Zu Wallenstadt verbanden sich den fünften Aprill 1497 sieben Orte mit dem Grauen- und den dreyzehnten December 1498 mit dem Gotteshausbunde zu gegenseitiger Beschirmung und Hülfe.

Verwirrungen in der Eidsgenossenschaft. 1498.

Nicht minder wichtig, als der Bund mit Rhätien, war den Eidsgenossen die Annäherung Berns an die Gesinnungen seiner Bundesbrüder, um so wichtiger, da der Kaiser der eroberungslustigen Stadt und Grafschaft Neuenburg, welche er, weil der Besitzer im Französischen Heere focht, für ein erledigtes Reichslehen erklärte, als Preis ihrer fort dauernden Freundschaft angetragen hatte. Aber Bern lehnte diese Anträge mit Eidsgenössischem Edelmuthe ab, und hob auf Bitten der übrigen Stände sein Bündniß mit Mailand auf. Gleichwohl entstand schnell wieder eine gefährliche Trennung im Inneren. Carl VIII. von Frankreich war am siebzehnten Aprill 1498 gestorben. Sein Nachfolger, ehemahls Herzog von Orleans, nun Ludwig XII., gerieth unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit dem Kaiser Maximilian, welchem er die Erfüllung des Friedens von Senlis versagte, in Krieg. In beyden Heeren dienten Eidsgenossen. Aber, ungeachtet der eifrigen Bemühungen, Versprechungen, Drohungen des Kaisers, die meisten bey den Franzosen; denn der Landvogt von Dijon, die Thaler nicht schonend, gewann mit reichem Solde die Gemeinen, mit fetten Jahrgeldern die Oberen; aber auch für den Kaiser sprach und warb mancher Parteyführer. Alle früheren Unordnungen des Reislaufens erneuerten sich in so hohem Grade, daß in dem Augenblicke, in welchem die Eidsgenossen die Stunde nicht wußten, in der sie aufgerufen würden, Vaterland, Weib und Kind, Habe und Gut zu vertheidigen, und einen Krieg zu beginnen, der vom Wormser-Joche, bis nach Granson auf drey Viertheilen der Eidsge

nössischen Grenze geführt werden mußte, und zahlreiche Streitkräfte erforderte, die Schweiz von waffenfähiger Mannschaft fast ganz entblößt war, so daß die Solothurnische Regierung in einem Schreiben sich äußerte: „Unser Land ist so „verödet und leer, daß wir kaum so viel Männer darin „haben, daß man einen Todten möchte zur Kirche tragen „und läuten.“ Zum Glücke für die Eidsgenossen war Kaiser Maximilian durch die Französische Fehde genug beschäftigt, und der Schwäbische Bund von der Verlegenheit der Eidsgenossen gewiß nicht unterrichtet, sonst würde ohne Zweifel ein Angriff erfolgt seyn, und als Maximilians Fehde zu Ende ging, kehrten die Reisläufer heim, und die Schweiz war gerettet.

Erster Feldzug.

Anfangs Februar bis Ende März 1499.

1. Anfang des Krieges. Februar 1499.

Ein neuer Vorfall erhöhte jetzt den Unwillen des Kaisers gegen die Eidsgenossen. Der in die Reichsacht gefallene, von ihnen beschützte Graf Georg von Sargans versuchte, den kaiserlichen Rath Gossenbrot im Bade zu Pfäffers aufzuheben. Nur mit Mühe konnte derselbe vom Abte wieder befreyt werden. Durch diesen und andere Vorfälle wurde die Stimmung täglich bedenklicher, die prahlerischen Drohungen und pöbelhaften Schimpfreden immer lauter und leidenschaftlicher. Eine geringe Ursache konnte das glimmende Feuer zum wildesten Ausbruche bringen. Die Berner versuchten noch eine begütigende Gesandtschaft an den Kaiser. Er war in den Niederlanden. Bevor sein Entscheid eingeholt werden konnte, begannen seine Räthe im Tirol, vorzüglich der beleidigte Gossenbrot, den Krieg. Sie ließen das Bündtnerische Münster-Thal besetzen. Hierauf schloß der Schwäbische

Bund am zwanzigsten Januar 1499 zu Constanz die genaueste Kriegsordnung ab. Als die Bündtner das Münster-Thal wieder eingenommen hatten, wurden sie durch einen zweyten Einfall der Schwaben vertrieben. Die Eidsgenossen rückten auf die Mahnung der Bündtner von allen Seiten freudig ins Feld. Aber zum Verdrusse Vieler, die nach Beute oder nach Rache dursteten, wurde noch ein schiedsrichterlicher Versuch eingeleitet; allein als die Schwäbische Besatzung des Schlosses Gutenberg die heim ziehenden Eidsgenossen mit Schmähungen, Schimpfreden und Schüssen erzürnte, blieben diese stehen. Der Krieg ward aufs Neue angefangen. Die feindlichen Heere trennte nur noch der Rhein. Einige Tage vergingen unter wechselseitigen Neckereyen. Kaum konnten die Führer der Eidsgenossen den Muth des Volkes zähmen, bis eine bedeutende Macht im Felde stand. Als aber Zürich und Glarus gekommen waren, durch feindliche Schüsse ein Eidsgenosse getödtet wurde, eine feindliche Streifpartey ein Schweizer-Haus anzündete, und die Bündtner zur Einnahme von Gutenberg tausend Eidsgenossen verlangten, wurde der Angriff beschlossen.

2. Gefechte von Luzienſteig und Treisen. Den zehnten bis dreyzehnten Februar 1499.

Es hatten sich nähmlich die Schwäbischen durch Verrätherey des Städtchens Mayenfeld bemächtigt, und die Bündtnerische Besatzung nebst denjenigen Bürgern, welche Freunde der Eidsgenossen waren, niedergemacht. Sie selbst legten nun vier hundert Mann in das Städtchen, und besetzten am zehnten Februar den wichtigen Paß Luzienſteig. Den eilften griffen die Bündtner Luzienſteig mit Nachdruck an, erstürmten den Paß, und trieben die Schwaben mit ansehnlichem Verluste ins Schloß Gutenberg. Zur Eroberung dieses Schlosses hatten nun die Bündtner von dem Eidsgenössischen Heere das erwähnte Hülfs-Corps von tausend Mann begehrt, wel-

ches noch am eilften Abends aufbrach, allein bey Einbruch der Dunkelheit, ehe es die Bündtner erreicht hatte, in der Nähe feindlicher Truppen stehen blieb.

Die Eidsgenössische Hauptmacht beschloß auf den Morgen des zwölften ebenfalls einen Angriff. Sie mußte den Rhein durchwaten. Jenseits stand das feindliche Heer. Unter dem Feuer des Schwäbischen Geschützes drangen die zur Vorhuth geordneten Zürcher und Zuger auf einer Furt unerschrocken durch den Fluß, und fielen mit solcher Heftigkeit in den Feind, daß dieser mit Einbuße von mehreren hundert Mann die Flucht ergriff, ehe noch der Gewaltshaufe der Eidsgenossen herbey kam. Zu ihrem Unglücke geriethen die Fliehenden auch noch jener Eidsgenössischen Abtheilung, die am Abend vorher der Dunkelheit wegen in ihrer Nähe stehen geblieben war, in die Hände, und erlitten neuen Verlust. Die Sieger, die nur wenige Mann eingebüßt hatten, plünderten und verbrannten das schöne Dorf Treisen, eroberten und verbrannten das Schloß Badutz, und führten seinen Besitzer, Ludwig von Brandis, Bürger zu Bern, der an den Eidsgenossen untreu geworden war, gefangen nach Rapperschweil. Auch das Städtchen Mayenfeld ward wieder gewonnen, die Besatzung nach Chur abgeführt, und einige verrätherische Bürger enthauptet.

3. Schlacht im Bregenzer-Hard. Den zwanzigsten Februar 1499.

Hierauf bewegte sich das Eidsgenössische Heer, acht tausend Mann stark, dem Rheine nach abwärts gegen den Boden-See. Allenthalben kamen ihm Bothen der Einwohner, vorzüglich der Wallgauer, mit der Nachricht von der Unterwerfung entgegen. Seinen Marsch beschleunigte es, als es zu Rankweil Kunde empfing, daß zu Bregenz ein feindliches Heer von zehn tausend Mann liege, welches mit trotzigem Uebermuthe in den Streit geführt zu werden begehre. In der

Gegend von Fußach stießen die Eidsgenössischen Vortruppen auf den Vortrab der Feinde, und trieben ihn zurück. Freudig verfolgten sie die Weichenden, ohne im dichten Nebel zu bemerken, daß sie sich der feindlichen Hauptmacht allzu sehr näherten. Plötzlich standen sie vor dem Schwäbischen, durch Geschütz und Reiterey starken Gewalthaufen; ihr eigenes Heer war noch zurück. Die Wenigen erschraken nicht; doch drangen sie nicht weiter vor, sondern sendeten den Ihrigen Eilboten, und fielen nach der frommen Väter Sitte auf die Kniee zum Schlachtgebethe. Dieß hielten die Schwäbischen für ein Flehen um Gnade, verweigerten dieselbe unter Hohngelächter und Schmähungen, und brannten ihr Geschütz los. Es ging zu hoch. Das Eidsgenössische Heer rückte nach. Die Vorhuth auf. Mit den Ihrigen vereint, rannten sie den Feinden ihr übel bedientes Geschütz ab. Die Schwaben, die mit ihrem Geschütze zugleich den Muth verloren, warfen sich in die Flucht. Alle Bemühungen ihrer Führer, einen ordentlichen Rückzug zu bilden, waren vergeblich. Mehrere Tausende wurden erschlagen. Viele flüchteten durch den nahen Sumpf, und versanken, bis die Leichen der Ersten den Letzten zur Brücke dienten; Andere gingen mit überladenen Schiffen unter; Einige versteckten sich in den Schilf, und erfroren in der kalten Nacht, nur Wenige von den Verborgenen wurden am folgenden Tage von den Lindauern in Schiffen kümmerlich gerettet; Mehrere rannten so eilig und so weit, bis sie entkräftet oder todt nieder sanken; Viele sollen erst in Augsburg oder zu Ulm wieder zur Besinnung gekommen seyn. Die Stadt Bregenz wurde von allen wehrhaften Bewohnern verlassen, und wäre ohne Schwertstreich erobert worden, wenn die Schweizer nachgerückt wären; sie aber verweilten nach ihrer alten Gewohnheit drey Tage auf dem erstrittenen Schlachtfelde, um die Rächer ihres Sieges zu erwarten, und als sich niemand blicken ließ, fingen sie am dritten Tage an zu brandschatzen. Die Bewohner des Bregenzer-Waldes huldigten ihnen, ver-

sprachen eine Summe Geldes, und das Eidsgenössische Heer eilte nach Hause.

4. Erster Zug ins Hegau. Februar 1499.

Gleichzeitig mit der Schlacht im Hard waren einige Verordnungen der Tagsatzung über bessere Grenzbesetzung und ein verheerender Streifzug ins Hegau. Veranlaßt wurde er durch die Rüstungen und Neckereyen der Schwäbischen Ritterschaft, welche beym Ausbruche der Feindseligkeiten laut gejubelt hatte, „nun sey die gute Gelegenheit gekommen, die stolzen, groben „und gottlosen Bauern zu demüthigen.“ Diese Ritter versammelten ihre Unterthanen, übten sie in den Waffen, brannten die Büchsen auf ihren Schlössern los, und bothen Geld für den Vorrang im Streite mit den Eidsgenossen. Eines Tages erschien Burkard von Randeck mit einer großen Schar vor Dießenhofen, und grub unter entehrenden Beschimpfungen einen Brunnen ab. Um diesem streitsüchtigen Adel Gelegenheit zum Kampfe zu geben, both die Tagsatzung zu Zürich auf den achtzehnten Februar ein zweytes Heer aus den Cantonen Zürich, Bern, Freyburg, Solothurn und Schaffhausen auf. Zehn tausend Mann stark betrat es das feindliche Gebieth; aber nicht, wie die Tagsatzung befohlen hatte, in Einem Heerhaufen, sondern in mehreren Abtheilungen. Von den „maulfreudigen Bauernfressern,“ wie Anshelm diesen Adel nennt, geschah kein Widerstand; denn die, welche vor Kurzem den Kampf mit den Eidsgenossen so laut begehrt hatten, erschienen nicht im Felde. Raubend und brennend kam das Heer bis Friedingen, wo über die Fortsetzung des Zuges große Uneinigkeit entstand. Endlich erklärten Bern und Solothurn, „heim ziehen zu wollen; weil ihre eigenen Cantone von den „Oesterreichischen Waldstädten aus bedroht seyen; weil die un„günstige Jahreszeit und der Mangel an Lebens- und Kriegs„bedürfnissen nicht länger das Feld zu halten erlaube, und „weil sie sich nicht auf Belagerung der kleinen Hegauischen

„Städchen einlassen können; auch sey," fügten sie bey, „unter den hülflosen Einwohnern bereits genug Elend durch „die Eidsgenossen verbreitet worden." — In der That waren in Zeit von acht Tagen mehr, als zwanzig Dörfer und Schlösser im Rauche aufgegangen, und eine große Zahl Greise, Weiber und Kinder irrte ohne Nahrung und Kleidung umher, und wurde meisten Theils, dem Feuer kaum entronnen, ein Opfer der grimmigen Kälte. Kirchen waren aufgebrochen, Heiligthümer waren geschändet. Ueberhaupt hatte Mangel an Kriegszucht in diesem Zuge viel Unglück verursacht. Dadurch wurde die Beute so geringe, und viele Leute gingen in Streifgefechten verloren. Einzelne Krieger verließen sogar das Hauptheer, nahmen auf ihre eigene Hand Schlösser ein, und plünderten sie. Nirgends wurde die Beuteordnung, nirgends die Vorschriften Eidsgenössischer Kriegsgesetze beobachtet. Begann man irgend wo, Beute zu sammeln, so entstand plötzlich ein Feuer, das Muthwillige, Mißgünstige, rasende Wüthriche angezündet hatten, und von dem Gute ließ sich meist um so weniger retten, da die Beute Machenden nicht selten in heftigen Zwist geriethen, und statt die Gegenstände ihrer neidischen Zänkereyen den Flammen zu entreißen, sich balgten und wund schlugen. Laut klagte man zugleich über das Betragen der Berner und Freyburger, denen man, wenn nicht Verrätherey, doch wenigstens Zweydeutigkeit Schuld gab, und sie wegen ihrer Beutesucht, die oft über ihre Streitlust ging, mit einem Spottnahmen belegte. — Im Uebrigen ging das ganze Heer, ohne seine gemachten Eroberungen zu sichern, nach der Eidsgenossenschaft zurück, und somit war für Ein Mahl der Feldzug von beyden Seiten beendigt.

5. Die Eidsgenössische Tagsatzung. 1499.

In diesem schweren, bedenklichen Kriege war die Tagsatzung der Eidsgenossen fast ununterbrochen zu Luzern oder zu Zürich, das dem Kriegsschauplatze näher lag, versammelt,

und ordnete mit Eifer, was zum Heile des Vaterlandes dienlich schien. Sie hatte die Vertheidigung von Bündten, die Besetzung der Grenzen, den Zug ins Hegau geleitet. Ueber alle diese und viele andere Gegenstände wurden nun neue oder genauere Verordnungen aufgestellt. Vor allen Dingen erließen die Tagherren, welche über die im Hegauer-Zuge vorgefallenen Unordnungen empört waren, und nach ihrem eigenen Ausdrucke „den Zorn Gottes fürchteten," am sechs und zwanzigsten Aprill 1499 zu Zürich folgende Kriegsordnung: „Als„denn jetzt in beyden Heeren von unsern Eidsgenössischen „Knechten groß Ungehorsam gewesen, und die Gebothe unserer „Hauptleute verachtet worden, dadurch uns der Tagen einst „ein groß Schad, Schmach und Schand zu besorgen zuge„fügt we den möchte, wann sie hant etlich Kilchen aufgebro„chen, Kelch und Meßgewand daraus entwendet, daß Gott „schmählichen ist zu besorgen, daß er uns der Ta„gen einst großlich plagen möcht. Sämlich unchristlich „Wesen abzustellen, ist auf diesen Tag Gott zu Lob und Ehren „treffenlichen angesehen, u. s. w." Die gleiche Verfügung verordnete: „Die Krieger sollen beym Auszuge schwören, den „Hauptleuten unbedingt zu gehorchen, die Banner und Fah„nen niemahls zu verlassen, in der Schlacht nur darauf zu „denken, ihren Feinden zu schaden, sie nicht zu fangen, son„dern zu tödten, in Reihe und Glied bis in den Tod zu ver„harren, die fliehenden Kampfgenossen niederzustechen, und „erst, wenn der Sieg errungen ist, und die Hauptleute es „gestatten, zu plündern; dabey aber der Gotteshäuser, Kir„chen und geweihten Orten, so wie der Frauen und Priester „zu schonen, und alles gewonnene Gut in die gemeinsame „Beute zu legen." Ueberdieß verboth man die Freyparteyen auf das strengste, und setzte Mehreres über die Waffen und das Betragen im Lager fest.

Aber noch viele, nicht minder wichtige Gegenstände beschäftigten die Tagsatzung bey dem immer ernster werdenden

Gange des Krieges mit dem mächtigsten Fürsten ihrer Zeit. Sie rathschlagte über völlige Sicherung der Grenzen, Sammlung von Salz und Lebensmitteln, Erwerbung von Bundesgenossen, oder Schließung eines ehrenvollen Friedens. — Als früher Oesterreich die Schweiz angefallen, war es in seinem eigenen Inneren lange nicht so mächtig, wie jetzt unter Maximilian, der alle die weitläuftigen Staaten dieses Hauses allein beherrschte. Nicht nur hatte Oesterreich in früheren Zeiten nie eine so große Ländermasse besessen, und also auch nie eine so große Kraft entwickeln können; sondern es waren auch die Besitzungen dieses Hauses meist unter mehrere Fürsten vertheilt gewesen, deren ungleiche Ansichten, getheiltes Interesse, wechselseitige Eifersucht und öfterer Zwist Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit in alle Kriegsbewegungen brachten, oder nur einen einzelnen dieser Fürsten auf den Kampfplatz treten ließen. Häufig war auch Oesterreich zugleich von einer andern Seite angegriffen, und schon dadurch gehindert, mit aller seiner Kraft gegen die Eidsgenossen zu wirken, oder es stand doch gewöhnlich allein, und dann waren die Eidsgenossen mit Hülfe ihrer angebornen Streitbarkeit und einer begeisternden Freyheitsliebe wohl im Stande, dem mächtigen Hause mit Glück die Stirne zu biethen. — Selbst im alten Zürich-Kriege, in welchem sich ja sogar ein Theil der Eidsgenossenschaft aus blinder Rachsucht zum Untergange seiner Brüder mit Oesterreich innig verbunden hatte, standen diesem Hause mehr Hindernisse entgegen, die gehaßten Republikaner unter seine Füße zu bringen, als jetzt, da ihm die gesammte Eidsgenossenschaft scheinbar einträchtlich entgegen trat; denn damahls hatte es die Deutschen Fürsten zu fürchten, die mit eifersüchtigen Augen die Fortschritte eines Hauses bewachten, dessen heißhungrige Ländergier ihnen allen gegründete Besorgnisse erregt, und welches sie daher seit Albrechts I. Tode hundert und neun und zwanzig Jahre lang vom Kaiserthrone entfernt gehalten hatten.

Damahls sah Oesterreich seine Kraft durch die furchtbaren Armagnaken zersplittert, die es selbst gegen die Eidsgenossenschaft herbey gerufen, und die, bey St. Jakob blutig zurück gewiesen, nun durch verheerende Wuth ihren Bundesfreunden furchtbar wurden. Damahls tobten an den Ost-Grenzen der Oesterreichischen Staaten die Einfälle der wilden Hungarn, und im Inneren war Zwist, während die von Zürich verlassenen Eidsgenossen mit begeisterter Eintracht und wuthentbranntem Hasse ihren Feinden gegenüber standen. — Aber jetzt! — Jetzt stand an der Spitze aller Oesterreichischen Länder, deren schreckbare Masse, kleinerer Erwerbungen nicht zu gedenken, sich durch die reiche Burgundische Erbschaft vermehrt hatte, Kaiser Maximilian, durch Kraft, Muth und Geist zu kriegerischen Unternehmungen geschickt, oft nur durch Geldmangel und die schlechte Kriegszucht seiner Zeit in seiner schönsten Laufbahn gehemmt. An seiner Seite stritt das Deutsche Reich, um die Eidsgenossen seinen Gesetzen gehorsam zu machen. Mit niemanden, als mit den Eidsgenossen war Krieg, und jene alte Einigkeit, aufopfernde Vaterlandsliebe und innige Brudertreue war nicht mehr in dem Eidsgenössischen Volke. An ihre Stelle war Kraft zersplitternde Lauigkeit, Zänkerey, Mißtrauen, und wer weiß, ob nicht auch Verrath getreten; denn viele Eidsgenossen waren Oesterreich äußerst günstig, und nur ungern in dem Kriege. Wie konnte unter solchen Umständen die kleine, auf drey Viertheilen ihrer Grenzen angegriffene oder bedrohte Eidsgenossenschaft hoffen, auch bey der beyspiellosesten Tapferkeit und dem ausharrendsten Muthe gegen so vielfach überlegene Streitkräfte auf einem so ausgedehnten Kriegsschauplatze glücklich zu seyn? Jetzt galt es nicht, feste Bergpässe mit einer Hand voll Helden gegen eine große Macht, die sich nicht gehörig entwickeln konnte, zu vertheidigen, oder an einem einzigen Puncte zahlreiche feindliche Heere in freyem Felde zu schlagen; nein, es galt, auf vielen Seiten zugleich im Felde zu erscheinen, und

ein an mehreren Stellen offenes Land gegen die Ueberschwemmungen einer gewaltigen Uebermacht zu beschirmen. — Unter solchen Umständen mußte auch dem Unerschrockensten die Aufgabe schwierig scheinen, und vielleicht bereitete sich mancher einsichtsvolle Freund des Vaterlandes in seinem innersten Gemüthe eher zum ehrenvollen Tode, als zum freudigen Siege, während seine Worte und seine Haltung frohe Hoffnungen ausdrückten, mit denen er den Muth der Menge aufrecht zu halten strebte, damit nicht mit dem Muthe Alles verloren gehe. Wenn es der Eidsgenossenschaft auch gelang, die ersten Anfälle von sich abzuhalten; so schien es doch fast unmöglich, den Kampf auf die Länge auszudauern, um so unmöglicher, da Maximilian mit vieler Wahrscheinlichkeit des Gelingens versuchen konnte, das kornarme Land ohne Blutvergießen durch Hunger zu bezwingen. — Als einst Carl der Kühne mit der Schweiz seinen Kampf um Seyn oder Nichtseyn begonnen, verschaffte ihr die Vielen gemeinsame Gefahr verschiedene Bundes-Freunde. Jetzt hatte zwar Frankreich schöne Worte gegeben; aber mit Ausnahme der Bündtner, Schaffhauser, Appenzeller und Walliser, die sämmtlich als alte Eidsgenossen angesehen werden konnten, trat Alles scheu und muthlos zurück, oder schloß sich wohl gar den Feinden an. So ging die niedere Vereinigung, im Burgunderkriege von den Eidsgenossen gerettet, zu den Feinden über. Selbst Basel, zu dessen Vertheidigung gegen Cervola's Räuberscharen die Eidsgenossen so großmüthig herbey geeilt; selbst Basel, welches St. Jakobs blutgedüngter Boden so laut zur Dankbarkeit mahnte, erwählte mit seinem Bischofe, dem Bischofe von Constanz und den Zürich und Solothurn verbürgerten Grafen von Sulz und Thierstein die Rolle einer zweydeutigen Unthätigkeit. Aus Rache nahmen die Solothurner die dem Grafen von Thierstein gehörigen Herrschaften und Schlösser Thierstein und Büren in Besitz.

Unter diesen drohenden Umständen verfügte die Tagsatzung im Hochgefühle der Pflicht und Ehre muthvoll und äußerlich einträchtig, was den Umständen angemessen schien. Aus jedem Orte wurde eine gewisse Zahl Krieger zur Bewahrung der Grenzen aufgebothen. Alle festen oder bedroheten Puncte, alle Rhein-Uebergänge, alle Päße, vorzüglich aber der gefährlichste Punct, das Schwaderloch, wurden mit hinreichender Mannschaft besetzt. Bey dem nicht viel minder gefährdeten Dornach unterhielt Solothurn beständig ein kleines Lager. Die Oberaufsicht über die Besatzungen von Bruck bis hinauf in die Hochgebirge Graubündtens wurde an Zürich übertragen. Das Land von Bruck bis in die Waat mußte Ber mit Freyburg und Solothurn bedecken. Wer Büchsen hatte, mußte sie ins Feld stellen. Auch empfahl man allgemein, Landstreicher und Bettler, durch die in Kriegen viel Böses gestiftet werden kann, sogleich zu entfernen.

Aber alle diese Anstalten würden wenig geholfen haben, sobald es im Inneren am Unentbehrlichsten, an Lebensmitteln, gebrach, und dieß mußten die Eidsgenossen befürchten. Die Erzeugnisse des eigenen Landes vermochten ihr Bedürfniß bey Weitem nicht zu befriedigen, und nun entzog noch der Krieg dem Ackerbau viele fleissige Hände. Salz, dem Hirten nicht weniger unentbehrlich, als Getreide, brachte das Land gar nicht hervor, und die Hoch-Burgundischen Salzwerke, aus denen man sich sonst versehen hatte, hielt Maximilan, der Herr dieses Landes, den Eidsgenossen verschlossen. Dem Getreidemangel vorzubeugen, legte man Beschlag auf alle aus dem Hegau geflüchteten oder in den Klöstern aufgehäuften Vorräthe, und sorgte, daß niemand durch wucherischen Aufkauf die allgemeine Noth vermehren könne. Schwieriger war die Erhaltung des Salzes, welches für das Vieh, die Zubereitung und Aufbewahrung der Käse und die Genießbarkeit der meisten Speisen unentbehrlich ist. Die Zufuhr von Meersalz

ging sehr langsam von Statten, und erst gegen das Ende des Krieges kam eine Uebereinkunft mit Burgund zu Stande.

6. Bündniß mit Frankreich. Mitte März 1499.

Umringt von den drohendsten Verhältnissen, schlossen die Eidsgenossen ein Bündniß, wichtiger, als das mit ihren kleinen Nachbarn. Frankreich, das den Arm der Schweizer zu manchem Vorhaben nöthig hatte, und darum schon ihre Vernichtung nicht unthätig hätte betrachten können, das ferner mit Freuden die Gelegenheit ergriff, den Deutschen Kaiser zu schwächen, und seine eigenen Plane auf Mailand mit möglichst kleiner Gefahr zu befördern, sagte den Eidsgenossen allen Beystand zu. Der König wollte die alten freundschaftlichen Verhältnisse erneuern, und verhieß, im Falle der Noth in eigener Person zu Felde zu ziehen. Anfangs schien der Widerspruch von Bern und einigen anderen Cantonen jede Annäherung der Eidsgenossenschaft an Frankreich unmöglich zu machen; aber das Andenken an Oesterreichs alten Haß und die immer deutlicher erkannte Gefahr beschleunigte die Verbindung: Im März kam auf der Tagsatzung zu Luzern ein zehnjähriges Schutzbündniß mit Frankreich zu Stande. „Der König verspricht ein Jahrgeld von zwanzig tausend „Livres und in Kriegen achtzig tausend Rheinische Gulden oder „thätliche Hülfe, bey Fortsetzung dieses Krieges aber gut aus„gerüstetes Geschütz mit Mannschaft und Zugehör, von wel„chem sogleich eine Abtheilung aufbrechen soll. Er gab ferner „einige Zollbefreyungen, und übernahm aus jedem Orte die „Unterhaltung von zwey Studenten zu Paris. — Dagegen „erlauben die Eidsgenossen, wenn sie nicht selbst in „Kriege verwickelt sind, dem Könige von Frankreich freye „Werbung in ihren Landen, der Mann erhält monathlich vier „und einen halben Reichsgulden Sold, Reisläufer darf der König „nicht annehmen, ehe er von den Orten Hülfe gefor„dert hat. Der Herzog von Mailand wird als gemeinschaft-

„licher Feind betrachtet, und keine Unterhandlungen mit ihm „angeknüpft. Der Payst, das Reich, alle früheren Bündnisse „sind vorbehalten."

7. Friedensunterhandlungen. 1499.

Während aller dieser Zurüstungen erbothen sich mehrere benachbarte Fürsten und Städte, in Erinnerung der von den Eidsgenossen empfangenen Freundschaft, die Zwistigkeiten auszugleichen. Der Bischof von Constanz, die Niedere Vereinigung, der Herzog von Mailand, der Pfalzgraf am Rheine und Andere machten deßwegen Anerbiethungen. Maximilian schien geneigt. Die Eidsgenossen zeigten sich willig. Aber der Schwäbische Bund wollte nichts vom Frieden hören. Sein Widerstand beschleunigte vorzüglich den Abschluß des Französischen Bündnisses. Die Feindseligkeiten wurden fortgesetzt.

Zweyter Feldzug.

Ende März bis Ende May 1499.

1. Treffen beym Bruderholze. Den zwey und zwanzigsten März 1499.

Die Feindseligkeiten begannen mit verwüstenden Streifzügen in den Umgebungen von Basel. Eine Abtheilung Solothurner, Berner und Luzerner, welche sich auf die Nachricht vom Anrücken der Feinde mit dem Lager von Dornach vereinigt hatte, und keinen Feind fand, überfiel, um nicht vergebens ins Feld gezogen zu seyn, ungefähr tausend Mann stark, unter Daniel von Babenberg den Sundgau. Sie hatten sich noch nicht weit vom Schlosse Dornach entfernt, als sie Nothschüsse hörten, und den Rauch angezünde-

ter Häuser sahen. Sie wendeten um, und stießen bey Rheinnach auf den Feind, der in der Gegend geplündert hatte, und beym Anblicke der Schweizerischen Krieger mit vier tausend vier hundert Mann beym Bruderholze eine starke Stellung nahm. Die unerschrockenen Eidsgenossen griffen mit Feuer an, durchbrachen die Reihen der Gegner, und errangen in kurzer Zeit, ohne mehr, als Einen Mann zu verlieren, den Sieg. Die Feinde, feige fliehend, ließen sechs hundert Todte und eine Fahne, auf der eine Geißel mit der Inschrift, „treib's, „so geht's!" angebracht war, auf der Wahlstatt. Die Anführer Friederich von Cappel und ein Graf von Thierstein wurden schwer verwundet.

2. Waffenthat bey Hallau. Den sechs und zwanzigsten May 1499.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Treffen im Bruderholze nahmen die Eidsgenossen einen Theil des Klettgaues weg, und machten sich die Einwohner zu Freunden. Die Feinde versuchten zu verschiedenen Mahlen Wiedereroberung. In einem dieser Angriffe zeichnete sich die Zürcherische Besatzung zu Hallau sehr vortheilhaft aus. Ihre Habe und die der begüterten Einwohner war in der mit hohen Mauern umgebenen, festen Kirche verwahrt. Eines Tages zeigte sich, lüstern nach der reichen Beute, eine Schar Landsknechte. Als die Eidsgenossen auf sie los gingen, nahmen sie die Flucht, und lockten ihre Verfolger in einen Hinterhalt, wo dieselben von mehreren Tausenden angegriffen, und so übermannt wurden, daß sie Mühe hatten, Hallau wieder zu erreichen. Die Feinde nach. Das Dorf wird angezündet, der Kirchhof umringt und beschossen. Den Zürchern scheint bestimmt, hier zu sterben, wie ihre Brüder bey St. Jakob an der Birs gestorben sind. Sie, stets zum Tode bereit, die Ehre höher, als das Leben achtend, und selbst in der äußersten Noth bey voller Besinnung und auf Alles bedacht, bemerken die Sorglosigkeit der Gegner, und

fassen den kühnen Entschluß, sie zu vertreiben. Funfzig Mann bleiben zur Vertheidigung zurück, zwey hundert und funfzig stürzen sich in den Feind. Er, seiner Uebermacht vergessend, flieht überrascht. Die Ehre der Eidsgenossen, die Habe der Einwohner ist gerettet. — Um diesen kleinen Neckereyen ein Ende zu machen, und die Wortbrüchigkeit des Grafen von Sulz, Bürgers von Zürich, der sich auf die Seite der Feinde geschlagen hatte, zu bestrafen, beschloß die Eidsgenössische Tagsatzung einen zweyten Zug ins Hegau. Ehe derselbe unternommen werden konnte, geschahen Kriegsthaten in der Gegend von Constanz.

3. Ueberfall bey Ermatingen. Den eilften April 1499.

Auch Oesterreich und der Schwäbische Bund waren nicht müßig geblieben. Gleichzeitig mit den Bewegungen und Streifzügen der Eidsgenossen entwickelten sie zu Constanz und an den Bündner-Grenzen bedeutende Streitkräfte. Auf allen Puncten entbrannte der Krieg. Von Constanz aus wurde durch mehr, als zehn tausend Mann der Thurgau überfallen, in der Absicht, die Eidsgenössische Macht von dem Hegau abzuhalten, und, im Falle des Gelingens, wohl gar bis gen Zürich vorzudringen. Früh am Morgen des eilften Aprills zogen die Oesterreicher mit äusserster Vorsicht aus den Thoren von Constanz. Die Brücken hatten sie dicht mit Stroh überlegt, damit man den Hufschlag der Pferde nicht höre. Auf der Reichenau fuhren acht hundert Mann zur Unterstützung des Unternehmens ab. Noch fesselte die allzu sicheren Eidsgenossen der Schlaf. Die Zürcherische Besatzung zu Ermatingen wurde überfallen. Gegen hundert Mann nebst dem Befehlshaber in den Betten, einige auf der Flucht erstochen, die meisten konnten entrinnen; aber viele ohne Schuhe, ohne Kleidung, ohne Waffen. Die rückwärts gelegenen Luzerner sammelten sich, wollten zu Hülfe eilen; mußten aber der Uebermacht weichen, und verloren ihre zwey Büchsen. Es läßt

sich nicht berechnen, was den Feinden, wenn sie bessere Ordnung gehalten, hätte gelingen können. Allein siegtrunken verachteten sie alle Warnungen erfahrner Krieger, glaubten sich vollkommen Meister, und ließen ihren träumerischen Hoffnungen, ihrer Rachgier und ihren Lüsten vollen Lauf. Einige zündeten Dörfer und Kirchen an, Andere raubten und mordeten, Viele überfüllten sich mit Speise und Trank, Viele eilten wohl beladen nach Constanz zurück, um sich selbst und das Erbeutete in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile strömten die Eidsgenossen, durch Flüchtlinge, Lärmfeuer, Sturmglocken zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen, von allen Seiten herbey. Als sich unter Rudolf Has von Luzern und Oswald von Rotz von Unterwalden ungefähr zwey tausend Mann beym Schwaderloch gesammelt, und durch Kundschafter die Unordnung des Feindes erfahren hatten; so bewirkte Has, dem die verlorenen Büchsen seines Standes schwer am Herzen lagen, den Entschluß, die ungeordneten Feinde zu überfallen, und die erlittene Schmach und Schande zu rächen. „Jetzt," sprach er, „ist der Sieg noch möglich, „ja leicht, wenn der Feind sich wieder ordnet, werden wir „seine Uebermacht nicht aufhalten; darum muthig, Rache „oder Tod!" Alles schwor dieses. Alles war freudig. Jeder wollte der erste zum Streite seyn. Man kniete nieder zum Gebethe, und zog dann still links durch den Wald bey Gontenschweil dem Feinde in die Seite. Bey seinem Anblicke entzündete sich erst recht die Kampflust. Um ihre unverhältnißmäßige Schwäche zu verbergen, bedienten sich die Eidsgenössischen Führer der List, hier und da im Walde Trommelschläger aufzustellen, deren Lärm und Geraffel den Feind auf den Gedanken bringen sollte, als wären noch viele Truppen durch den Wald im Anmarsche, und die Angreifenden nur die Vorhuth eines großen Heeres. Hierauf fiel bey Tribolingen die Eidsgenössische Schar mit furchtbarem Geschreye, gleich wüthenden Löwen, in den Feind. Unmöglich war es

ihm, sich gehörig zu ordnen. Wirkungslos feuerte sein Geschütz. Das Fußvolk, von Furcht und Schrecken geblendet, widerstand den heftigen Anfällen der Eidsgenossen nicht. Die Reiterey allein focht muthig. Viele Ritter stiegen von den Pferden; aber sie wurden von den Fliehenden mit fortgerissen oder erschlagen. Unter ihnen Burkard von Randeck, einer der kühnsten und trotzigsten Führer des Schwäbischen Bundes. Viele Flüchtlinge stürzten sich im blinden Schrecken in den See. Mehrere sanken mit überladenen Schiffen. Viele geriethen in die Fußeisen, welche sie selbst gelegt hatten, um Constanz besser gegen die Eidsgenossen zu vertheidigen. Die Constanzer stürmten mit allen Glocken, und wagten es lange nicht, die Fliehenden einzulassen. Zum Glücke für diese endeten die Befehle der vorsichtigen Eidsgenössischen Führer und das Feuer des Schlosses Gottlieben, welches Bischof von Constanz dem Schwäbischen Bunde verrätherischer Weise übergeben hatte, die heftige Verfolgung. Die Eidsgenossen dankten Gott, und sammelten die Beute. — Wie erfreute die Luzerner der Anblick ihrer wieder gewonnenen Büchsen! Wie ergötzten sich alle Eidsgenossen an zwey sehr großen Büchsen mit des Kaisers Wappen und mehr noch an der Büchse, welche Constanz für diesen Krieg hatte gießen, und Seckel, (Geldbeutel,) benennen lassen; weil es den Eidsgenossen die bey Muheims Zuge versprochene Brandschatzung aus diesem Seckel hatte bezahlen wollen. Außer dem fanden sich Fahnen und mancherley Waffen und Vorräthe. Die Feinde hatten viel, die Eidsgenossen wenig verloren. Die Constanzer bathen um Geleit, die Leichen der Ihrigen zu suchen. Traurig führte ein langer Zug von Priestern, Frauen und Kindern über hundert erschlagene Mitbürger in die Stadt zurück, um ihnen die letzte Ehre zu erzeigen. Die übrigen Leichname blieben, nackt ausgezogen, den Vögeln und Thieren des Feldes zur Beute.

4. Zweyter Zug ins Hegau. Mitte bis Ende Aprills 1499.

Mit größerer Freudigkeit wurde nun der Zug ins Hegau unternommen. Die Krieger sammelten sich den dreyzehnten Aprill zu Kaiserstuhl und Eglisau. Sie drangen eben so siegreich vor, wie beym ersten Zuge. Alle Städte und Schlösser beugten sich unter ihren gewaltigen Arm. Aber bald zeigten sich auch wieder die alten Unordnungen. Mit Brennen, Rauben, Grausamkeiten befleckten die Eidsgenossen ihre Ehre, schadeten sich selbst, und oft entstand abermahls blutiger Zwist unter den beutesüchtigen Knechten. Reiche Schätze, große Vorräthe, besonders an Getreide, die den Eidsgenossen so äußerst ersprießlich gewesen wären, wurden nutzlos ein Raub der Flammen, ehe sich die Zankenden über die Theilung vereinigen konnten. Die Zwietracht dehnte sich auch auf die Anführer aus. Gerade wie beym ersten Zuge entstand Uneinigkeit über die Fortsetzung der Bewegungen; gerade, wie beym ersten Zuge erhielt Bern die Nachricht, daß das Solothurnische Gebieth bedroht sey, und nun trat abermahls Alles mit schwer beladenen Wagen, aber unter vielen gegenseitigen Beschuldigungen von Bestechung, Verrath und Feigheit den Rückweg an. Die vorzüglichste Erbitterung zeigte sich wiederum gegen Bern. — An den Thoren von Basel siegten heimziehende Eidsgenossen in einem kleinen Gefechte. — Einige andere streiften mit Erfolg ins Sundgau. — Am Rebetsch flohen tausend Berner, von plötzlichem Schrecken ergriffen, beym bloßen Anblicke des Feindes bis nach Biel und Nidau. Zu ihrem Glücke waren die Feinde, von gleichem Schrecken überrascht oder allzu vorsichtig, ebenfalls zurück gegangen. Die Schuld dieser schimpflichen Flucht möchte wohl eher einem feigen oder unerfahrenen Führer, als der Muthlosigkeit des Volkes zuzuschreiben seyn, und mit Wahrheit bemerken hierüber einige alte Eidsgenössische Geschichtschreiber:

„Ein Haufe Hirschen, den ein Löwe anführt, ist mehr zu „fürchten, als ein Haufe Löwen, den ein Hirsch anführt."

5. Frauentreue.

Auf diesem Zuge hatten die Eidsgenossen das Städtchen und Schloß Blumenfeld, das Eigenthum des Herren von Roseneck, eines ihrer heftigsten Feinde, nach tapferer Gegenwehr genommen. Der Ort sollte geplündert werden, und in Flammen aufgehen. Den Einwohnern wurde gestattet, von ihrem Liebsten und Kostbarsten so viel mitzunehmen, als sie tragen möchten. Die Besatzung erhielt Schonung, von der nur Roseneck allein ausgenommen war. Da lud seine Gattinn ihn, als ihr Liebstes und Kostbarstes, auf den Rücken, und trug ihn aus der Burg. Die Eidsgenossen, von ihrer treuen Liebe gerührt, begnadigten Roseneck, und ließen noch überdieß der edeln Frau alle ihre Kostbarkeiten.

6. Hans Schuler, genannt Wala. Ende März 1499.

Mittlerweile war wenige Tage nach der Schlacht am Bruderholze der Krieg auch an den Bündtner-Grenzen wieder losgebrochen. Die Oesterreicher waren mit einer bedeutenden Macht in die Grafschaft Sax eingefallen, plünderten und verbrannten unter Drohungen und Gotteslästerungen einige Dörfer und Kirchen, und es entspannen sich mehrere kleine Gefechte zwischen ihnen und den Eidsgenossen. In einem derselben zeichnete sich Hans Schuler, genannt Wala, vortheilhaft aus. Sein Muth hatte ihn mitten unter die Feinde geführt. Von dreißig Reisigen umgeben, wehrte er sich lange gegen die Ueberzahl, und hob mehrere aus dem Sattel, bis er sich endlich, von allen Seiten gedrängt und ermüdet, an Niklaus von Brandis, der ihm Schonung des Lebens versprach, ergab. Brandis brachte ihn nach Feldkirch, wo man den tapfern Krieger mit verdienter Bewunderung ehrte, und

ihn mit schriftlichen Zeugnissen seines Muthes entließ. Um dem von Brandis seine Großmuth zu vergelten, gaben die Eidsgenossen seinen bey Vaduz gefangenen Sohn Ludwig ohne Lösegeld frey.

7. Schlacht bey Fraslenz. Den zwanzigsten Aprill 1499.

In Folge verschiedener nachtheiliger Gefechte gingen die Oesterreicher wieder über den Rhein zurück, und legten sich am Eingange des Wallgaues hinter starke, doppelte Verschanzungen, deren rechte Seite sich an die Ill, die linke an den Berg Lanzengast lehnte. Man hatte den Plan entworfen, sich in kein Haupttreffen einzulassen; sondern die Eidsgenossen durch beständige Streifereyen und Raubzüge zu necken, vor ihren Heeren sich hinter die starken, unnehmbar scheinenden Verschanzungen zu ziehen, und sie auf diese Weise zu ermüden. Vergebens machten die Anführer eines Eidsgenössischen Heeres von zehn tausend Mann, welches nach dem Einfalle der Oesterreicher in Grafschaft Sax ins Feld gerückt war, verschiedene Versuche, die Feinde aus ihrem Schlupfwinkel heraus zu locken. Endlich beschlossen die Eidsgenossen, durch die Nachricht von dem Siege ihrer Brüder bey Ermatingen ermuthigt, diese Verschanzungen zu stürmen, um auch an dieser Grenze das Vaterland von dem Ueberdrange des Feindes zu befreyen. Zur Erleichterung des Unternehmens erwählte man zwey tausend der muthigsten Krieger, welche unter den Befehlen des tapferen, kriegskundigen Heinrich Wolleb von Uri das Oesterreichische Lager über den Berg Lanzengast umgehen sollten, während das Hauptheer von vorn angriffe. Samstags den zwanzigsten Aprill 1499 brach man auf. Langsam rückte der Gewalthaufe vor. In höchster Stille stiegen die zwey tausend auf mühseligen und gefährlichen Wegen Berg an. In der Mitte des steilen Berges stärkte sie Wolleb durch Gebeth und eine ermunternde Anrede; denn ihnen

stand ein heißer Kampf bevor. Der Feind, mit der schwachen Seite seines Lagers wohl vertraut, hatte die Berghöhe mit zwey tausend Mann Kerntruppen, Büchsenschützen und Erzknappen, der sogenannten stählernen Schar, besetzt, um jeden Uebergang über den Berg zu verwehren. Diese unterhielten ein heftiges Feuer auf die heran steigenden Eidsgenossen. Es blieb unwirksam; weil die Eidsgenossen, sich an den Boden anschmiegend, auf Händen und Füßen fortklimmten, so daß die Schüsse zu hoch gingen. Endlich war die Berghöhe erreicht, und die stählerne Schar wurde mit Entschlossenheit angegriffen; aber erst nach der heftigsten Gegenwehr zersprengt. Die umgangenen Verschanzungen konnten nun von dem Feinde nicht mehr behauptet werden. Mit Leichtigkeit überstieg sie das Eidsgenössische Hauptheer, dem sich Wolleb wieder anschloß, um den eigentlichen Kampf zu beginnen. In der Ebene hinter den Verhauen hatte sich das Schwäbische Heer, zwölf bis vierzehn tausend Mann stark, mit Geschütz und Reiterey wohl versehen, aufgestellt. Auf Wollebs Ermahnung warfen sich die Eidsgenossen, als die Feinde ihr Geschütz losbrannten, zur Erde nieder. Er allein blieb stehen. Das feindliche Feuer ging unschädlich über die Eidsgenossen hin; aber Wolleb stürzte schwer verwundet. Rings um ihn her Schrecken über den Fall des Helden. Da rief er mit letzter Lebenskraft: „Tapfer dran, liebe Eidsgenossen, mit Euch ist „Gott, der Sieg kann nicht fehlen!“ und verschied. Sie, von Rauch und Dampf verhüllt, muthig an den Feind. Donner des Geschützes, Trompeten, Trommeln, vielfaches Geschrey zerrissen die Luft. Schrecklich war der Angriff, verzweifelt die Gegenwehr. Den zweyten Anfall hielten die Oesterreicher nicht aus. Ihr Heer lös'te sich auf. Vergebens bemühten sich Einige, die unordentliche Flucht aufzuhalten. Viele fraß das Schwert, nicht wenige die nahe Ill. Mehrere tausend Oesterreicher, die Blüthe ihres Heeres, lagen auf dem Schlachtfelde. Noch mehrere wären gefallen, hätten

nicht die Eidsgenössischen Befehlshaber die Verfolgung beendigt. Fahnen, Gezelte, Büchsen, reiche Beute erfreuten die Sieger. Die Zahl der Todten war gering, beträchtlich war die der Verwundeten. Am meisten bedauerten sie den Hinschied ihres tapferen, klugen Führers Wolleb, der durch einen großen Tod das beleidigte Vaterland versöhnt, und die Erinnerung an die Räubereyen und Eidbrüche, durch die er, als einer der wildesten Reisläufer, die Tagherren in Verlegenheit und Schande gebracht, herrlich verwischt hatte.

8. Begnadigung des Wallgau. Den zwanzigsten April 1499.

Aengstlich harreten die Wallgauer, welche an den Eidsgenossen, denen sie nach dem Gefechte von Treisen gehuldigt hatten, durch die freudigste Aufnahme der Oesterreicher und Verstärkung ihres Heeres treulos geworden waren, auf den Ausgang der Schlacht. Als der erste Leichnam, welcher zu Feldkirch aus der Ill gezogen wurde, ein Eidsgenosse war, überließ sich Alles der Freude. Aber bald kamen zahlreiche Oesterreichische Leichname, und, was noch schlimmer war, lebendige Flüchtlinge mit der unglücklichen Nachricht von der verlorenen Schlacht. Schneller wechselte nie die lebhafteste Freude mit dem lähmendsten Schrecken. Alles, was so eben gejubelt, erbebte nun vor der furchtbaren Rache der Sieger. In dieser großen Noth faßte man den Entschluß, der allein retten konnte. Greise, Weiber, Kinder, Priester näherten sich mit traurigen Geberden und kläglichem Geschreye dem siegreichen Heere. Mitleid mit der hülflosen Schar, deren Versorger und Beschützer zu Frastenz erschlagen waren; Liebe zu ihrem alten Ruhme, Retter und Beschirmer der Wittwen und Waisen zu seyn; Scheu vor dem Allerhöchsten und dem sanften Heilande, bey dessen Nahmen und Blute sie beschworen wurden, bewegte die Eidsgenossen. Thränen der Rührung entströmten den Augen abgehärteter, oft rücksichtsloser Krieger. Sie vergaßen

die Treulosigkeit, nahmen Geißeln, und begnügten sich mit einer Brandschatzung von acht tausend Gulden.

Dritter Feldzug.

Ende Aprills bis Ende Herbstmonathes 1499.

1. Kaiser Maximilian erscheint auf dem Kampfplatze. Ende Aprills und Anfangs May 1499.

Während des auf allen Puncten siegreichen Fortganges der Eidsgenössischen Waffen schickte sich der Kaiser an, den Krieg mit größerem Nachdrucke zu führen. Er schloß seine Fehde in den Niederlanden, eilte nach dem Kriegsschauplatze an den Grenzen der Schweiz, und mahnte in einem Schreiben, das ihm der Geist der Lüge und der finstersten Rachsucht eingegeben zu haben schien, das ganze Reich gegen die Eidsgenossen auf. Er mahnte wider sie härter, als selbst wider die Türken. Predigten „gegen die gottlosen Bauern“ unterstützten des Kaisers Ermahnungen, und unzählige Scharen strömten von allen Enden Deutschlands herbey, um die beleidigte Majestät des heiligen Römischen Reichs zu rächen. — Aber auch die Eidsgenossen versäumten keine Anstrengung, um die errungenen Vortheile zu behaupten. Die Grenzen wurden stärker besetzt, Eilposten angelegt, von Frankreich Hülfe begehrt, und Gesandte abgeschickt, um den Marsch des versprochenen Geschützes zu beschleunigen. Kleinere Gefechte und Streifereyen, die meist zum Vortheile der Eidsgenossen ausschlugen, waren das Vorspiel größerer Unternehmungen. Das drohende Ungewitter entlud sich zuerst an den Grenzen von Bündten.

2. Schlacht auf der Malser-Heide. Den zwey und zwanzigsten Mai 1499.

Nach dem Verluste der Verschanzungen von Frastenz hatten die Tiroler auf der Malser-Heide, einer schönen, fruchtbaren Ebene bey Taufers, nahe an dem Ursprunge der Etsch, ein sehr festes Lager errichtet. Vorn war es vom Wasser umflossen, mit doppelten Verhauen und hölzernen Thürmen befestigt, von beyden Seiten durch hohe und steile Berge gedeckt, und durch zwölf tausend Mann und viel Geschütz vertheidigt. Von hier aus neckten und plünderten die Feinde mit Trotz und Hohn das nahe Engadin, schrieben Brandschatzungen aus, und führten zur Versicherung Geißeln nach Meran. Die Bündtner, dieser Plage müde, beschlossen, das Lager zu stürmen. In der Nacht vom zwey und zwanzigsten May 1499 zogen acht tausend Mann in zwey Abtheiluugen gegen das Lager. Die eine unter Benedict Fontana bestieg den Schlingenberg, um dasselbe zu umgehen. Die andere wartete auf ein Zeichen, daß jene die Höhe erreicht hätten, um dann von vorn anzugreifen. Die Feinde hatten ihr Heer in drey Haufen getheilt. Der erste sollte den Paß über den Berg verlegen, der zweyte die Verhaue vertheidigen, der dritte war zur Unterstützung beyder, oder als Rückhalt für den entscheidenden Augenblick des Treffens aufgestellt. Der erste verfehlte zum Theil seinen Zweck. Er wurde auf seinem Standpuncte von dem ersten Haufen der Eidsgenossen bemerkt, und diese suchten, ihm durch Veränderung ihres Marsches zu entgehen, wodurch auch er gezwungen ward, seine Stellung zu verlassen. Gegen Sonnenaufgang hatten die Bündtner die Bergspitze erstiegen, gaben das verabredete Zeichen, und eilten gegen den Feind. Entweder auf der Berghöhe, oder doch ehe sie beym Heruntersteigen das feindliche Lager erreicht hatten, kamen sie mit der ersten Abtheilung der Tiroler ins Gefecht. Diese wurde zurück gedrängt, und vereinigte sich mit dem zweyten Heerhaufen, der die Verschanzungen beschützte. Lange und hartnäckig wurde hier

gekämpft. Fürchterlich wüthete das feindliche Geschütz. Vergebens hofften die Eidsgenossen Erleichterung durch die Ankunft ihrer Hauptmacht. Diese wurde von ihrem Befehlshaber Dietrich Freuler von Schwyz unnütz aufgehalten. Endlich unterlagen die Tiroler der Bündtnerischen Kraft, und zogen sich auf ihre dritte Heeresabtheilung zurück. Fest und unerschütterlich stand diese. Die Zerstreuten sammelten sich um sie her. Ein neuer, heftiger Kampf entbrannte. Die wenigen Bündtner, von Marsch und Streit ermüdet, durch viele Todte und Verwundete sehr geschwächt, nunmehr neben den bereits geschlagenen Feinden mit einer an Zahl überlegenen, frischen Macht ins Gefecht verwickelt, verzweifelten an Sieg und Leben. Schon war ihr Anführer Benedict Fontana gefallen. Im Handgemenge in den Unterleib tödtlich verwundet, hielt er mit der einen Hand die hervor quellenden Eingeweide zurück, stritt eine Zeit lang mit der anderen, und sank ermattet mit dem Ausrufe: „Wacker dran, liebe Bundsgenossen! Erschreckt „nicht über meinen Fall, ich bin ja nur Ein Mann! Rettet „Ehre, Freyheit und Vaterland!“ — Fünf Stunden hatte der heftige Kampf schon gedauert. Noch immer kamen die heiß ersehnten Brüder nicht. Endlich eilten sie, durch einen Bothen aufgefordert, herbey, und mit dem Klange ihrer Hörner kam Verwirrung und Flucht in den entmuthigten Feind. Unter den Fliehenden brach die Brücke zu Glarus. Die Sieger verfolgten, bis die Anführer den Abbruch des Gefechtes befahlen. Der feindliche Verlust betrug vier tausend, der Eidsgenössische ungefähr tausend Mann. Er fiel um so schmerzlicher, da er Freulers Zögerung zuzuschreiben war. Dieser Befehlshaber entfloh dem allgemeinen Unwillen. Ueber seine Schuld oder Unschuld ist nie geurtheilt worden. Die Meinungen über ihn sind verschieden. Er mochte zu den abenteuernden Reisläufern gehören, denen Vaterland, Recht und Ehre um eine Hand voll Gold feil war, und doch vielleicht in diesem Fall unschuldig seyn; denn wer berechnet alle hindern-

den Zufälle des Krieges? — Die Beute war beträchtlich; allein indem sich die Sieger darüber freuten, wurden ihre Mitbrüder zu Meran grausam ermordet. Die Feinde kamen auf ihrer Flucht vor dieses Städtchen, drangen den Bewohnern die daselbst aufbewahrten Engadinischen Geißeln ab, und tödteten sie gegen alles Völkerrecht auf barbarische Weise.

3. Dritter Zug ins Hegau. Ende May 1499.

Vom neunzehnten May an ängstigten und verwüsteten die Eidsgenossen das Hegau durch einen neuen Einfall. Ohne Widerstand waren bis nach Stockach gekommen, und belagerten dvs Städtchen, um die Feinde durch die Furcht vor seinem Verluste zu einem Treffen zu bringen. Allein diese blieben in ihren sicheren, befestigten Plätzen. Unter die Eidsgenossen kam abermahls Uneinigkeit, ehe noch Stockach erobert war. Sie zogen heim, und verwüsteten auf ihrem Wege, was etwa noch in den frühern Zügen verschont geblieben war. Einen schrecklichen Anblick gewährten bey einbrechender Nacht die überall aufsteigenden Flammen, und neuerdings wurde durch die Eidsgenossen grenzenloses Elend verbreitet. Aber auch sie selbst sollten nicht ganz unbeschädigt über den Rhein zurück kommen. Nur ihre Kaltblütigkeit im Gefechte wendete einen bedeutenden Verlust von ihnen ab.

4. Des Kaisers verunglückter Einfall in Bündten. Juni 1499.

Maximilians Muth war noch nicht gebeugt. Mit einem großen Heere bey Feldkirch angelangt, beschloß er, zur Züchtigung der ungehorsamen Bündtner in eigener Person einen Einfall in ihr Land zu leiten. Funfzehn tausend Mann überzogen das Engadin. Da die dürftige und ausgesogene Gegend keine Vorräthe für so viele Menschen darboth; so erhielt Wilibald Pirkheimer von Nürnberg, einer der besten Hauptleute des Schwäbischen Heeres, den schwierigen Auf-

trag, Lebensmittel aus dem Veltlin herbey zu schaffen. Sein Weg führte ihn aber mehrere hohe, steile, mit Schnee und Eise bedeckte Gebirge. Ueberall waren gefährliche Angriffe der erbitterten, aller Wege kundigen Bündtnern zu besorgen. Bald machten Kälte, Näsſe, Mangel, Hunger und Durst die Fortsetzung des Marsches unerträglich. Die Krieger weigerten sich, das Wormser-Joch zu besteigen. Pirkheimer selbst mußte zu Fuß voran gehen. Der Nachmittag war bereits stark vorgerückt; doch versicherten die Führer, man könne den Gipfel noch bey Tage erreichen. Allein der weiche, tiefe Schnee und die schlüpfrige Erde erschwerten das Gehen. Von Hunger und Mattigkeit beynahe erschöpft, erreichten sie die Anhöhe erst gegen Mitternacht, und hier konnte die einzige kleine Hütte nicht einmahl Alle fassen. Nach einer schlecht zugebrachten Nacht trafen sie am folgenden Mittag in Bormio ein, ohne jedoch ausruhen zu dürfen; weil sie die Noth der Ihrigen kannten, und vernahmen, daß der Feind in der Nähe sey. Schnell wurden die wenigen Lebensmittel auf Lastthiere geladen, eiligst der Rückzug angetreten. Er both gleiche Schwierigkeiten dar, wie der Hermarsch. Ein Mahl mußten die Pferde Felsstufen hinauf gezogen werden; doch vereinigte sich Pirkheimer bald mit einer Abtheilung des kaiserlichen Heeres. Auf dem Berge, welcher sie noch vom Engadin, wo die kaiserliche Hauptmacht stand, trennte, erblickten sie die Bündtner, von fern wie eine Schar kleiner Vögel anzuschauen. Bald begannen diese ihre Angriffe. Sie schleuderten gegen die Hinansteigenden große Felsenstücke, welche zum Glücke für die Kaiserlichen der tiefe Schnee nicht den Berg hinunter rollen ließ. Gleichwohl mußte eine starke Schar Kaiserlicher die Bündtner umgehen, ehe es Pirkheimer gelang, den Berg zu ersteigen. Beym Vorrücken erregte eine Lauine Schrecken und Gelächter. Mit fürchterlichem Krachen und Getöse stürzte sie herunter, und verschlang vier hundert Mann; zerschlug sich aber plötzlich. Da erschien einer der Verschwundenen nach

dem anderen wieder, der eine des Helmes, ein anderer der Schuhe, die Meisten aller Waffen beraubt, Viele leicht gequetscht. Drückender, als jemahls, war bey dem großen kaiserlichen Heere der Mangel, als Pirkheimers heiß ersehnte Abtheilung in dem schönen, mit vielen Flecken und Dörfern besetzten Engadin auf dem linken Ufer des schnell fließenden Inn eintraf, und für die nach Speise Schmachtenden fast gar keine Vorräthe mit brachte. Im Thale selbst war nichts zu finden. Die Bewohner waren über das rauhe Gebirge nach Chur entflohen. Alle Vorräthe, ihre beste Habe hatten sie mitgenommen, die Hütten mit dem Zurückgelassenen angezündet. Da entstanden über die Theilung der wenigen Lebensmittel heftige Schlägereyen. Viele Krieger ätzten vor Hunger das Gras ab. Andere kamen von Sinnen. Manche verließen die Fahnen. Das kaiserliche Heer konnte sich glücklich preisen, daß sich noch eine unzerstörte Brücke über den Inn fand. Man war froh, nach zwey Tagreisen, auf welchen Viele vor Hunger und Ermattung zurück blieben oder starben, das Tirol wieder zu erreichen, ohne von anderen Thaten sprechen zu können, als daß man mit eigenem, großem Verluste das Land eben so nutzlos, als grausam verwüstet habe.

5. Unterhandlungen und Rüstungen. Ende Juni und Anfangs 1499.

Auch der Anblick dieses Elendes sprach vergebens zu Maximilians aufgebrachtem Herzen. Der Kaiser hatte den Jammer, die Niedergeschlagenheit, das überall verbreitete Elend, die rauchenden Trümmer vieler Städte, Dörfer und Schlösser, die Menge hülflos und bloß herum irrender Weiber und Kinder, das Unglück und die Muthlosigkeit seiner eigenen Krieger gesehen, und schien gerührt. Milde, tröstende Reden entflossen seinem Munde, und in Vieler Herzen blühte die süße Hoffnung des Friedens. Aber neue Scharen von Kriegern waren herbey geströmt, und in Maximilians Brust mußte die

Rührung dem Ehrgeize und der Rachsucht, und der Rath einer gesunden Staatskunst den Eingebungen der Leidenschaft weichen. Er rathschlagte mit den Hauptleuten über die Fortsetzung des Krieges. Man beschloß, die Eidsgenossen durch beständige, auf vielen Puncten begonnene Anfälle zu ermüden, und versuchte, durch ein schärferes Kriegsgesetz den gesunkenen Gehorsam und die erloschene Mannszucht wieder herzestellen. Dagegen zeigten sich die Eidsgenossen völlig zum Frieden geneigt. Sie waren erschöpft, und spürten allmählich Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Ihre Aufopferungen an Geld und Mannschaft waren bedeutend. Durch ihre Siege wurden sie zwar mit Ruhme bedeckt; aber dieser Ruhm linderte das Drückende des Krieges nicht, und im gleichen Grade mit dem Ruhme wuchs die allgemeine Noth. Willig hörten daher die Eidsgenossen auf die vermittelnde Stimme von Frankreich und Mailand. Sie schrieben auch selbst an den Kaiser. Er, von Siegeshoffnungen trunken, antwortete nicht. Als die Eidsgenossen die feindselige Stimmung bemerkten, und eine Warnung vor drohender Gefahr über die andere an sie gelangte; ergriffen auch sie unverzagt ihre Maßregeln. Mannschaft wurde aufgebothen, und an die Grenzen gelegt, die Bundesgenossen um Hülfe angesucht, für Vorräthe gesorgt, und von jedem Orte eine Anzahl Krieger stets bereit gehalten, bedrohten Puncten zuzueilen. Am meisten fürchtete man für Schwaderloch und Dornach. Man schwankte. Schon hatten Berns und Solothurns Bitten für Dornach entschieden, als drohende Nachrichten von der Zusammenziehung eines zwanzig tausend Mann starken feindlichen Heeres bey Constanz die Eidsgenössische Hauptmacht nach dem Schwaderloche hinzogen. Fast täglich sah man zu Constanz drohende Bewegungen. Ein gelungener Angrick von Lindau aus auf Rorschach, wobey den Eidsgenossen fast hundert Mann der nachlässigen Besatzung erschlagen, Rorschach angezündet, und die umliegenden Dörfer geplündert und verbrannt wurden, bis der anrückende Land-

sturm die Feinde zum übereilten Rückzuge zwang, ließ für das offenen Thurgau Alles fürchten, und immer neue Scharen der Eidsgenossen eilten zu seiner Vertheidigung herbey, während alle übrigen Puncte von Streitern fast gänzlich entblößt blieben. Diese schöne Gelegenheit benützte der kaiserliche Feldherr im Elsaß, Graf Heinrich von Fürstenberg, aufgefordert durch den verrätherischen Bürgermeister von Basel, Imer von Gilgenberg, um mit sechszehn tausend Mann über Dornach in die Eidsgenossenschaft einzudringen. Aber während er noch das Schloß berannte, eilten Aufgebothe von Solothurn, Bern und Zürich herbey. Als Caspar Göldlin von Zürich mit seiner Fahne zu Liestal angelangt war, wollte er nicht ruhen, noch essen, bevor er die feindliche Stellung ausgekundschaftet. Von der Scharten-Fluh, einem nahen Felshügel, überschauten die Eidsgenössischen Führer das Lager der Feinde. Nachdem sie es gesehen, beschloß ihr Muth nach kurzer Rast den Angriff auf den sehr überlegenen Feind.

6. Schlacht bey Dornach. Den zwey und zwanzigsten Juli 1499.

Das feindliche Lager war in der schönen, einem blühenden Garten ähnlichen Ebene zwischen Arlesheim, Dornach und Rheinach an beyden Ufern der Birs aufgeschlagen, und hatte mehr Aehnlichkeit mit einem fröhlichen Jahrmarkte, als mit einer kriegerischen Versammlung. Eine lustige Festfeyer hätte man hier vermuthet; wenn nicht der beständige Donner des gegen Dornach aufgeführten Geschützes ein Zeichen von der ernsteren Bestimmung der gelagerten Scharen gegeben hätte. Einige der feindlichen Krieger flochten sich Laubhütten, andere badeten, viele, mit Prachtgewändern angethan, zechten aus silbernen Bechern, und genossen die herrlichen Gerichte, welche ihnen die Domherren und andere adeliche Freunde von Basel gesendet hatten. Die letzteren hatten selbst auf dem Münster-Thurme des nahen Basel ein üppiges Mahl angeordnet, des-

sen Freude sie durch den Anblick der Beschießung, Bestürmung, Einnahme und des Brandes von Dornach noch zu erhöhen hofften. Hinwiederum im Lager erscholl von einigen lauter Gesang; andere unterhielten sich im Schatten der Bäume und Gezelte mit muthwillen Scherzen; andere bereiteten die Abendmahlzeit; viele lustwandelten; mancher versuchte sein Glück im Spiele; doch stiegen auch in Einigen ernstere Gedanken auf; manchen ergriff beklemmende Ahndung eines nahenden Unglückes; viele erinnerten sich billigend an die warnenden Worte Geilers von Kaisersberg, Leutpriesters zu Straßburg, der gerathen, „nicht wider die Eidsgenossen zu zie„hen, und, wenn sie ziehen wollten, so müßten sie sich mit „zurüsten, als ob sie gen Baden ins Bad wollten, sondern „mit männlichen Herzen und guten, langen Spießen und „Hellebarten und Büchsen und dazu Gottesfurcht vor allen „Dingen." Viele saßen traurig, und redeten von Vorsicht, Klugheit und Mannszucht auf feindlichem Gebiethe; aber die trügerische Freude der sorglosen Menge übertäubte und verlachte diese, als ängstliche Träumer. Der Feldherr selbst spottete ihrer, „es werde doch nicht Schweizer schneyen, sie ste„hen alle im Schwaderloche; wer sich aber fürchte, könne „seinen Panzer anziehen, oder heim zu den furchtsamen Frauen „gehen." Alle Warnungen waren verloren, und wurden mit Trotz abgefertigt. Selbst die bestimmte Aussage eines Gefangenen, „daß die Eidsgenossen anrücken," bewog niemanden zur Vorsicht. Man hatte nicht ein Mahl Wachen ausgestellt. Das ganze Lager überließ sich unbekümmert dem ungestörten Genusse der mannigfaltigsten Vergnügungen.

Freude ergriff die Eidsgenössischen Führer beym Anblicke dieser thörichten Sorglosigkeit. Rachbegierde und Heldenmuth entflammten sie beym Anblicke der von den Feinden zerstörten Dörfer und des bedrängten Dornach. Sie versprachen sich sichern Sieg. Am zwey und zwanzig Heumonath Mittags zwischen zwey und drey Uhr setzte sich ihr kleines Heer in der

heftigsten Sonnenhitze in Bewegung. Durch einen Wald gedeckt, kamen sie dem Feinde so nahe, daß sie seine Gespräche verstanden. Ermuthigend redete der Schultheiß Niclaus Conrad von Solothurn sie an: Gedenket, biedere Eidsgenossen, der Tapferkeit Euerer Väter, die nie vor „feindlicher Uebermacht gezittert, und ihr Leben für Ehre, Freyheit und Vaterland muthig aufgeopfert. Ihr höret nun die „Flüche und Lästerungen unserer Todfeinde. Auf unserem Boden liegen sie, unser Land, unsere Weiber, unsere Kinder „zu verderben. Muthig und unerschrocken lasset uns, gleich „den Vätern, in den Feind dringen, wohl auf einander achten, und der Sieg über diese sorglose Menge wird uns nicht „entgehen!“ Hierauf ein inbrünstiges Gebeth; dann das Zeichen zum Angriffe.

Ohne Ordnung rannten die Eidsgenossen mit möglichster Schnelligkeit an das Lager. Viele Feinde wurden wehrlos erschlagen. Andere, die den entstandenen Lärm einer Uneinigkeit unter den eigenen Leuten zuschrieben, eilten, keinen Ueberfall ahndend, herbey, den Streit zu schlichten, und fanden unter den Streichen der Eidsgenossen ihren Tod. Der Graf von Fürstenberg selbst, entweder vom gleichen Irrthume befangen, oder durchdrungen von dem Wunsche, durch Tapferkeit zu verbessern, was er durch Unbesonnenheit verdorben hatte, fiel im ersten Angriffe. Aber während die Eidsgenossen keine geschlossene Ordnung bildeten, viele ans Plündern gingen, die meisten sich mit dem Niedermachen Wehrloser, die ihnen keinen Schaden thun konnten, aufhielten, und alle es versäumten, das ganze feindliche Lager im Augenblicke der Ueberraschung und des Schreckens zu zersprengen, sammelten sich kaltblütig die entfernteren Scharen der Kaiserlichen, rückten vor, und begannen das Gefecht. Das Geschütz wurde aufgefahren und losgebrannt. Die Reiterey faßte die Eidsgenossen im Rücken, und hieb mit Nachdruck ein. In der weiten Ebene sahen sich die Eidsgenossen bald umringt,

und es ward ihnen schwer, dem von allen Seiten eindringenden Feinde die Spitze zu gebiethen. Sie verloren viele Leute. Ungerochen fiel Keiner; aber der Verlust schwächte, während der zahlreiche Feind den seinigen kaum bemerkte. Was half es nun, daß Einzelne vortreffliche Thaten verrichteten, daß Heinrich Rahn von Zürich das Banner von Straßburg erstritt, daß Alle mit Löwenmuthe kämpften? Zusehends nahm die Zahl der Eidsgenossen ab. Die Schlachtordnung wankte. Einige flohen. Immer heftiger und zahlreicher drangen die Feinde ein. Viele Eidsgenossen verzweifelten an einem glücklichen Ausgange, da rettete sie ihr guter Gott.

Es erscholl der Lärm einer frisch heran ziehenden Schar. Es waren die Banner von Luzern und Zug, zwölf hundert Mann stark. Sie hatten nach dem Schwaderloche marschiren sollen, aber bey der Nachricht von Dornachs Gefahr die Richtung ihres Marsches geändert. Als sie durch den Wald zogen, durch welchen ihre Brüder auf den Feind losgegangen waren, begegneten sie den erschrockenen Flüchtlingen. Mit hastigen Worten mahnten diese: „Liebe Eidsgenossen, ziehet nicht „weiter, ihr werdet nichts schaffen; denn die Unseren dermaßen umgeben und beschädigt sind, daß Wenige davon „kommen werden!“ Die Anführer der Zuger und Luzerner entbrannten in edelm Zorne. Schultheiß Feer von Luzern schalt: „Ihr hättet bis in den Tod nicht von eueren „Brüdern weichen sollen! Wir wollen zu unseren treuen, lieben „Eidsgenossen Leib und Leben setzen, zu den Todten, wie zu „den Lebendigen!“ Ammann Steiner von Zug rief: „Sollen wir das Gefecht hören, und nicht zulaufen! Das „wäre uns eine ewige Schande! Ich halte dafür, daß unsere „Eidsgenossen noch nicht, wie ihr vorgebet, überwältiget sind, „und sind sie auch erschlagen; so werden sie sich dermaßen „an den Feind gehalten, und ihn geschädigt haben, daß wir „etwas schaffen, und unsere Eidsgenossen rächen werden. „Darum, wer ein redlicher Eidsgenosse ist, folge mir!“

Muthig eilten die beyden Banner vorwärts. Beschämt schlossen sich die Flüchtlinge ihnen an. Als sie das Schlachtfeld betraten, und Augenzeugen des mißlichen Kampfes wurden, eilte der Feldprediger Hans Schönbrunner, Pfarrer und Decan zu Zug, mitten durch die Feinde zu den Eidsgenossen hin; und rief laut: „Seyd tapfer, liebe Eidsgenossen, „denn meine Herren von Luzern und Zug sind da, mit aller „ihrer Macht euch zu helfen!“

Mit banger Erwartung hatten die Eidsgenossen die nahenden Scharen betrachtet. Waren das Feinde, so mußten sie unterliegen. Aber mit welcher Freunde erfüllte sie Schönbrunners Zuruf! Mit welchem Jubel erkannten sie die Banner ihrer Freunde von Luzern und Zug! Neue Kraft belebte sie. Dagegen war der Feinde Muth gebrochen. Das hoch hallende Feldgeschrey, der Klang der Harsthörner schreckte sie, sie flohen nach kurzem Widerstande, und warfen hinter sich die Birs-Brücke lange vorher, ehe alle Scharen hinüber waren, ab. Bis tief in die Nacht wurden sie verfolgt. Ihre Niederlage war sehr groß. Viele Häupter, über drey tausend Mann waren gefallen. Auch die Eidsgenossen betrauerten sechs hundert der Ihrigen. Sie hätten noch weniger verloren, wenn mehr Ordnung und Gehorsam gewesen wäre; wenn nicht die Zuger und Luzerner viele Welsche Berner, welche, statt zu fechten, die Todten plünderten, erschlagen hätten; weil sie ihre Sprache nicht verstanden; und wenn nicht in der Hitze der Verfolgung und im Dunkel der Nacht mehrere Eidsgenossen sich gegenseitig getödtet hätten.

Wie freudig ergoß sich nicht dennoch nach geendigter Blutarbeit der Sieger Dankgeberh! Wie fröhlich genossen sie die reichen Vorräthe des erstrittenen Lagers! Wie siegstolz berichteten sie ihren Oberen die geschehene That! Wie betrachteten sie am folgenden Tage jubelnd die schöne Beute, die reichste des Krieges! An ihrer Freude nahmen Uri, Schwyz, Unterwalden und Freyburg Theil, die den Tag nach der

Schlacht zu dem Eidsgenössischen Heere stießen. Demüthig kamen an eben demselben Tage einige Mönche von Basel, die Leichen der erschlagenen Grafen, Ritter und Herren zu suchen. Es erschien eine Gesandtschaft der Stadt, um diese Leichen zu bitten, damit sie bey den Vätern bestattet werden könnten; aber die Solothurner, denen die Eidsgenossen die Entscheidung überließen, schlugen es ab. „Die Edeln," sprachen sie, „müssen bey den Bauern liegen!" Vergebens bemühte sich das Haus Fürstenberg. Vergebens bath der Kaiser. Auch der erschlagene Feldherr ruhet bey seinen gefallenen Scharen.

7. Friede. Den zwey und zwanzigsten Herbstmonath 1499.

Wie oft nach einem heftigen Donnerschlage ein Ungewitter plötzlich endet, so endete nach dieser Schlacht der Krieg. Maximilian hatte seine eigenen Kräfte erschöpft, und der Eifer des Adels erkaltete. Der Kaiser hatte zwar wohl zu seinen Gunsten das Reich in Bewegung gebracht; aber die Langsamkeit, Uneinigkeit und Unbehülflichkeit des Reichsheeres, die Unlust Vieler an diesem Feldzuge überhaupt, und die bestimmte Erklärung Anderer, nicht angriffsweise zu Werke zu gehen, sondern nur die Grenzen des Reiches vertheidigen zu wollen, beraubten Maximilian aller Vortheile, die er sich von seinem zahlreichen Heere versprach, und machten ihn geneigt, Friedensvorschlägen Gehör zu geben. Noch mehr fühlten die Eidsgenossen die Uebel des Krieges in ihrer ganzen Größe. Zwar erregte der neue, wichtige Sieg allgemeine Freude, auch war das Französische Geschütz mit vielen Versprechungen weiterer Hülfe angelangt, und Ludwig XII., an Verschlagenheit und Hinterlist Ludwig XI. gleich, drang heimlich auf Fortsetzung des Krieges, während er öffentlich die Rolle des Vermittlers übernahm. Auch befahl die Tagsatzung, die Grenzbedeckung zu vervollständigen, und ordnete einen Zug ins Sundgau an. Aber dennoch bothen sich Gründe genug dar, die jedem Ver-

ständigen die Beendigung des Krieges wünschbar machten. Durch die häufigen, von allen Seiten wiederhohlten Angriffe waren die Kräfte der Eidsgenossen, die in eine übernatürliche Anstrengung gesetzt werden mußten, nicht minder, als die des Kaisers erschöpft. Zwietracht und Uneinigkeit, Eigennutz und Selbstsucht hatten den höchsten Grad erreicht, und hinderten oft den glücklichen Fortgang der wichtigsten Unternehmungen, oder die Benutzung oder Verfolgung eines mühsam errungenen Sieges, und drohten, angegriffene Orte in der Stunde der Noth der Hülfe ihrer Bundesbrüder zu berauben. Im Felde war weder Ordnung noch Gehorsam. Trotz der Verbothe der Tagsatzung folgten Tausende von Freywilligen den Heeren, und thaten, was ihnen gelüstete. Zahlloser Troß erschwerte die Züge. Nach einem Siege, nach einer Eroberung war kein gegebenes Wort, kein Befehl heilig, und die kostbarste Beute wurde von neidischen Zänkern oder ausgelassenen Muthwilligen oft nutzlos zerstört; ja wegen der Beute wurde Bürgerblut vergossen. Durch ihr Betragen auf feindlichem Gebiethe brachten die Eidsgenossen die Bewohner, statt sie durch Milde zu gewinnen, durch Grausamkeit und Raubsucht zur Verzweiflung; und wenn schon Rauben und Brennen damahls Kriegsgebrauch war, die Eidsgenossen durch die schändlichsten Drohungen und bittersten Schmähungen aufs heftigste gereizt wurden, und die Heere des Kaisers da, wo sie den Boden der Schweiz betraten, sich vielleicht noch größerer Ausschweifungen schuldig machten: so dient dieß den Schweizern nur zur geringer Entschuldigung, welche in ihren Verirrungen so weit gingen, daß sie sogar die Sondersiechen zu St. Jakob an der Birs ausplünderten. Vielfach klagten verständige Hauptleute mit sichtbarem Kummer über diese gefährlichen und verderblichen Unordnungen; aber Führer, welche meist selbst nicht in den Schranken der Ordnung blieben, oder von dem Verdachte der Käuflichkeit und des Verrathes sich nicht rein hielten, konnten diesen Unfug nicht enden. — Die Grenzbesatzungen

litten an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen empfindlichen Mangel. Nur wenige Stände erfüllten die Vorschriften der Tagsatzung. Dabey waren diese Besatzungen, die das Land hätten schützen sollen, die ersten, alle Ruhe zu stören, Freund und Feind zu berauben, die öffentlichen Vorrathshäuser zu plündern, und durch angedrohte Heimkehr Geld zu erpressen. Wenn nun schon diese ausgelassenen Krieger dem Feinde an Tapferkeit, Erfahrung, Standhaftigkeit in Ertragung von Beschwerden und selbst noch an Kriegszucht so weit überlegen waren, daß sogar feindliche Anführer ihre Lobredner werden, und neben vielen anderen Beyspielen mit Bewunderung erzählen, eines Tages haben die Eidsgenossen über den vom Thauwetter stark angeschwollenen Rhein zu setzen versucht, und seyen bereits tief in den Strom hinein gekommen, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß die Feinde auf dem jenseitigen Ufer im Anmarsche wären. Man hielt es für Unvorsichtigkeit, ohne genaue Kundschaft weiter vorzurücken, und für Schande umzukehren, ohne den Feind gesehen zu haben. Also blieb man zwey Stunden lang im Strome stehen. Vielen ging das Wasser bis an die Schultern, schwimmende Eisklötze mußten sie mit den Spießen von sich abwehren, Einige versanken, Viele verloren durch den Frost den Gebrauch ihrer Füße, oder gar das Leben; Keiner wich, bis die Nachricht gekommen, daß keine Feinde sich zeigen. — Was wäre dessen ungeachtet bey der geschilderten Stimmung der Eidsgenossenschaft zu erwarten gewesen, wenn dem Feinde ein einziger Schlag hätte gelingen, und z. B. die lange unentschiedene Schlacht bey Dornach, in der nur der frühe Tod des kaiserlichen Oberfeldherrn und eine außerordentliche Gunst des Glückes den Eidsgenossen den Sieg verschaffte, hätte verloren gehen sollen? — Bey längerer Fortsetzung der Feindseligkeiten hätte ferner unfehlbar Getreidenoth eintreten müssen; die Vorräthe waren größten Theils verzehrt, die Ernte nicht gehörig besorgt, vom Auslande wenig zu erhalten, und schon hatte

Pirkheimer im Bündtner-Lande in einer schrecklich verwüsteten Gegend zwey alte Weiber angetroffen, die eine Heerde von vierzig ausgemergelten Kindern, wie Vieh, vor sich her auf die Weide trieben, wo der Entsetzte sie mit Heißhunger das Gras abätzen sah, und auf seine Fragen folgende Antwort vernahm: „Die Väter dieser Unglücklichen hat das „Schwert, ihre Mütter Seuche und Hunger, ihre Wohnungen und Habe der Feind und das Feuer gefressen. Nur „wir Elenden sind noch übrig, um diese armen Kinder, wie „das Vieh, auf die Weide zu treiben, und mit Gras zu füttern. Vor wenigen Tagen waren ihrer noch ein Mahl so „viele, sie starben vor Hunger und Elend, auch diese da „werden bald zu ihren Vätern gehen, glücklicher durch einen „frühen Tod, als durch ein längeres Leben!“ — Fassen wir dieses Alles zusammen, so wird es uns leicht erklärbar, warum auch die Eidsgenossen, ungeachtet ihrer vielen Siege, den schnellsten Abschluß des Friedens wünschen mußten.

Das Geschäft der Friedensvermittelung übernahmen die Französischen und Mailändischen Gesandten, von denen die letzteren besonders eifrig den Frieden betrieben, da ihr Fürst den tapfern Arm der Eidsgenossen zu gewinnen hoffte, um sich gegen Frankreichs Angriffe auf Mailand zu vertheidigen. Bey den starken Gegensätzen, welche die Eidsgenössischen und die kaiserlichen Forderungen bildeten, war die Aussöhnung kein leichtes Werk. Erschwert wurde dieselbe noch durch die Ansprüche und die Halsstarrigkeit einzelner Cantone und durch die Neigung Vieler zum Kriege. Schon hatten während des Laufes der langwierigen Unterhandlungen die Thätlichkeiten wieder begonnen. Endlich sah sich der überall geschlagene Kaiser genöthigt, von seinen durch ihre Härte unausführbaren Forderungen abzustehen, und am zwey und zwanzigsten Heumonathe 1499 vereinigte man sich über folgende Bedingungen: „Alle Verhältnisse vor dem Kriege sind hergestellt. Bündtens Verbindung mit der Eidsgenossenschaft ist

„anerkannt., und die Oesterreichischen Gerichte im Brettigau „behalten ihr Bündtniß mit dem übrigen Rhätien bey. Die „Gefangenen werden von beyden Seiten gegen Verpflegungs„gelder losgegeben. Der Kaiser befreyt die Eidsgenossen von „allen zugemutheten Reichsbeschwerden. Alle Schmähungen „sind verbothen, alle Wehthaten vergessen. Die Herrschaften „Thierstein und Büren bey Dornach fallen an Solothurn, „wenn die Grafen nicht innerthalb Jahresfrist das auf ihre „Herrschaften geliehene Geld zurück zahlen. Das Thurgauische „Landgericht fällt an die Eidsgenossen; dagegen entsagen sie „den noch rückständigen Brandschatzungen."

Die Eidsgenossen hatten also in diesem Kriege, in welchem sie in acht Treffen Sieger gewesen waren, durch den zwanzig tausend Menschen das Leben eingebüßt hatten, bey zwey tausend Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser abgebrannt, und das Land auf dreyßig Meilen in der Runde verwüstet ward, nichts gewonnen, als das Landgericht im Thurgau; und doch verursachte die Theilung dieser geringen Erwerbung den heftigsten Zwist. Die VII alten Orte, Herren des Thurgaues, wollten auch das Landgericht für sich allein; aber die Zugewandten und die übrigen Cantone verlangten ebenfalls Theil an demselben, die letzteren überdieß noch Theil an der Regierung des durch ihre Waffen vertheidigten Landes. Endlich behielten die VII Orte die Landvogtey. Das Landgericht ward unter alle zehn Stände getheilt. Die Zugewandten wurden mit ihrem Begehren abgewiesen. — Die Brandschatzungen und Lösegelder wurden theils zu Entschädigungen, theils zu Geschenken verwendet, oder unter die Mannschaft vertheilt, die bey ihrer Auflegung zugegen gewesen war. Die übrige Beutetheilung verdient keine Erwähnung; weil Einzelne oder Befehlshaber das Beste für sich oder für ihre Stände verschleppten, und das, was als Gemeingut übrig blieb, kaum nennenswerth war. Auch die Brandschatzungen wurden nicht billig vertheilt; weil nur diejenigen Orte davon erhielten, deren

Krieger den Zug, in welchem die Gelder waren erworben worden, mitgemacht hatten. So konnte oft in einer unbedeutenden Streiferey viel, in einer schweren Schlacht nichts gewonnen werden. Bern wendete die Beute am Besten an. Es hatte die von der Dornacher-Schlacht erhaltenen acht hundert Pfunde unter die Verwundeten vertheilt. Lange sprach man auf den Tagen davon, zum Danke für den glücklichen Krieg etwas Gott Gefälliges zu thun. Am Ende überließ man dieses den einzelnen Ständen, und empfahl vorzüglich Abstellung der Flüche und Gotteslästerungen. — Uebrigens waltete viel Mißvergnügen wegen der wenigen im Frieden erhaltenen Vortheile, die Tagherren kamen in den Verdacht der Bestechung, und einige Stände weigerten sich noch längere Zeit diesen Frieden anzunehmen, bis sich der Kaiser noch zehn tausend Gulden für die rückständigen Brandschatzungen zu zahlen entschloß.

So endete der letzte Krieg, den die alten Eidsgenossen zur Behauptung ihrer ewigen Freyheit geführt. Ruhmvoller, geachteter, als je, traten sie aus dem Kampfe, in welchem sie mit ihrer allerhöchsten Anstrengung ihre angeborenen Rechte gegen Kaiser und Reich siegvoll vertheidigt. Aber bey aller Gunst des Glückes, die der Eidsgenössischen Tapferkeit zum verdienten Lohne geworden war, hat dennoch der Zeitraum dieses Krieges für den wahren Freund des Vaterlandes viel Niederschlagendes; denn furchtbar entwickeln sich die bedenklichsten Vorbothen und deutlichsten Anfänge nachfolgender großer Verderbniß.

Basel und Schaffhausen in den Eidsgenössischen Bund. Den achten Brachmonath und den neunten August 1501.

Die Aufnahme dieser beyden Städte in die engere Eidsgenössische Bundesvereinigung war eine so unmittelbare Folge

des Schwaben-Krieges, daß wir ihrer hier mit einstweiliger Uebergehung der zwischen inne liegenden Ereignisse gedenken.

Basel, eine alte freye Reichsstadt, durch Wissenschaft und Reichthum, Größe und günstige Lage ausgezeichnet, Sitz einer Universität, eines Bisthums und eines ausgebreiteten Handels, Marktplatz der ganzen Gegend weit umher, einer der Schlüssel der Eidsgenossenschaft, hatte sich ohne eigentlichen Bund schon lange den Eidsgenossen angeschlossen, und schon mehrere Mahle in bedenklichen Lagen sich ihrer freundschaftlicher Hülfe erfreut. Im Schwaben-Kriege hatte sich die Stadt in ihrem Inneren entzweyt. Die Bürgerschaft war Eidsgenössisch, der Adel Schwäbisch gesinnt, und beyde Theile leisteten ihren Freunden heimlich und öffentlich den möglichsten Vorschub. Nach der Schlacht von Dornach, als die Eidsgenossen das Baselsche Gebieth besetzt hielten, gegen die Stadt drohende Bewegungen machten, und entschieden fragten, ob sich dieselbe als Freund oder Feind betrachtet wissen wolle, flohen einige Adeliche aus Furcht vor den trotzigen Siegern, und beraubten in ihrer selbst gewählten Verbannung reisende Kaufleute ihrer Vaterstadt. Man suchte bey den Eidsgenossen Hülfe, und diesen schien, nachdem einige von den Ländern gemachte Schwierigkeiten beseitigt waren, eine nähere Verbindung mit Basel ersprießlich. Sie kam den achten Brachmonath 1501 zu Stande; obgleich sich die Länder widersetzten. Frohere Zeiten sah Basel nie, als die Tage seiner Aufnahme in den Eidsgenössischen Bund. Die Stadtvorsteher ritten den Gesandten, welche am Feste Kaisers Heinrich, des Schutzheiligen der Stadt, in Basel eintrafen, entgegen. Bey ihrem Einzuge schrie die freudige Jugend: „Hier Schweizer-Land!“ Ein feyerlicher Zug der Gesandten, des Rathes und der Bürger ging in den Münster, von dort nach beendigtem Hochamte auf den geräumigen Kornmarkt. Von einem Gerüste herab wurde der Bundesbrief verlesen, und gegenseitig beschworen. Freudengeläut erklang. Die Thore wurden geöffnet, und statt

zahlreicher, geharnischter Wächter ein altes Weib mit der Kunkel zur Bewachung der Stadt und zum Einzuge des Zolles bestellt, um zu zeigen, wie sicher sich Basel unter dem Schutze des Eidsgenössischen Bundes fühle. Freudengelage beschlossen den ewig denkwürdigen Tag.

Der berühmte Buchdrucker Hieronymus Froben war das erste Kind, welches als Eidsgenosse geboren wurde, mit Pfeifen und Trommeln war er zur Kirche getragen, und von den Eidsgenössischen Gesandten aus der Taufe gehoben.

Enger noch, als Basel, hatte sich auch das fröhlich aufblühende Schaffhausen schon seit 1454 durch ein Bündniß an die Eidsgenossenschaft angeschlossen, und tadellose Bundestreue bewiesen. Billig ward daher den neunten August 1501, doch erst nach einigem Widerspruche der Länder, auch sein Wunsch gewährt, für immer ein Ort der Eidsgenossenschaft zu werden.

Als den beyden Städten ihr Rang unter den Eidsgenössischen Ständen angewiesen werden sollte, beschloß man, Basel, wegen seines Ansehens und seiner Universität, vor Freyburg und Solothurn zu setzen. Vergebens protestirten die Zurückgesetzten, und verweigerten die Besieglung des Bundesbriefes. Man wollte sie dafür eines Rechtes, das sie schon zwanzig Jahre lang ausgeübt hatten, berauben, des Rechtes, auf Eidsgenössischen Tagen Sitz und Stimme zu haben, und behauptete, sie seyen nicht Ort oder Stände, sondern nur Zugewandte oder Bundesgenossen, und die gegenseitige Bundesbeschwörung, die sie nie hatten erlangen können, erhielt, wie wir sahen, Basel ungefordert.

Des zweyten Haupttheiles vierte Unterabtheilung.

Die Mailändischen Feldzüge.

1499 — 1519.

Erstes Kapitel.

Ueberblick.

Nachdem wir die Eidsgenossen in den ersten, schönsten Zeiten ihrer auflebenden Freyheit; hierauf im bürgerlichen Kampfe; dann im höchsten Glanze kriegerischen Glückes, aber durch die Folgen desselben, uneinig, verdorben, ein Spiel der Leidenschaften gesehen; endlich an ihrem letzten, großen Kampfe für Freyheit und Vaterland Theil genommen: so erblicken wir sie nunmehr im traurigsten Verfalle, als Sclaven des Goldes, ihre mit Ruhm geschmückten Waffen fremden Fürsten feil biethend, und das alte Lob unerschütterlicher Treue schmählich befleckend. Nur mit Widerwillen ergreift man die Feder, um sowohl die äußern, als die innern Verhältnisse der Eidsgenossen während eines Zeitraumes zu schildern, der, trotz alles kriegerischen Glanzes, dennoch der traurigste und schändlichste ist, der die Eidsgenössische Geschichte verunstaltet. Keine edeln Verhältnisse mit dem Auslande, nur wenige erfreuliche Ereig-

nisse und Anordnungen im Inneren werden von uns erblickt. Zank und Streit, Schmach und Schande ist überall. Jeder verkauft sich einem anderen Herren, und der höchste Zweck Eidsgenössischer Staatskunst wird ein möglichst gewinnreicher Handel mit dem Blute der Söhne des Vaterlandes. Es kann auch allerdings nicht geläugnet werden, daß die Eidsgenossen hohe Preise für ihr Blut und Leben erfeilschten; aber nichts desto minder bleibt es der Schandfleck unserer vaterländischen Geschichte, daß ein so ehrloser Menschenhandel so lange das einzige Geschäft des Volkes und seiner Führer, und die niedrigste Gewinnsucht so lange das einzige Ziel ihrer Bestrebungen bleiben konnte.

Zwar nie saßen die Eidsgenössischen Räthe von größerem Glanze umgeben, geehrter und gefürchteter auf den Tagsatzungen, als in diesen Jahren trauriger Verkehrtheit, und das verhängnißvolle Jahr 1513, erschütternd für die innere Ruhe, gefahrlich für die Fortdauer des Schweizerischen Freystaates, entwickelte die Kraft der Eidsgenossen in ihrem ganzen Umfange, vergrößerte den Ruf ihrer Tapferkeit und Treue, und erhöhte den Glanz ihrer Tagsatzungen. Mailand und Savoyen waren von ihren Winken abhängig. Gesandte des Papstes, des Kaisers, vieler Könige, Fürsten, Herren und Städte drängten sich um sie her, alle wetteifernd, mit schmeichelhaften Worten um ihr Bündniß, ihre Freundschaft, Fürsprache, Vermittelung und Ausgleichung zu buhlen, und durch Ablaß, durch geistliche und weltliche Freyheiten, durch reiche Geschenke, fette Jahrgelder und hohen Sold sich des eisernen Armes der Eidsgenossen, durch diesen eines unfehlbaren Sieges zu versichern.

Allein, was Vielen die höchste Stufe des Ruhmes und Glückes schien, das betrachteten Andere mit größerem Rechte als das entschiedenste Unglück; denn keinem auch nur oberflächlich prüfenden Auge konnte sich das tiefe Elend verhüllen, das unter diesem Flitterglanze verborgen war. Hören wir doch

die lauten Klagestimmen redlicher Vaterlandsfreunde, die mit der Kraft der Wahrheit und der eigenen Ueberzeugung die dringende Nothwendigkeit verkünden, den Dienst fremder Herren und ihre verderblichen Geschenke von sich zu thun. Sehen wir doch, wie die Quelle des Verderbens so unverkennbar ist, daß die Regierungen, wie sauer es ihnen auch ankomme, sich häufig entschließen müssen, Pensionen und Reislaufen mit Strenge zu verbieten, und durch ernste Beschlüsse scharfe Bestrafung der Uebertretung der oft beschwornen Verbothe anzuordnen; wie es aber beym bloßen Worte bleibt, und ungehindert allen Herren Eidsgenössische Krieger zuströmen, Häupter der Cantone an ihrer Spitze, durch Glieder der Tagsatzung begünstigt, deren linke Hand sich öffnet, die verführerischen Pensionen zu empfangen, während die rechte sich erhebt, mit feyerlichem Eide die Annahme der Gelder fremder Fürsten zu verschwören! Sind wir doch Augenzeugen der steten Unruhen und Empörungen, die, als Folge dieser unseligen Staatskunst, im Schooße unseres Vaterlandes wüthen! Und wer schildert uns den aus derselben Quelle entspringenden, tiefen Verfall der Sitten, wer die gänzliche Zerstörung aller Achtung für Gesetz und Recht, wer die völlige Auflösung aller Bande der Zucht und Ehrbarkeit, die Zertrümmerung der Sicherheit und Ruhe? Kräftig äußert sich Bulliger über diesen traurigen Zeitraum in folgenden Worten: „Dieser Zeit „stund es in der Eidsgenossenschaft fast übel, dann viel Für„sten und Herren buhleten um die Eidsgenossen heimlich und „öffentlich, schuben und verhießen viel Gold und Geld, und „verderbten viel redliche Leute, einfaltige und redliche Gemü„ther, die bisher von solchem verderbten Wesen wenig gewußt. „Es wurden auch die Eidsgenossen unter sich selbst in Zwietracht „gericht; denn der eint Päpstisch, der ander gut Französisch, „der dritt Herzogisch, der viert endlich gut Kaiserisch war, „damit war die alte Einfalt und Liebe verblichen, und der „Eidsgenössische Bund zertrennt, der Zeit, da das schnöde

„Geld regiert, und verderbt viel redlicher Leuten, das doch „aller Ehrbarkeit leid und widrig war. Es war auch da„mahls in der Eidsgenossenschaft ein schandlich, üppig und „verrucht Leben mit Prassen, Spielen, Hoffart, Unzucht, „Tanzen und allem Muthwillen, das ohne Aufhören Tag und „Nacht währt, und insonders, wo die Tagsatzungen waren, „als zu Zürich, Luzern, Baden, und ward der gemein Mann „zu Stadt und Land von der Arbeit zum Müßiggange, zur „zur Leichtfertigkeit und zum Kriegen gezogen, und war also „allenthalben ein üppig und verrucht Leben.„

Zweytes Kapitel.

Der Kampf der Parteyen. 1499 — 1510.

Anfang der Mailändischen Feldzüge. 1499.

Der König von Frankreich Ludwig XII. und Ludovico Sforza, genannt Moro, Herzog von Mailand, hatten, wie wir oben gesehen, beyde mit großem Eifer an dem Abschlusse des Friedens zwischen den Eidsgenossen und dem Kaiser gearbeitet, nicht weil sie sich das Wohl unseres Vaterlandes angelegen seyn ließen; sondern weil sie beyde des tapferen Armes der Eidsgenossen bedurften, um sich wegen Mailand zu bekriegen, welches der eine beherrschte, und auf das der andere rechtmäßige Ansprüche zu besitzen behauptete. Es hatte sich gegen Sforza ein Bündniß zwischen dem Papste, Frankreich und Venedig gebildet, das ihn in eine höchst mißliche Lage versetzte, und ihn nöthigte, sich den Eidsgenossen auf alle Weise zu nähern; weil nur dieses kriegerische Volk ihn zu retten vermochte. Allein diese Versuche blieben ohne Erfolg. Die Eidsgenossen waren zwar lange uneinig, wem sie dienen

sollten. Fruchtlos verhallte die Stimme der Rechtlichen, welche riethen, der ganzen Sache müßig zu gehen. Die Mehrheit behauptete, der Eidsgenosse, dessen armes Vaterland nicht alle seine Söhne ernähre, müsse im Auslande eine Erwerbsquelle haben. Diese sey in fremden Bedürfnissen zu finden, und einzig das müsse mit Sorgfalt bedacht werden, wo der meiste Vortheil zu erwarten sey. Dem Herzoge Sforza war schon früher das Französische Geld an der Erreichung seiner Absichten hinderlich gewesen, auch dieß Mahl wieder folgte die große Mehrheit der Eidsgenossen dem angenehmen Klange des Französischen Goldes. Ferner hatte Sforza im Jahre 1496 den Eidsgenossen die Bestätigung ihrer im Mailändischen errungenen Vorrechte versagt. Als der Schwaben-Kriege losbrach, nahm der Herzog gegen die Eidsgenossen eine feindselige Miene an, und unterstützte den Kaiser. Alles dieses entfernte die Herzen von ihm, und vereitelte seine spätern Bemühungen um ein Eidsgenössisches Bündniß. Ludwig hingegen sparte an den Eidsgenossen weder Geld, noch schöne Verheißungen, schloß ein Schutzbündniß mit ihnen, leistete ihnen im Schwaben-Kriege einige Hülfe, und erwarb sich dadurch die Neigung des Mehrtheils ihres Volkes. Während des Schwaben-Krieges machten beyde Fürsten eifrige Zurüstungen. Kein Verboth, nicht ein Mahl Todesstrafen konnten Eidsgenössische Söldlinge abschrecken, das Vaterland in seiner Noth zu verlassen, und vor dem Abschlusse des Friedens mit dem Kaiser den Franzosen oder dem Mailänder zuzulaufen.

Immer mißlicher gestaltete sich indeß für Sforza die Lage der Dinge. Wie hätte er gegen das mächtige Frankreich und seine starken Verbündeten glücklich in den Kampf treten können? Immer ängstlicher beeilte er daher den Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und der Schweiz, um durch dieses Werk die Eidsgenossen mit sich auszusöhnen, und ihre Hülfe zu erwerben; allein noch ehe der Friede geschlossen war, fiel Mailand durch Mitwirkung vieler Eidsgenössischen

Miethlinge, die sich gegen den Willen ihrer Obrigkeiten im Französischen Heere befanden, in die Hände des Königes. Sforza, von seinen Unterthanen gehaßt, sah sich bey der Annäherung der Französischen Macht von Allen verlassen, und kaum gelang es ihm, seine Person und seine Schätze zum Kaiser zu retten. Im August 1499 besaßen die Franzosen mit Ausnahme des Veltlins das ganze Herzogthum.

Die Eidsgenossen, durch Ludwig XII. von diesem Glücke benachrichtiget, beschlossen sogleich, das Reislaufen zum Sforza zu verbiethen, eine Glück wünschende Gesandtschaft an den König zu senden, ihre Vorrechte im Mailändischen, auch für Uri die Stadt und Herrschaft Bellenz zurück zu fordern, und an die noch rückständigen Subsidien zu erinnern. Die Gesandten wurden freundschaftlich empfangen, und fürstlich beschenkt, aber mit leeren Worten entlassen. Dieser schlechte Erfolg und die üble Behandlung Eidsgenössischer Krieger in Französischem Dienste machten Viele Frankreich abgeneigt. Mit Freuden benutzte Sforza im Anfange des Jahres 1510 diese Gelegenheit, die Eidsgenossen wider für sich zu gewinnen. Die Tagsatzung horchte auf seine Vorschläge. Sein Gesandter, der durch den Abschluß des Baseler-Friedens sehr beliebte Galeazzo Visconti, erhielt Geleit; aber noch ehe er vor der Tagsatzung erschien, waren dem Sforza, trotz der schärfsten Regierungsverordnungen, über fünf tausend kriegslustige Eidsgenossen, vorzüglich die von Frankreich übel gehaltenen, zugelaufen. Schnell drang der Herzog mit diesen, mit drey tausend Wallisern und einigen anderen Truppen über Como vor. Die Franzosen hatten durch Hoffart und Zügellosigkeit das Mailändische Volk von sich abgewendet. Es sehnte sich nach dem alten Herren, der mit allen seinen Schwächen der bessere schien. Volksaufstände unterstützten den vordringenden Sforza. Er eroberte, mit Ausnahme einiger festen Plätze, sein Herzogthum eben so schnell wieder, als er es verloren hatte. Bereits am fünften Februar des Jahres 1500

zog er unter lautem Jubel in seine Hauptstadt ein, verstärkte sein Heer, und rückte vor Novara, welche Stadt sich mit Ausnahme des Schlosses ergab.

Belagerung von Novara. Den neunten April 1500.

Erst als sich Sforza den Eidsgenossen mit günstigem Erfolge angenähert hatte, erkannte König Ludwig die drohende Gefahr. Schnell forderte er laut des Bündnisses Hülfe und Zuzug. Es wurde versprochen, wenn die rückständigen Subsidien bezahlt, und alle rechtmäßigen Forderungen der Eidsgenossen eingegangen seyen. Trefflich arbeiteten zugleich die Oesterreichischen und Mailändischen Gesandtschaften den Franzosen entgegen. Mittlerweile hatte Sforza Mailand wieder erobert. Da ergriff der Landvogt von Dijon, Glied der Französischen Gesandtschaft, das zuverlässigste Mittel, die Eidsgenossen für Frankreichs Zwecke zu bewaffnen. Er reiste von einem Orte zum anderen, theilte Geld in Haufen aus, befriedigte auch die unverschämtesten Forderungen, und bald hatte er mit und ohne Willen einzelner Cantonsregierungen vier und zwanzig tausend Eidsgenossen beysammen. Zu Freyburg war der Sammelplatz. Schleunig brach man nach Italien auf, vereinigte sich mit dem Französischen Heere, rückte gegen Novara vor, und zum ersten Mahle standen nun Eidsgenossen gegen Eidsgenossen um Sold und Lohn in fremden Diensten gegen einander.

Die Nachricht von dem Anrücken dieses Heeres war zu Sforza gekommen. Er, auf die Beschlüsse der Tagsatzung sich stützend, maß ihr keinen Glauben bey, und verwarf den Rath seiner heller sehenden Eidsgenössischen Hauptleute, sich nach der Stadt Mailand zurück zu ziehen, wo er Geld, Lebensmittel, Mannschaft, Festungswerke, mit einem Worte alle Bedürfnisse gefunden hätte, den Franzosen zu widerstehen, bis die Tagsatzung Schritte zu seinen Gunsten hätte thun

können. Dieselbe hatte nähmlich eingesehen, daß es nicht rathsam sey, zwey feindlichen Parteyen Werbung zu gestatten; sie erbebte vor dem Gedanken, daß um wenig Geld Eidsgenossen ihre Eidsgenossen, Brüder ihre Brüder, Väter ihre Söhne würgen könnten. Sie begriff, daß Sforza, der von ihrer Gunst abhinge, ein besserer Nachbar wäre, als das trotzige, übermächtige Frankreich; doch durfte auch dieses nicht geradezu beleidigt werden. Deßwegen beschloß man zu Luzern den ein und dreyßigsten März 1500, die Eidsgenossen auf beyden Seiten heim zu mahnen, und als Vermittler aufzutreten. Eilbothen gingen mit diesem klügsten aller Beschlüsse nach Italien ab; allein, da man an dem Gehorsam der eigenen Krieger zweifelte, oder der Habsucht einigen Spielraum gönnen wollte: war die geheime Anweisung beygefügt, „man „solle wenigstens alle Eidsgenossen auf Eine Seite zu brin„gen suchen.“ Aber vor Ankunft der Eidsgenössischen Bothen, die der König auf ihrer Reise listiger Weise aufhielt, war Alles entschieden. Die Franzosen hatten den Herzog mit ihrem übermächtigen Heere in Novara eingeschlossen. In ihren Händen war die an den Ringmauern der Stadt liegende, mit einem Ausgange ins Freye und einem Eingange ins Innere der Stadt versehene Burg. Der Belagerte dagegen hatte ein schwaches Heer, kein Geld, keine Lebensmittel, wenig Geschütz, wenig Pulver, keine haltbaren Werke und nicht Muth genug, nach dem wiederhohlten Rathe der Klügsten sich nach Mailand durchzuschlagen. Mißlicher konnte keine Lage seyn. Zu allem diesem kam noch das Spiel Französischer Hinterlist. Man both in der Stadt große, schriftliche Versprechungen herum. Die Eidsgenössischen Hauptleute beyder Heere traten zusammen. Viele verließen den Herzog. Wenige nur, weil sie nicht gegen ihre Brüder fechten wollten, die Meisten; weil ihnen für ihr Geld und ihre Beute bange war. Die Zurückbleibenden schrieen nach ihrem Solde, erregten Aufruhr, und drohten, heim zu gehen. Die Größe der immer furcht-

barer herein brechenden Gefahr zwang den Herzog zu einem muthigen Entschlusse. Er wollte sich durchschlagen; aber der alte Geist war nicht mehr unter seinen Kriegern. Sein Heer war ausgerückt, seine Reiterey bereits im Gefechte. Ein Schatten von Hoffnung blieb übrig, daß die Eidsgenossen im Französischen Heere, zufrieden mit der Eroberung von Novara, ihre Hände nicht in das heilige Blut der fliehenden Brüder tauchen würden. Da kehrten des Herzoges Eidsgenossen um, mit der Erklärung, nicht gegen die Französischen Schweizer fechten zu wollen. Traurig folgte Sforza. Sein Loos war entschieden; ihn ereilte die Strafe für seine nahmenlosen Verbrechen. Seine Eidsgenossen unterhandelten ohne sein Wissen und seinen Willen mit den Franzosen, und erhielten, den Herzog und einige Mailändische Edle ausgenommen, freyen Abzug. Die Bitten, die Thränen, die Beschwörungen des schändlich Verrathenen halfen nur so viel, daß ihm erlaubt wurde, verkleidet mitzugehen.

Verrath an Ludovico Sforza Moro, den zehnten Aprill 1500.

Freytags, den zehnten Aprill wurde Sammlung geschlagen. Wenige wußten, warum es zu thun sey. Der Herzog, auf Eidsgenössische Art bewaffnet und gekleidet, trat als gemeiner Krieger in die Reihen. Vor den Thoren stand zu beyden Seiten der Straße in langer, unabsehbarer Ordnung mit aufgepflanztem Geschütze das Französische Heer. Langsam zogen die Sforzischen hindurch. Plötzlich hielten sie. Ein Gemurmel, „wo ist der Herzog?“ durchlief die Französischen Scharen. Es wurde Geschütz losgebrannt, Spieße gefällt, Lombarden erstochen. Der Landvogt von Dijon, umgeben von Französisch-Eidsgenössischen Hauptleuten, sprengte fluchend durch die Mailändischen Reihen, den unglücklichen Sforza suchend. Lange ward dieser durch Viele, deren Mitleid ihm gern aus dieser Noth geholfen hätte, möglichst verborgen.

Da both der Landvogt Geld, und Sforza sah sich durch Rudolf Turmann von Uri verrathen. Der Landvogt schalt ihn, schlug ihn mit dem Schwerte; und obschon die Französischen Eidsgenossen schrien, der Herzog sey ihr Gefangener, wurde er sogleich nach Frankreich abgeführt. Vorher sah noch der Unglückliche seine ergebensten Freunde fangen, seine treusten Diener und Krieger tödten; aber auch Feinde sein Schicksal bewainen. Die murrenden Französischen Eidsgenossen wurden von dem Landvogte mit dem nie erfüllten Versprechen eines außerordentlichen Monathsoldes begünstigt. Sforza, der durch Schwert und Gift sich den Weg zum Throne gebahnt, durch Grausamkeit und Treulosigkeit sich auf dem Herrscherstuhle erhalten, und nunmehr durch schändlichen Verrath um die Früchte seiner Verbrechen gekommen war, verschmachtete den Rest seines Lebens in einem scheußlichen Kerker unter der grausamsten Behandlung. Auch sein Bruder, der Cardinal Ascanius, gerieth bald darauf durch einen treulosen Freund in Französische Gefangenschaft. Zwey von Ludwigs Söhnen, Maximilian und Franz, wurden von der Deutschen Kaiserinn erzogen. Ueber den schändlichen Verrath, der den alten Ruhm Eidsgenössischer Redlichkeit und Treue befleckte, war in der Schweiz Trauer und Unwille. Die Krieger, welche nach Hause kehrten, wurden um so übler empfangen, da sich über diese Miethlinge die unangenehmsten Nachrichten verbreiteten. Nicht nur waren sie zu einer Zeit, als das Vaterland, durch einen noch nicht beendigten Krieg bedroht, in größter Gefahr schwebte, in fremde Kriegsdienste getreten; sondern sie nahmen auch von beyden Parteyen Geld, traten von einer zur anderen über, trieben Betrug mit den Musterrödeln, und beraubten in der friedlichen Schweiz fremde Kaufleute. Strenge Untersuchung und Bestrafung wurde von der Tagsatzung den einzelnen Cantonen empfohlen, Einige wurden auch wirklich gestraft; aber unerlaubte Kriegsdienste und Pensionen der Regenten waren viel zu nahe verwandt,

als daß etwas Wichtiges heraus gekommen wäre. Rudolf Turmann, dessen Vergehen am auffallendsten gewesen war, mußte für die gemeinsame Schuld büßen; er wurde zu Uri mit dem Schwerte gerichtet.

Uri's und der Ansprecher Streitigkeiten mit Frankreich. Aprill 1500 bis September 1502.

Nach Beendigung des Feldzuges gegen Sforza gerieth Ludwig XII., der mächtigste König seiner Zeit, in die seltsame Verlegenheit, mit einem unbedeutenden Eidsgenössischen Freystaate und Söldnern, die gegen den obrigkeitlichen Willen Dienste genommen, vor Gericht treten zu müssen. Die Urner verlangten die Rückgabe von Bellenz. Die Söldner machten Ansprüche auf nicht bezahlte Löhnung, und hießen deßwegen Ansprecher. Den Urnern hatte Ludwig XII., noch als Herzog von Orleans, 1499, um ihre Gunst zu gewinnen, Bellenz verheißen; später hatten sie sich aber mit einem kleineren Landstriche begnügt. Als Sforza Mailand wieder einnahm, erwachten ihre Hoffnungen auf Neue; der Tag von Novara vereitelte sie. Eine Gewaltthat rief sie wieder ins Leben. Die Länder waren 1500 im Solde des Königes ausgezogen; blieben aber zu Bellenz, und nahmen auf Bitten der Bürger, die eine Französische Besatzung vertrieben hatten, und nun die Rache der Wiederkehrenden fürchteten die Stadt für Uri, welches sich des Passes über den Gotthard versichern wollte, in Besitz. Bald darauf erklärte dieser Stand, die Eroberung auf jeden Fall behaupten zu wollen. Die von vielen Tagherren verweigerte Beyhülfe, der Unwille des Königes kümmerten Uri nicht. An Schwyz und Unterwalden hatte es treue Bundesgenossen, an den gegen Frankreich erbitterten Ansprechern, denen der König für ihre Züge nach Neapel und Mailand statt drey Mahl hundert tausend Kronen einige tausend Franken hatte anbiethen dürfen, eine eben so kraftvolle, als sichere Stütze. Die Sache drohte,

ernsthaft zu werden, da willigte Ludwig in ein Schiedsgericht. Allein unter tausend Vorwänden verzögerte die Französische Hinterlist den Entscheid. Da griffen die Ansprecher zu den Waffen, mahnten Bündten und Wallis, zogen in starker Anzahl über den Gotthard, verwüsteten einen Theil des jetzigen Cantons Tessin, und kehrten, mit Beute reich beladen, wieder heim. Jetzt wurde Ludwig nachgiebiger. Um aber nicht Alles zu verlieren, trennte er schlau die Urner und die Ansprecher von einander. Den Urnern überließ er Bellenz auf zwey Jahre, und bestätigte alle in den Mailändischen Capitulaten verheißenen Freyheiten. Dafür versprachen sie ihm, „die Ansprecher mit dem Ringsten abzustellen.“ Diese mußten sich nun mit zwanzig tausend Kronen begnügen. Alle Vorstellung der großen Unkosten, alles Schimpfen auf die bestochenen Richter, das laute Geschrey der Wittwen und Waisen der in Frankreichs Diensten Umgekommenen fruchtete nichts; denn die Ansprecher hatten sich dazu verstanden, ihre Ansprüche in den Schooß der Tagsatzung niederzulegen, und die Sache blieb abgethan. Um forthin solcher Händel überhoben zu seyn, beschloß die Tagsatzung, sich keiner Ansprachen mehr anzunehmen, die gegen Wissen und Willen der Obrigkeiten erworben wären.

Erwerbung von Bellenz, den zehnten April 1500.

Das gute Verhältniß mit Frankreich dauerte nicht lange. Die Urner wollten Bellenz für immer. Ludwig bestand auf der Rückgabe. Trotzig erklärte Uri, Bellenz so wenig, als das Vaterland, Weib und Kinder verlassen zu wollen. Mühsam bewirkte die Tagsatzung einen dreyjährigen Stillstand; allein Mißhandlungen Urnerscher Landleute im Mailändischen brachten Uri unter die Waffen. Alle Eidsgenossen wurden gemahnt. Die alte Bundestreue galt noch. In Eile bezog man vor Allem aus die verfallenen Französischen Jahrgelder, dann

rückte man gegen den König ins Feld. Vierzehn tausend Eidsgenossen drangen gegen Mailand vor, wo man sie mit Sehnsucht erwartete. Das Herzogthum schien für die Franzosen abermahls verloren. Auch schlugen die Länder vor, mit einem zweyten Heere in Burgund einzudringen. Allein unwillig war man ausgezogen, und die Sachen wurden nachläßig geführt. Als man große Thaten erwartete, wurde ein Friede geschlossen. Frankreichs zahlreiche Freunde, lüstern nach des Königes Geld, hatten denselben angebahnt, die Nachgiebigkeit Ludwigs und Proviant-Mangel bey dem Eidsgenössischen Heere beförderten ihn. Er erzeugte große Unzufriedenheit. Mächtig regten sich die Parteyen. Laut wurde der Verdacht der Bestechung geäußert. Ein Bürgerkrieg drohte. Endlich am zehnten Aprill 1503 übergab Ludwig, der die Geduld der Eidsgenossen auf keine allzu harte Probe setzen durfte, Bellenz, Riviera und Bollenz den Urnern auf ewig, das Capitulat wurde hergestellt, und der Streit war beendigt. In demselben hatten die Eidsgenossen an Bellenz, das ein Bollwerk und Schlüssel ihres Landes ist, eine wichtige Eroberung gemacht, ohne daß die Art, wie sie zu derselben gelangen, sehr ehrenvoll genannt werden könnte.

Umtriebe und Bestechungen. 1501 — 1508.

Die Eidsgenossen hatten durch eine lange Reihe von Siegen ihren Nahmen so furchtbar gemacht, daß sich die Kunde von ihrer Kraft, Kriegslust und Geldgier über das ganze Ausland verbreitete, und jeden Streitsüchtigen zu ihnen hinzog, um durch ihre Hülfe seine Sachen durchzufechten. Je seltener sich bey den Eidsgenossen Vaterlandsliebe, Ehrbarkeit und Rechtlichkeit machten, desto eifriger strömten tausende von erkauften Schlachtopfern zusammen, um sich für fremdes Interesse niedermetzeln zu lassen. Allein unbedeutend wurden alle Werbungen, so bald die mächtigen Nebenbuhler Frankreich

und Oesterreich in die Schranken traten. Frankreich hatte schon oft an den Eidsgenossen Treulosigkeit geübt. In wenigen Jahren hatten bey dreyßig tausend Eidsgenossen in seinem Solde ihr Leben, viele tausend ihre Gesundheit eingebüßt, und oft hofften sie, oder ihre hülflosen Wittwen und Waisen nach vollendeter Arbeit vergebens auf das sauer erworbene Blutgeld. Dennoch wurde Frankreich gewöhnlich begünstigt; weil es zur rechten Zeit und am rechten Orte mit seinem Gelde freygäbig war. Zu dem alten Mißtrauen gegen Oesterreich hingegen gesellte sich das frische Andenken des Schwaben-Krieges. Doch auch der Kaiser hatte viele Freunde in der Schweiz, welche theils durch ihre politische Ansicht, theils durch Französische Vernachlässigungen und Beleidigungen ihm zugewandt wurden. Nur das Vaterland war verwaiset. Ihm schlossen sich wenige echte Freunde an, in denen das Feuer der Unabhängigkeit glühte, und die daher allen Miethlingsdienst und Fürstenknechtschaft verschmähten. Im Jahre 1501 traten die beyden Gewaltigen gegen einander auf, Maximilian, gereizt durch ungeheure Beleidigungen Frankreichs, die Franzosen, vom Glücke aufgedunsen, mit unaussprechlichem Stolze, Trotze und Uebermuthe. Beyde erneuerten mit Eifer ihre Werbungen bey den Eidsgenossen. Maximilian nahm dieselben, „als Glieder des heiligen „Römischen Reiches“ in Anspruch, um ihn zum Krönungszuge nach Rom zu begleiten, ja der geldarme Fürst erniedrigte sich so sehr, den übermüthigen Kriegern durch Unterpfänder versicherte Jahrgelder anzubiethen. Dadurch belebte sich der Wetteifer der Franzosen. Sie mußten bey den habsüchtigen Eidsgenossen durchdringen, da Maximilians Gesandte ihre Sache mit Schriften und Worten, die Franzosen die ihrigen mit barem Gelde verfochten. Ueberzeugend bewiesen jene die Französische Untreue und die Schändlichkeit ihrer Bestechungen. Von den Kanzeln wurde gegen Frankreich gepredigt. Es erwachte Mancher aus dem die Sinne verwirrenden Taumel. Mit Schrecken erwog man die ungeheuern Verluste, welche in kurzer

Zeit die Blüthe des Landes weg gerafft hatten. Man fand, daß die fremden Kriegsdienste den Eidsgenossen vielen Jammer, Streit und Verderbniß, aber wenig Nutzen gebracht hätten. Daher wurden im Jahre 1501 zu Bern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zürich alle Pensionen, alles Reislaufen in den Kirchen feyerlich verschworen. Diesem Beschlusse folgten 1503 die sämmtlichen Eidsgenossen. Alljährlich sollten diese Eide erneuert werden, kein Ort befugt seyn, sie ohne Bewilligung der übrigen Stände zu ändern, oder gar abzuthun. „Jedoch," sagt Stettler, „zur Erhaltung des Ansehens der Gewaltigen „und Ernährung des reichen Beutels ermehrte der größte „Theil der Orten unangesehen des Dekretes, bey Währung „des Französischen Bundes und nicht länger, die vom Könige „versprochenen, jährlichen Pensionen zu empfangen." Aber auch an den Orten, welche die Sache für einige Zeit ernster nahmen, waren diese Schlüsse wirkungslos. Zu zwey Zügen nach Neapel erhielt Ludwig ungehorsame Krieger. Der müßigen Jünglinge, den Waffen und Ausschweifungen hold, der Arbeit und Ordnung gram, waren zu viele. Zu viele der Eidsgenössischen Häupter genossen Jahrgelder. Zu lange schon war an die Stelle der alten, schlichten Lebensart Pracht, Hoffart, Ungenügsamkeit getreten. Mancher mochte in seinem Herzen der Sünde sich schämen, deren er sich schuldig machte; aber die Fehlbaren wurden durch ihre Anzahl vor der Strafe geschützt, und gierig ward daher das süße Gift Französischer Thaler verschlungen. Wie hätten Geringere seinem Reize widerstehen sollen, da selbst die Wohlweisen des Rathes zu Bern ihn unwiderstehlich fanden! Nachdem sie zuvor vom Könige auf ihre Güter Geld entlehnt hatten, in der Meinung, weder Hauptgut, noch Zinsen zu erstatten, wußte ihnen der schlaue Franzosen-Freund, Aymo von Montfaucon, Bischof von Lausanne, durch Rathsbothen von Freyburg unterstützt, die Nichtigkeit des abgelegten Eides, „kein fremdes Geldes abzunehmen," überzeugend darzustellen. Im No-

vember 1505 ward durch ein geringes Mehr die Aufhebung des Pensionen-Verboths erkannt, Räthe und Bürger der Stadt Bern knieeten nieder, und der Bischof lös'te ihr Gewissen von dem feyerlichen Eide. Zu Allen, welche den Schein der Redlichkeit suchten, sprachen die Französischen Gesandten genügend, „warum es unehrlich sey, Geld zu nehmen. Ihr Kö„nig liebe die Erkenntlichkeit, und verdanke niemanden so viel, „als den Eidsgenossen." — Auch die Tagherren bedachten sich nicht lange, als Ludwig im Anfange des Jahres 1507 unter dem Titel einer Ehren- und Leibwache vier tausend Mann verlangte. Die Zahl wurde auf die Stände vertheilt. Vergebens eiferte dagegen die kaiserliche Gesandtschaft, und erinnerte beschämend an schnell vergessene Versprechungen und Beschlüsse. Zahlreich strömte die arbeitsscheue Jugend zusammen. Acht tausend Mann wurden von den Franzosen angenommen, viele abgewiesen. Erst nach dem Ausmarsche der Truppen schien die Sache der Tagsagung bedenklich. Sie befahl den Ausgezogenen, nicht über den Po zu gehen. Aber vernehmlicher, als die Beschlüsse der Tagsatzung, sprachen zu diesen die Französischen Thaler. Sie giengen über den Po. Sie halfen den fünf und zwanzigen Aprill 1507 Genua erobern, wurden vom Könige nach seinem Einzuge in die tief sich demüthigende Stadt gut bezahlt und hoch belobt verabscheidet. Der König selbst kehrte freudig über Mailand nach Frankreich zurück.

Kaiser Maximilians Gemüth füllte sich mit Furcht und Unwillen, als die Eidsgenossen, von denen er das Beste hoffte, seinem Feinde zuzogen. Dennoch verzagte er nicht an dem Gelingen seiner Plane. Zu Constanz versammelte sich im May 1507 ein glänzender Reichstag, auf dem auch die Eidsgenossen erschienen. Sie wurden in hohen Ehren gehalten, und reich beschenkt. Den Beschlüssen des Reichstages traten sie bey, und versprachen, den Kaiser auf seinem Römer-Zuge mit sechs tausend Mann zu unterstützen, mit dem Vorbehalte, daß

nichts Feindseliges gegen Frankreich unternommen werde. Der erfreute Maximilian erschöpfte sich in Schmeicheleyen und Gunstbezeugungen, um sich die Fortdauer einer Gesinnung zu sichern, die seine Erwartungen weit übertroffen hatte. Als die Gesandten von Constanz heim kehrten, billigten die Stände das mit Maximilian geschlossene Bündniß, und die Krieger zum Römer-Zuge wurden auf die Orte vertheilt. Aber die Umtriebe der Franzosen änderten bald die Lage der Dinge. Sie fingen an, mit Worten, Schriften und vorzüglich mit Geld entgegen zu arbeiten. Ihr Gesandter Rocquebertin hielt in Zürich offene Tafel, war gegen jedermann freundlich und zugänglich. In Baden, wo mehr zur Lust, als zur Gesundheitspflege Tausende zügelloser Krieger und gefälliger Schönen sich einfanden, bezahlte er öfters für alle Anwesenden, und warf Geld in die Bäder nnd unter die Weiber. — Wie dieser in Zürich und Baden, handelte sein Amtsgenosse Pierre-Louis zu Bern und Luzern. Oft zechte die ganze Menschenmenge, welche den Wochenmarkt besuchte, auf seine Kosten. Von ehrbaren und unehrbaren Frauen und Mädchen ließ er sich auf der Straße fangen, und löf'te sich mit Geld von ihnen. Diese Geldverschleuderung wirkte, die Eidsgenossen wurden schwierig, und als die kaiserlichen Gesandten eingestehen mußten, ehe Maximilian zu Rom gekrönt werden könne, müsse er zuvor die eiserne Krone zu Mailand empfangen, schrieen Viele laut über die Wortbrüchigkeit des Kaisers, der ja versprochen habe, keine feindseligen Schritte gegen Frankreich zu thun. Die Parteyen erhitzten sich. Die Tagherren suchten Ausflüchte. Die dem Kaiser versprochene Hülfe wurde immer mehr beschränkt, und je öfter sich die Tagsatzungen versammelten, desto mehr trennten sich ihre Meinungen. Bey den meisten Orten schwand die Neigung ganz, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, während Uri, Schwyz und Unterwalden sich anerbothen, in jedem Falle acht tausend Mann zu des Kaisers Heere stoßen zu lassen. Immer wilder wurde

die Zwietracht, abermahls drohte ein Bürgerkrieg. Jeder Ehrbare schämte sich zwar der Uneinigkeit, der Feilheit und Betteley. Oeffentlich redeten Viele schmählich wider den König. Es kam auf der Tagsatzung zur Sprache, wie dem Uebel zu begegnen sey, und einige Regierungen sahen sich genöthigt, gegen das Unwesen der Französischen Gesandtschaft Verfügungen zu treffen. Aber tauben Ohren predigten dennoch diejenigen, welche an diesem neuen Ereignisse zeigen wollten, Vortheil und Ehre des Vaterlandes bringen es mit sich, „aller „fremder Herren Gaben müßig zu gehen, und vor allen Din„gen die Sitten verderbende Französische Gesandtschaft wegzu„schicken." Zum Glücke für die Eidsgenossen erkaltete auch der Eifer der Deutschen, und der Römer-Zug unterblieb.

Bündniß mit dem Papste. Den vierten März 1510.

Um den Verdruß über die mißlungene Unternehmung zu dämpfen, und an Venedig, das zum Mißlingen derselben viel beygetragen, und nur übermüthig jubelte, sich zu rächen, erfaßte Maximilian mit Eifer einen auf Venedigs Untergang abzielenden Plan, indem er sich den zehnten December 1508 durch die so genannte Ligue zu Cambray mit dem Papste Julius II., mit Frankreich und Spanien zur Zerstückelung des Venetianischen Gebiethes verband. Diesem Bündnisse traten noch Savoyen, Mantua und Ferrara bey. Auch England, Hungarn und die Schweiz wurden eingeladen. Allein die letztere schöpfte Mißtrauen. Ein Gerücht ging, als sey das Bündniß nicht nur gegen Venedig, sondern überhaupt gegen die Freystaaten gerichtet, und werde auch die Eidsgenossenschaft gefährden. Räthelhafte Worte der kaiserlichen Gesandtschaft schienen einen solchen Verdacht auf Frankreich wälzen zu wollen. Das schreckte. Die wohl gemeinten Warnungen echter Vaterlandsfreunde wurden dieß Mahl angehört. Eine ernste Ordnung gegen das Reislaufen einzelner Krieger oder einzelner Cantone wurde entworfen. Allein als die Thaler erklangen,

die Trommeln gerührt wurden, die Fahnen wehten, war alles vergessen, und zahlreiche Eidsgenossen zogen beynahe zu jedem Heere. Zu spät erschien im März 1509 eine Venetianische Gesandtschaft in der Schweiz, um die Eidsgenossen auf die gemeinschaftliche Gefahr aufmerksam zu machen, und zwischen den beyden Freystaaten ein wahres, aufrichtiges und nützliches Bündniß zu belieben. Bereits am vierzehnten May hatten die Franzosen, von sechs tausend Eidsgenossen unterstützt, den glorreichen Sieg bey Agnadello über die Venetianer erfochten, welcher diese dem sicheren Untergange Preis gegeben haben würde, wenn nicht die Uneinigkeit und Eifersucht der Verbündeten und vorzüglich der Sinnesänderung des Papstes die damahlige Beherrscherinn der Meere gerettet hätte. Nam der Schlacht von Agnadello begann Julius II. das Uebergewicht der Franzosen, die er bitter haßte, zu fürchten. Seine Rachesucht gegen Venedig mußte kälteren, politischen Berechnungen weichen. Darum nährte er sich im Februar 1510 den Venetianern, un that Alles, um die Ligue zu trennen, und, wo möglich, mehrere Mächte gegen Frankreich zu bewaffuen. Sein Augenmerk richtete er auch auf die Eidsgenossen. Sein Vertrautester, Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten, kam mit Geld und Ablaß in die habsüchtige und gläubige Schweiz, und am dreyzehnten März 1510 wurde zwischen dem Papste und den Eidsgenossen ein Bündniß auf fünf Jahre „zum Schutze der Kirche“ geschlossen, in welchem man gleiche Freunde und Feinde zu haben versprach, die Eidsgenossen sich zur Stellung von sechs tausend Mann; der Papst aber zu alljährlicher Zahlung von tausend Gulden an jedes Ort und andern geistlichen und weltlichen Spenden verpflichtete.

Matthäus Schinner, Cardinal, Bischof zu Sitten.

Der außerordentliche Mann, welcher dieses Bündniß zuwege brachte, durch dasselbe dem ganzen politischen Systeme der Eidsgenossen eine durchaus unerwartete Wendung gab, und

fortan die Seele ihrer zahlreichen Unternehmungen gegen Frankreich wurde, verdient um des ungemeinen Einflusses willen, den er eine geraume Zeit auf unser Vaterland übte, einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit. Er war der Sohn gemeiner Eltern aus Mühle-Bach in Ober-Wallis. Sein Schicksal brachte den Knaben in Verhältnisse mit einem greisen Priester, der seine Seele für ein hohes Streben zu entflammen wußte. Zu Zürich und Como zeichnete sich Schinner als Schüler durch Arbeitslust und vielseitiges Talent aus. Mit ausnehmender Liebe weihte er seine Zeit dem Studium der alten Römischen Schriftsteller, sein weniges Geld wurde für die Anschaffung ihrer Werke verwendet, gern darbte er sich diese Genüsse am Munde, an jeder Lebensbequemlichkeit ab. Als er Pfarrer im Wallis geworden war, erregte er durch Geist, Beredsamkeit, wissenschaftliche Bildung, große und starke Gemüthsgaben, abhärtende Lebensart, strenge Sitten und vortreffliche Predigten großes Aufsehen. Der Bischof bemerkte und beförderte ihn. Im Jahre 1500 erhielt Schinner selbst die bischöfliche Würde, und mit ihr einen seinem ungezügelten Ehrgeize und seiner rastlosen Thätigkeit angemessenen Wirkungskreis. Von da an war seine Hand in allen großen Geschäften. Rasch, unermüdet, kriegerisch, voll Kraft in Worten und Werken, gerüstet mit unwiderstehlicher Beredsamkeit, erfüllt mit muthigem Eifer für das Eidsgenössische Vaterland, mit unerschütterlicher Treue dem päpstlichen Hofe ergeben, dagegen zweyer Könige von Frankreich lebenslänglicher, gefährlicher Feind, brachte Schinner ganz Europa gegen Frankreich in Waffen und Feindschaft, und erfüllte die Welt mit seinem Ruhme. Von Gestalt war Schinner lang, hager, mit her vorstehender Nase. Der lebhafte, weltkluge, gewandte, listige Mann, der in hohem Grade die Kunst verstand, seinen hell sehenden Geist in das Gewand scheinbarer Einfalt zu hüllen, und sich stets als Kämpfer für die Sache des Himmels darzustellen, hatte überall Freunde und Verbindungen, und war

in alle Geheimnisse der Staatskunst so sehr eingeweiht, daß der Aberglaube des Volks wähnte, ein Dämon eröffne ihm alles Verborgene. Hunger und Durst, Hitze und Kälte wußte er geduldig zu ertragen, ohne den Ausschweifungen abgeneigt zu seyn. Zur Erreichung seiner Zwecke hielt er wenige Mittel für unerlaubt; aber alle schienen ihm trefflich, wenn es darauf ankam, seinen furchtbaren Franzosen-Haß zu kühlen. Dieser Haß war es auch, der ihn zum vertrautesten Freunde des gleich gestimmten Julius II. machte, und die Verdienste, die er sich um die Befriedigung der päpstlichen Leidenschaft erwarb, verschafften ihm den zehnten März 1511 zu Ravenna die Ernennung zur Würde eines Cardinals und Fürsten der Kirche.

Chiasser-Zug. Mitte Augusts bis Mitte Septembers 1510.

Noch vor Abschluß des Bündnisses mit den Eidsgenossen hatte der Papst in Italien den Krieg aufs neue angefacht. Unter dem Vorwande die Kirche zu schirmen, forderte Schinner den bundesgemäßen Eidsgenössischen Zuzug mit sechs hundert Mann, welche, unter dem Scheine zum Papste zu ziehen, das von wenig Truppen besetzte Mailändische wegnehmen sollten. Die Eidsgenossen wollten lange nicht einwilligen. Wenn auch nur einzelne die eigentlichen Plane des Papstes durchschauten; schien doch allen der bloße Durchzug durchs Mailändische wegen der eifrigen Französischen Abmahnungen sehr gewagt. Endlich siegten die Franzosen-Feinde, und die, welche durch Annäherung an den Papst von Ludwig, mit dem die zehnjährige Verbindung zu Ende ging, ein vortheilhaftes Bündniß und mehr Geld zu ertrotzen hofften. Mitte Augusts sammelten sich im Canton Wallis unter dem Urner-Landammann Walther im Hof neun tausend Mann. Als weder der Cardinal-Bischof noch der erste Sold daselbst eintrafen, marschirte man auf Bellinzona, und rückte

von dort aus ins Mailändische ein. An der Tresa suchten Französische Gesandte, den Sturm durch freundliche Worte zu beschwören; aber die Eidsgenossen erklärten, friedlich zum Papste ziehen zu wollen, griffen, da man, ihnen den Paß abschlug, an, und drangen bis nach Varese vor. Allein allenthalben war Speise- und Geldmangel, überall feindliche Streifparteyen, keine Mühle, keine Brücke fand sich unzerstört. Dieß zwang die Eidsgenossen, nach Chiasso zurück zu gehen. Von hier aus bewirkte Französisches Geld die Heimkehr. So schimpflich dieselbe war, fühlten sich dennoch die Tagherren erleichtert; denn ein furchtbares Ungewitter hatte sich gegen die Eidsgenossenschaft aufgethürmt. Frankreich rüstete, der Kaiser drohte, und mühsam entging man einem Kriege mit beyden. Aber den Ausbrüchen des päpstlichen Zornes ließ sich nicht entrinnen. Vergebens suchte man, sich in einem ausführlichen Schreiben zu entschuldigen. In einem donnernden Breve erklärte Julius seine Ungnade, drohte, sich mit dem Kaiser und Frankreich auszusöhnen, dagegen die Eidsgenossen mit Krieg und Bann zu belegen, und ihre Untreue in allen Landen bekannt zu machen. Diese harten Aeußerungen des Papstes suchte Schinner möglichst zu versüssen; denn viele Eidsgenossen sprachen im Grimme von Herausgabe des Bündnisses. Nur mit Mühe drangen die Klügeren mit ihrem Rathe durch, den Papst nicht weiter zu beleidigen, und man ward einig, dem Ergrimmten eine Gesandtschaft zu schicken, um ihn zu versöhnen, und für die Krieger den Sold auszuwirken. Aber der Zorn des Papstes hatte sich noch nicht verloren. Mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte Julius die Gesandten ohne Schonung ihres Mißvergnügens; von Bezahlung wollte er nichts wissen; nur für die Zukunft gab er gute Hoffnung, wenn die Bundespflicht genauer erfüllt werde. Ueber dieß Ereigniß entstand unter dem gemeinen Volke in der Eidsgenossenschaft eine solche Erbitterung gegen Schinner, daß dieser sich seines Lebens nicht

mehr sicher hielt, und unter abenteuerlichen Verkleidungen und mannigfaltigen Gefahren über das rauhe Gebirge mitten durch das Französische Heer nach Rom entfloh.

Drittes Kapitel.

Die Eidsgenossen gegen Frankreich. 1511 — 1516.

Politische Verhältnisse. 1509 — 1511.

Das zehnjährige Bündniß, welches Ludwig im Jahre 1499 mit den Eidsgenossen geschlossen hatte, ging zu Ende, ohne daß einer der betreffenden Theile große Lust zu seiner Erneuerung bezeugte. Frankreich stand mit dem Kaiser in freundschaftlichem Vernehmen; Alles hatte sich für den König günstig gestaltet, und deßnahen glaubte er, Eidsgenössisches Blut und Eidsgenössische Kraft für ein Mahl um so eher entbehren zu können, da er, von unzeitiger Sparsamkeit ergriffen, die Eidsgenossen durch die wohlfeileren Landsknechte zu ersetzen, und im Nothfalle, selbst gegen den Willen der Obrigkeiten Eidsgenossen genug zu erhalten hoffte. Aber auch wenige Eidsgenössische Stände waren geneigt, das Bündniß zu verlängern; obschon der Tagsatzung den vierzehnten März 1509 durch Aymo von Montsaucon der Entwurf eines neuen war vorgelegt worden. Die Franzosen hatten, als sie ihre Wünsche erreicht sahen, die Eidsgenossen mit gewohntem Uebermuthe vielfach beleidigt. Nach dem Siege von Agnadello waren die Eidsgenössischen Söldner, die so viel zu demselben beygetragen, unbezahlt und beschimpft vom Französischen Heere entlassen worden. Ludwig selbst soll sich, als die Eidsgenossen im Laufe der Unterhandlungen für ihre Dienste höhere Pensionen forderten, geäußert haben, „er sey nicht gewohnt, „sich von so groben Bergbauern Gesetze vorschreiben zu las„sen.“ Während des Chiasser-Zuges wurde die Stimmung

des Königes etwas milder, ohne daß diese Milde die Eidsgenossen demselben näher brachte. Deßwegen befestigte Ludwig sein Verhältniß mit Kaiser Maximilian, und stimmte nun auch gegen die Eidsgenossen wieder einen etwas höheren Ton an. Zugleich beschlossen die beyden Fürsten, den Papst anzugreifen, und ihn seiner geistlichen und weltlichen Würden zu entkleiden. Das Erste sollte durch eine von ihnen zu Pisa veranstaltete Kirchenversammlung, das Zweyte durch Gewalt der Waffen geschehen. Den ersten Zweck zertrümmerte Julius, indem er auf das Pisanische Concilium seine Bannstrahlen schleuderte, und zu Rom ein Gegen-Concilium versammelte. Ueberdieß zwang ein Volksaufstand das Concilium zu Pisa, nach Mailand zu entfliehen. Glücklicher waren die weltlichen Waffen der verbündeten Fürsten. Das päpstliche Heer, dem Anfangs das Kriegsglück zu lächeln schien, wurde bald auf allen Puncten zurückgeworfen, und Rom wäre wahrscheinlich in Ludwigs Hände gefallen; wenn nicht eine unerklärbare Scheu ihn gehindert hätte, den Wohnsitz des vorgeblichen Statthalters Gottes auf Erden durch kriegerischen Ueberfall zu entweihen. Das Französische Heer ging nach Mailand zurück, befreyte durch seine Entfernung den Papst von einer durch den Kummer über seine vereitelten Entwürfe erzeugten, schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes geworfen hatte, und eröffnete ihm eine neue, freudige Aussicht auf glückliche Zeiten.

Der kalte Winterzug. November und December 1511.

In diesem Zeitpuncte vereinigte sich Alles, um die Eidsgenossen von dem verderblichen Hange, aus dem Blute ihrer Söhne schnöden Gewinn zu ziehen, loszureißen. Der Papst zürnte. Frankreich verbündete sich der Schweiz zum Hohne mit Wallis und Bündten. Die Erbvereinigung mit dem Kaiser, der noch immer Frankreichs Freund war, hatte man

den siebenten Februar 1511 wieder erneuert. Das Vaterland war in Parteyen zerrissen, und man mochte sich nun für den Papst oder für Frankreich erklären; so drohte ein heftiger Sturm im Inneren loszubrechen. Erklärte man sich gegen Frankreich, so hatte man nicht bloß von Ludwig, sondern auch von Maximilian Befehdung der Eidsgenossenschaft auf allen ihren Grenzen zu fürchten. Aber alle diese Bedenklichkeiten sammt der Liebe zum Vaterlande verschwanden vor den Lockungen der Kriegssucht und Geldgier, und diese beiden Triebfedern wußte Schinner mit dem besten Erfolge in Bewegung zu setzen. Zwar ruhte noch immer auf ihm der allgemeine Haß des Eidsgenössischen Volkes; allein dieß hinderte ihn nicht, alle Umstände schlau zur Erreichung seiner Zwecke zu benutzen. Die besten Dienste that ihm hierbey ein Vorfall aus dem Chiasser-Zuge. Die Franzosen hatten zu Lugano zwey Eidsgenössische Läufer getödtet, den Wappenschild eines dritten beschimpft, und mit großem Gespötte öffentlich versteigert. Die Verwandten der Getödteten wurden mit zwey hundert Kronen beschwichtigt; aber der Canton Schwyz ließ sich über die Beschimpfung seines Wappenschildes nicht zufrieden stellen. Neckereyen, die im Mailändischen an Eidsgenossen verübt wurden, erhöhten den Unwillen. Die Aufhetzungen des Cardinals erregten Murren unter dem Volke. Schwyz rüstete. Vergebens häuften die Tagsatzung, der Kaiser, die Regierung zu Mailand Versprechungen und Vorstellungen. Vergebens entwarf man das vollständigste Gemählde der Gefahren, die dem Vaterlande beym Ausbruche eines Krieges mit Frankreich droheten. In der Mitte Novembers rückten anderthalbtausend Schwyzer ins Feld, und mahnten alle Eidsgenossen. Zuerst folgte Freyburg. Mit diesem drang Schwyz nach Varese vor, wo die übrigen Bundesgenossen erwartet wurden. Nachdem einige angekommen, rückte man auf Galerate. Erst zu Legnano trafen die letzten ein, und brachten das Eidsgenössische Heer auf eine Stärke von un-

gefähr zehn tausend Mann. So unbesonnen man den Feldzug angefangen hatte, so versprach doch Alles einen glücklichen Ausgang, den allein Unordnung und Zwietracht vereitelten. Die Französische Macht in Italien war sehr schwach, und konnte den Eidsgenossen nur durch Streifparteyen Schaden thun; dagegen rüsteten sich die Venetianer, die Eidsgenossen zu unterstützen. Aber Frankreich kannte zu gut die mächtigen Wirkungen des Geldes auf die Entschlüsse der Schweizer, und bemühte sich, ihnen von dieser schwachen Seite beyzukommen. Die Eidsgenossen brachen in drey Abtheilungen, von denen Bern, Freyburg und Solothurn die erste, die Länder die zweyte, die übrigen Stände die dritte bildeten, gegen die Stadt Mailand auf, um mit den Franzosen zu schlagen, oder die Stadt zur Empörung zu reizen. Als weder das Eine noch das Andere gelang, von dem Venetianischen Hülfsheere sich keine Spur zeigte, Frankreich für den Heimzug spöttlich einen Monathsold both, und aus dem Vaterlande keine Nachricht kam; weil feindliche Streifparteyen alle Verbindungen im Rücken des Eidsgenössischen Heeres abgeschnitten hatten: so brach der Unwille der Krieger, besonders der Freiwilligen in schrankenlose Wuth aus. Zu furchtbar sind die Grausamkeiten, welche ohne Schonung des Alters, Standes und Geschlechtes an den unschuldigen Bewohnern ausgeübt wurden, als daß sie sich lebendig genug schildern ließen. Da dieselben aber nicht zum Ziele führten, und die Kälte des Winters herein brach, beschloß man am zwanzigsten December den Rückzug. Als er angetreten wurde, fand sich, daß die Länder nicht ohne Verdacht der Bestechung schon heimgezogen waren, ohne den übrigen Ständen ihren Entschluß zu eröffnen. Der Rückzug der Hauptmacht geschah mit solcher Unordnung, daß er einer Flucht glich, und mit allen den Verwüstungen und Gräueln begleitet war, welche die Spuren eines in wilder Auflösung fliehenden Heeres bezeichnen. Bis Bellenz wurden die Eidsgenossen verfolgt. Sie

litten bedeutenden Verlust; denn alle die sich einzeln oder in kleinen Schaaren von dem Heere entfernten, wurden von der Französischen Reiterey oder dem erbitterten Landvolke erschlagen. Unter ihnen selbst war nichts, als Vorwürfe, Schimpfreden, Zwietracht. Im Canton Uri weigerte man sich für das Bundesheer zu backen, forderte von ihm Geleitsgeld und Zoll, und schalt die Berner „Diebe." Die Heimkunft des Heeres zerstreute die Besorgniß der Tagsatzung, welche von den Ausgezogenen keine Kunde erhalten hatte; dagegen durch Gerüchte von feindseligen Rüstungen in Maximilians Landen und das Auffangen Französischer Kundschafter vielfach beunruhigt worden war, und eben einen zweyten Auszug angeordnet hatte, um die Vermißten aufzusuchen und zu unterstützen, und gegen alle Gegner eine stolzere Haltung annehmen zu können.

Dieser Feldzug verschaffte den Stimmen derer, die schon lange vor den herrschenden Verirrungen vergeblich gewarnt hatten, großes Gewicht. Immer lauter sprach man von der Nothwendigkeit, sich von der Kronenfresserey oder dem Pensions-Systeme loszureißen, und durch einen Tagsatzungsbeschluß zu verhindern, daß fürder weder der Muthwille noch der Starrsinn einzelner Stände das gesammte Vaterland in gefährliche Kriege zu verwickeln vermöge. Man beschloß auch den fünften Januar 1512 zu Luzern, die Ungehorsamen aufs strengste zu bestrafen; aber bald traten über diesen Punct wieder mildere Gesinnungen ein. Es schien hinlänglich, den Pfaffen- und Sempacher-Brief und die Stanzer-Verkommniß aufs Neue zu beschwören, und den einzelnen Cantonen zu überlassen, dem Uebel bey ihren Bürgern zu steuern.

Politische Bewegungen. Januar bis May 1512.

Während des verunglückten Zuges der Eidsgenossen wußte Julius, dessen geistliche Waffen gegen Frankreich wenig Wir-

kung thaten, den fünften October, Spanien, England und Venedig durch den so genannten Heiligen Bund gegen Frankreich aufzuregen, in Hoffnung durch diese wirksamere Wehre seinen Todfeind zu bezwingen. Selbst Maximilian wankte, und wenige Monathe später deuteten seine Gesandten der Tagsatzung heimlich an, falls die Eidsgenossen Frankreich anzugreifen gedächten, hätten sie des Kaisers Feindschaft nicht zu besorgen. Zu derselben Zeit ließ sich Maximilian auch willig finden, die Deutschen Landsknechte aus Französischen Diensten abzurufen. Aber Ludwig erschrak nicht. Schaaren von Deutschen und Italiänern, selbst Eidsgenossen, die mit dem Papste mißvergnügt waren, eilten zu seinem Heere, und die Trefflichkeit seines Feldherrn Gaston de Foix, Herzogs von Nemours, dessen Klugheit schon den Winterzug der Eidsgenossen unnütz gemacht hatte, schien dem Könige eine sichere Bürgschaft für die Gewißheit des Sieges. Gaston bewährte sich auch. Im Februar und Aprill 1512 zwang er das vereinte päpstlich-Spanische Heer, die Belagerung von Bologna aufzuheben, eilte von dort nach Brescia, schlug die Venetianer, und kehrte schnell zurück, um am eilften Aprill bey Ravenna über Spanien und den Papst einen eben so blutigen, als glänzenden Sieg zu erfechten. Diesen Sieg bezahlte der jugendliche Held mit der Blüthe seines Heeres und mit seinem eigenen Leben. Mit ihm ward das Glück der Franzosen in Italien zu Grabe getragen. Zwar ergriff unbeschreiblicher Schrecken den Papst. Er schien sich selbst und Andern verloren, und wenig fruchteten die Tröstungen der Venetianischen und Spanischen Gesandten, welche zur Fortsetzung des Krieges ermunterten. Da sah er sich unerwartet durch die Eidsgenossen gerettet, welche schon zwey Mahl seine Hoffnungen getäuscht, und seinen Zorn erregt hatten.

Nach dem mißlungenen Winterzuge hatte sich König Ludwig den Eidsgenossen wieder zu nähern versucht, und die Neigung Vieler zu dem Klange Französischer Thaler versprach

seinen Bemühungen einen günstigen Erfolg. Allein zu unvereinbar waren die hohen Forderungen der Einen mit der Kargheit des Anderen, und nach dem Siege von Ravenna brachen die Franzosen stolz alle Unterhandlungen ab, und kehrten ohne Abschied nach Hause. Das gab der Sache des Papstes die glücklichste Wendung. Eine Eidsgenössische Gesandtschaft ging im März 1512 nach Venedig, um mit dem Cardinal Schinner zu unterhandeln, während zu Zürich der päpstliche Gesandte Ennius Philonardo, Bischof von Veroli, vollkommenen Ablaß, reichen Segen und etwas Weniges von dem Gelde spendete, das er den Schweizern für den Ablaß ihrer Sünden zuvor abgenommen hatte. Zu Venedig ward die Eidsgenössische Gesandtschaft von den Ehrenbezeugungen der Venetianer und von Schinners Schlauheit umstrickt. Bey einem Gastmahle zeigte der Cardinal den erstaunten Eidsgenossen zwey kostbare, vom Papste ihnen bestimmte Geschenke, einen roth seidenen Huth mit reicher Verbrämung und goldenem Knopfe, mit Stickerey von Gold und Perlen, durch die der heilige Geist in Gestalt einer herab fliegenden Taube abgebildet war, und ein goldenes Prachtschwert in kupferner vergoldeter Scheide, dessen Handriff ebenfalls mit Perlen verzieret war. Dabey erklärte der Cardinal die Bedeutung der wichtigen Geschenke, und nannte die großen Freyheiten, welche des Heiligen Vaters milde, segnende Hand an dieselben geknüpft habe. Die hoch erfreuten Eidsgenossen kehrten heim, und obschon mehrere Stände und besonders Bern ungern mit Frankreich brachen; beschloß dennoch die Tagsatzung den Krieg.

Der große Pavier-Zug. 1512.

Im May 1512 sammelten sich unter Anführung der geschickten Zürcherschen Feldherren Ulrich von Hohen-Sax und Hans Jakob Stapfer an zwanzig tausend Eidsgenossen zu Chur. Auch die Bündtner, die wegen mannig-

faltiger Gewaltthaten ihr Bündniß mit Frankreich von dieser Macht für verletzt, und die älteren Verpflichtungen gegen die Eidsgenossen für heiliger hielten, schlossen sich ihnen an. Man drang gegen Verona vor, die Stadt wurde von den Franzosen verlassen. Freudig zogen die befreyten Bürger den Siegern mit den Schlüsseln der Stadt entgegen. Der Cardinal erschien. Er überreichte die erwähnten Geschenke, und mahnte, keinen Französischen Lockungen mehr Gehör zu geben. Mit Begeisterung empfingen die Eidsgenossen diese Geschenke, die ihnen um so werthvoller schienen, weil sie aus der Hand des damahls als heilig verehrten Oberhauptes der Christlichen Kirche kamen. Den dreyßigsten May brach man von Verona auf, vereinigte sich bey Villafranca mit den Venetianern, und von dort glich der Marsch einem ununterbrochenen, an Lust und Beute reichen Triumphzuge. Allenthalben, selbst aus festen Städten, zog sich die schwache Macht der Franzosen, die sich durch den Abgang der vom Kaiser zurückgerufenen Landsknechte täglich vermindert sah, ohne erheblichen Widerstand zurück. Einzelne Gefechte schienen der streitbaren Eidsgenössischen Jugend mehr Lust und Spiel, als kriegerischer Ernst. Als man sich Mailand näherte, waren die dort versammelten Väter der Pisanischen Kirchenversammlung, welche eben den Papst aller geistlichen und weltlichen Würden entsetzt hatten, die ersten, die ihr Heil in der Flucht suchten. Ein Volksaufstand, den schreckliche Greuel-Scenen begleiteten, entriß den Franzosen die Hauptstadt. Auch in Genua und anderen Städten entstanden folgenreiche Unruhen. Bey Pavia versuchte die Französische Macht vergeblich ernsthafte Gegenwehr. Von da an floh sie unaufhaltsam über das Gebirge. In Italien besaß der König fast nichts mehr, als die festen Schlösser von Mailand und Cremona. In Mailand zerstörten die Eidsgenossen das prächtige Grabmahl des Helden von Ravenna, entehrten seinen Leichnam, und schleppten ihn hinaus, damit der vom

Papste Gebannte nicht in geweihter Erde ruhe. Von den Zierathen des Grabmahles, welche den Meistbiethenden überlassen wurden, kamen die schönsten nach Bern, um in St. Vincenzen-Münster an Festtagen den Gottesdienst verherrlichen zu helfen.

Nach der gänzlichen Vertreibung der Franzosen entstand zwischen den Eidsgenossen den Venetianern und dem Cardinal Streit über die gemachten Eroberungen. Unvermuthet und ohne Abschied verließen die Venetianer in einer Nacht das Heer. Unter den Eidsgenössischen Truppen drohte Unordnung loszubrechen, und man beschloß, mit Ruhm geschmückt, mit Beute bereichert und wohl bezahlt, nach Hause zu kehren. Der vollkommen befriedigte Papst belohnte die Eidsgenossen für ihre rettende Tapferkeit mit dem Titel Beschirmer der Freyheit der Christlichen Kirche, schenkte ihnen zwey Hauptbanner, jedem Orte ein seidenes Banner und den Zugewandten Fahnen, deren Form und Farbe, und was auf denselben abgebildet werden sollte, die Eidsgenossen selbst bestimmen durften. Auch lud der Papst die Tagsatzung ein, ihm eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um wie er vorgab, seine liebsten, vertrautesten Söhne, seine Hoffnung und Stütze, an wichtigen Berathungen Theil nehmen zu lassen; in der That aber, um sie durch Höflichkeiten, Geld und Gaben noch fester zu umgarnen, der Welt zu zeigen, wie ergeben ihm die tapferen, allgefürchteten Eidsgenossen seyen, und besonders die Venetianer zu schrecken, auf die er wegen ihres Rückzuges von Mailand die ganze Last seines gewaltigen Zornes geworfen hatte. Diese Gesandtschaft wurde schon zu Florenz von Caspar von Sillinen, Hauptmann der päpstlichen Leibwache, empfangen. Er brachte jedem einen seidenen Rock, damit sie in ihrer schlichten Kleidung von dem Römischen Hofgesinde nicht verspottet werden. Ihr Einzug in die Hauptstadt der Christenheit war prächtig. Unter militärischem Gepränge, begleitet von vornehmen Römern, ritten

sie durch zahllose Volkshaufen, und der Papst ließ sich heraus tragen, sie zu sehen, und ihnen den Segen zu ertheilen. Hoch beehrt, gut bewirthet, reich beschenkt, mit den freundlichsten Aeußerungen geschmeichelt, kehrte die Gesandtschaft wieder heim; aber alle ihre Bemühungen, für die zwey früheren, fruchtlosen Feldzüge Entschädigung zu erhalten, den Bruch des Papstes mit Venedig zu hindern, oder dem Stellvertreter des sanften Jesus friedliche Gesinnungen einzuflößen, waren vergebens gewesen. Sie konnten nicht einmahl die versprochenen Ernennungsrechte zu Pfründen oder Befreyung von der Courtisanerie erhalten, und wohl begriffen sie nun, daß der Papst sie mehr nach Rom berufen habe, um mit ihnen zu prunken, als um sie zu beehren, oder ihren Rath zu verlangen.

Maximilian Sforza's Einsetzung ins Herzogthum Mailand. Den neun und zwanzigsten December 1512. — Erwerbung der Italiänischen Vogteyen. 1512.

Nun erhob sich die wichtige Frage, wessen Händen das eroberte Herzogthum anvertraut werden solle. Keiner der verbündeten Mächte konnte dieß gleichgültig seyn, am wenigsten den Eidsgenossen, deren Handel und Zufuhr zum Theile von der Gunst oder Ungunst der Beherrscher von Mailand abhängt. Die Mailänder selbst wünschten die Söhne des vertriebenen Ludovico Moro. Dem Papste gefiel dieß, weil es sich mit seinem Entwurfe, Italien von Fremden zu reinigen, verbinden ließ. Es gefiel auch den Eidsgenossen, die über Mailand einen Fürsten wünschten, der nicht so mächtig sey, um ihrer Hülfe und Freundschaft entbehren zu können; aber der Kaiser und Spanien hofften, die herzogliche Krone auf dem Haupte eines der kaiserlichen Enkel zu sehen. Auf einer Versammlung zu Mantua drangen der Papst und die Eidsgenossen durch. Man vereinigte sich, Maximilian,

den ältesten Sohn Ludovico Moro's, mit dem Herzogthume zu belehnen. Die Eidsgenossen bestimmten ihr Verhältniß zu dem neuen Herrscher durch Urkunden. Sie hatten die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendris, Meyn-Thal und Eschen-Thal mit Ausnahme der Schlösser, welche die Franzosen noch besetzt hielten, weggenommen, und die Bündtner hatten Cleven, Worms, und Veltlin an sich gezogen, die ihnen schon im Jahre 1404 waren zugesichert worden; zu deren Besitz sie aber damals nicht gelangen konnten. Das Eigenthumsrecht über diese Herrschaften mußte nun Sforza den Eidgenossen bestätigen, Zollfreyheit bis an die Thore von Mailand geben, und auf den Fall eines Krieges ein Mailändisches Hülfs-Corps versprechen. Zu dem verhieß Maximilian für die Uebergabe des Herzogthumes zwey Mahl hundert tausend und als immer währendes Jahrgeld vierzig tausend Ducaten zu bezahlen. Auch mußte er es sich gefallen lassen, daß die Bündtner ihre Eroberungen ohne eigentliche Abtretung behielten. Am neun und zwanzigsten December 1512 hielt der junge Fürst im Beyseyn vieler fremden Gesandten und zahlloser Hauptleute mit großer Pracht und Feyerlichkeit unter dem allgemeinen Jubel der Bürger, die sich Beendigung aller Noth und großes Glück von ihm versprachen, den Einzug in das lange vermißte Erbe seines Vaters. Die Ehre des Tages war nach heftigem Streite den Eidsgenossen überlassen worden. Sie übergaben dem Herzoge vor den Thoren in einer silbernen Schale die Schlüssel der Stadt. Nichts störte die allgemeine Freude, als das im Schlosse befindliche Französische Geschütz, dessen Feuer den Herzog in seinem Pallaste beunruhigte. Ein Ereigniß, welches vielen Abergläubigen als höchst traurige Vorbedeutung erschien. Einige Tage nach der Feyer des Einzuges wurde in einer großen Versammlung der herzoglichen Behörden, aller fremden Gesandten und der Bürger von Mailand der neue Staat dem Schutze der Eidsgenossen empfohlen. Der

Herzog selbst, durch die Nachricht von der Zulassung einer Französischen Gesandtschaft in der Schweiz beunruhigt, flehte in einer anderen Audienz unter vielen Thränen die Eidsgenossen, seine Väter und Begründer des Heiles seiner Staaten, möchten doch den Französischen Einflüsterungen kein Gehör mehr geben; sondern an ihm beständig treue Freundschaft, die er wohl zu belohnen gedenke, halten. Sie verhießen Treue und Schutz, nahmen Abschied, und kamen zufrieden und schön beschenkt nach Hause.

Unterhandlungen und Rüstungen. 1513.

In Italien war nunmehr eine scheinbare Ruhe eingetreten, und man glaubte, der von allen Seiten gedrängte Ludwig werde sich genöthigt sehen, jeden Plan zur Wiedereroberung Mailands aufzugeben. In Mailand überließ man sich der ausschweifendsten Freude. Aber nur zu bald loderte aus der Asche wieder eine neue, furchtbare Flamme empor. Das durch Krieg, Raub, Brand und Verbannung verwüstete, verarmte, entvölkerte Land hatte von der neuen Regierung Heilung seiner Wunden, Linderung seiner Schmerzen erwartet. Der gutmüthige Fürst hörte die Wünsche des Landes, und wollte das Beste; aber seine weibische Kraftlosigkeit ließ ihn nichts zu Stande bringen, und das wenige Gute, das noch unter seinen ohnmächtigen, unentschlossenen Händen zu gedeihen versprach, wurde durch die Herrsch- und Habsucht der kaiserlichen, päpstlichen und Eidsgenössischen Gesandten zertrümmert. Nicht genug, daß ihre willkürlichen Machtsprüche jeden gesetzlichen Rechtsgang erschwerten, mußte der Bürger auch beständig für Besitzthum, Ehre und Leben zittern, und den letzten Rest seiner aus den Stürmen des Krieges geretteten Habe durch die Geldgier seiner Beschützer und den nimmer satten Abgrund der herzoglichen Cassen verschlungen sehen. In tausend Herzen erwachte daher der Wunsch nach der Rückkehr der Franzosen, die das

Volk noch unter gelinderem Drucke gehalten halten. Dieser Wechsel der Gesinnungen entging den Franzosen nicht. Sie hatten Verbindungen im Mailändischen beybehalten, und harreten seit ihrer Vertreibung nur auf einen günstigen Zeitpunct, das schöne Land wieder zu gewinnen. Er schien gekommen; denn es gelang, obschon Papst und Kaiser eifrig entgegen arbeiteten, mit den Schweizern Unterhandlungen anzuknüpfen, und der König hoffte große Wirkungen von der viel erprobten Kraft seines Geldes. Aber ein beleidigtes Volk ist nicht so leicht zu versohnen. Ehe die Französische Gesandtschaft nur ein Mahl sicheres Geleit erhielt, mußten Summen bezahlt, die Schlösser von Lugano und Locarno abgetreten, und heilig versprochen werden, sich keine heimlichen Anwerbungen zu erlauben. Die Bedingungen, welche vollends die Eidsgenossen im Laufe der Unterhandlungen machten, und nahmentlich die unbedingte Verzichtleistung auf das Herzogthum Mailand und die Grafschaft Asti, schienen dem Könige so hart und unerträglich, daß sich die Unterhandlungen zerschlugen; weil weder Geldversprechungen, noch selbst Geldspendungen den Sinn der Eidsgenossen zu biegen vermochten. Wenn sich schon noch Viele fanden, denen die Französischen Kronen und fetten Jahrgelder werthvoller schienen, als die geweiheten Fahnen, Hüte und Schwerter, der reiche Segen und die kargen Geldgaben des Papstes; wenn schon besonders zu Luzern die Französische Partey stark war; so war dennoch der allgemeine Unwille gegen Frankreich so groß, und Schinners Schlauheit wußte Wort und Geld so zweckmäßig am rechten Orte anzubringen, daß die Französische Gesandtschaft nicht nur sehr hart gehalten; sondern auch, als sie wegen Umtrieben verdächtig geworden war, mit Wegweisung bedroht, und Viele gestraft wurden, die mit ihr in gewissen Verhältnissen gestanden, während alle diejenigen ungerügt bey Ehre und Ansehen blieben, die von den päpstlichen Gesandten Geld empfangen hatten.

Günstigere Aussichten schienen sich den Franzosen in Italien zu zu eröffnen. Ihr Todfeind, der rastlose, kriegerische Julius II., von dem Bullinger sagt, „daß er, ein gar „leichtfertiger Mensch und ein rauhes Stück Fleisch gewesen," war den zwey und zwanzigsten Februar aus der Mitte seiner großen Entwürfe vor den Richterstuhl des Allmächtigen gerufen worden, noch in den Phantasieen der Todesstunde mit den Franzosen kämpfend, und Frankreich konnte erwarten, daß sich die Gesinnungen des päpstlichen Hofes ändern werden. Als aber der Cardinal Johann von Medici, der eben aus Französischer Gefangenschaft zurück gekehrt war, am eilften März als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte; sah Frankreich auch diese Hoffnung vereitelt. Dagegen gelang es ihm, mit dem durch die Verbündeten beleidigten Venedig ein festes Bündniß abzuschließen, und, da die Eidsgenossen entzweyt, das Herzogthum von Vertheidigern fast entblößt, und die wichtigen Schlösser von Mailand und Cremona noch in Frankreichs Händen waren, so schien eine neue Unternehmung gegen das Herzogthum gelingen zu müssen. Sechzehntausend Mann Französische Kerntruppen, unter ihnen eine Schar verrätherischer Eidsgenossen, die um des Sündensoldes willen Vaterland und Ehre vergessen hatten, sammelten sich unter den besten Feldherren. Sie führten reichen Kriegsbedarf und eine hölzerne Festung bey sich, die sich zusammen fügen und aus einander legen ließ, um überall in den weiten Ebenen der Lombardey sogleich eine feste Stellung nehmen zu können. Im May-Monathe drang das Französische Heer über das Gebirge gegen Asti vor. Zehn tausend Venetianer unter Graf Bartholomäus Alviano bewegten sich gegen Verona, und eroberten mehrere Plätze. In Genua entstand eine Umwälzung zu Gunsten Frankreichs. — Herzog Maximilian hingegen hatte weder Geld, noch Krieger zu seiner Vertheidigung und ein unzufriedenes Land. In seiner eigenen Hauptstadt mußte er sich vor dem Französischen

Geschütze fürchten. In dieser Noth trat er, um sich der Gunst des Papstes zu versichern, demselben einige Besitzungen ab, und hoffte auf zehn tausend Spanier, die in der Nähe standen. Allein diese hielten den Rückzug für klüger. Dagegen sah sich der Herzog durch kaiserliche Versprechungen, durch päpstliche Truppen und Gelder und die Nachricht von dem Anmarsche der Eidsgenossen getröstet. Er raffte seine kleine Macht zusammen, und ging den Franzosen, die schon wichtige Vortheile errungen hatten, entgegen.

Zweyte Belagerung von Novara. Den vierten bis sechsten Juni 1513.

Maximilians Lage war keinesweges beneidenswerth, ob schon sich den zwey und zwanzigsten May vier tausend Eidsgenossen mit ihm vereinigt hatten und ein zahlreicheres Heer anrückte. Von einem seiner Feldherren sah er sich verrathen. Die Stadt Mailand huldigte den Franzosen, und da sich das Gerücht verbreitete, daß sich die Eidsgenossen ebenfalls auf Französische Seite schlagen würden; so folgte das ganze Reich dem Beyspiele der Hauptstadt. Nur Novara und Como blieben dem Herzoge treu. Verzweifelnd warf sich Maximilian mit seinen Eidsgenossen und einigen hundert Lombardischen Reitern in die erste dieser Städte, welche von dem Französischen Heere sogleich eingeschlossen wurde. Maximilian schwebte in äußerster Furcht. Er besorgte das Loos seines Vaters, der hier vor dreyzehn Jahren unter denselben Umständen, durch dieselben Eidsgenossen, in deren Händen jetzt auch sein Schicksal lag, war verrathen worden. Stolz erwarteten die feindlichen Anführer denselben Ausgang. Aber ihre Plane scheiterten an der ausdauernden Treue der Eidsgenossen. Vergebens häuften die Franzosen Versprechungen auf Versprechungen. Sie wurden mit einem Ausfalle beantwortet. Vergebens donnerte das Französische Geschütz vom frühen Morgen bis in die späte Nacht so

anhaltend und furchtbar, wie noch kein Eidsgenosse es je gehört hatte. Die Mauern stürzten zusammen; aber der Muth der Eidsgenossen wankte so wenig, daß die Thore Novara's immer offen gehalten wurden. Am zweyten Tage gegen Mittag, als die Noth aufs Höchste gestiegen war, der Herzog in Thränen zerfloß, und die Schweizerische Heldenschar zum letzten Kampfe sich rüstete, schwieg unerwartet das feindliche Geschütz. Die Franzosen hatten Kunde von dem Anrücken eines Eidsgenössischen Heeres erhalten, und eilten, die Belagerung aufzuheben. Die anrückenden Eidsgenossen waren auf ihrem Marsche durch viele Schwierigkeiten gehindert worden. Endlich vereinigte sich ihre Hauptmacht bey Arona. Drey Tage warteten sie auf die Ankunft der Uebrigen. Als sie nicht kamen, beschloß man am dritten Tage, aufzubrechen und anzugreifen. Die Franzosen wurden nicht mehr vor Novara gefunden. Sie hatten eine halbe Stunde von der Stadt ein Lager bezogen. Ihre große Ueberlegenheit, ihre treffliche Reiterey, ihr wohl bedientes Geschütz und die Vortheile ihrer Stellung riethen den Eidsgenossen, sie nicht anzugreifen, bis auch die Brüder herbey gekommen. Dennoch beschloß Schweizerische Tapferkeit die Schlacht. Der Rath Jakob Matti's aus Livenen, genannt Jakob von Uri, hatte diesen Entscheid herbey geführt.

Schlacht bey Novara. Den sechsten Juni 1513.

Den sechsten Juni 1513 bereiteten sich beym Anbruche des Tages neun tausend Eidsgenossen durch ernstes Gebeth zum entscheidenden Kampfe, und eilten, den Herzog in ihrer Mitte, ungeordnet durch die Thore und Maueröffnungen hinaus gegen den sorglos und unordentlich gelagerten Feind. Unweit von ihm theilten die Eidsgenössischen Führer ihr Heer in drey Hausen. Den einen bestimmten sie, durch Umwege den Landsknechten in die Seite zu fallen, den anderen, gerade auf den Feind loszugehen, den dritten, kleinsten, die Reiterey

zu beobachten. — Voran eilten die verwegenen Freywilligen, vom Gehölze verborgen, bis an die Französischen Vorwachen, überrumpelten sie, und brachten das feindliche Lager in Bewegung. Eilig, nur halb bewaffnet, stieg La Tremouille zu Pferde. Schnell ordnete Trivulzio die Scharen. Bestürzt warf sich die Reiterey auf ihre Rosse. Das Geschütz, durch die tapfern Landsknechte vertheidigt, wurde hinter einem Graben aufgefahren, und eröffnete ein mörderisches Feuer. Die Freywilligen mußten der Ueberzahl weichen. Die Eidsgenössische Hauptmacht kam zum Gefechte. Unter dem Donner des Geschützes, unter dem Anrücken der Reisigen ermahnte sie ihr Hauptmann, Hans Keller von Bülach, „des „alten Ruhmes ihrer Vorfahren, der vielfachen Beleidigun„gen Frankreichs und der dem Herzoge gelobten Treue eingedenk zu seyn.“

Nun stieg im Rücken des Eidsgenössischen Heeres die Sonne auf. In ihrem Glanze schimmerten fürchterlich schön die Harnische der heran sprengenden Küraſſiere. Immer schrecklicher tobte das Französische Geschütz. Der Rauch desselben verhüllte die Eidsgenossen. Sein Feuer lichtete ihre Scharen. Das Gesträuch trennte ihre Ordnungen. Die Reiterey durchbrach ihre Reihen. Aber ungeschreckt vom Getöse der Waffen, unverzagt beym durchdringenden Geschreye der Hinstürzenden, traten die Lebenden an die Stelle der Gefallenen, und alle verdoppelten ihre Schritte rasch in die feindlichen Glieder. Doch vergaßen auch Einige ihre Pflichten, verließen in der harten Stunde ihre Brüder, und flohen. Der Herzog selbst, für welchen so Viele ihr Leben opferten, begab sich, von von Furcht ergriffen, mit seinen Reitern nach Novara zurück. Allein stets heftiger entbrannte der Kampf, am heftigsten, als die Eidsgenossen die zur Deckung des Geschützes hinter einem Graben aufgestellten Landsknechte angriffen; denn diese wehrten sich hartnäckig, standen fest und undurchdringlich, und ohne Aufhören wüthete das Geschütz. In diesem Augenblicke,

bey der allgemeinen Ueberzeugung, Keiner werde jemahls Heimath, Freunde, Weib und Kinder wieder sehen, Keiner die Freuden des Lebens länger genießen, vergaßen Alle ihrer selbst, gedachten nur des alt hergebrachten Ruhmes, der Ehre, des Vaterlandes, und kämpften als würdige Söhne der Helden von Morgarten und Granson, von Sempach und St. Jacob. Es wichen bald diese, bald jene. Es häuften sich die Leichname. Ueberall Ströme von Blut. Man stand so nahe, daß nicht mehr mit Streitarten und Hellebarten, sondern mit Dolchen und Beymessern gefochten wurde. Die Eidsgenössischen Hauptleute blieben in Erfüllung ihrer Pflichten nicht zurück. Niklaus Konrad, einer der Sieger von Dornach, Benedict von Weingarten, Erni Winkelried und andere Führer hielten durch Ermunterungen, Drohungen, Befehle die Scharen beysammen, dann kämpften sie wieder, wie die Gemeinen. Lange blieb der Ausgang des Kampfes höchst zweifelhaft. Endlich brach der seitwärts geordnete Eidsgenössische Haufe, den die feindliche Reiterey aufgehalten hatte, mit Ungestüm in die Feinde, und entschied die Schlacht. Die Landsknechte flohen. Die Büchsen wurden erobert und umgekehrt. Das ganze Französische Heer lös'te sich auf. Vergebens bemühte sich der alte, mit Staub bedeckte Trivulzio, den Rückzug durch die Reiterey zu sichern; sie entwich, die Meisten, ohne je gefochten zu haben. Acht tausend Landsknechte und Franzosen lagen der Wahlstatt, jene rühmlich im Kampfe gefallen, diese größten Theils auf der Flucht erschlagen. Die Eidsgenossen hatten vorzüglich durch das Geschütz funfzehn hundert Mann und den tapfern Führer Benedict von Weingarten verloren. Die wüthende Verfolgung währte nicht lange. Die Feinde verdankten ihre Rettung der Ermüdung der Eidsgenossen und ihrem Mangel an Reiterey. Diesseits der Alpen war das fliehende Heer nicht mehr zum Stehen zu bringen. Im Vaterlande angekommen, rühmte sich die Französische Prahlerey, „mit

„eitel leidigen Teufeln gefochten zu haben.“ Die Sieger dankten dem Allmächtigen für den glücklichen Ausgang, blieben dann einige Stunden in guter Ordnung, um zu sehen, ob sich der Feind nicht mehr sammle, hierauf bestatteten sie ihre Todten, versorgten die Verwundeten, und sammelten die Beute. Es wurde von derselben so viel verschleppt, daß der gemeine Mann nicht einmahl hinreichend Geld erhielt, ein gutes Mahl zu bezahlen. Der dankvolle Empfang des Herzoges, welcher nun wieder Freudenthränen weinte, minderte nicht den dadurch entstandenen Unwillen; dagegen mehrte ihn der Mangel an Speise und Trank nach dem mühseligen Tagewerke.

Dieß war der Ausgang der Schlacht von Novara, herrlich und ruhmvoll für die Eidsgenossen; weil sie, nach dem Zeugnisse auswärtiger Schriftsteller, mit einer Tapferkeit, Beharrlichkeit und Todesverachtung gleich den unsterblichen Helden Griechenlands und Roms gefochten hatten. Noch am Abende der Schlacht kamen einige der verspäteten Eidsgenossen, am folgenden Tage das ganze Heer, alle äußerst betrübt, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen war, die Gefahr mit ihren Brüdern zu theilen. Die Angelegenheiten in Italien nahmen nun mit Einem Mahle wieder eine ganz andere Wendung. Alles fiel von den Franzosen ab, und huldigte dem Heiligen Bunde. Die Eidsgenossen verschafften sich noch ihren Sold durch starke Brandschatzungen, begingen vielfache Unordnungen, plünderten, ohne Stand, Alter und Geschlecht zu schonen, Freund und Feind, quälten die Einwohner so sehr, daß Alles vor ihnen floh, ließen dann einige tausend Mann zur Beschützung des Herzogthumes zurück, und zogen heim; weil sie Nachricht erhielten, daß im eigenen Vaterlande Unruhen ausgebrochen seyen, deren ausführlichere Beschreibung das folgende Kapitel enthalten wird.

Zug nach Dijon. Vom sieben und zwanzigsten August bis zum dreyzehnten September 1513.

Viele Eidsgenössische Regenten glaubten, diese Unruhen, welche durch die ungleiche Vertheilung der Beute, die Eifersucht über den zunehmenden Reichthum der Städte, den Zorn über ihre Eingriffe in die Volksfreyheit, den Schmerz über die zahllosen Schlachtopfer des Reislaufens, des Geld- und Ehrgeizes vieler Führer, vorzüglich aber durch den Unwillen gegen die Umtriebe der öffentlichen und geheimen Anhänger Frankreichs verursacht worden waren, nicht besser stillen zu können, als wenn sie die Gedanken des Volkes auf andere Gegenstände hinleiteten, seinem Zorne eine Richtung nach Außen gäben, und ihm die Mittel verschafften, Geld zu gewinnen, und seinen Haß gegen Frankreich zu befriedigen. Ein Einfall in Frankreich schien Vielen immer nothwendiger zu werden, und da auch der Kaiser Geld, Mannschaft und Geschütz verließ; so beschloß am ersten August 1513 die zu Zürich versammelte Tagsatzung, mit sechzehn tausend Mann nach Frankreich zu ziehen. Alle Umstände ließen einen glücklichen Erfolg des Unternehmens hoffen, das gegen ein von mehreren Seiten angegriffenes, durch die Schlacht von Novara der Blüthe seiner Krieger beraubtes Land gerichtet war. Zu Besançon sammelte sich am sieben und zwanzigsten August ein auserlesenes Heer der Eidsgenossen, das sammt den Freywilligen und den kaiserlichen und Burgundischen Verstärkungen sich auf mehr, als dreyßig tausend Mann belief. Ermuthigt durch die Kunde, daß die Franzosen bey Guinegate von den Engländern seyen geschlagen worden, beschloß man, auf dem nächsten Wege gegen Dijon vorzudringen. Keine feindliche Kriegsmacht stellte sich entgegen. Keine Stadt versuchte Widerstand. Der Anblick des gewaltigen Heeres und des ansehnlichen Geschützes eröffnete auch die festesten Burgen. Einen Anlaß, durch Tapferkeit Ruhm und Ehre

zu gewinnen, fand man nicht; dagegen bedeckte man sich mit der Schande der ausgelassensten Zügellosigkeit. Rauben und Brennen waren die Thaten des Heeres. Kirchen wurden geplündert, Heiligthümer entweihet, oder entwendet, selbst das Grab sicherte vor den habsüchtigen und muthwilligen Mißhandlungen roher Krieger, denen einige unwürdige Priester mit schändlichem Beyspiele voran gingen. Hinter den schwachen Mauern des furchtbar bedrohten Dijon befehligte der bey Novara geschlagene La Tremouille kaum sechs tausend zusammen geraffte Streiter. Er besserte die Festungswerke aus, ließ zwey Vorstädte nieder brennen, und rüstete nach Möglichkeit Alles zur ernsten Vertheidigung. Die Eidsgenossen zogen in schöner Ordnung an Dijons Mauern vorbey, dann schlugen sie mehrere Läger auf. Der kaiserliche Büchsenmeister ordnete an einem vortheilhaften Orte das Geschütz, und nach acht und vierzig Stunden hatte sein Feuer den Eingang in die reiche Stadt geöffnet. Nicht nur Dijon, Frankreich selbst schien verloren, wenn die siegreichen Englischen und Eidsgenössischen Heere ihren Siegeslauf fortsetzten. Aus dieser großen Verlegenheit wurde das Reich durch Ueberredung, List und Bestechung gerettet. „Denn die Franzosen „nahmend zur Hand das heimlich Kronengeschütz, demnit „widerstanden wird, trafent angends Etlich, ihnen wohl be„kannt, die im Nebel zur Stadt us und in wandelten.“ Im Eidsgenössischen Heere waren nähmlich viele den Franzosen aus früheren Jahren wohl bekannte Führer. An sie wendete sich La Tremouille nicht ohne Erfolg. Sie, die bey ihrem Auszuge von den Ständen Vollmacht erhalten hatten, einen anständigen Frieden zu schließen, ließen sich geneigt finden, und schlossen ungeachtet aller Vorstellungen guter Eidsgenossen und der kaiserlichen Räthe am dreyzehnten September einen übereilten Frieden, ohne nur ein Mahl zu untersuchen, ob Tremouille mit Vollmacht versehen sey.

Friede von Dijon. Den dreyzehnten September 1513.

In diesem Frieden versprach Frankreich, Versöhnung mit Allen, die den Eidsgenossen Hülfe geleistet, dem Papste Auflösung des Pisaner-Concilium, dem Kaiser Rückgabe aller dem Hause Oesterreich entrissenen Besitzungen, den Eidsgenossen Abtretung von Mailand, Cremona und Asti und Räumung der von den Franzosen noch besetzten Schlösser; ferner verhieß es, sich in der Schweiz keine heimlichen Werbungen zu erlauben, alle alten Ansprachen zu befriedigen, für den Rückzug der Eidsgenossen in drey Wochen vier Mahl hundert tausend, ihren Waffengenossen aber zehn tausend Kronen zu bezahlen. Vier Geißeln in kostbaren Gewändern bürgten für die Erfüllung der eingegangenen Versprechungen, und nun eilte das Eidsgenössische Heer mit solcher Schnelligkeit dem Vaterlande zu, daß es den Franzosen leicht gewesen wäre, das verlassene kaiserliche Geschütz zu erobern. In der Eidsgenossenschaft erneuerten sich die Unruhen, die man durch diesen Zug zu stillen versucht hatte. Sie wurden heftiger, als bedenkliche Nachrichten sich verbreiteten, daß der König die Anerkennung des Friedens von Dijon verweigere. Viele Tagherren wollten zum zweyten Mahle nach Frankreich ziehen; aber Schmeicheleyen, Versprechungen und Ränke der Franzosen und Franzosen-Freunde beschworen den drohenden Sturm. Man baute seine Hoffnungen auf die Geißeln, und empfahl dem Vororte, sie gut zu bewachen. Auch die unruhige Spannung des Landvolkes verlor von ihrer Heftigkeit.

Unterhandlungen und Rüstungen. 1514 bis Juli 1515.

Das Jahr 1514 verfloß fast gänzlich in Unterhandlungen. Nach dem Zuge von Dijon handelten die Eidsgenossen in Mailand mit unumschränkter Willkür. Der schwache, in

Trägheit, Sorglosigkeit, Spiel und Schmutz versunkene Herzog stand mit seinen Beschützern nicht auf dem besten Fuße. Er beleidigte ihren frommen Sinn durch Verachtung alles Gottesdienstes, und erregte ihre Furcht vor dem göttlichen Zorne. Er verschenkte an Spanien unnütz seine ersten Bedürfnisse, Geschütz und Einkünfte; dagegen entrichtete er seine Zahlungen an die Eidsgenossen langsam und zum Theile in schlechter Münze, und seine Günstlinge und Staatsbeamten lebten mit dem Cardinal von Sitten und den Eidsgenössischen Abgesandten und Hauptleuten in beständigem Zwiste. Der Herzog selbst säumte lange Zeit, die mit den Eidsgenossen aufgerichteten Bundesbriefe zu besiegeln, und ließ der Tagsatzung ein Schreiben voll Klagen nnd Vorwürfe überreichen. Aber wie gegründet auch seine Klagen seyn mochten; fanden sie doch so wenig den Beyfall der Eidsgenossen, daß die Tagsatzung in ihrem Zorne in Berathung zog, ob man nicht den Herzog seinem Schicksale überlassen wolle. Maximilian mußte sich aufs Neue unterwürfig bezeigen, und die Macht dieses Fürsten war in so enge Schranken eingeschlossen, daß er mehr ein Eidsgenössischer Statthalter, als ein unumschränkter Herrscher zu seyn schien. Und sein bedrängtes Volk zog aus der angeblichen Befreyung Mailands keinen anderen Vortheil, als daß es das Französische Joch mit dem noch härteren Eidsgenössischen vertauscht hatte. Was Wunder, wenn es solcher Befreyer von Herzen überdrüssig war? Zudem war das Land mit Verräthern angefüllt, und das Volk von Natur wankelmüthig. Durch die Willkürlichkeit, mit der die Eidsgenossen im Mailändischen verfuhren, reizten sie die Eifersucht ihrer Mitverbündeten, vorzüglich des Papstes, der, wie sein Vorfahr, Italien gern von allem fremden Einflusse gereinigt hätte, so sehr, daß dieser so genannte Vater der Gläubigen den Eidsgenossen die Rettung des pästlichen Stuhles durch die empörendsten Treulosigkeiten vergalt. Obschon er die Vortheile eines erneuerten Bündnisses mit der Schweiz genoß,

ließ er sich mit Frankreich in geheime Umtriebe ein. Seine schlaue Unterhandlungskunst endete die Feindschaft zwischen Frankreich und England, und König Ludwig bestrebte sich, auch Spanien und den Kaiser von den Eidsgenossen abzuwenden, und schon lange, ehe die Eidsgenossen diese Umwendung des politischen Systemes ahndeten, machte Frankreich, durch den Papst angespornt, bedeutende Rüstungen, um zugleich mit dem ehevorigen Waffenruhme das verlorene Mailand wieder zu erstreiten. Vor dem Ausbruche des Krieges versuchte indeß Ludwig zu verschiedenen Mahlen, sich mit den Eidsgenossen zu versöhnen. Nach langen Unterhandlungen antworteten sie mit dem Beschlusse, daß sich beständig zwanzig tausend Mann zum Schutze Mailands, gegen Frankreich bereit halten sollten.

Mitten unter den größten Waffenrüstungen starb am ersten Tage des Jahres 1515 Ludwig XII., König von Frankreich. Seinen Thron bestieg Franz I., ein schöner kräftiger Mann, in der ersten Blüthe der Jugend, voll Leben, Geist, Edelsinn und Ritterthum, dessen einziger Wunsch es war, den Nahmen eines Helden zu erringen. An diesem Wunsche hing er mit solchem Feuer, daß die Erzählung kriegerischer Großthaten entschlafener Helden seinen Augen Thränen, seiner Brust Seufzer entlockte. Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, Pracht, Wollust, Verschwendung liebte er sehr; aber in den mannigfaltigen Kriegs- und Staatsgeschäften, in der Umgebung der weisen Männer, denen er die wichtigsten Stellen anvertraute, wußte er, die Begierden zu beherrschen, deren Sclave er sonst in den Stunden der Muße war. Nachdem dieser ausgezeichnete Fürst vergeblich versucht hatte, sich mit den Eidsgenossen auf friedlichem Wege zu vergleichen, und eben so vergeblich um Oesterreichs und Spaniens Freundschaft sich beworben, so trat er als Kämpfer in die Schranken. Ee erneuerte seine guten Verhaltnisse mit England, knüpfte einen engen Verband mit Venedig, suchte,

auch den Papst öffentlich auf seine Seite zu ziehen, und sammelte ein furchtbares Heer, dessen Bestimmung niemandem räthselhaft seyn konnte. Aber erst als im Aprill eine Staatsumwälzung zu Genua diesen vortheilhaften Waffenplatz in Französische Hände gebracht hatte, erwachten die Gegner des Königes aus einer trüglichen Sicherheit. Trotzig der eifrigen Bemühungen der zahlreichen, geheimen Anhänger Frankreichs ließen die Eidsgenossen, obschon von Mißtrauen gegen ihre Bundesgenossen erfüllt, durch des Papstes Betragen erbittert, über Maximilian unwillig und unter sich selbst entzweyt, sechs tausend Mann nach Italien aufbrechen, denen Mitte Juni vierzehn tausend andere folgten, mit dem Befehle, durch Besetzung der Savoyschen Bergschluchten den Franzosen den Eingang in Italien zu verschließen. Die Eidsgenössischen Grenzen gegen Frankreich wurden verwahrt, aller Orten Eilbothen angeordnet, und das im Mittelpuncte der Schweiz liegende Luzern erhielt die Vollmacht, alle an die Eidsgenossen eingehenden Schreiben zu öffnen, den Inhalt den Ständen mitzutheilen, und nöthigen Falls Tagsatzungen auszuschreiben. Auch die übrigen Gegner Frankreichs wurden wach, ihre Zwistigkeiten verstummten, und am siebenten Juli vereinigten sich Spanien, der Kaiser, Mailand, die Eidsgenossen und der Papst, der noch kurz vorher die durch die Eidsgenossen beabsichtigte Wiedereinnahme von Genua verhindert hatte, jetzt aber von Frankreichs Uebermacht wieder Alles befürchten zu müssen glaubte, die Freyheit Italiens zu vertheidigen. Die Eidsgenossen sollten Krieger stellen, die Uebrigen versprachen Sold, Geschütz und einige Hülfstruppen.

Wiederausbruch des Krieges. Juli bis September 1515.

Während neue Eidsgenössische Scharen nach Italien abgingen, und die päpstlichen und Spanischen Völker sich sam-

melten, wurde gegen das Leben des Herzoges eine Verschwörung angezettelt, und in Mailand entstand bey Einforderung einer schweren Kriegssteuer ein gefährlicher Auflauf, durch den die schwache Eidsgenössische Besatzung ins Schloß zu weichen gewungen ward. Auch im Eidsgenössischen Heere erhoben sich Unordnungen. Man war über die Führung des Krieges durchaus uneinig; die Einen wollten vordringen, die Anderen nach der Hauptstadt zurück gehen, die Dritten Genua einnehmen, und erst nach langem Zwiste besetzte man die Bergschluchten, durch welche die Französische Macht nach Italien gelangen mußte. Aber drückender Geld- und Nahrungsmangel machten die Eidsgenössischen Krieger unwillig. Sie wären lieber zu Mailand gewesen, und sahen die Gründe nicht ein, um deren willen man unthätig am Fuße des rauhen Gebirges liege. Sie fingen an, den Hauptleuten den Gehorsam zu versagen, hielten einige für bestochene Verräther, und der bekannte Franzosen-Freund Albrecht von Stein, einer der der ersten, aber auch der feilsten und käuflichsten Eidsgenössischen Feldherren, wurde in einem Tumulte so mißhandelt, daß sein Leben nur mit Mühe gerettet werden konnte. Mittlerweile rückte ein auserlesenes Französisches Heer an, mit furchtbarem Geschütze, trefflicher Reiterey und einem zahlreichen Fußvolke versehen, dessen Kern aus mehr, als zwanzig tausend tapferen, im Kriege geübten, gegen die Eidsgenossen ergrimmten Landsknechten bestand, die der Deutsche Kaiser ungehindert zum Französischen Heere hatte laufen lassen. Das übrige Fußvolk kam an Zahl beynahe, aber keineswegs an innerem Gehalte den Landsknechten gleich. Der König mit den besten Führern und der Blüthe des Französischen Adels, der die beleidigte Volksehre in Eidsgenössischem Blute rein zu waschen sich sehnte, stand an der Spitze des Heeres. Die Franzosen, denen es unmöglich war, die von den Eidsgebesetzten Pässe wegzunehmen, faßten einen kühnen Entschluß. Das Hauptheer sollte auf einem noch nie betretenen Seiten-

wege, wo Felsen zu sprengen, und Straßen zu bahnen waren, und wo man durch geringe feindliche Macht leicht hätte vernichtet werden können, nach Italien vordringen. Zwey kleine Haufen waren bestimmt, die Eidsgenössischen Stellungen zu beunruhigen, und die Schweizer über die wahren Bewegungen des Heeres zu täuschen. Dennoch erfuhren diese die Maßregeln ihre Feinde; aber die Uneinigkeit ihrer Führer ließ sie zu keinem Entschlusse kommen, und nach fünftägiger, harter, verzweifelter Arbeit stand das Französische Heer in den Ebenen Italiens, und eröffnete den Feldzug mit einem Ueberfalle der päpstlichen Reiterey, die in vollkommenster Sicherheit vernichtet oder gefangen wurde. Glänzende Verheißungen der Franzosen bewogen das Eidsgenössische Heer, seine vortheilhafte Stellung zu verlassen. Der gemeine Mann war zwar willig sich zu schlagen; aber bestochene Führer gebothen unter dem Vorwande, daß man einer so großen Macht im Felde nicht gewachsen sey, so eiligen Rückzug, daß die zu Saluzzo liegende Heerabtheilung angewiesen wurde, ihr Geschütz aus Mangel an Zugvieh zu zerschlagen; aber die tapferen Krieger ergriffen das ehrenvollere Mittel, ihr Geschütz mit eigener Hand wegzuziehen. Nach der Eidsgenossenschaft schrieben die Führer zur Bemäntelung ihrer Maßregeln um schleunige Verstärkung. Der unrühmliche Rückmarsch war mit solchen Grausamkeiten begleitet, daß es allgemein für ein Zeichen des Zornes Gottes über die Mißhandlung der wehrlosen Einwohner gehalten wurde, als bey heiterem Himmel der Donner rollte, und große Schloßen herab fielen. In der Gegend von Vercelli wurden die Eidsgenossen durch die Französische Reiterey geschädigt, und verloren zwey der von Saluzzo mühsam fortgeschleppten Büchsen. Von Vercelli gingen die Waldstätte sogleich nach Mailand. Die anderen setzten sich in dieser Stadt; aber bald entstand eine zweyte Trennung; Bern, Freyburg, Solothurn, Biel und Wallis zogen nach Arona, die übrigen, mit ihnen alle Frey-

willigen zu den Waldstätten nach Mailand. In Novara ließ man das schöne, mit so großer Mühe und Gefahr bis dorthin geschleppte Geschütz, das so leicht hätte gerettet werden können, stehen, wo es den Franzosen zur Beute ward. Alles war in Gleichgültigkeit und Schlaffheit aufgelöst. Den Verlust des Herzogthumes Mailand haben die Eidsgenossen diesem Benehmen zuzuschreiben.

Friede zu Galera. Den achten Herbstmonath 1515.

Zu Vercelli erschienen Französische Gesandte, sprachen von des Königes freundschaftlicher Neigung zu den Eidsgenossen, von seiner Begierde nach ewigem Frieden, und machten den Abgeordneten von neun Cantonen, (Uri, Schwyz und Glarus wohnten nicht bey), Vorschläge; die indeß weit unter den Eidsgenössischen Erwartungen und Ansprachen standen. Dennoch vereinigte man sich nach wenigen Tagen zu Galerate unter folgenden Bedingungen. „Die Eidsgenossen „übergeben dem Könige das Herzogthum Mailand. Der Herzog „Maximilian Sforza wird von dem Könige von Frankreich „mit dem Herzogthume Nemours, einer Pension von zwölf „tausend Franken und einer Gemahlinn aus königlichen Ge„blüte entschädigt. An die aus dieser Ehe allfällig ent„springenden Prinzen fällt das Herzogthum Mailand zurück. „Den Eidsgenossen bezahlt der König die im Vertrage zu „Dijon bedingten vier Mahl hundert tausend Kronen, ferner „drey Mahl hundert tausend Kronen Kriegskosten und eben „so viel Entschädigungsgelder für die Zurückgabe von Lugano, „Locarno, Mendrys, Meyn-Thal, Eschen-Thal „Cläven, Worms, Veltlin und alles Uebrigen, was „die Eidsgenossen oder die Bündtner vom Herzogthume Mai„land an sich gebracht. Bellenz, Riviera und Bol„lenz bleiben den Eidsgenossen. Der König wird den Frie„dens-Tractat unterschreiben und besiegeln, der Herzog von

„Lothringen sich als Bürgen stellen. Die Eidsgenossen tre„ten mit Frankreich in ein Bündniß, das beyden Theilen „große Vortheile gewähren soll.“ — Zwey Ursachen hatten den Abschluß des Friedens befördert. Einerseits waren viele Eidsgenössische Führer bestochen, und anderseits fürchteten die Franzosen eine Schlacht; weil die Tagsatzung nach den heftigsten Zwistigkeiten am zwanzigsten August endlich beschlossen hatte, es solle zur Verstärkung der in Italien befindlichen Truppen ein jeder Ort nach Macht und Ehre ausziehen, und in Folge dieses Befehles ein neues Eidsgenössisches Heer von zwölf bis funfzehn tausend Mann anrückte, und bereits nach Varese gekommen war.

Der Vergleich von Galera, in welchem die Eidsgenossen für eine Geldsumme ihre mit so vielem Blute errungenen Vormauern gegen Italien hingaben, wurde von Bern, Freyburg, Solothurn, Biel und Wallis, bey denen der gemeine Mann mißstimmt, und viele angesehene Führer öffentliche Anhänger der Franzosen waren, ungeachtet der triftigsten Vorstellungen redlicher Eidsgenossen angenommen, und sie traten etwa, zwölf tausend Mann stark, unverweilt den Rückmarsch an. Nur ihre Freyscharen und die Bernerschen Aargauer, welche bey einer anderen Heeresabtheilung standen, blieben im Felde. Einen großen Antheil an diesem allerdings uneidsgenössischen Benehmen möchte neben der Geldgier Einzelner die Staatsklugheit der Berner haben, welche es ihrem Interesse zuträglicher fanden, sich im Westen, als im Süden, auszubreiten, und daher den Krieg in Italien nicht liebten, da er nur Erwerbungen darbiethen konnte, deren örtliche Lage Berns Wünsche wenig begünstigte.

Die zurück gebliebenen Eidsgenossen sammelten sich zu Monza, und verwarfen den Frieden, dessen Annahme, wie sie mit Recht behaupteten, der Eidsgenossenschaft nur ewige Schande gebären konnte; weil ihnen mit Grund wäre vorge-

worfen worden, sie hätten den Vater verrathen, den Sohn verkauft, um schnöden Gewinnes willen Treue, Glauben und Ehre verletzt, Eide gebrochen, und ihre Bundesgenossen den Feinden Preis gegeben. — Die Zeit dieser Unterhandlungen war von dem Könige von Frankreich trefflich benutzt worden. Die meisten Städte des Herzogthumes, auch Mailand selbst, waren in seine Hand gefallen, und von einer anderen Seite war zur Unterstützung des Königes ein Venetianisches Heer bis nahe an diese Stadt vorgedrungen. Als die Eidsgenossen von Monza aufbrachen, wurde die Stadt Mailand von den Franzosen ohne Schwertstreich wieder verlassen, und die Eidsgenossen rückten unter dem Jubel des Volkes in dieselbe ein.

Schlacht von Marignano. Den dreyzehnten und vierzehnten Herbstmonath 1515.

Das Französische Heer hatte sich bey Marignano in der Nähe von Mailand in einer durch Natur und Kunst geschützten Stellung gelagert, und hoffte, hier die feindlichen Heere im Zaume zu halten, und seine eigene Vereinigung mit den Venetianern zu bewirken. Vor den Thoren von Mailand fielen täglich kleine Gefechte vor. Die zu Mailand befindlichen Eidsgenossen waren sehr uneinig. Viele neigten sich nach und nach zum Frieden, andere, voraus der Cardinal von Sitten, wünschten sehnlichst eine Schlacht, um der Schande eines zweyten Abzuges zu entgehen. Dem Cardinal gelang es, durch Gelde und gute Worte mehrere Hauptleute zu gewinnen. Donnerstags den dreyzehnten September Nachmittags, als Kriegsrath gehalten wurde, die meisten Orte sich für den Galeraner-Frieden erklärten, einige heim zu ziehen sich rüsteten, und nur Uri, Schwyz und Glarus in ihrer Pflicht verharrten, entstand plötzlicher Lärm. Die Eidsgenössische Leibwache, hieß es, sey im Gefechte, die feindliche Macht stehe vor den Thoren. Alles ergriff die Waffen. Der Cardinal feuerte die

Krieger mit erhebenden Worten an. Dann stieg er in Purpurkleide zu Pferde, und eilte mit einigen hundert Reitern voraus. Freudig erfolgten die Waldstätte, langsam die Uebrigen. Im Ganzen vier und zwanzig tausend Mann mit nur acht leichten Büchsen.

Sorglos und fröhlich ruhte das Französische Heer in seinem durch Wälle, Verhaue und einen Wassergraben befestigten Lager, dessen Zugänge durch vier und sechzig große Büchsen bestrichen wurden. Die Eidsgenossen rückten in drey Haufen an. Ihre Büchsen blieben auf der Landstraße. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange. Mehrere schlugen vor, den Kampf auf Morgen zu versparen. Aber der Uebermuth und die Streitlust der Krieger hörte nicht auf weisen Rath. Umsonst riefen die Führer zur Verhinderung des Kampfes alte Vorurtheile zu Hülfe. Die Büchsen wurden losgebrannt. Die Freyscharen eilten zum Angriffe. Die Hauptleute, dem Ungestüme des Volkes weichend, ermahnten zur Tapferkeit. Werner Steiner, Landammann von Zug, Befehlshaber der Vorhuth, seit langen Jahren im Rathe und im Felde Führer seines Volkes, nahm drey Erdschollen, warf sie über die Häupter der Krieger, und sprach: „Im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! „Fromme, treue, liebe Eidsgenossen, hier soll unser Kirchhof seyn, seyd mannlich und unverzagt, vergesset die Heimath, und denkt nur auf Lob und Ehre, die wir heute „mit Gottes Hülfe erringen wollen, lasset uns darum zu „ihm bethen!“

Im Französischen Lager herrschte große Bestürzung. Mit dem Gedanken an Frieden mit den Eidsgenossen und einen leichten Sieg über die päpstlich-Spanische Macht schon vertraut, sahen Viele mißmuthig dem ernsten, furchtbaren Kampfe entgegen; aber der Klang des Trompeten, das Wirbeln des Sturmmarsches, das Wiehern der Streitrosse übertäubte die Sorgen, und rief die Männer in die wilde Schlacht.

Der König, der Herzog von Bourbon, Trivulzio, La Palice, Peter Navaro, der Graf von Guise und andere Führer ordneten die Scharen; denn bereits hatten die Eidsgenossen nach einem heftigen Handgemenge die besten Truppen geworfen, den Graben überschritten, und drangen unaufhaltbar ein. Vergeblich donnerte das Geschütz, daß die Erde erbebte, und dichte Rauchvolken das spärliche Licht des Tages verhüllten; vergebens streckte die schreckliche Kugelsaat Hunderte zu Boden, vergebens strengten Reiterey und Fußvolk ihre Kraft an, vergebens bothen die erfahrensten Führer ihre kriegerischen Kenntnisse auf, Alles mußte dem Löwenmuthe und der Riesenstärke der Eidsgenossen weichen. Sie nahmen einen Theil des Geschützes, und erbeuteten verschiedene Fahnen. Viele edle Feinde fanden ihren Tod; andere flohen, selbst Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ließ Pferd, Helm und Beinschienen zurück, um durch schnelle Flucht das Leben zu retten. Der König selbst, der alle Pflichten eines tapferen Kriegers und eines erfahrenen, umsichtigen Feldherren erfüllte, schwebte mehrmahls in großer Gefahr. Schwach leuchtete zu dem grausen Gemetzel der blutrothe Widerschein der untergegangenen Sonne, dann schwächer der Schimmer des Halbmondes. Gegen Mitternacht, als beyde erloschen, endete die Dunkelheit den wüthenden Kampf, zum Glücke für die Franzosen, die bey längerer Fortsetzung der Schlacht eine vollständigere Niederlage, als nie zuvor, würden erlitten haben. Bothen mit der Nachricht vom Glücke der Eidsgenossen gingen sogleich nach Frankreich, nach der Eidsgenossenschaft, nach allen Gegenden hin ab.

Im ersten Augenblicke mußte Jeder da stehen bleiben, wo ihn die Dunkelheit überrascht hatte. Freunde und Feinde waren ohne Ordnung durch einander gemischt. Mancher, der sich in der Nähe eines Gefährten glaubte, knüpfte ein freundschaftliches Gespräch an, und empfing statt der Antwort den Todesstoß. Schimpfworte, Flüche, Trompeten, Trommeln,

Schüsse, mannigfaltiges Geschrey erfüllten die Luft. Die Eidsgenossen litten sehr. Ihr Heer war so gut, als aufgelöst. Aus Mangel an Kriegszucht entstand Wirrwarr und Zerstreuung. In der ersten Verwirrung tödteten sie einander. Sie litten Hunger und Durst. Der Frost quälte die Durchnäßten. Mehrere verirrten. Einige verließen ihre Brüder und flohen. Viele brachten Verwundete nach Mailand zurück. Einige gingen dorthin, Speise und Trank zu suchen. Auch der Herzog mit seiner Reiterey verließ das Schlachtfeld. Die Eidsgenössischen Führer waren unschlüssig, was für den folgenden Tag zu thun sey, und die kostbare Zeit wurde mit unnützen Zänkereyen verschwendet. Dagegen herrschte im Französischen Heere die äußerste Thätigkeit. Die Flüchtlinge wurden gesammelt, das Heer enger zusammen gezogen, das Geschütz vortheilhafter aufgestellt, und alle Anordnungen zur möglichst glücklichen Erneuerung der Schlacht getroffen.

Der vierzehnte September des Jahres 1515 brach an. Blutroth trat die Sonne hinter den Wolken hervor. Die Harsthörner der Eidsgenossen erklangen. Man hörte das Klirren ihrer Speere. Fest geschlossen, schnell, in gerader Richtung, mit wildem Geschreye stürmte der größte ihrer drey Haufen, Uri und Zürich an der Spitze, eine furchtbare, von den Büchsen unterstützte Masse, das Französische Mitteltreffen. Ungeachtet des schrecklichen, höchst wirksamen Geschützfeuers drangen die Eidsgenossen mit solcher Heftigkeit vor, als hätten Ermüdung, Kälte, Hunger, Durst und der Verlust von Tausenden ihre Kräfte nicht geschwächt, sondern erhöhet. Die Feinde wichen. Schon waren die Flügel und der Nachtrab des Französischen Heeres in Unordnung gebracht. Nur das Mitteltreffen hielt noch Stand. Es war Mittag. Die Schlacht schien gewonnen. Da verkündeten im Rücken des Eidsgenössischen Heeres Staubwolken und Geschrey die Ankunft neuer Krieger. Es war nicht etwa die päpstlich-Spanische Armee; diese blieb in der Nähe unthätig stehen. Es

waren sechzehn tausend Venetianer unter Graf Bartholomäus Alviano. Ihr erster Angriff mißlang. Aber durch diese ansehnliche Verstärkung war der Muth der Feinde neu belebt, die Zuversicht der Eidsgenossen gebrochen. Verwirrung kam in ihre Bewegungen, Flucht in ihre Reihen, das Glück des Tages hatte sich gewendet. Zum ersten Mahle seit Entstehung der alten ewigen Bünde waren die Eidsgenossen im freyen Felde geschlagen.

In diesen furchtbaren Augenblicken, als die einen Führer den Rückzug befahlen, die anderen zu neuen Angriffen anfeuerten, und, gleich ihren Vätern zu St. Jakob unter Bergen von feindlichen Leichen sich zu begraben erschlossen waren, schrieben die Krieger sich selbst vor, was hier zu thun sey. Sie nahmen das Geschütz in ihre Mitte, die Verwundeten auf ihre Schultern, und traten dann, langsamen Schrittes, in fester, stolzer Haltung, mit eroberten Fahnen, Büchsen und Pferden den Rückzug an. Rings umgeben, mußten sie oft Halt machen, um über Graben zu setzen. Viele der Ihrigen mußten sie im Kampfe verwundet zurück lassen. In dieser Noth vergaßen die, denen die Ehrenzeichen anvertraut waren, Leben und Heimath, und dachten nur auf Rettung dieser Heiligthümer. Moritz Gerber von Appenzell riß die Fahne von der Stange, verbarg sie im Busen, und starb. Hans Bär, durch eine Kugel der Beine beraubt, strengte die letzten Kräfte an, um das Basler Banner den Seinen zu überreichen. Als der Fähndrich von Unterwalden, durchbohrt, gesunken war, entriß der Caplan Erhard Lindenfels, sonst Lehrer, jetzt Krieger, die Fahne den feindlichen Händen. Dennoch gewann der Feind einige Ehrenzeichen. Auch der Stier von Uri, dessen Ton Todesschrecken in Carls des Kühnen Herz gegossen, schwer versilbert, aus ungewissem, grauem Alterthume herkommend, ging verloren. — Mit vielfachen Wunden bedeckt, von Hunger, Ermattung, Staub und Blut entstellt, die Fahnen blutig

und zerrissen, zog die Hauptmacht der Eidsgenossen in Mailand ein, ohne verfolgt zu werden; denn Franz ehrte die Tapferkeit solcher Männer, seine Krieger bebten noch vor den weichenden Helden.

Aber nicht alle Eidsgenossen waren so glücklich, Mailand zu erreichen. Es blieben viele Verwundete und Sterbende oder kleinere, von dem Gewaltshaufen getrennte Scharen zurück, und unter diesen wüthete vielfacher Tod. Vier hundert Zürcher warfen sich in ein Landhaus, verschmähten die Gnade, und fielen durch einstürzende Balken und Mauern, durch das Schwert und Feuer der Feinde. In einem Wäldchen wurde eine kleinere Schar niedergemetzelt, Einzelne von Reisigen erstochen, oder von den Landleuten gemordet, die Glücklichsten bis aufs Hemd ausgezogen. Die Feinde suchten ihre Rache auf verschiedene Weise zu kühlen. Den Ammann Püntiner von Brunberg schnitten sie auf, schmierten mit seinem Fette ihre Spieße und Stiefeln, ließen die Pferde aus seinem Bauche Hafer fressen, und mengten eine zerhackte Fahne unter ihre eigene Speise. Zwölf tausend Todte, die größere Hälfte Eidsgenossen, bedeckten das Schlachtfeld. Beyde Heere betrauerten viele ihrer ersten Führer. Der siegreiche, hoch erfreute König, der nun erst einsah, welch ein Schicksal ihm seine Kriegslust bereitet hätte, wenn seine Feinde unbestechlich und einig gewesen wären, ließ sich durch den berühmten Bayard zum Ritter schlagen, ertheilte dann selbst Ritterwürden, befahl, für die Seelenruhe der Erschlagenen Messen zu lesen, feyerliche Umgänge zu halten, und ordnete die Erbauung einer Kapelle zum Andenken der Schlacht von Marignano, von welcher der im Felde grau gewordene Trivulzio erklärte, „achtzehn Schlachten, denen er beyge„wohnt, seyen Kinderspiele, diese aber kein Menschen, son„dern ein Riesenkampf gewesen.“

Heimkehr der Eidsgenossen. Den funfzehnten und sechzehnten September 1515.

Ganz Mailand wetteiferte in Pflege und Bewirthung seiner tapferen Vertheidiger. Man drang auf allgemeine Bewaffnung und Befestigung der Stadt. Schinner eilte nach kaiserlicher Hülfe. Den Eidsgenossen wurde das Beste versprochen; aber weder Bitten und Versprechungen konnten die Besiegten zurück halten; denn wie am Abende des dreyzehnten Tollkühnheit und Verachtung des Feindes, so hatte nun Mißmuth, Scham und Zaghaftigkeit sie ergriffen. Das Schloß besetzten sie mit funfzehn hundert Mann. Von der Hauptmacht zog ein Theil schon Freytag Abends ab; die Uebrigen sammelten sich Tages darauf vor dem Schlosse, forderten mit Ungestüm Sold, und folgten dann unwillig, unter Verwünschungen des Cardinals und Rachegeschrey über die nach dem Galeraner-Frieden Abgezogenen, ihren gestern voran gegangenen Brüdern, und mit Ausnahme der Schlösser zu Mailand und Cremona wurde das ganze Herzogthum eine Beute der Franzosen.

Verwirrung in der Eidsgenossenschaft. Mitte Septembers bis Anfangs Octobers 1515.

In der Eidsgenossenschaft erregte die Kunde von dem erlittenen, großen Verluste Trauer und Zorn. Laut predigte das Schlachtfeld von Marignano, das die angesehensten Führer, die Kraft und Blüthe der Jugend verschlungen, die ernste, warnende Geschichte Eidsgenössischer Verirrungen. Was hätte erreicht werden können, wenn unter den Brüdern die Einigkeit geherrscht, und die Führer mehr des Vaterlandes Vortheil und Ehre, als die Lockungen ihres Eigennutzes wahrgenommen hätten! — Im ersten Gefühle des Unglückes und der Pflicht beschloß die Tagsatzung zu Luzern, die verlorene Ehre wieder zu gewinnen. Ein zahlreiches Heer wurde ausgehoben,

mit dem Papste, dem Kaiser unterhandelt; aber der ausbrechende Streit hinderte Alles. Die, welche bey Marignano gekämpft hatten, beschuldigten die früher heim Gezogenen, sie schändlich verlassen zu haben. Diese warfen den andern Treulosigkeit an dem den Franzosen gegebenen Worte vor. Unter solchem unwürdigem Gezänke verfloß der Augenblick, in welchem die Wiederherstellung des alten Ruhmes der Tapferkeit und Treue noch möglich gewesen wäre. Das Elend der Verwundeten und Gefangenen, die Schatten der erschlagenen Helden, deren mißhandelte Leichname noch unbegraben, den Vögeln und wilden Thieren zur Beute, den Lombarden zum Hohne auf der Wahlstatt lagen, erregten kein Gefühl des Mitleids; denn Französisches Geld hatte die Herzen verhärtet. Nur die drey Waldstätte brachen mit ihren Bannern nach Bellenz auf, und mahnten die Bundesgenossen; aber diese, die vorher oft in unbedeutender, ja in ungerechter Sache dem Rufe gehorcht, schlugen es nun aus, den Tod von Tausenden zu rächen, den hart belagerten Zusatz von Mailand und einen verbündeten Fürsten zu retten, und sie schlugen es nicht etwa aus, um sich zum Heile des Vaterlandes aller fremden Streitigkeiten auf immer zu entladen; sondern um in Französischem Dienste reichere Blutgelder zu empfangen, als der verarmte Mailändische Fürst nun noch zu geben vermochte. Ludwig von Dießbach übergab treulos die feste Stadt Domo den Franzosen. Mit ihr ging das wichtige Eschen-Thal auf ewig für die Eidsgenossenschaft verloren. Die Stimme des Gewissens suchte der Verräther durch den Klang des empfangenen Goldes zu übertäuben. Die Feinde näherten sich Bellenz. Viele Besitzungen der Eidsgenossen waren in großer Gefahr. Dennoch that die Tagsatzung nichts, als daß sie ohne Erfolg die alten Verbothe gegen Jahrgelder und Pensionen erneuerte, und eben so erfolglos anordnete, was durch Stimmenmehr auf der Tagsatzung entschieden sey, als allgemein gültigen Entschluß

annehmen zu wollen. Ueber alles dieses herrschte unter dem Volke schwere, nur allzu wohl begründete Unzufriedenheit, die sich täglich vermehrte; denn während die Kranken und Verwundeten, die Witwen und Waisen und Tausende, die bey dem großen Unglücke schmerzhaften Verlust erlitten, in Jammer und Trauer versanken, und über die Verräther Wehe schrieen, die solches Elend über die Eidsgenossenschaft gebracht, prangten diese ungestraft mit dem übel erworbenen Gelde. Ludwig von Erlach, ein Sprößling jener Helden, welche die Eidsgenossenschaft gerettet, und als Feldherren und als Bürger in gleicher Größe geglänzt hatten, vor Kurzem noch unbemittelt, aber ein Reisläufer ohne Treue und Glauben, Theilnehmer an allen ehrlosen Geschäften, die einigen Gewinn versprachen, kaufte die Herrschaft Spiez und das Bubenbergische Haus in Bern. Albrecht von Stein, von gleich edeln Ahnen entsprossen, von gleich schlechter Denkensart, wie Erlach, und eben so dürftig, wie dieser, prahlte plötzlich mit zehn tausend Kronen, und seine Gemahlinn schritt, gleich einer Fürstinn, in silbernen und goldenen Stoffen und edeln Gesteinen einher. Die Erbitterung stieg so sehr, daß auf den Kanzeln gepredigt wurde, „die Eidsgenossen haben „den alten Herzog von Mailand verrathen, den jetzigen ver„kauft.“ Viele behaupteten, man müsse Bern, die Urheberinn alles dieses Elendes, mit Krieg überziehen. Inniger, als je verband sich die bedrohte, mächtige Stadt mit Freyburg und Solothurn. Es kostete viele Mühe, einen wüthenden Bürgerkrieg zu verhüthen, der der Eidsgenossenschaft unfehlbaren Untergang gebracht hätte.

Mailand an Frankreich abgetreten. Den achten October 1515.

Mittlerweile hatten die Franzosen durch einen Vertrag mit dem Herzoge die Eroberung von Mailand vollendet. Sforza übergab die Schlösser zu Mailand und Cremona und alle

seine Ansprüche auf das Herzogthum. Dafür empfing er eine jährliche Pension von sechs und dreyßig tausend Thalern, und reiste nach Frankreich, wo er sich bey seiner natürlichen Trägheit, losgebunden von dem Joche der Regierungsgeschäfte, befreyt von der Eidsgenössischen Vormundschaft, über die er oft bitterlich geklagt, ganz behaglich befand. Die Eidsgenössische Besatzung im Schlosse zu Mailand zog mit Waffen und Habe ab; aber eine große Zahl Verwundeter und Kranker blieb im elendesten Zustande zurück. Auch der Papst mußte sich nun mit Frankreich versöhnen, und das Spanische Heer eilte, das sichere Neapel zu erreichen. Franz zog nach der Eroberung des Schlosses triumphirend in Mailand ein, entließ hierauf den größten Theil seines Heeres, und kehrte selbst nach Frankreich zurück, da der Krieg gänzlich zu seinem Vortheile beendigt schien. Seine Freude über den errungenen Sieg legte er dadurch an den Tag, daß er zu Fuße mit großem Geleite in der National-Tracht der überwundenen Eidsgenossen von Lion aus eine Wahlfahrt zu dem heiligen Schweißtuche in Cambray unternahm, um daselbst Opfer und Dankgebethe darzubringen.

Eidsgenössische Unterhandlungen mit Frankreich. October 1515 bis März 1516.

Unter diesen Umständen schien auch den Eidsgenossen nichts Anderes mehr, als Aussöhnung mit Frankreich übrig zu bleiben. Zu Genf sammelte sich Ende Octobers unter Savoyscher Vermittelung ein Französisch-Eidsgenössischer Friedens-Congreß. Am zwölften November 1515 traten zehn Cantone der Uebereinkunft zu Galera bey. Die Ratification des Friedens sollte Ende Novembers auf einem Tage zu Zürich geschehen. Allein mittlerweile hatte der Kaiser, der sich mit England gegen Frankreich verbunden, auch in der Eidsgenossenschaft neuen Einfluß errungen. Bey Eröffnung des Tages wurde vor allen Dingen beschlossen, alle die,

welche in den verlaufenen Kriegen Gott geläſtert, Kirchen beraubt, auf den Altären geſpielt, Prieſter und Wehrloſe mißhandelt, grobe Ausſchweifungen begangen, und der Beſtechlichkeit und Untreue ſich ſchuldig gemacht, ernſthaft zu beſtrafen. Hierauf wurden Penſionen und Jahrgelder aufs neue ſcharf verbothen. Den Cantonen, welche dieſen Beſchlüſſen beyzutreten zögerten, erklärte man, daß ſie zwar ihren freyen Willen, aber bis zum Beytritte weder Sitz noch Stimme auf Tagen haben. Rückſichtlich der Friedensunterhandlung mit Frankreich machten die Vorſtellungen der kaiſerlichen und Engliſchen Geſandtſchaften um ſo viel tieferen Eindruck, als angedeutet wurde, der Kaiſer könnte ſich, wenn die Schweiz ihn beleidige, leicht verſucht fühlen, die Kornzufuhr zu verhindern. Zugleich begehrte der Kaiſer Hülfe für einen bevor ſtehenden Zug ins Mailändiſche. Hierauf wurde der Vertrag von Genf von ſechs Cantonen, Unterwalden nid dem Wald, Bündten und St. Gallen verworfen; von den fünf übrigen Cantonen und Unterwalden ob dem Wald angenommen. Es war eben ſo unmöglich, einen gemeinſamen Entſchluß zu erzielen, als die zuerſt angeführten Beſchlüſſe zu behaupten. Ja, obſchon durch die Umtriebe der kaiſerlichen Geſandtſchaft und des Cardinals von Sitten der eingewurzelte Franzoſen-Haß des gemeinen Volkes, der wüthende Schmerz über das erlittene Unglück und die bekannt gewordene Verrätherey vieler Häupter bedenkliche Bewegungen und Tumulte beſonders unter den lebhaften Bewohnern des Zürich-Sees erregte; ſo entſchloß ſich doch nur Zürich allein, nach Ablauf des Heiligen Bundes ſich aller fremden Händel für immer zu erſchlagen, und die Franzoſen-Freunde rückten ſtets ihrem Ziele näher. Als der König vollends verſprach, den Ständen, welche den Frieden unterzeichnen würden, ſogleich ihren Antheil an den ausbedingten Geldern zu bezahlen, und ihre Gefangenen ledig zu laſſen, ſo traten den vierzehnten Januar 1516 acht Stände in den Frieden mit

Frankreich, und verhießen, auch den Beytritt der übrigen bewirken zu wollen, deren Gesandte die ihnen von den Franzosen angetragenen Geschenke ebenfalls nicht verschmäheten. Abgeordnete eilten unverweilt nach Genf, zwey Mahl hundert tausend Kronen zu empfangen. Umgeben von Rathsgliedern, Reisigen und Fußvolk, unter Jubel, Freudengeschrey und kriegerischem Spiele wurde das Geld in Bern eingeführt; aber der betäubende Lärm übertönte nicht die Klagen redlicher Männer, denen die traurige Lage des Vaterlandes Thränen und Verwünschungen auspreßte, und nicht alle Herzen wurden durch Frankreichs Geldspenden für sein Interesse entflammt.

Der Kaiserzug. März 1516.

Unterdessen hatten die Stände, welche den Frieden mit Frankreich beharrlich verschmähten, zu Schwyz eine eigene Tagsatzung gebildet, und die Vereinigungsanträge ihrer Miteidsgenossen neuerdings verworfen, als der Krieg wieder losbrach. Der Kaiser, von England mit Geld unterstützt, drang mit einem Heere von dreyßig tausend Mann, bey dem sich unter Jakob Stapfer von Zürich funfzehn tausend Eidsgenossen befanden, welche die fünf den Franzosen ungünstigen Orte dem Kaiser wegen des noch bestehenden Bundes zu werben erlaubt hatten, in Italien ein, und würde bey der Kraftlosigkeit der dort stehenden Französischen Macht, die sich schon über das Gebirge zurück zu gehen rüstete, Mailand in wenigen Tagen wieder erobert haben; wenn er nicht mit unnützen Belagerungen unwichtiger Plätze die schönste Zeit versäumt hätte, bis sein Geld verzehrt, dagegen die Franzosen durch dreyzehn tausend Mann verstärkt worden waren, die ihnen der feile Reisläufer Albrecht von Stein gegen den Willen aller Obrigkeiten zugeführt hatte. Jetzt fürchtete der Kaiser von seinen Eidsgenossen Verrath. Eine List Trivulzio's bestärkte ihn in diesem Gedanken, und Maximilian hatte

nichts Eiligeres zu thun, als Italien auf das schnellste wieder zu räumen. Sein freywilliger Abzug allein war es, der die Schändlichkeit verhüthete, daß Eidsgenossen gegen Eidsgenossen in fremdem Solde mit Erbitterung gekämpft haben würden. In der Eidsgenossenschaft erhob sich während und nach dem Zuge abermahls Zank, Verwirrung, Gefahr des Bürgerkrieges, hauptsächlich angefacht durch den Neid der kaiserlichen Söldner, welche arm und bloß das Vaterland wieder betraten, während Franz seine Anhänger mit reichen Geschenken entließ, und z. B. allein ihrem Führer die Herrschaft Montreal und eine Pension von zwölf hundert Franken verlieh.

Der ewige Friede mit Frankreich. Den neun und zwanzigsten November 1516.

Zum Glücke söhnte sich der Kaiser mit Frankreich aus, und nun ließen sich auch alle Eidsgenossen bewegen, den neun und zwanzigsten November 1516 den sogenannten ewigen Frieden mit Frankreich abzuschließen. Vergebens hatte sich Franz I. um ein Bündniß beworben. Die fünf ihm feindseligen Orte mahnten die übrigen Stände davon ab, und traten nicht eher in den Frieden, als bis der Bund wieder aufgehoben war, den die anderen zu Genf eingegangen hatten. Freudig nahm Franz einen Vertrag an, der ihm weiter nichts, als Sicherheit im Besitze des Mailändischen von Seite der Eidsgenossen gewährte. Obschon zu Marignano Sieger; ließ er sich dennoch von den Besiegten starke Bedingungen vorschreiben, und sparte weder öffentliche noch geheime Opfer; denn er sah die Unbesonnenheit seines Vorfahren, der die Eidsgenossen gewaltsam von sich gestoßen, in ihrer ganzen Größe ein, und gedachte, durch die Freundschaft des tapferen Volkes wieder zu gewinnen, was durch seine sechsjährige Feindschaft verloren gegangen war. Die Urkunde des ewigen Friedens, welche bis auf die neuesten Zeiten die Grundlage

aller Verträge zwischen Frankreich, der Schweiz und ihren Bundesgenossen geblieben ist, stellte also Einigkeit und Freundschaft zwischen den betheiligten Mächten wieder her. Franz I. verhieß, „an die Unkosten der Dijoner- und Italiäner-Züge „neben den schon geflossenen Geldern noch fünf Mahl hundert „tausend Kronen zu bezahlen; ferner jedem Stande eine Pen„sion von zwey tausend Franken, den Bundesgenossen zu„sammen jährlich eben so viel zu entrichten. Die Eidsge„nossen sollten sich in Jahresfrist erklären, ob es ihnen lieber „sey, Lugano, Locarno, Mendrys, Meyn-Thal, Veltlin „und Cläven zu behalten, oder statt dieser Länder drey Mahl „hundert tausend Kronen zu empfangen. Bellinzona, Riviera „und Bollenz bleiben den drey Ländern. Den Ansprechern „aus früheren Kriegen sind ihre Rechte gegen Frankreich vor„behalten. Die Handelsfreyheiten der Eidsgenossen im Mai„ländischen und Französischen werden hergestellt. Der König „vergibt den Eidsgenossen zu lieb den Mailändischen Unter„thanen, welche dem Herzoge Maximilian dienten, und aus„gewandert sind. Streitigkeiten zwischen den abschließenden Par„teyen sollten durch Schiedsgerichte, (deren Zusammensetzung „und Verfahrungsart in den Tractaten genau bestimmt wurde,) „entschieden werden. Aeltere Bündnisse sind vorbehalten.“ Ueber dieß schenkte der König jedem Orte jährlich hundert Franken zur Unterhaltung eines Studierenden auf der Universität Paris. Die aus zwey heftigen Franzosen-Feinden bestehende Gesandtschaft, welche zur Besiegelung des Friedens nach Paris abging, wurde dort hoch gehalten, und fürstlich beschenkt; aber bald nach ihrer Heimkehr starben beyde, der eine zu Bern, der andere auf einer Reise nach Jerusalem, beyde nicht ohne Verdacht in Frankreich empfangenen Giftes.

Niedriger Gestellte suchte der Französische Friedensgesandte dadurch mit Bewunderung des Reichthumes und der Freygäbigkeit seines Königes zu erfüllen, daß er einen Haufen

Sonnenkronen auf den Fußboden schüttete, und mit einer Schaufel in demselben rührte.

Zwistigkeiten der Eidsgenössischen Regierungen nach dem Friedensschlusse mit Frankreich 1516.

Der Friede mit Frankreich stellte in der Schweiz die Ruhe nur zum Theile her. Viele Machthaber wünschten nicht nur Eintracht mit dem Könige, sondern ein Bündniß mit dem angenehmen Gefolge von Pensionen und Jahrgeldern. Allein anstatt dessen schlugen Zürich und Schwyz sogar die Annahme der im Frieden verheißenen Subsidien aus, und verlangten neuerdings, aber vergebens, man solle diese Quellen des mannigfaltigsten Unglückes verstopfen. — Ferner glaubten die fünf Orte Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen, die den Genfer-Frieden verworfen hatten, die übrigen Stände, welche denselben angenommen, durch ihn auf die Italiänischen Eroberungen an die Krone Frankreich Verzicht geleistet, und in Folge dessen ihre Besatzungen aus den Schlössern gezogen hatten, haben nunmehr auch keinen Antheil an diesen Besitzungen, die allein durch die Standhaftigkeit der fünf widerstrebenden Orte seyen erhalten worden, und als endlich die gemeinsame Verwaltung der streitigen Länder nicht länger verweigert werden konnte, ließen die fünf Stände in ihrem Zorn und Verdruß das Schloß zu Lugano schleifen, um, wie sie sagten, vielen Gefahren, unnützen Beschwerden und Kosten vorzubeugen.

Schlußwort.

Der ewige Friede machte der kriegerischen Laufbahn des Eidsgenössischen Volkes für immer ein Ende. Von da an treten sie nicht mehr selbstständig unter ihrem eigenen Nahmen, sondern als Miethlinge Frankreichs und untergeordneter Theil Französischer Heere auf, und ihre bezahlte Tapferkeit wird nicht mehr ihnen selbst, sondern denen zugerechnet, deren

Geld der Hebel zu diesen Heldenthaten geworden ist. In den Mailändischen Kriegen hatten sich die Eidsgenossen allerdings furchtbarer gemacht, als je; aber die Achtung und das Zutrauen zu ihrer alten Redlichkeit und Treue war verschwunden; in den letzten Zeiten schwand auch der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit. Der Volkscharacter war verwildert, die Eintracht in ihren innersten Grundfesten gestört, der Obrigkeit Ansehen gesunken, der Sinn für häusliche und bürgerliche Tugend und nützliche Thätigkeit abgestumpft, die Lust zum Müßiggange, zur Ungebundenheit, zum Laster und zur Verschwendung hatte die Meisten ergriffen. Die Habsucht herrschte; feil war Jeder. Der Kern des Volkes lag auf der Schlachtbank, oder war hingerafft von Pest und Seuchen, und aus mannigfaltigen Gründen sank die Schweiz von da an immer mehr zum politischen Nichts herab.

Viertes Kapitel.

Innere Zerrüttung der Eidsgenossenschaft in den Zeiten der Mailändischen Feldzüge. 1499 — 1519.

Theilnahme der Eidsgenossen an Furno's Betruge. 1508 und 1511.

Wenn die Eidsgenossen in diesem Zeitraume der Versunkenheit nur allein Geld gegen das Blut ihrer Söhne eingetauscht, und die Freundschaft ihrer größeren Nachbarn nach der Stärke und Richtigkeit der Bezahlungen gewogen hätten; so würde uns dieß schon schmerzhaft seyn, daß sie aber noch tiefer sanken, daß ihr unersättlicher Geiz den kleineren Nachbarstaaten die seltsamsten Tribute auferlegte, daß sie auch die ungerechtesten, gewaltthätigsten und schmutzigsten Wege Geld zu erlangen nicht verschmähten, daß nicht etwa nur Ein-

zelne, sondern die gesammte Eidsgenossenschaft als Staatskörper sich solcher Niederträchtigkeiten schuldig machte, müssen wir mit tiefer Beschämung eingestehen.

Nach Beendigung des unrühmlichen Feldzuges nach Chiasso wurden die Eidsgenossen für die Entbehrungen, das Ungemach und die Kosten, die er verursacht, auf folgende wenig ehrenvolle Weise entschädigt. Johann von Furno, ein armer Savoyscher Edelmann, trat am dritten März 1508 mit einer Freyburgischen Gesandtschaft vor den Berner-Rath, und entdeckte das Daseyn einer testamentlichen Urkunde, durch die der verstorbene Herzog Carl von Savoyen am siebzehnten März 1489 die Städte Bern und Freyburg mit dreyhundert funfzig tausend Reichsgulden bedenke. Freudig empfing man die mit Siegeln, Zeugen und Unterpfändern versehene, echt scheinende Schrift. Dem Erb-Lasser wurden Seelmessen, dem Entdecker Belohnungen und Bürgerrechte, an den Savoyschen Hof eine Gesandtschaft geordnet. Der Herzog war nicht wenig befremdet, ein so bedeutendes Vermächtniß nebst den Zinsen bezahlen, oder die Unterpfänder heraus geben zu sollen. In Furno's Gegenwart bewiesen seine Gesandten die Falschheit der Urkunde. Französische, päpstliche, kaiserliche Gesandte verfochten die Sache des Herzoges. Aber die Städte beharrten auf ihrer Forderung. Die muthwillige Jugend rüstete. Einige erregten durch ihre Gierigkeit allgemeines Aergerniß. Um Frieden zu haben, mußte der Herzog den Städten hundert und fünf und zwanzig tausend Gulden bezahlen, und auf alle seine an Freyburg noch bestehenden Rechte und die Wiedereinlösung der Herrschaft Montenach verzichten. Dagegen versprachen die Städte Fortsetzung der alten Freundschaft und des Bündnisses. Furno schwur 1510, keine weiteren Vermächtnisse mehr zu kennen, und der Herzog glaubte nun, gesichert zu seyn.

Allein wie sehr wurde er überrascht, als ihn derselbe meineidige Betrieger im Jahre 1511 mit tückischer List in eine

zweyte, weit größere Verlegenheit stürzte. Ganz im Geheim zeigte nähmlich Furno dem ehrlosen Reisläufer Ludwig von Erlach eine Urkunde, welche acht anderen Eidsgenössischen Ständen jedem hundert tausend Gulden vergabte. Erlach wurde angewiesen, am schicklichen Orte, wie verloren, etwas verlauten zu lassen, und bald sah sich Furno zu seiner Freude von Eidsgenössischen Gesandtschaften überstürmt. Er verstellte sich, bedauerte, redete von seinem Eide, von der drohenden Gefahr, und ließ sich nur durch große Versprechungen bewegen, sein Geheimniß, wie gezwungen, zu eröffnen. Vergebens zeigte der Herzog abermahls den klaren Betrug. Obschon Zürich früher Untersuchung verlangt, und vor Ehrverletzung gewarnt hatte; brachen dennoch in der Schweiz gefährliche Zerrüttungen und die ärgerlichsten Auftritte los. Die Länder drohten, die Tagsatzungen mit Spießen und Hellebarden zu besuchen. Es machte keinen Eindruck, daß der Kaiser die Schweiz anzugreifen drohte, wenn man Savoyen nicht in Ruhe lasse. Selbst die Gefahr eines Bürgerkrieges wurde von Vielen verachtet. Einige Stände rüsteten gegen Savoyen, andere hoben Krieger aus, um muthwilliger Gewalt zu widerstehen. Die Parteyen geriethen in die größte Spannung. Die Länder rückten aus. Zuletzt stillte sich der Streit, weil Bern und Freyburg ihre Schenkung in die gemeine Masse legten, und der Herzog noch ein hundert fünf und achtzig tausend Gulden nachzahlte, um durch diese Aufopferung die Waffengewalt der anmaßlichen Erben von sich abzuwenden. Einige Stände waren so billig, dem Herzoge, der in Noth gerieth, die Schuld um ein Drittheil zu vermindern; aber keiner war so gerecht, gar nichts zu nehmen; obschon von vielen Redlichen laut geäußert wurde, weder die Eidsgenossen, noch Ludwig von Erlach, noch Albrecht von Stein, und Andere, die aus dieser Sache schändlichen Gewinn gezogen, haben in diesem Geschäfte eingedenk der genügsamen Tugend und unwandelbaren Redlichkeit ihrer treff-

lichen Vorfahren gehandelt, und seyen von dem Kaiser von Frankreich und Venedig, die ähnliche Vergabungen mit der verdienten Verachtung behandelten, weit übertroffen worden.

Hinrichtung des Schultheißen von Freyburg Franz von Arsent. Den achtzehnten März 1511.

In mehreren Gegenden der Eidsgenossenschaft veranlaßten die Umtriebe feindseliger Parteyhäupter heftige Gährungen. Am weitesten kam es im Wallis und zu Freyburg durch die Entzweyung des Cardinal-Bischofes Matthäus Schinner und des Georg auf der Fluh, genannt Supersax, die aus vertrauten Freunden bittere Feinde geworden waren. In Abwesenheit des nach dem Chiasser-Zuge durch die unzufriedenen Krieger vertriebenen Bischofes erhielt auf der Fluh, ein schöner, kühner, kriegerischer, mit Reichthum und Ehre begabter Volksmann, voll fürstlichen Sinnes, Freund der Franzosen, Pensionär und Ritter, die Oberhand. Aber bald mußte er vor Schinners Rache entweichen, wurde auf seiner Flucht zu Freyburg in Uechtlande, wo der Einfluß des Papstes überwiegend war, fest genommen, gethürmt, und über seine Verbindungen mit Frankreich an der Folter befragt. Ein Gericht wurde niedergesetzt, von dem sich bald klar zeigte, daß es zu nichts Anderem dienen müsse, als unter Beybehaltung einiger gesetzlichen Formen Schinners Rache ein blutiges Opfer zu bringen. Diese Betrachtung, das Mitleid mit dem Unglücklichen und der Jammer seiner Gattinn, einer Mutter von vier und zwanzig Kindern, bewog den unbestechlichen, hoch geachteten Schultheißen Franz von Arsent, dem durch Parteywuth bedrohten Manne Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Nach von Fluh's Entweichung gerieth ganz Freyburg in wilde Bewegung. Am thätigsten zeigte sich an der Spitze des Pöbels Arsents Todfeind, der gewandte, tapfere Venner Peter Falk, Krieger und Staatsmann.

Mit Mühe hielten einige Priester den blutdürstigen Pöbel ab, in die Kirche zu dringen, in der sich Arsent mit einigen Freunden befand, und es nicht wagen durfte, die vom grimmigen Volke umlagerte Kirche zu verlassen. Ohne Speise, vor der harten Kälte nur durch ein kleines, in der Kirche angezündetes Feuer geschützt, hielten sie den ganzen Tag aus. Endlich bewirkte die Bernersche Gesandtschaft, daß ihnen vergönnt wurde, in ihre Wohnungen zu gehen. Bald kam neue, größere Gefahr. Auch die kirchliche Freystätte, in die sich die Gefährdeten abermahls geflüchtet hatten, schützte nun nicht mehr. Peter Falk drang mit seinen Scharen in den Tempel ein. Arsent wurde heraus gerissen, in einen scheußlichen Thurm geworfen, seine Verwandten, Diener, Freunde unter Mißhandlungen zerstreut, und der Rath von Peter Falk eigenmächtig versammelt. Hierauf wurde Arsents Vermögen eingezogen, seine Kinder aus dem väterlichen Hause gestoßen, er selbst gefoltert. Sofort gingen Fürbitten ein, strömten Gesandtschaften zusammen. Persönlich erschien von Bern der hoch verehrte Schultheiß Wilhelm von Dießbach, Arsents Schwiegervater, erinnerte an seine Freundschaft für Freyburg, an viele geleistete Dienste. Auch er bath vergebens, nur Blut konnte Falks Rache kühlen. Daß Arsent durch eigenmächtige Loslassung eines, wenn auch schon unschuldig Gefangenen seine Pflicht als Bürger und mehr noch als Schultheiß übertreten, lieh ihm den rechtskräftigen Vorwand. Edelmuth gegen den edelmüthigen Feind kannte er nicht. Daß sein eigenes Verfahren Rechtlichkeit und Gesetze weit schwerer verletzt habe, wollte er nicht bedenken. Mit ritterlicher Standhaftigkeit ertrug Arsent sein schweres Mißgeschick, seine Reinheit von Bestechung, seine Todesfreudigkeit stets betheuernd. Als er aber zum Tode vorbereitet wurde, weinte er, alle Anwesenden mit ihm. Zum zweyten Mahle brach sein Muth, als er das Rathhaus betrat, wo er so oft als des Staates weises, hoch gefeyertes Haupt großer Ehre genossen. Er

erniedrigte sich zu vergeblichen Bitten. Das Todesurtheil hörte er mit Fassung. Der Herzog von Savoyen, die ehrwürdige Geistlichkeit von Freyburg, viele Frauen, die bekümmerten Verwandten flehten ohne Erfolg um Milderung. Selbst als die Schuljugend um Arsents Leben bath, vermochten die rührenden Bitten der zarten Kindlein nichts über die verhärteten Herzen der grausamen Väter. Mit Entschlossenheit ging Arsent zum Tode. Nach seiner Hinrichtung wurde von Fluh's Prozeß nicht fortgesetzt.

Unruhen nach der Schlacht von Novara. März bis September 1513.

Während die feile Eidsgenössische Tapferkeit andere Länder erschütterte, zerrissen, als nachtheilige Folgen des unseligen Pensionen-Systems, die heftigsten Unruhen und gefährlichsten Streitigkeiten das Innere unseres Vaterlandes, und eröffnen uns einen tiefen Blick in den Schauplatz geheimen Jammers, welchen man durch glänzende Hüllen vergeblich zu verstecken suchte.

Der Sieg bey Novara war glücklich erstritten; aber noch ehe das siegreiche Heer heim kehrte, brachen in der mit Ruhm geschmückten Eidsgenossenschaft verderbliche Bewegungen aus. Wenn wir uns diese Unruhen nach einem so herrlichen Siege nicht sogleich erklären können, so werden sie uns bey näherer Betrachtung der obwaltenden Umstände desto begreiflicher werden. Sie entstanden nähmlich nicht durch die Wildheit einer raschen, unbändigen Jugend, nicht durch die Umtriebe von Männern, die, der Ordnung und den Gesetzen feind, einen Staat verwirren, um für sich Ehrenstellen und Güter zu erhaschen. Die Meisten, die so dachten und fühlten, lagen ja im Felde, und bey den Bewegungen, die sich uns darstellen, handelt mit Einmuth ein bedeutender Theil des gesammten Volkes, aufgeregt durch die Klagen derer, die das Verderben fremder Bünde und Pensionen erkannten; gereizt

durch das bittere Gefühl seines tiefen Elendes; höher erzürnt durch fremde Umtriebe und die Einflüsterungen verschiedener Parteyführer, welche sich gegenseitig ihre krummen Wege aufdeckten, nicht unbillige Dinge, nur Herstellung seiner alten Freyheit und Hemmung der unverkennbaren Quelle alles Verderbens unerläßlich begehrend. — Der Eidsgenössische Landmann, ehemals in seinen Bergen und Thälern bey Arbeitsamkeit und Genügsamkeit eines stillen Glückes froh, war seit den Burgundischen Feldzügen diesem Glücke entrissen. Seine Söhne, durch den Glanz, den Gewinn und die Ausgelassenheit des kriegerischen Lebens angezogen, eilten scharenweise zu den Fahnen, und wenn sie je wieder nach Hause kehrten; so fand er an ihnen keine Gehülfen seiner Arbeit, keine Stützen seines vorrückenden Alters, sondern verdorbene, an Müßiggang, Schwelgerey, Ungehorsam und Ausschweifung gewöhnte Wüstlinge. Geld und Lebensmittel mußte er bey jedem neuen Zuge mitgeben; aber weder von dem Mitgegebenen, noch von dem im Zuge Gewonnenen kehrte irgend etwas in seine Hütte zurück; denn auch der reichste Erwerb war von den Meisten, ehe sie die Heimath erreichten, längst wieder verschleudert, und der Landmann, den noch über dieß die Unterhaltung zahlreicher Wittwen und Waisen der in den Kriegen Gefallenen drückte, versank immer tiefer in Armuth und Noth. Und wenn er dann in die Städte kam, und ein Leben erblickte, dessen Pracht und Ueppigkeit mit jedem Tage stieg, so glaubte er, daß nur der Städter alle Vortheile aus dem Eidsgenössischen Menschenhandel ziehe; oder wenn ihm auch etwa selbst durch den Zufluß fremden Geldes Freuden und Genüsse zu Theil wurden, des Gedankens konnte er sich doch nimmer erwehren, daß diese wilde, flüchtige Lust mit dem Blute seiner Söhne, ach, nur allzu theuer, erkauft sey. Und wenn dann vollends der einflußreiche, von Königen und Fürsten geschmeichelte und beschenkte, im Schooße eines schimmernden Glückes sich befindende Stadtbürger, mit allen diesen Vor-

theilen nicht zufrieden, auch noch dahin strebte, den Landmann unter sein Joch zu zwingen, wenn die ehemals leicht zu erwerbenden Bürgerrechte erschwert, die Ehrenstellen ein Erbgut weniger Geschlechter, die Auflagen, die Gerichtsgebühren erhöhet, zum Ankaufe neuer Herrschaften außerordentliche Steuern gefordert, die Freyheiten des Landmannes immer mehr eingeschränkt, und die Willkür täglich herrschender wurde; wen wird es noch befremden, wenn des Landmanns bitterer Unwille endlich in Thätlichkeiten überging?

Zürich erkannte zuerst die große Gefahr, warnte die Mitstände, und kam ihr im eigenen Lande zuvor, indem es am siebenzehnten Merz die Austheiler des Französischen Geldes strafte, und den vier und zwanzigsten Juli Pensionen und Reislaufen scharf verboth. Seinen Bemühungen gelang es auch, einen zahlreichen Eidsgenössischen Zuzug nach Frankreich zu verhindern, den der Französische Gesandte gegen den Willen der mit Mailand verbündeten, mit Frankreich in offenem Kriege stehenden Stände durch den allgewaltigen Zauber seines Goldes zu Wege gebracht hatte. Nur zwey tausend der eidbrüchigen Verräther unter Rudolf Hetzel von Lindenach, Bürger von Bern, Landvogt zu Erlach, kamen durch. Ihr Unternehmen erregte um so mehr Unwillen, da der Landmann die Haupturſache aller seiner Beschwerden in der verrätherischen Anhänglichkeit vieler Häupter an Frankreich zu suchen gewohnt war; aber die Ruhe wurde noch nicht gestört, weil jedermann begierig den Ausgang des Krieges in Italien erwartete. Als aber die Feiglinge, welche bey Novara die Reihen ihrer Brüder verlassen, nach der Eidsgenossenschaft kamen, und zur Beschönigung ihrer schändlichen Flucht die Nachricht verbreiteten, daß das ganze Heer untergegangen sey, als die allgemeine Stimme dieses Unglück der durch Französisches Geld bewirkten Verrätherey der Führer zuschrieb, und unverhohlen von der Nothwendigkeit geredet wurde, die Zweydeutigkeit der Großen, welche bey fetten Pensionen sich

um des Vaterlandes Wohl und Ehre wenig bekümmern, zu bestrafen, da war das Losungszeichen zu der Unruhe gegeben, die sich selbst dann nicht stillte, als die Kunde des Sieges eintraf; denn man erfuhr zugleich, um welchen blutigen Preis dieser Sieg errungen sey. Neues Geschrey über Verrath und Untreue. Zu Solothurn, zu Luzern bewegte sich das Volk. Den Kronenfressern sollte es gelten. Bernersche Gesandte eilten, diese drohenden Bewegungen zu beschwichtigen. Während sie an anderen Orten für die Erhaltung der Ruhe sich abmüheten, brach in ihrer eigenen Heimath das Feuer der Empörung zuerst in lichte Flammen aus.

Auf der am sechs und zwanzigsten Juni zahlreich besuchten Kirchweihe zu Köniz überließen einige hundert Landleute den Städtern die Freuden des Weines und die Ehre des Vortanzes, und zogen bewaffnet nach Bern. Ein Regierungslied, dessen Vorstellungen sie abhalten sollten, wagte es nicht, sich ihnen zu zeigen. Drey hundert drangen in Bern ein, rathschlagten auf einem freyen Platze, und verlangten die Häupter der Französischen Partey. Als es sich zeigte, daß sie entwichen waren, plünderten die Landleute, mit Hülfe einiger Bürger, ihre Häuser, leerten Speisekammern und Keller, schmauf'ten auf den Straßen, und theilten mit den gemeinen Bürgern, die ihnen zwar unthätig, aber nicht mißvergnügt zusahen. Einige Zeit dauerte dieser Unfug. Da ergriff Jakob von Wattenwyl, Schultheiß, besorgt für Leben und Eigenthum aller Bürger, entrüstet über die Entweihung der von Kaiser und Königen hoch geehrten, von keinem Feinde je betretenen Herrscherstadt, seine Rüstung, seine Waffen, der Stadt Banner, befahl, die Thore zu schließen, an die Sturmglocken zu schlagen, und eilte, von Albrecht vom Stein und einem Knechte begleitet, das Banner an der Kreuzgasse aufzupflanzen. Die Räthe, die Bürger liefen hinzu, die Anführer selbst wollten unter das Banner stehen, das ihnen so oft zum Siege vorgeleuchtet. Sie

wurden abgewiesen; aber auch die Raschheit derjenigen gezügelt, welche sie mit Gewalt aus der Stadt werfen wollten. Der Rath versammelte sich. Seine Verheißungen bewogen die Anführer zum Abzuge. Beruhigende Schreiben voll schöner Versprechungen wurden unverweilt an alle Gemeinden abgesendet, im Uebrigen die Stadt in Vertheidigungsstand gesetzt. Die Schreiben beruhigten nicht; die Vertheidigungsanstalten schreckten nicht. Zahlreich rückte das Landvolk zum zweyten Mahle gegen die Stadt an. Die Vorstellungen und Drohungen nüchterner Landleute und Gemeindsvorsteher, welche sich die furchtbaren Folgen des Gebrauches der Waffengewalt mit Schauder dachten, vermochten ihre Hitze in so weit zu mäßigen, daß das Blutvergießen verhüthet wurde; aber erst als Gesandte der Tagsatzung bathen und droheten, als Ausschüsse von Stadt und Land im Rathe saßen, zwey Franzosen-Freunde enthauptet, viele von ihren Aemtern gestoßen, viele um Geld gestraft, die Bestrafung der übrigen, nahmentlich der Anführer des Zuges nach Frankreich, und selbst Ahndung an denen, die für sie bitten würden, beschlossen, die Bezahlung der Unkosten von der Stadt übernommen, Abschaffung der Pensionen erkannt, und verheißen war, daß die Entsetzten und Bestraften nur mit Bewilligung von Stadt und Land wieder zu Gnaden und Ehren kommen sollten, beruhigte sich das Volk. Einige Gegenden wurden hierauf wegen ihrer standhaften Treue mit Freyheiten beschenkt; aber ein Gegenstand, auf den die Landleute mit vollem Rechte das größte Gewicht legten, „Bestätigung ihrer alten Frey„heiten und Gerechtigkeiten laut Briefen und Siegeln," wurde bey diesem Anlaße nur ausweichend berührt, und blieb als ein fruchtbarer Same zu künftigen Unruhen.

Auch im Solothurnischen waren die Bewegungen ernster geworden. Venner Caspar Hetzel von Lindenach, ein brauchbarer, von den Eidsgenossen geehrter Mann, einer der klügsten und redlichsten Berner, unglücklicher Vater

jenes Rudolf Hetzels, der Truppen nach Frankreich geführt, befand sich als Bernerscher Gesandter zu Solothurn. Verdacht der Theilnahme an dem Verrathe seines Sohnes fiel auf ihn. Es wurde für ihn gleich gefährlich, zu bleiben oder nach Bern zu gehen. Flucht verschmähte er, im Bewußtseyn seiner Unschuld, und versuchte, nach Baden zu reiten, um sich vor der Tagsatzung zu rechtfertigen. In geringer Entfernung von Solothurn wurde er durch das wüthende Landvolk ergriffen, nach Olten geführt, und ungeachtet der Vorstellungen der Eidsgenossen, der Solothurner, der Berner auf sein durch die grausamste Folter erzwungenes Geständniß hingerichtet. Dieß Mahl war er unschuldig. Noch besitzen wir die Urkunden, die das klar beweisen; aber das frühere Leben des Venners war, wie bey den Meisten seiner Zeitgenossen nicht ganz fleckenlos geblieben, und furchtbar rächte sich an ihm die Erinnerung an seine früheren Mißtritte.

Im Canton Luzern wollte die Obrigkeit durch übel angebrachte Strenge die in einigen Gemeinden gestörte Ruhe wieder herstellen, da gewann die Empörung erst rechten Fuß. Das vereinte Landvolk zog am vierten Juli, sechs bis siebentausend Mann stark, vor die Stadt, mahnte die Berner- und Solothurner-Bauern, und erhielt von ihnen einigen Zuzug. Die Bürger rüsteten sich zur Gegenwehr. Blutvergießen wurde jedoch verhindert; weil sich die Bürgerschaft zu glücklichem Widerstande zu schwach fühlte. Auf das Begehren der Landleute mußten mehrere der angesehensten Regierungsglieder eingezogen, und durch die Folter zum Bekenntnisse gebracht werden. Eines derselben endigte auf dem Blutgerüste, andere verloren Aemter und Güter, unter ihnen der Schultheiß Peter Feer, einer der Helden von Dornach. Hierauf bewirkten Eidsgenössische Gesandte den Abzug des Landvolkes. Zwey Häupter des Aufstandes und einige Ausgeschossene aus allen Aemtern blieben zurück, um vor dieser Gesandtschaft die Beschwerden des Landvolkes gegen seine Obrigkeit zur Sprache zu bringen.

Am zwey und zwanzigsten Juli mußte die Stadt einen Vergleich eingehen, durch welchen sie die billigen Beschwerden des Landvolkes berücksichtigte, demselben Theil an den gewonnenen Geldern verhieß, seine Freyheiten bestätigte, die Pensionen und den Menschenhandel abschaffte, und die noch übrigen Schuldigen durch Ausschüsse von Stadt und Land zu bestrafen versprach. Allein nach kurzer Zeit, (wahrscheinlich bey Anlaß der Unruhen des Jahres 1514.) wußte man sich der beyden Häupter des Aufstandes zu bemächtigen, sie wurden schnell mit dem Schwerte gerichtet. Diejenigen obrigkeitlichen Personen aber, die von dem Landvolke des Verrathes und Meineides angeklagt, und deßwegen zum Theile gefoltert worden waren, blieben alle bey Ehren und an der Regierung, und es wurde erklärt, sie seyen keiner strafwürdigen Verbrechen überwiesen worden, darum könne ihnen die in der Hitze des Tumultes erlittene Schmach keineswegs nachtheilig seyn. Man trachtete auch hauptsächlich dahin, die den Landleuten urkundlich ertheilten Freyheiten wieder zu Handen zu bringen. Es verzog sich aber dieses bis ins Jahr 1525, wo es während den Stürmen der Reformation der Regierung gelang, ihr Landvolk zu bereden, daß es die fraglichen Urkunden, durch eigene Abgesandte am sieben und zwanzigsten December auf dem Rathhause zu Luzern wieder zurück stellen ließ. — Diese Rückgabe wurde durch die drey Länder nicht nur nicht gebilligt; sondern sie versuchten, die Regierung zu Luzern durch einen offenen Mahnbrief von diesem Vorhaben abzuhalten.

Mittlerweile erneuerte sich der Aufruhr in dem kaum beruhigten Solothurnischen. Die Unbestimmtheit des früheren Vergleiches, der gerade die verhaßtesten Beschwerden mit Stillschweigen überging, der Wankelmuth und die Unentschlossenheit des Rathes und die prahlerischen Drohungen eines unbesonnenen Regierungsgliedes hatten das Land wiederum aufgeregt. Vier tausend Mann rückten vor die Stadt, und erzwangen am sechsten August eine ähnliche Ver-

kommniß, wie Bern und Luzern bereits hatten eingehen müssen. Solothurn zeigte sich um so williger, diesen Vergleich, der auch den Loskauf von der äußerst verhaßten Leibeigenschaft gestattete, anzunehmen, da es durch Peter Hebolt, seinen Gesandten zu Luzern, welcher, voll Besorgniß für die eigene Vaterstadt, Zeuge der dortigen Auftritte gewesen war, dringend ermahnt wurde, sich mit den mißvergnügten Unterthanen zur Verhütung großen Unglückes aufs schleunigste abzufinden. — Noch an einigen anderen Orten wurden verschiedene Reisläufer gebüßt, gefoltert, hingerichtet, oder, wie zu Zug, zu schleuniger Flucht genöthigt. — Dennoch waren die Gemüther nur scheinbar besänftigt; weil die Oberen, so bald die größte Gefahr vorbey war, die gemachten Gesetze wieder brachen; weil in der ersten Hitze nur wenige der Fehlbaren und nicht eben die angesehensten, mehr die Werkzeuge, als die Häupter, gestraft wurden; weil die Gestraften bald wieder zu Ehren kamen, und selbst Rudolph Hetzel im Jahre 1518 auf Verwendung des Französischen Königs Gnade fand; weil zu Bern die Französische Partey die in das Stadtgut gelegten Strafgelder sich wieder zueignete, und auch die Pensionen nicht abgeschaft wurden, sondern nur für einige Zeit in anderer Gestalt erscheinen, und für fromme Stiftungen verwendet werden mußten. Es entstanden neue Empörungen; „weil," sagt Anshelm, „gemeine Oberen fürnehm„lich nüt Arbeitsameres hatten, dann, wie sie am Gewalt „blieben, und dessen zu ihrem Nutzen und Ehre gebrauchten, „also daß auch das Gut, so zur Erhebung einer Stadt und „Bürgerschaft gehörte, in ihren Eigennutz gezogen wurde, „und gemein Ehr und Nutz, gemein Schad und Schand ge„ringer Aufmerksamkeit gewürdiget wurden." — Statt den aufs Neue drohenden Sturm durch Nachgiebigkeit, Ordnung, Billigkeit und Vaterlandsliebe, voraus aber durch Abschaffung des Reislaufens und der Pensionen, die ihn eigentlich verursacht hatten, zu beschwören, versuchten die Regierungen,

gerade das als Hauptmittel anzuwenden, was die Ursache der wilden Schmerzen war, und ordneten einen Zug nach Dijon.

Unruhen nach dem Zuge von Dijon. 1513.

Daß eine solche Maßregel nur für kurze Zeit helfen, daß während des Zuges das alte Spiel der Freyheit und des Verrathes abermals beginnen, und also auch der Zorn des Volkes mit neuer Kraft erwachen werde, hätte sich leicht voraus sehen lassen, wenn das wahre Wohl des Vaterlandes mit Ernst bedacht worden wäre. Schon die schnelle Heimkunft des Heeres, von dem man glänzende Thaten zu erwarten berechtigt gewesen war, erregte großen Unwillen; doch beruhigte man sich mit der angenehmen Hoffnung des Empfanges der reichen Summen, die in dem vortheilhaften Frieden verheißen waren. Als aber das Geld ausblieb, als bedenkliche Berichtee ingingen, der König habe dem Frieden seine Zustimmung versagt, und in Frankreich seyen Eidsgenössische Kaufleute beraubt worden; als neuerdings klar ward, daß aus der ganzen Unternehmung nur einige verrätherische Führer Vortheil gezogen, und als die Tagherren, durch Geld und Schmeicheleyen der Franzosen gelähmt, keine kräftigen Entschlüsse faßten: da erneuerten sich im Canton Bern die mit Mühe gedämpften Unruhen. Laut erhoben sich die alten Klagen über Neuerungen, unterdrückte Freyheiten und fortdauernden Menschenhandel. Amtleute der Regierung wurden verjagt, das Volk setzte andere aus seiner Mitte, und verübte noch mehrere Handlungen ungesetzlicher Selbsthülfe. Bern mußte abermahls Ausschüsse von Stadt und Land besammeln, Beschwerden abhelfen, Freyheiten ertheilen, und Franzosen-Freunde und Aufkäufer von Lebensmitteln bestrafen; aber auch die Landleute, welche in diesem Aufstande sich Plünderungen erlaubt hatten, wurden gebüßt. Nun murrten aber die Anhänger Frankreichs, warum man nicht auch die strafe,

die Deutsches Geld empfangen, und die Summen abhole, die Kaiser Maximilian vor dem Dijoner-Zuge versprochen hatte. Der Venner Wyler, angeklagt, durch kaiserliches und Mailändisches Geld bestochen zu seyn, mußte sich vor dem Rathe rechtfertigen. Der Schultheiß von Wattenwyl und der Stadtschreiber Schaller waren genöthigt, ins Emmen-Thal zu gehen, um einem gemeinen Manne wegen der gleichen Beschuldigung vor dem Gerichte eines geringen Landstädtchens Rede zu stehen.

Unruhen im Jahre 1514. Ausgang des Dijoner-Friedens.

Neue Zerrüttungen und Gefahren brachte das Jahr 1514. Daß die wilde Jugend ohne Berücksichtigung strenger Verbothe nach allen Weltgegenden hinströmte, für Geld ihr Blut feil zu biethen, war das Geringste; daß hingegen die ungereimtesten Gerüchte leichten Glauben fanden, hatte schlimmere Folgen. An der Fastnacht zu Ballstall schwatzte Gerold Löwenstein, ein kriegserfahrner, nicht unangesehener Bürger von Basel und Solothurn, einigen Trinkgesellschaftern vor, der König von Frankreich sey geneigt, den Dijoner-Frieden zu halten; aber er wolle nicht mehr mit den geldgierigen Regenten, sondern mit dem Volke selbst unterhandeln, und habe ihm, dem Löwenstein, aufgetragen, dieß vor das Volk zu bringen. Bereits sey die Sache vor dem Rathe zu Solothurn angezeigt, und nun bitte er, auch die Gemeinde von Ballstall zu versammeln. Den Zuhörern wollte es denn doch scheinen, Löwenstein habe, vom Weine begeistert, sich zu großer Dinge vermessen. Ganz verwerflich schien ihnen die Sache nicht; aber ehe sie handelten, wünschten sie, sich zu überzeugen, und ordneten zwey Männer, mit Löwenstein nach Burgund zu gehen. Allein die Regierung, von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, machte Anstalten, die Abgesandten zu fangen. Diese

wurden gewarnt, trennten sich auf dem Heimwege, und einer brachte einen Brief nach Ballstall, den aber niemand lesen konnte, weil er Französisch war. Dennoch schien Löwensteins Aussage nun völlig erwiesen. Im März 1514 wurde diese Nachricht mit Zusätzen durch das ganze Land verbreitet. Das Volk sah man aufgereizt, berüchtigte Hauptleute machten sich auf, und lockten die Jugend, das Geld aus Burgund zu hohlen. Die Luzernerschen Landleute wurden zuerst rege; die Vorstellungen der Regierung und die Maßregeln der Tagsatzung stillten mühsam den Auflauf. Nun brach im Maymonathe das Solothurnische Buchsgau los, klagte über Unterdrückung, drohte vor die Stadt zu ziehen, und die Regierung zu züchtigen. Bern rüstete. Die Furcht vor seiner Macht und die Abhülfe einiger Beschwerden stellten auch hier die Ruhe wieder her. Aber im August rotteten sich sechs tausend Berner, Luzerner und Solothurner unter erfahrenen Hauptleuten zusammen, und traten den Marsch nach Dijon an. Mehr noch der Geldmangel, als die Befehle der Tagsatzung zwangen sie zur Rückkehr. Die Rädelsführer flohen, oder fielen in Gefangenschaft, zu Luzern hatten Hinrichtungen Statt, das Volk beschwichtigte sich. Um ähnliche Auftritte zu verhüthen, beschloß die Tagsatzung Bestrafung der Ungehorsamen, der Aufwiegler, der Bestochenen und Feigen und eine Geldaustheilung an das Volk. Von allem diesem kam nur das Letzte durch Hülfe der Dijoner-Geißeln und eine große Ungerechtigkeit zu Stande. Die Geißeln befanden sich noch immer in strenger Verwahrung zuZürich. Auf eine räthselhafte Weise war der Vornehmste entsprungen. Einer der übrigen eröffnete nun, er allein sey ein Mann von Bedeutung, Adel und Vermögen, die übrigen seyen arme, geringe Bürger, die man den Eidsgenossen fälschlich unter angesehenen Namen übergeben; sie alle bitten, ihrem harten Geschicke durch Bestimmung des Lösegeldes oder Hinrichtung ein Ende zu machen. Lange zögerte man. Als endlich alle Hoffnung

entflohen war, wurden die Geißeln für dreizehn tausend Kronen ledig gelassen. — Zwey tausend Kronen erpreßte man von Villeneuve, Präsident von Burgund. Er, der als Gesandter in die Eidsgenossenschaft kommen sollte, wurde zu Genf, wo er auf Geleit wartete, durch Kaufleute von Bern und Freyburg aufgehoben, nach Bern geführt, gethürmt, über die Einverständnisse Frankreichs mit Eidsgenössischen Hauptleuten an der Folter befragt, und endlich für die erwähnte Summe befreyt.

Unruhen nach der Schlacht von Marignano. December 1515.

Die Aufmerksamkeit des Eidsgenössischen Volkes wurde im Anfange des Jahres 1515 durch den Wiederausbruch des Krieges in Italien in Anspruch genommen. Die müßige Jugend, die unruhigen Köpfe, die Freunde eines wilden Treibens fanden in jenem unglücklichen Lande hinlängliche Beschäftigung, und die Eidsgenossenschaft erfreute sich der Ruhe. Aber der schreckliche Tag von Marignano, die Uneinigkeit und Unthätigkeit der Tagsatzung, die bekannt gewordene Verrätherey vieler Anführer, die Unverschämtheit, mit der sie das übel erworbene Blutgeld zur Schau stellten, und die Umtriebe und Ränke der kaiserlichen Gesandtschaft und des Cardinals von Sitten, welche die aufstrebende Französische Partey wieder zu unterdrücken wünschten, und diesen Zweck durch Bearbeitung des Volkes zu erreichen hofften, brachten bald neue Empörungen zur Zeitigung. Am Zürich-See brach der Sturm zuerst los. Die regsamen, Freyheit liebenden Bewohner der Seeufer, durch den großen Verlust, den besonders Zürich in jener Unglücksschlacht erlitten, in tiefe Trauer versetzt, und aller Hoffnung sich zu rächen beraubt, hörten mit Abscheu Caspar Bächli von Wädenschweil den schändlichsten Verrath der angesehensten Hauptleute erzählen, und seiner eigenen Theilnahme an dieser Niederträchtigkeit unklug sich

rühmen. Sie legten den Mann gefangen. An der Folter gestand er, er habe sich im letzten Feldzuge mit Mehreren zur Begünstigung der Französischen Absichten verbunden. Als Rädelsführer nannte er Albrecht von Stein, Ludwig von Erlach, Ludwig von Dießbach, viele Zürcher, Berner, Schwyzer, Basler und Appenzeller. Durch voreilige Hinrichtung vereitelte das Landvolk die genaue Erforschung seiner Angaben, die bey den vielen früheren Beyspielen ähnlicher Niederträchtigkeit leider nur allzu leicht im Lichte begründeter Wahrheit erscheinen mußten. Heftig entbrannte Zorn und Unwille des Volkes. Die Sturmglocken ertönten. Am zehnten December 1515 eilten viele tausend bewaffnete Seebauern vor die Stadt. Nur die Gemeinde Kilchberg enthielt sich auch dieß Mahl wieder der Theilnahme am Aufstande. Alle Mittel, die Erzürnten zu besänftigen, schlugen fehl. Mit Festigkeit verlangten sie Bestrafung der verrätherischen Kronenfresser. Man mußte die Thore öffnen, die Beschuldigten fest nehmen, in Gegenwart der Landesausschüsse und der herbey geeilten Eidsgenössischen Gesandten den Handel untersuchen, und Bezahlung aller Unkosten aus dem Stadtgute versprechen. Hierauf zogen die Landleute heim. Ihre zurück gebliebenen Ausschüsse hatten Mühe, Ernst zu bewirken; denn man arbeitete, die ganze Sache in Vergessenheit zu bringen. Endlich wurden einige der Beschuldigten ledig gesprochen, andere die sich durch ihre eigenen Aussagen verfällt hatten, von ihren Aemtern gestoßen und gebüßt; doch kamen sie bald wieder zu Ehre und Ansehen. Ueber die Angeklagten aus anderen Cantonen fällte die Tagsatzung das beruhigende Gutachten, sie wolle halten, Bächli habe sich selbst und Anderen Unrecht gethan. Dieß Gutachten beruhigte indessen niemanden, als die gefährdeten Verräther; denn allenthalben, vorzüglich aber im Canton Bern, erregten die Vorfälle zu Zürich starke Bewegungen. Dringend wurde genaue Untersuchung von Bächli's Geschäft verlangt. Ohne

Erfolg. Listig, aber mit vieler Mühe, wußte man die Unzufriedenen mit leeren Versprechungen von ihrer Forderung abzubringen, deren Erfüllung wohl nur wenigen Eidsgenössischen Regierungsgliedern angenehme Früchte hätte bringen können, indem wenige Ursache hatten zu wünschen, daß die Wahrheit ans Licht gebracht, und alle Blößen enthüllt würden.

Verbannung Daniels von Babenberg. 1515 — 1518.

In dieser Zeit, wo die Schuldigsten der gerechten Strafe entgingen, büßte unschuldig der angesehene, geistreiche, gebildete Solothurnische Schultheiß Daniel von Babenberg, einst Anführer im Bruderholze. Er, von den Fehlern seiner Zeitgenossen nicht ganz frey, gehörte dennoch zu den Besseren. Heimlicher Unterhandlungen mit Frankreich beschuldigt, und in Gefangenschaft erkannt, rettete er sich, um der ersten blinden Volkshitze zu entgehen, die sich oft an den Verdientesten vergreift, durch die Flucht. Von seinem Zufluchtsorte aus bath er die Tagsatzung um unparteyische Untersuchung, die er nicht zu fürchten habe. Die Tagsatzung verfügte nichts. Auf keine Weise konnte der Mann rechtliche Entscheidung erhalten. Sein Leben endigte er in Frankreich, und hinterließ Gemahlinn und Kinder in hülfloser Dürftigkeit.

Streitigkeiten und Ende des Cardinals Matthäus Schinner und Georgs auf der Fluh, genannt Supersax. 1515 — 1530.

Ein verdienteres Loos betraf die zwey unruhigen Volkshäupter im Wallis, Matthäus Schinner und Georg auf der Fluh. Der letztere, lange geächtet und in Rom gefangen, war kaum wieder heimgekehrt, als er gegen den Cardinal die Mazze aufrichtete. Schinner flehte die Tagsatzung um Beystand an. Sie lud beyde vor Gericht; aber ehe die Zögernden erschienen, half sich das Wallis selbst.

Eine mächtige Partey, des ewigen Unfriedens müde, erhob im Jahre 1517 die Mazze, verkündete den Landfrieden, verbannte Schinner und auf der Fluh, und zog ihre Güter ein. Keiner der beyden Gegner sah je sein Vaterland wieder. Schinner erscheint noch eine Zeit lang als thätiger Beförderer der päpstlichen Plane in der Schweiz, und starb endlich, von den meisten Eidsgenossen auf Leben und Tod angefeindet, im September 1522 zu Rom. Viele behaupteten, er habe Gift empfangen, damit die Papstwahl nicht auf ihn falle. Auf der Fluh aber ward von jener Zeit an unbedeutend, und schloß sein Daseyn um das Jahr 1530 zu Vevay in der Waat.

Vergrößerungen der Eidsgenossenschaft. 1509 bis 1519. Appenzell in den Bund 1513.

Vor Allem aus suchten die Eidsgenossen, sich im Inneren ihres Landes auszubreiten, und die Cantone, vorzüglich Bern, waren emsig bestrebt, nach und nach alles Eigenthum an Land und Leuten von einzelnen Geschlechtern durch Kauf an den Staat zu bringen. — Auch durch Vermehrung ihrer Bundesglieder suchten die Eidsgenossen größere Stärke zu gewinnen. Appenzell, das schon seit 1411 das Eidsgenössische Landrecht besessen, und seit jener Zeit mit Eifer und Treue in Krieg und Frieden an den Bundesbrüdern gehangen, wurde im December 1513 als dreyzehnter Eidsgenössischer Ort anerkannt. Man verhieß ihm treue Bundeshülfe innert seinen Landmarchen und Antheil an den Pensionen und künftigen Eroberungen. Den sechzehnten Januar 1518 wurde die Stadt Mühlhausen im Elsaß, und im Jahre 1519 die Stadt Rothweil in Schwaben den meisten Eidsgenossen auf ewig verbündet. — Dagegen ward das wichtige Constanz abermahls verscherzt. Heimlich warb diese Stadt 1509 um Aufnahme in den Bund; allein die dem Kaiser anhängenden Schwäbischen Für-

sten und Städte wußten dieß Vorhaben um so leichter zu verhindern, da die bekannte Furcht der Berg- und Wald-Cantone vor dem Uebergewichte der Städte die Wünsche der Constanzer entschieden verwarf. — Im Jahre 1510 erneuerte die verschmähte Stadt, welche in einer Streitigkeit mit ihrem Bischofe von den Eidsgenossen gute Hülfe empfangen hatte, ihre Bewerbungen mit vieler Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges; allein die Umtriebe des Kaisers und die unkluge Behauptung der Constanzischen Ansprüche auf das Thurgau vereitelten auch dieß Mahl die Hoffnungen der Stadt. — Daß sich die Eidsgenossen in diesem Zeitraume auch nach Außen vergrößerten, ist bey der Beschreibung der Italiänischen Feldzüge bereits bemerkt worden. Veltlin, Cläven, Worms, Bellenz, Riviera, Bollenz, Lugano, Locarno, Mendrys, Meyn-Thal waren bleibende Besitzungen, welche noch durch eingezogenes Privateigenthum vergrößert wurden. Die drey ersten dieser Landschaften fielen unter die Herrschaft Bündtens; Bellenz, Riviera und Bollenz wurden Gemeinherrschaften der Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden; die vier übrigen bildeten vier Landvogteyen der zwölf ältesten Cantone. Sie wurden von diesen Ständen der Reihe nach besetzt, die Landvögte blieben zwey Jahre lang im Amte, und hatten alljährlich im Maymonathe Eidsgenössischen Abgesandten, deren Versammlung, Syndicat genannt, zugleich das Obergericht bildete, Rechnung abzulegen. Die erste Besetzung dieser Landvogteyen geschah auf Johanni 1513. — Das Neuenburgische hingegen, welches Bern und Solothurn 1511 seinem Französischen Besitzer, dem Herzoge von Orleans, weggenommen hatten, wurde nur achtzehn Jahre lang von Eidsgenössischen Landvögten beherrscht. — Dasselbe geschah mit dem wichtigen Eschen-Thale, das durch Verrath wieder in Französische Hände gerieth, und mit der Grafschaft Thierstein, die Solothurn 1511 mit Bewilligung der Tagsatzung, wie einst im Schwaben-Kriege,

besetzt hatte; weil die Eigenthümer Thiersteins, ungeachtet ihres Bürgerrechtes mit Solothurn, in Französische Dienste getreten waren. — Die Grafschaft Werdenberg, welche Luzern 1485 erkauft, und vier Jahre später wiederum verkauft hatte, gelangte am ein und dreyßigsten März 1517 von dem Hause der Freyherren von Höwen ebenfalls durch Kauf an das Land Glarus, von welchem sie bis auf die Zeit der neuesten Staatsumwälzungen beherrscht worden ist.

Verhältnisse unter den Cantonen. 1499 — 1519.

Wenn die ununterbrochene Kette von Empörungen und Unfrieden, die sich uns bis dahin darstellte, unsern vaterländischen Sinn beleidigte; so müssen uns die wenigen Züge Alt-Eidsgenössischer Vertraulichkeit, welche wir in diesen traurigen Jahren mühsam entdecken, desto angenehmer auffallen. Erfreulich ist es zu sehen, wie im Jahre 1501 der bedeutende Zollstreit zu Kloten zwischen Zürich und den übrigen regierenden Ständen der Grafschaft Baden freundschaftlich beygelegt wurde. — Im gleichen Jahre finden wir einen billigen Vergleich zwischen dem Abte von St. Gallen und den regierenden Ständen des Thurgaues wegen der in dieser Landschaft liegenden St. Gallischen Herrschaften. — Auch verschiedene Münzstreitigkeiten wurden friedlich beseitigt; aber der kluge Vorschlag, den Münzfuß der Stadt Bern als allgemein Eidsgenössische Regel anzunehmen, wurde vorzüglich auf Zürichs Betrieb verworfen, und dadurch ein Werk zerstört, dessen Einführung noch in unsern Tagen schmerzlich vermißt wird. — Besonders erfreulich ist die Beylegung des zwischen einer Berner- und Luzerner-Familie entstandenen, gefährlichen Zwistes wegen der durch Tod erledigten Waatländischen Herrschaft La Sarraz. Bereits war die Herrschaft mit Hülfe einiger Söldner von Luzern, Schwyz und Zug zu Handen des Luzernischen Geschlechtes Chastellar eingenommen, und das erzürnte Bern zur Unterstützung seiner benachtheiligten

Bürger mit elf hundert Mann ins Feld gerückt, als Luzern eine Gesandtschaft nach Bern ordnete, deren dringende Vorstellungen die Berner zu dem Entschlusse bewogen, es solle das Schloß La Sarraz von Luzern, Bern, Freyburg und Solothurn so lange gemeinschaftlich besetzt werden, bis der als Landesherr von La Sarraz zum Schiedsrichter erwählte Herzog von Savoyen einen Ausspruch gethan habe; und als der Herzog dieß für eine günstige Gelegenheit ansah, durch langen Verzug und mancherley scheinbare Schwierigkeiten Luzern und Bern in Zwietracht zu stürzen, und vielleicht in der ganzen verhaßten Eidsgenossenschaft, die den Herzog unter lästiger Vormundschaft hielt, das verderbliche Feuer des Bürgerkrieges zu entflammen; so beschlossen Luzern und Bern, fortan einträchtig zusammen zu halten, den Herzog zur schnellen Entscheidung zu nöthigen, und ihn, als den arglistigen Verlängerer der Zerwürfniß, zum Kostenersatze zu zwingen, worauf der Herzog erschrocken einen Vergleich schloß, der ihm sehr wenige, den Bernern und Luzernern dagegen größere Vortheile gewährte. — Auch der im Jahre 1506 wegen gegenseitiger Thätlichkeiten und Beleidigungen zwischen Wallis und Savoyen losbrechende Streit, der auch die Eidsgenossenschaft zu berühren drohte; weil Wallis seine Verbündeten, Luzern, Uri und Unterwalden, der Herzog die seinigen, Bern, Freyburg und Solothurn, mahnte, die Walliser sich sehr streitlustig zeigten, und die Sache immer drohender wurde, ward endlich durch Berns Klugheit und Ernst unter Vermittelung der unparteyischen Stände zu Baden beseitigt. — Vergebens begehrten dagegen im Jahre 1514 die Stände Freyburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell, daß die älteren Cantone ihnen ebenfalls den Bundeseid schwören sollten, so wie sie selbst denselben zu leisten verpflichtet waren. Die Tagsatzung zu Luzern beschloß, man wolle den Buchstaben und Geist der Bünde treu an den vier Ständen erfüllen; sie aber sollen sich begnügen, daß die Bundesurkunde vorgelesen, und

zwar von ihnen, nicht aber von den älteren Orten beschworen werde. — Im nämlichen Jahre begehrten Bern, Freyburg und Solothurn eben so fruchtlos Theilnahme an der Regierung des Thurgau und Rhein-Thales; obschon sie den übrigen Cantonen die Mitregierung der von ihnen eroberten Grafschaft Neuenburg eingeräumt hatten.

Fünftes Kapitel.

Ueber Verfassung, Sitten und Cultur der Eidsgenossen. 1450 — 1520.

Politik.

1. Ueber die Verfassung der einzelnen Cantone.

Da die Eidsgenossen durch beständige Kriege viele Bürger verloren, so wurde ein jeder willig aufgenommen, der zur Erfüllung der bürgerlichen Pflicht bereit und tauglich schien, und weder in schlechtem Rufe stand, noch leibigen war. Um wenige Gulden wurde ohne viele Umschweife das Bürgerrecht in den angesehensten Städten erkauft; man durfte sich bloß beym Bürgermeister oder Stadtschreiber zur Annahme melden; oder es war genug, bepanzert, mit einer Beckelhaube und Blechhandschuhen in die Fehden der Bürger zu ziehen, um als Bürger in dem Stadtbuche eingeschrieben zu werden. Diese leichte Ertheilung der Bürgerrechte war bey den steten, menschenfressenden Kriegen um so nöthiger, wenn die Angabe richtig ist, daß im Jahre 1480 die waffenfähige Mannschaft der acht alten Orte, (ohne Unterthanen und Zugewandte,) nicht mehr, als vier und funfzig tausend und fünf hundert Streiter betragen habe. Als aber nach den Burgundischen Kriegen Eigennutz und Neid an die Stelle der Vaterlandsliebe traten, die Eidsgenossen gewinnsüchtiger wurden,

und, wenn auch nicht die Ausgaben, doch die Einnahmen, als Mittel zu Genuß und Freude, ängstlicher berechneten; wurde die Annahmgebühr erhöhet, und die Erlangung der Bürgerrechte überhaupt erschwert. Man trachtete, sie gänzlich zu schließen, weil allzu viele neue Ankömmlinge die Vortheile älterer Bürger schmälern mußten. Hauptsächlich fanden die Handwerker, daß die Nutzungen des Innungszwanges durch Vermehrung ihrer Mitglieder vermindert werden, und, wo sie überwogen, wurde man immer sparsamer mit Ertheilung der Bürgerrechte. Es bedurfte jetzt schon ausgezeichnete Tapferkeit im Felde, Erfahrung in Wissenschaften, Künsten und Handwerken, geleistete Dienste, um Bürgerrechte zu erwerben. Ihre Ertheilung wurde dem kleinen, später dem großen Rathe überwiesen, auch konnten neu Angenommene nicht sogleich alle Rechte älterer Bürger genießen. Diese Erschwerung der Bürgerrechte, verbunden mit der Selbstherrlichkeit, welche sich die Städte nicht nur über die durch Krieg oder Kauf gewonnenen, zum Theil leibigenen, sondern auch über die ehemahls in Burgrechten und Bündnissen stehenden, freyen Landestheile anmaßten, erregte in vielen Gegenden großes Mißvergnügen, und trug nicht wenig zu den vielen Aufläufen bey, welche in diesen Jahren die Ruhe des Vaterlandes störten. Doch sind auch Anzeigen vorhanden, daß sich viele Landgemeinden von den durch Kriegszüge und Unkosten beschwerlichen Bürgerrechten zu befreyen suchten. So wurde durch die vielen Kriege, welche Bern führte, dem Hirtenvolke zu Saanen das Bürgerrecht mit dieser Stadt so lästig, daß das Saanen-Land im Jahre 1448 beschloß, die Kriegskosten zurück zu fordern, die Verbindung mit Bern zu lösen, und mit dem Sieben-Thale und andern Gegenden des Oberlandes einen eigenen Bund zu bilden. Bern war in Gefahr des Verlustes von ganz Oberland, und nur mühsam richtete am sechzehnten Februar 1451 ein Schiedgericht der Länder zum Vortheile Berns. — Eben

diese Gegend versuchte 1491 mit den Ländern in ein Bündniß zu treten, fand aber wenig Unterstützung, und mußte ihr obiges Burgrecht mit Bern unabänderlich erneuern. — Auch die Demokratieen strebten, in den erworbenen Herrschaften sogleich ihre Rechte auszudehnen, darum sah Glarus schon im Jahre 1525 Empörung in dem kaum erworbenen Werdenberg. — Mit der Erschwerung der Bürgeraufnahmen in den Städten verbanden sich auch Bestrebungen, die gesetzlichen Rechte der Bürgerschaft selbst zu verringern. Denn so wie die Städte strebten, die Freyheiten des Landvolkes zu schmälern, so waren die Machthaber mit größerem oder geringerem Erfolge bemüht, die Grenzen der ihnen anvertrauten Gewalt auszudehnen. Die städtischen Regierungen der Eidsgenossen fingen an, sich im Lichte souverainer Herren zu betrachten. Die Auflagen wurden vermehrt, andere Leistungen an die Regierungen ausgedehnt, Beute und Brandschatzungen nicht mehr vertheilt, sondern zu Staatszwecken inne behalten, und die Regierungen eigneten sich, z. B. mit dem Salze, Handels-Monopole zu, oder es wurde versucht, den Bürgergemeinden das Wahlrecht der Standeshäupter zu entreißen. Am glücklichsten waren in solchen aristokratischen Bestrebungen die Geschlechter zu Bern, darum wurden sie auch von den Geschlechtern der andern Städte aufs Höchste beneidet, und allenthalben war ein nicht allerwärts glückliches Trachten nach einem Patriziate, wie es sich zu Bern vorzüglich seit dem Jahre 1458 auszubilden angefangen hatte. Dieser Kampf mußte entstehen; weil die Einfachheit früherer Zeiten durch keine geregelte Verfassung weder die Pflichten und Rechte des Volkes und der Regierung, noch der Behörden unter einander abgewogen hatte, und weil man versäumte, durch zweckmäßige Aenderungen, welche die Zeit geboth, dem Spiele selbstsüchtiger Leidenschaft einen wohlthätigen Damm zu setzen. Uebrigens standen den Regenten und zum Theil auch den Städten bey diesem Kampfe die

wandelbare Volksgunst, die an vielen Orten kurze Dauer der Aemter, die heftige Liebe zur Freyheit, und der kriegerische Geist als starke Hindernisse entgegen, welche sie zwangen, sich ihrem Ziele nur schrittweise zu nähern. Ehemahls waren zur Ernennung der Obrigkeiten, zur Entscheidung über Krieg und Frieden und wichtige Angelegenheiten und zur Aufstellung neuer Gesetze die Bürgerschaften in Zunft- oder Gemeindsversammlungen berufen worden. Dieser Gebrauch wurde sehr beschränkt, und blieb zuletzt nur noch in den Ländern. In den Städten wurden Zunahme der Bevölkerung, steigende Wichtigkeit der Verhandlungen, Verhinderung an den Geschäften des Berufes und die Vielen mangelnde Einsicht Ursache, daß die Rechte der Bürger auf die schon längst bestehenden grossen Räthe übergingen, welche den leitenden Behörden, die man kleine Räthe nannte, als Stellvertreter der Bürgerschaft beygegeben waren, mit ihnen unter dem Nahmen Räthe und Bürger die oberste Staatsgewalt bildeten, und von ihnen hinwiederum in ihrem Einflusse möglichst beschränkt wurden. Schien etwas dem kleinen Rathe zu folgenreich, so überwies er es dem großen, und dieser sandte noch in diesen Zeiten oft Bothschafter zu den Bürgern, sogar zu den Landgemeinden, um in den wichtigsten Sachen, welche das ganze Glück des Landes verändern konnten, auch ihre Meinung zu hören. — So befragte Zürich im Jahre 1308 seine Landgemeinden wegen einer neuen Verordnung gegen das Reislaufen. Gleiches geschah 1521 wegen des Bündnisses mit Frankreich, und man machte keinen Unterschied mit den Herrschaften; welche, wie z. B. Grüningen, der Stadt leibeigen waren. — Die Tagsatzung entschuldigte sich gegen den Kaiser, wegen eines nicht bewilligten Begehrens, sie habe ihm nicht aus eigener Willkür entsprechen können; „weil sie ihre „Sachen vor den Gemeinden verhandeln müsse.“ — Auch Luzern, auch Solothurn befragten 1499 und 1501 in wichtigen Angelegenheiten ihre Landgemeinden. — Ein ähnliches Bey-

spiel findet sich von Bern im Jahre 1520. — In den allerschwierigsten Fällen wurden etwa auch Ausschüsse der Landgemeinden in die Stadt berufen. Ueber Angelegenheiten des Gemeinwohles durfte ein Jeder im täglichen Gespräche seine Ansicht frey äußern. Ungescheut erklärten die Gemeindevorsteher dem Rathe ihre Unzufriedenheit über neue Steuern und Verordnungen. Ohne Ahndung traten sogar Abgesandte von Aufrührern vor die Tagsatzung, und riefen ihren Beystand an. Die Obrigkeiten schämten sich nicht, begangene Fehler und Schwachheiten zu gestehen; denn Irrthum schien damahls auch an Regenten noch menschlich. Ein Solothurnischer Schultheiß vertheidigte sich ohne Abbruch seiner Würde vor Gericht gegen einen Trommelschläger. Den Berner-Schultheißen Jakob von Wattenwyl und andere angesehene Staatsmänner haben wir von den Räthen keiner Landstädte gefunden. Zu Zürich traf man an schönen Abenden die ersten Glieder der Regierung vor ihren Wohnungen auf Bänken sitzend an. Sie grüßten die Vorübergehenden, hörten die Klagen der Bürger, ertheilten auch dem gemeinsten Manne mit zuvor kommender Freundlichkeit väterlichen Rath.

Die Bürger in den Städten und die ursprünglich freyen Landestheile waren herkömmlich an Rechten alle gleich. Der durch Krieg oder Kauf erworbene Landmann war da, wo nicht Leibeigenschaft ihn drückte, Unterthan milder Regierungen. Ueberhaupt lag in den ältesten Verfassungen allgemein viel der Freyheit Günstiges. Standesvorrechte galten eigentlich nirgends. Nur die Kirche hatte adeliche Domstifte; doch auch diese wurden hie und da Gemeingut Aller. Dennoch hatte sich der Adel mit dem Glanze seines Nahmens, seinem Reichthume, seiner Erfahrung, seiner Welt- und Staatskenntniß, seiner Waffenkunde und den Verdiensten, die er und seine Vorfahren sich bey der Gründung und Erhaltung der Freyheit vieler Städte erworben, mannigfaltige Vortheile und Vorzüge zu sichern gewußt. Auch wurden die Nachkommen

verdienter Männer von dem Volke ohnehin gerne zu Vorstehern gewählt. Die Nahmen edler Helden, an welche große Erinnerungen sich knüpften, bereiteten auch fernen Enkeln Achtung, Auszeichnung und Ehre. In vielen Geschlechtern dagegen war man mit Erringung angemessenen Unterhaltes vergnügt. Ein Handwerk, der Landbau, der Hirtenstand erbten durch viele Geschlechtsfolgen vom Vater auf den Sohn. — Wenn sich der Adel Anmaßungen erlaubte, wurden sie hauptsächlich durch die Eifersucht vornehmer Bürgergeschlechter zurück gewiesen, zuweilen auch ohne Veranlassung Angriffe gegen ihn gerichtet. — Man weiß, was zu Bern durch Kistler, zu Zürich durch Waldmann geschehen. — Zu Basel wurde im Jahre 1516 dem Adel die bürgermeisterliche Würde, die bisher er allein bekleidet, entzogen, und der Vorschlag gethan, statt acht Edelleuten künftig nur vier in den Rath zu ziehen. — Auch der Clerus durfte sich in diesen Jahren so wenig, als in früheren Zeiten, der bürgerlichen Gesellschaft lästige Standesvorrechte anmaßen; denn eine vielfache Erfahrung hatte ihn hinlänglich belehrt, daß die freyen Eidsgenossen, deren Andacht die Verehrung Gottes auf jede Weise willig beförderte, alle Ehrfurcht vor dem sonst so geachteten Clerus vergaßen, sobald er es versuchte, einen Staat im Staate zu bilden.

2. Justiz.

Recht und Gerechtigkeit wurden, wenn keine wilde, leidenschaftliche Bewegung des Volkes ihren ruhigen Gang störte, mit unparteyischem Ernste verwaltet. Jeder durfte sich selbst vertheidigen, oder aus den Richtern sich einen Vertheidiger wählen. Unter freyem Himmel saßen die Richter, und entschieden nach dem Gesetze; wo dasselbe mangelhaft war, nach Herkommen und Uebung, oder nach ihren Einsichten. Ehre und gegebenes Wort galten über Alles. Es konnte gerichtlich gefordert werden, daß ein Verleumder in die Fußstapfen des

von ihm Verleumdeten trete. Als ein Wirth zu Glarus mit Unrecht der Ermordung eines seiner Gäste beschuldigt wurde, verlangte er vor Gericht, daß der falsche Kläger die Strafe erdulden müsse, die ihm selbst im Falle der wirklich verübten That auferlegt worden wäre. Der Kläger wurde zum Tode verurtheilt, und aus Milde nur mit dem Schwerte gerichtet. Wer seinem Feinde Versöhnung und Frieden zugesagt hatte, wurde, wenn er sein Wort brach, so hart bestraft, daß ein Zürcherisches Gesetz vom Jahre 1496 auf dieses Vergehen die Todesstrafe setzte. Wer an dem, der ihn Lügner schalt, in der ersten Hitze Genugthuung nahm, blieb ungestraft. — Der Geist der Gesetze war grausam; schrecklich wurde gegen Verbrecher gewüthet. Mit langen Verhören und Erörterungen der Zeugenaussagen und Thatsachen gab man sich nicht ab. Unverweilt und in schrecklichem Maße wurde die Folter angewendet. Kein Unterschied wurde beobachtet in der Behandlung grober, ehrloser Verbrecher und mit Ruhm geschmückter Helden, weiser Staatsmänner, die, einst Wohlthäter und Erretter des Vaterlandes, als Opfer der wandelbaren Volksgunst sanken. Verlacht wurden die, welche fürchteten, daß, wie nur zu oft geschah, ein Unschuldiger leiden möchte. Das Menschenleben wurde von dem an Blut Blut und Wunden gewöhnten Volke wenig geachtet, die Todesstrafe häufig ausgesprochen. Vor der Hinrichtuug suchte man öfters, alle Martern zu erschöpfen. Kneipen mit glühenden Zangen, an einem Pferdeschweife zur Richtstätte schleppen, die Glieder vielfach mit dem Rade brechen, die Zunge hinten zum Nacken heraus reißen, und ähnliche Grausamkeiten pflegten der Hauptstrafe durch Feuer, Strick oder Schwert oft voran zu gehen. Gotteslästerung, Mord, Diebstahl und Raub wurden mit dem Tode, kleinere Verbrechen mit Verbannung, Backenbrennen, Ohrenabschneiden, körperlichen Züchtigungen, Gefängniß oder Geld gebüßt. — In Schuldensachen trat der Kläger mit einem Kerbholze, die Beile

genannt, vor Gericht, seine Forderung zu erhärten. Urkunden wurden statt der Nahmensunterschrift mit Siegeln verwahrt. Es bestand noch der alte Gebrauch der Leistung. Wer nicht zahlen konnte oder wollte, mußte nebst seinen Bürgen auf des Gläubigers Mahnung eine offene Gesellschaft leisten, das heißt, am Wohnorte des Gläubigers, in einem von demselben bezeichneten Gasthofe mit einem oder mehreren Pferden persönlich sich einfinden, und daselbst so lange verweilen, bis der Gläubiger durch Entrichtung der Schuld oder Verkauf der Unterpfande befriedigt war.

3. Polizey.

Nachdem auf die eben beschriebene Weise für Ehre, Leben und Eigenthum der Bürger gesorgt schien, richtete man seine Aufmerksamkeit auch auf ihre Gesundheit und Unterhaltung. Aerzte und Arzneyladen, öffentliche Bäder und Frauenhäuser, so wie der Gebrauch des Feuers standen unter Aufsicht. Vortreffliche Maßregeln waren genommen, um auch in drangvollen Zeiten Lebensmittel in hinreichender Menge und gehöriger Wohlfeilheit zu besitzen. — Den Handwerkern wurden zur Vermehrung ihrer Nahrung große Vortheile eingeräumt, aber auch strenge Einrichtungen und genaue Schranken vorgezeichnet. Selbst für geringfügige Dinge war gesorgt. Die Gesellschaft der Keßler hieß Königreich. Waldmann, Adrian von Bubenberg, Sohn des Helden von Murten, der letzte Sprößling dieses hoch verdienten Geschlechtes, das im Jahre 1506 mit ihm erlosch, und der Solothurnische Schultheiß Hemmann Hagen verschmähten es nicht, die Könige und Häupter dieser Keßler zu seyn. Als die Gesellschaft in Verfall gerathen wollte, mahnte die Tagsatzung alle Stände, sie aufrecht zu halten. Auch die Brüderschaft der Steinmetzen, durch herrliche Denkmahle ihrer Kunst verdient, war in der Schweiz, wie im benachbarten Deutschland, bevorrechtet.

4. Bundesverfassung. Die Tagsatzung.

Die einzelnen Cantone wurden durch die Vorschriften der auf frühere Verträge begründeten Stanzer-Verkommniß zu Einem Ganzen verbunden, dessen Hauptaugenmerk innere und äußere Sicherheit und Ruhe war. Gehorsam gegen die Obrigkeit war die erste Pflicht der Unterthanen, und alle Regierungen hatten sich vereinigt, die althergebrachte Ordnung zu handhaben, und ihr Ansehen gegenseitig zu schützen. Streitigkeiten, die unter den Cantonen entstanden, schlichtete ein Schiedsgericht. Ergriff ein Canton die Waffen gegen einen anderen, so erklärte sich die Gesammtheit des Bundes zu Gunsten des angegriffenen Theiles. In Kriegen mit auswärtigen Mächten standen die Cantone einer für alle und alle für einen. Damit aber nicht leichtsinnige Kriegslust dem Bunde Gefahren bereite, so waren neue Verbindungen, ohne Vorwissen der Mitstände, verbothen, und es war genau festgesetzt, innerhalb welcher Grenzen die Bundeshülfe geleistet werden mußte. In seinem Inneren war jeder Canton souverain. Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten wurden durch die Tagsatzung geleitet, welche der Vorort oder auch ein anderer Stand besammelte, so daß es sich zuweilen traf, daß zu gleicher Zeit zwey Tagsatzungen berufen wurden. Wer Sitz und Stimme auf der Tagsatzung habe, war noch nicht genau bestimmt; aber dagegen war auch der Wirkungskreis dieser Versammlung so eingeschränkt, ihr Geschäftsgang so weitläuftig und langsam, der Ausflüchte, sich ihren Anordnungen zu entziehen, so viele, der entschiedene Ungehorsam, besonders in den Schwaben- und Mailänder-Kriegen, so groß, daß meist vergebens getrachtet wurde, allgemeine Landesgesetze einzuführen, daß die Verhandlungen der Tagsatzung überhaupt oft wenig fruchteten, und nur in höchst, seltenen Fällen ihr Stimmenmehr für bindend galt. Auch mochte wohl öfters geschehen, was Müller klagt, „daß von den Herren auf den „Tagsatzungen Vieles verkehrt und kleinlich, und anders be-

„handelt wurde, als in so großen Zeiten geziemend war.“ Bedenkt man ferner, daß die Ungleichheit der Rechte unter den Verbündeten stets Neid und Mißhelligkeiten erregte, daß Städte und Länder einander mißtrauisch gegenüber standen, und jeder seinen besonderen Vortheil mit aufmerksamem Auge verfolgte; so wird deutlich bemerkt werden, daß nicht die schwachen Bande der nur aus allgemeinen Umrissen bestehenden Bundesverfassung, sondern die Liebe zur Freyheit, das Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr und das Bedürfniß gegenseitiger Hülfe es war, was diese starken, trotzigen Männer zusammen hielt, und ihren Bundesverein vor physischer und geistiger Auflösung bewahrte, der er nicht mehr entgehen konnte, nachdem spätere Begebenheiten ihm diesen einzigen Stützpunct verrückt hatten. Die Schwäche der bestehenden Bundesverhältnisse war so einleuchtend, daß im Jahre 1492, Bern und Luzern, die sonst nur durch das Mittel der drey Länder zusammen gehangen, zur Befestigung ihrer Verbindung einen eigenen Bund mit einander zu schließen, für nöthig hielten. — Als Solothurn im Schwaben-Kriege von Dornach her bedrängt war, weigerten sich die Länder lange, ihm zu Hülfe zu ziehen; weil sie durch Luzern und nicht durch Solothurn selbst um Hülfe gemahnt worden waren. — Mit dem Deutschen Reiche bestand noch immer das Verhältniß, daß die Eidsgenossenschaft den Kaiser als ihren Oberherren betrachtete; dem sie aber nichts schuldig zu seyn glaubte, als nicht gegen ihn zu fechten, und sich ihre Freyheiten von ihm bestätigen zu lassen.

5. Gemeine Herrschaften.

Der Zustand der gemeinen Herrschaften war traurig. Sie waren zwar im Anfange sehr milde und fast als den Cantonen gleich gestellt behandelt worden. Wir haben gesehen, wie die Stände Unterthanenstädte zu Schiedsrichterinnen über sich erwählten. Noch im Jahre 1460 werden Baden, Mel-

lingen und Bremgarten als Reichsstädte anerkannt. Im Jahre 1460 nennen die Cantone die Frauenfelder, „liebe und getreue „Eidsgenossen;“ aber schon in diesen Zeiten finden sich auch genugsame Rügen über die Verwaltung der gemeinen Herrschaften. Oft von Habsüchtigen und Gewaltthätigen oder Leuten aus dem Pöbel beherrscht und bedrückt, genossen sie wenig von dem unschätzbaren Gute der Freyheit, das ihre Herrscher beglückte, und theilten mit diesen zwar Aufopferungen, Anstrengungen und Gefahren, aber nicht den Preis der Arbeit. In Kriegen wurden sie bey Stürmen voran geschickt, auf dem Marsche erhielten sie die schlechtesten Quartiere und von der Beute wenig oder gar nichts.

6. Kriegswesen.

In den Jahren vor den Mailändischen Feldzügen war der Ruf der Eidsgenössischen Kriegskunst aufs Höchste gestiegen. Die Hirten, Handwerker und Bauern, die nur aus Liebe zur Freyheit die Waffen ergriffen hatten, waren Lehrer einer neuen Kriegsart geworden, durch sie ward das verachtete Fußvolk zum Kern der Heere. Ihre Hellebardierer, Armbrust- und Hackenschützen verstanden, sich im Gefechte gehörig zu unterstützen. Zur Erreichung eines militairischen Zweckes schonten sie kein Blut, und scheuten sie keine Maßregel. Heinrich Rahn, einer der Helden von Dornach, nach der Schlacht von Marignano Befehlshaber im Schlosse zu Mailand, stieß drey hundert Kranke und Verwundete aus diesem Schlosse, um nicht durch Untaugliche Nahrung und Raum zu verlieren, und um die Gefahr ansteckender Seuchen zu entfernen. Diese Elenden alle wurden Angesichts des Schlosses von Französischen Kriegern und Mailändischen Bauern jämmerlich ermordet. — Die mit Oesterreich, Burgund und dem Schwäbischen Bunde glücklich geführten Kriege hatten ferner die Tapferkeit der Eidsgenossen in ein so glänzendes Licht gestellt, daß man sie über alle anderen Krieger erhob,

und die Fürsten durch die Eidsgenössische Hülfe den Sieg an ihre Fahnen gefesselt zu haben glaubten. Das Kriegswesen aller Nachbarstaaten war zerfallen. Die Italiänischen Heere zeichneten sich durch Feigheit aus. Die Franzosen besaßen gute Reiterey, aber schlechtes Fußvolk. Den Deutschen Landsknechten mangelte die Tapferkeit nicht, aber die Kriegszucht, die allein den Sieg verbürgt. Unter solchen Umständen konnten die Eidsgenossen einen unläugbaren Vorzug behaupten, den ihnen neben ihrer Tapferkeit und Leibesstärke, ihre Erfahrung und Kriegszucht sicherte; obschon die letztere auch bey ihnen nach und nach so sehr ausartete, daß selbst die schärfsten Gesetze sie nicht mehr herzustellen vermochten.

In Zeiten kriegerischer Unruhen forderte in der Eidsgenossenschaft die in einen Brunnen gesteckte oder auf dem Rathhause wehende Fahne, in höchster Noth das Hauptbanner, die streitbare Mannschaft zum Auszuge auf, welche in den Städten nach den Zünften, auf dem Lande nach Vogteyen, Herrschaften oder Gemeinden zum Dienste ausgehoben wurde. Keiner der Dienstpflichtigen durfte sich dem Rufe entziehen. Sich durch einen anderen vertreten zu lassen, war erlaubt. Mit Waffen, Lebensmitteln und Geld mußte sich jeder auf eigene Kosten versehen, nur Arme erhielten von ihren Gemeinden, in höchst seltenen Fällen die gesammte Mannschaft von der Regierung einigen Sold. Auswärtige Fürsten hingegen mußten es theuer bezahlen, wenn sie augenblickliche Zuzüge oder stehende Leibwachen verlangten. Von ihnen erhielt der Fußgänger monathlich fünf, der Reiter zehn Rheinische Gulden. Officiere erhielten je nach ihrem Range mehrere Besoldung, ein Priester z. B. für zwey, ein Hauptmann bis für zehn Mann Für den Ausmarsch, für einen Sturm, eine Schlacht, einen wichtigen Gefangenen u. s. f. wurden oft noch außerordentliche Monathsölde von der Milde der Fürsten bezahlt, oder durch den habgierigen Ungestüm der Krieger ertrotzt. Oft mußten sich die Fürsten noch viel grö-

ßeren Aufwand, und starke, öffentliche und heimliche Bestechungen gefallen lassen, wenn sie es versuchten, Eidsgenössische Heere gegen den Willen der Obrigkeiten durch den Zauber ihres Goldes in ihre Dienste zu locken; und dennoch begegnete es ihnen nicht selten, daß die zahlreichsten, mit ungeheuern Aufopferungen zusammen gebrachten Heere, wenn die Zusagen nicht gehalten wurden, der Sold nicht richtig einging, oder der Gegner höhere Geldanbiethungen that, aus einander flossen, wie das Eis einer Frühlingsnacht vor den milden Strahlen der Sonne.

Die Hauptwaffen der Eidsgenossen waren große und kleine Büchsen, Spieße und Armbrüste. Je der achte Mann durfte eine Hellebarte tragen. Schwert oder Mordart mußte jeder führen. Die langen Kreuzdegen wurden abgethan; dagegen sah man immer häufiger Dolche und Beymesser. Zum Schutze mußte jeder Krieger mit einem guten Harnische, einer Pickelhaube oder einem starken Filzhute, den eine Hahnen- oder Straßenfeder schmückte, versehen seyn. Als Feldzeichen trug man auf Brust und Rücken, auf den Aermeln, Schultern, Schenkeln das weiße Eidsgenössische Kreuz, welchem im Dijoner-Zuge noch ein weißer Schlüssel beygefügt wurde. Die Edelleute und ihre Knappen bildeten mit den Knechten des Clerus und der Spitäler die schwache Reiterey. Der Oberbefehlshaber des Heeres nannte sich Hauptmann, den gleichen Titel führten auch die untergeordneten Anführer einzelner Scharen. Die Krieger eines jeden Cantons, wenn ihrer auch noch so wenige waren, zogen unter einem eigenen Hauptmanne. So finden wir im Jahre 1512 bey der Belagerung der Schlösser von Lugano und Locarno vier hundert und achtzig Mann unter zwölf Hauptleuten, und vollends im Jahre 1514 als Besatzung des Schlosses in Mailand einhundert vier und vierzig Mann unter dreyzehn Hauptleuten. Den Hauptmann, seinen Bannerherren, Statthalter und die zum Kriegsrathe geordneten Glieder aus den großen und

kleinen Räthen ernannte die Regierung; der Soldat durfte seine Rottmeister wählen. Zwanzig bis dreyßig Mann bildeten eine Rotte. Neben den genannten Anführern begleiteten noch Oberbüchsenmeister, Kapellane, Aerzte, Schreiber, Dollmetscher, Speisemeister, Armbruster, Köche und Scharfrichter den Zug. Alle wichtigen Angelegenheiten wurden der gesammten Mannschaft, Kriegsgemeinde genannt, vorgetragen. Sie entschied oft über Krieg und Frieden, und achtete ihre Gewalt nicht geringer, als die von Räthen und Gemeinden zu Hause. — In einem Zwiste des Jahres 1495 drohen die Länder den Bernern, wenn einst die Eidsgenossen ins Feld kommen, über den streitigen Gegenstand eine Kriegsgemeinde zu halten, und ein Mehr zu machen. — Auch finden sich Beyspiele, daß die Kriegsgemeinde das Gegentheil von dem beschloß, was die Regierungen und Gemeinden zu Hause geordnet hatten, und wirklich pflegten die Regierungen, den im Felde Stehenden oft weniger vorzuschreiben, als zu rathen. Trabanten bildeten die Leibwache des Hauptmannes. Knaben waren seine Bothen. Trommeln und Pfeifen oder die Landhörner der Waldstätte wurden zur Leitung des Marsches, so wie zur Ertheilung mannigfaltiger Signale gebraucht. Viele Hunde, deren Wachsamkeit und Treue oft gute Dienste leistete, folgten dem Heere.

Vor dem Ausmarsche mußte die Kriegsordnung, deren Geist wir in den Burgundischen Feldzügen angegeben, beschworen werden. Die Ausgelassenheit der Krieger machte von Zeit zu Zeit Ergänzungen und Verschärfungen nöthig. Unmäßiges Trinken wurde während der Italiänischen und Schwäbischen Züge oft mit Ernst verbothen. Niemand sollte, um ein Lösegeld zu gewinnen, Gefangene machen. Die Soldaten durften keinen feindlichen Ort brandschatzen oder anzünden. Aus keinem Lager sollten Vorräthe verkauft, verbrannt oder beschädigt werden; niemand sich bey Ehre, Leib und Gut ohne Vorwissen der Hauptleute aus dem Lager ent-

fernen. Pünctlicher Gehorsam gegen die Oberen wurde jedem Soldaten anbefohlen, und zwar nicht nur gegen seinen eigenen Hauptmann, sondern gegen alle ohne Unterschied. Auch über das Vergessen alle Privat-Feindschaft wurde den Kriegern ein Eid abgenommen. Wie wenig indeß diese Gesetze oder die bestehende Beuteordnung geachtet wurden, haben uns die vorerzählten Geschichten nur allzu deutlich gezeigt. — Beym Auszuge sahen sich die Eidsgenössischen Krieger in allen befreundeten Städten gut empfangen, und hoch bewirthet. Stieß ein großes Heer zusammen, so wählte man zuweilen einen Oberbefehlshaber und Hauptleute der Spieße, der Schützen und Büchsen; meist aber scharten sich einzelne Cantone zur Vorhuth, zum Gewalthaufen, zur Nachhuth, unter denen der berühmteste Hauptmann den Oberbefehl führte. Bey einem kleinen Heere wurden nur die Fahnen der größeren Stände getragen, oder man ehrte einen berühmten Eidsgenossen, indem man nur die Fahne seines Cantons wehen ließ. Große Scharen von Freywilligen eilten immer, so oft und ernst es auch verbothen wurde, den Heeren voran. Sie hießen die Verlorenen; große weiße Federn wallten von ihren Hüten auf die Achseln herunter. — Zelten bildeten die Läger; geschützt waren diese durch Wall und Graben oder eine Wagenburg. Die Schlachtweise der Eidsgenossen war einfach. Sie verachteten alle zusammen gesetzten, künstlichen Bewegungen. Ihre Kunst lag in ihrem Gott vertrauenden Muthe, in ihrer aufopfernden Vaterlandsliebe, und in der Kraft ihres starken Armes. Im Angesichte des Feindes ermahnten die Hauptleute zur Tapferkeit, und erinnerten an die Thaten ihrer Väter; dann demüthigte sich das Heer im Gebethe vor dem Herrn der Heerscharen, dem Lenker der Schlachten. Hierauf stürmten sie mit hoch hallendem Geschrey unter dem Wirbel der Trommeln, dem furchtbaren Klange der Landhörner, rasch, fest geschlossen zum Angriffe und zum Siege. Freylich begünstigte die große Langsamkeit und Unsicherheit des Feuers

der damahligen Artillerie so kühne und schnelle Angriffe. Die Schüsse gingen meistens zu hoch, die furchtbar wirkenden Kartätschen waren unbekannt, und noch im Schwaben-Kriege rühmte man von dem Französischen Geschütze, „aus einer „großen Büchse getraue man sich in einem Tage dreyßig „Schüsse zu thun.“ In den Schlachten kannte der Eidsgenosse keine Schonung, so wenig, als er sich selbst gefangen gab, nahm er Gefangene an. Er floh nicht; sogar verwundet durfte er die Reihen nicht verlassen. Er siegte, oder starb, und stieß die fliehenden Gefährten nieder, und welche Feinde sein tapferer Arm erreichte, die waren eine Beute des Todes. Die alte Gewohnheit, drey Tage auf der Wahlstatt zu verharren, um den erstrittenen Sieg gegen jeden neuen Angriff zu behaupten, verlor sich immer mehr.

Die Rückkehr aus dem Felde war nicht weniger feyerlich, als der Anmarsch. Die Obrigkeiten zogen oft mit zierlich bewaffneten Männern, einige Mahle mit kriegerisch gekleideten Knaben den ruhmgeschmückten Kriegern mit Gepränge entgegen. Mahlzeiten, Feste lohnten sie für die erduldeten Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren. Verbrecher, welche von den siegreichen Kriegern unter ihrem Banner einzuziehen gewürdigt wurden, erhielten gewöhnlich Begnadigung.— Im Festungskriege waren die Eidsgenossen aus Mangel an Kunst, Rüstung, Geld und Geduld noch immer so unbedeutend, wie ehemals. Besser verstanden sie es, die natürliche Festung ihres Vaterlandes zu vertheidigen. Sie sammelten Vorräthe, versperrten die Zugänge. Das Anrücken des Feindes wurde durch Rauch oder Feuer, durch Nothschüsse und Sturmglocken angezeigt. Auf das erste Zeichen eilte mit mannigfaltigen Werkzeugen bewaffnet herbey, wer Stab oder Stange tragen konnte, und das Vaterland mehr, als das Leben liebte. Lebenslängliche Ehrlosigkeit würde den getroffen haben, dem in einer Gefahr des Vaterlandes Blut und Leben zu theuer gewesen wären. Dagegen wurde das Andenken

derer, die in den Kämpfen für das Vaterland gefallen, hoch gehalten. Ihre Nahmen wurden in die Jahrzeitbücher der Kirchen eingeschrieben, jährlich an ihren Todestagen verlesen, durch erbauende Vorträge ihr Ruhm und ihre Ehre gepriesen, und ihr Geist unter dem von Bewunderung und Rührung durchdrungenen Volke fort gepflanzt.

Kirchliche Angelegenheiten.

1. Gottesverehrung.

Lebendig bewahrte der Eidsgenosse noch immer in seinem Herzen neben der Liebe zur Freyheit die unbegrenzte Ehrfurcht vor dem höchsten der Wesen. Tausend kleine Züge, welche die vaterländische Geschichte uns auch aus diesem Zeitraume aufbewahrt hat, beweisen, wie innig diese Ehrfurcht mit dem Wesen des Eidsgenössischen Volkes verschmolzen war. In ihrem Gotte verehrten sie aber nicht nur den Lenker aller frohen Begebenheiten, den Geber alles Guten, sondern fast mehr noch den Entdecker jeder geheimen Schandthat, den Rächer alles Bösen, den Allmächtigen, auf welchen sie Alles bezogen, was sich im häuslichen und öffentlichen Leben ereignete. Auch die Regierungen schämten sich nicht, in ihren Proceß-Formen und Staatsschriften diesem Grundsatze zu huldigen, der in den Herzen des Volkes lebte. — Als im Jahre 1503 Hans Spieß von Ettisweil, ein rauher, gewissenloser Krieger, sich der Ermordung seiner Frau verdächtig gemacht hatte, und selbst durch die Folter nicht zum Geständnisse gebracht werden konnte; so ward er verurtheilt, entkleidet, geschoren, mit einem Stricke um den Fuß über den Leichnam seines Weibes hinzuschreiten, die rechte Hand auf denselben zu legen, und seine Unschuld bey Gott und allen Heiligen zu beschwören. Trotzig begann er den Weg, Furcht überfiel ihn, als er sich näherte, und da ihm unfern von der Leiche Blut aus ihrem Munde zu strömen schien, gestand er sein Verbrechen. — Im gleichen Jahre bekannte ein Wirth

zu Zürich eine lange ausgeläugnete Mordthat, als ihm das Messer, mit dem er die That verübt, vorgehalten wurde, und er an demselben Blut zu sehen glaubte. — Als im Schwaben-Kriege, auf dem ersten Hegauer-Zuge, viele Unordnungen vorgefallen waren, eiferte die Tagsatzung in einer neuen Kriegsordnung mit folgenden Worten dagegen: „daß Gott schmählichen ist zu besorgen, daß er uns der Ta„gen einst größlich plagen möcht. Sömlich unchristlich Wesen „abzustellen, ist auf diesen Tag Gott zu Lob und Ehr treff„lichen angesehen.“ — Als nach der Schlacht bey Fraștenz die aufgebrachten Eidsgenössischen Krieger von dem jammernden Volke bey Gott und Jesu um Mitleid beschworen wurden, glaubten sie, diesen heiligen Nahmen Gewährung der Bitte schuldig zu seyn. — Waldmanns unglückliches Ende wurde als göttliche Vergeltung seines an Theilig verübten Justiz-Mordes geachtet. — Als Waldmanns Freund, Meiß, der im Lande umher gezogen war, die Hunde zu erschlagen, bald nach diesem die Sprache verlor, war es die allgemeine Stimme des Volkes, Gott habe an ihm den Jammer der unschuldigen Creaturen gerächet. — Als die Hofleute des Bischofes von Constanz, die in ihrem Uebermuthe den Bauern durch das Korn ritten, von einem Strahlstreiche aus hellem Himmel getroffen wurden, betrachtete man auch dieses als ein Zeichen des Zornes und der Rache Gottes. — Als göttliche Mißbilligung der Grausamkeit des Eidsgenössischen Heeres wurd es angesehen, da auf dem Rückmarsche von Saluzzo, bey hellem Himmel plötzlich der Donner rollte, und große Schloßen fielen. — Ebenso wurde es für ein göttliches Gericht gehalten, als im Jahr 1476 auf dem Zuge nach Nancy zwey Schiffe mit ausgelassenen Kriegern auf dem Rheine rettungslos untergingen: „denn diese Krieger,“ sagt ein alter Geschichtschreiber, „waren in der heiligen Woche in den Frauen„häusern und hinter dem Spiel gelegen, und in mengen „Tagen in kein Kirchen kommen.“ — Maximilian Sforza

beleidigte den frommen Sinn der Eidsgenossen durch Verachtung alles Gottesdienstes, und erregte ihre Furcht vor dem göttlichen Zorne. — Die Krankheit, die nach dem ersten Neapolitaner-Zuge wüthete, die Seuche, der große Tod genannt, Theure, Hunger, häufige, verheerende Ungewitter, furchtbare Kälte, große Feuersbrünste, Verwüstungen der Gewässer und viel Elend und Jammer, die diesen Zeitraum auszeichnen, schienen eine so vernehmliche Sprache des Herren daß, wie Bullinger sagt, „jedermann gezwungen ward, an „diesem die Hand Gottes zu erkennen, und jeder, der sehen „wollte, wohl sehen mochte, den Zorn Gottes."

Gotteslästerung war bey den Eidsgenossen ein todeswürdiges Verbrechen. Nie erlaubten sie sich lästerliche Prahlereyen, wie die Schwäbischen Ritter, die bald droheten, „mit den „Eidsgenossen einen Rechtstag zu haben, daß Gott ein Jammer „darab nehmen möcht," bald, „sie wollen in den „Eidsgenössischen Landen brennen, daß Gott im Regenbogen „vor Rauch und Hitze müßte blinzen, und die Füße an sich „ziehen," bald beym Verbrennen einiger Schweizer-Dörfer spotteten: „Wo ist nun der Schweizer alter Gott, daß er „ihnen nit hilft? Er ist nicht daheim! He, wir wollen in „Maß brennen, ob er joch in dem Himmel ist, daß ihn der „Rauch in die Nase muß beißen!" Lieber fleheten die Eidsgenossen vor dem Anfange der Schlacht mit inbrünstigem Gebethe zu dem Lenker der Schikfale um Gelingen und Sieg. — Gleich den Gotteslästerungen wurden in der Eidsgenossenschaft auch Flüche und Betheurungen als sehr strafbar angesehen; besonders, wenn der Nahme Gottes dabey mißbraucht ward. Solothurn befahl beym Eide, die Schuldigen anzuzeigen, und stellte sie an den Pranger; Zürich strafte sie um viel Geld. — Die Gnade Gottes, den er so hoch ehrte, suchte der Eidsgenosse nicht sowohl durch einen untadelhaften Wandel zu erringen, als durch Feyerlichkeiten, Kniebiegungen und Formulare zu erschmeicheln. Das Volk, dem die Lichtquelle der

heiligen Schrift entzogen war, kannte keine bessere Gottesverehrung, als die Satzungen der Priester zu halten, und diese forderten nicht mehr, als daß man an Sonn- und Festtagen die Kirche besuche, und sich der Arbeit enthalte, wenigstens ein Mahl des Jahres beichte, und die Sünden bereue, die Fasten beobachte, besonders gegen Priester, Kirchen und Klöster mildthätig sey, und vor dem Genusse der Speisen, beym Auf- und Niedergehen, auch in Stunden der Noth um den göttlichen Beystand flehe.

In den alten Gothischen Kirchen, deren meist gemahlte Fenster nur einem spärlichen Lichte Durchgang erlaubten, herrschte jenes schauerliche Helldunkel, welches geeignet ist, den Menschen in ein Meer schwärmerischer Gefühle zu versenken, und in ihm eher das Bewußtseyn der dem strengen Herren schuldigen Knechtschaft, als die Liebe zum lichtvollen, allgütigen Vater zu erregen. In den Münstern der Hauptstädte hingen an der Decke die in den Schlachten gewonnenen Fahnen zur Ehre des Herren, welcher der Freyheit den Sieg gegeben. Auf dem Altare braunten viele Lichter. Orgelklang stimmte die Gemüther zur Andacht. In prachtvoller Kleidung begann der Priester feyerlich das Hochamt. Uebrigens wurden die Geschäfte des Gottesdienstes, das langweilige, geistlose Singen und Lesen in Lateinischer, den Priestern selbst oft unbekannter Sprache, nachlässig genug verrichtet, so daß das Stift zu Zürich im Jahre 1504 bestimmte Geldbußen auf solche Versäumniß setzen mußte. In den ohnehin allzu sparsamen Predigten strebten die Geistlichen nicht etwa durch gründliche Erbauung zu rühren und zu gewinnen, sondern langweilten die Zuhörer durch ein sinn- und geistloses Gewäsche, oder suchten, durch unwürdige Possen und Zoten ihren Beyfall zu erhaschen. Besonders ward am Osterfeste die Freude über die Auferstehung Christi in ein vollendetes Narrenspiel verwandelt, bey welchem sich jeder auf der Kanzel Alles erlauben zu dürfen glaubte. Da ward am Osterfeste

1517 in einer Stadt ein Prediger gehört, der wie eine Gans schnatterte; ein anderer, der wie ein Kukuk schrie, welcher gestohlene Osterkuchen auf einem Baume verzehrt; ein dritter führte einen Laien im Mönchshabithe zum Altare; ein vierter erzählte vom H. Petrus viele Schwänke, wie er auf seinen Reisen die Wirthe geprellt; ein fünfter endlich brachte solche garstige Zoten auf die Kanzel, daß man sie nur gar nicht wieder erzählen durfte. Und wer etwa noch wagte, den Blick seiner Zuschauer auf würdigere Gegenstände hinzulenken, und besonders das Unwesen seiner Zeit zum Zielpuncte seiner Betrachtungen zu machen, der trug seine Wahrheiten meist mit beleidigender, zurück stoßender Derbheit vor, die erbitterte, aber nicht besserte, noch belehrte, wie der Zürchersche Leutpriester Hoffmann, der in einer Predigt gegen den Sittenverfall und das Pensions-System eiferte, und dabey sich unschlüssig erklärte, ob er die Regenten, welche die Sache begünstigten, für Menschen oder für vom bösen Geiste Besessene, ja für Teufel in Menschengestalt halten solle, und den Vorschlag machte, es solle sich der oberste Rathsdiener mit einem Kessel voll Weihwasser auf die Rathhaustreppe stellen, und die Rathsherren besprengen, damit klar werde, welche von ihnen Menschen, welche aber verkappte Teufel seyen.

2. Hostien.

Mit höchster Ehrfurcht wurden stets die Hostien angebethet, in welchen man Christi Leib enthalten glaubte. In kostbaren, von Gold und Edelsteinen strahlenden Gefäßen wurden sie den Blicken des gläubigen Volkes ausgesetzt. Man erwartete, den Zorn des Himmels ohne Säumniß über den herein brechen zu sehen, der die diesen Heiligthümern gebührende Achtung verletzte, und zahlreiche Legenden wurden zur Bestätigung dieses Volksglaubens erzählt. So hieß es z. B. Am Charfreytage 1404 zwangen drei rohe Krieger den Leutpriester von Winiken, einem aus ihnen das H. Abendmahl

zu reichen. Als sie das Dorf wieder verlassen, ergriff heftige Uebelkeit den Empfänger, er brach ein weißes Schwämmchen von sich, auf welchem die Hostie und auf ihr ein Blutstropfen ruhte. Die erschrockenen Verbrecher warfen nun die Hostie in einen nahen Teich. Nach der Kundwerdung des Ereignisses wird dieser von den Bewohnern der Gegend umzäunt, eine Kapelle dabey erbaut, und fortan besizt das Wasser wundervolle Heilkräfte. — Tausend solche Wundergeschichten mochten damals nöthig seyn, um die wilde Rohheit des höchst unwissenden Volkes durch die Furcht vor den plötzlichen, unausweichlichen Strafen der Gottheit zu zähmen; noch in unsern Tagen dagegen Glauben an solche Dinge verlangen zu wollen, ist eben so unerreichbar, als zweckwidrig.

3. Heilige.

Beynahe wichtiger noch, als die Verehrung Gottes und Christi, hielt man die Verehrung der Heiligen, d. h. solcher Menschen, die einst auf Erden als getreue Knechte Gottes gelebt, und nun, der irdischen Fesseln entladen, im Genusse der höchsten Seligkeit, nahe dem Throne des Allmächtigen zu Mittlern und Fürsprechern des Menschengeschlechtes geworden seyen. Ihnen schenkte man mehr Vertrauen, als dem Erlöser. Die außerordentlichsten Gebethserhörungen und Wunderwirkungen wurden ihnen angedichtet, und ihre zahllosen Bilder bald aus Holz und Stein, bald aber aus kostbarem Metalle verfertigt, zu gewissen Zeiten dem gläubigen Volke mit ungemeinem Gepränge zur Schau, zur Anbethung und zum Opfern dargestellt. Die Verehrung dieser Heiligen wurde so weit getrieben, daß sie für das Land eine kostspielige Last, und für vernünftige Laien und väterliche Regierungen ein Stein des Anstoßes war. Der Rath zu Zürich schrieb an den Bischof zu Constanz: „An die Bilder der Heiligen wird „mehr Gold, Silber und Edelsteine verschwendet, als das „reichste Spital im Besitze hat; obgleich uns Christus die

„Sorge für die Armen so ernstlich anempfohlen hat. Fast „alle liegenden Güter, mehr, als die Hälfte des Grundeigen„thumes, sind in der Hand des Clerus, welcher durch die „Bilder Alles an sich gerissen hat, unter dem Vorwande, „diese Güter gehören dem H. Petrus, der H. Jungfrau, u. „s. f. Dennoch ruft der Clerus täglich dem Volke zu: „„Ge„„bet, bringet, steuert!““ „Inzwischen hungern die armen „Christen. Den Heiligen selbst kann man ja nichts geben. „Diese sind im Himmel, und kennen keine leiblichen Bedürf„nisse; also gibt man es nur ihren Bildern, die es ja auch „nicht brauchen! Zwar sagt man, diese Geschenke werden den „Heiligen zu Ehren gegeben, warum ehret man nicht vielmehr „durch Christliche Mildthätigkeit den Herren Christum, und „gibt so reiche Gaben den Dürftigen, welche er uns ja so „dringend empfohlen hat?“ — Derselbe Rath zu Zürich befahl im Jahre 1494, als eine für den Unterhalt der Armen bestimmte Capital-Schuld abgelös't, und an eine gemahlte Tafel verwendet worden war, die Tafel wieder wegzuschaffen, und das Geld den Armen zufließen zu lassen.

Vor allen Heiligen aus glänzte Maria, die Mutter Jesu. Zu Einsiedeln im Canton Schwyz stand ihre Capelle, zu deren Einweihung Engel vom Himmel herunter gestiegen seyn sollen. Durch einen Zufall, der hernach als Wunder galt, blieb sie im Jahre 1506 bey einem schrecklichen Klosterbrande unversehrt. Stets betheten hunderte von Pilgern vor Maria's Altären. Die Eidsgenossen schmückten ihre Kirche. Zahlreiche Gelübde wurden ihr geweihet. Jährlich wallten ganze Städte mit Kreuz und Fahnen zu ihrem Gnadenbilde. Die schwersten Verbrecher suchten zu Einsiedeln Ablaß. An hohen Festen versammelten sich aus nahen und fernen Gegenden unglaublich viele Tausende, und häuften die Schätze des Klosters, und der rege Erfindungsgeist der Mönche ließ durch Erzählung immer neuer Wunder den Glauben des Volkes nicht erkalten. Vergebens strebte im Jahre 1498 der Reid

des Bischofes von Constanz, diese reiche Geldquelle durch den Befehl abzuleiten, daß die Sünder, die zu Einsiedeln beichten, nicht absolvirt werden dürfen. Die Eidsgenossen ermahnten ihn, das Kloster im Besitze seiner Freyheiten zu lassen, und wenige Jahre später (1512) gelang es dem Kloster, zum äußersten Verdrusse des Bischofes durch den Papst Julius II., für funfzehn Jahre von der bischöflichen Aufsicht befreyt zu werden.

Neben Maria erhoben sich zahllose andere Heilige und selig Gesprochene. Jede Kirche, jede Stadt, jedes Dorf, jede Beschäftigung, jedes Handwerk, jede Krankheit, jedes Bedürfniß hatte einen eigenen Schutzheiligen. Nicht alle waren so verdienter Weise, wie Niklaus von der Flüe, zu dieser Ehre, gekommen; auch manche, die nur durch Scheintugenden sich auszeichneten, selbst Unwürdige, hatten sich in die Zahl der Heiligen eingedrängt. Ueberglücklich wurde der gehalten, der sich eine Reliquie eines Heiligen verschaffen konnte. Cantone und Städte ordneten Jahresfeste zur Feyer der denkwürdigen Erwerbung. Beynahe jeder bedeutende Ort suchte, seinen Schutzheiligen ganz oder theilweise zu erhalten, und verfehlte selten seinen Zweck; denn als die Nachfrage nach den Gebeinen längst verblichener Heiligen zunahm, wußten Leichtgläubigkeit, List und Betrug ganze Sammlungen solcher Leiber zu entdecken, und die Gläubigen mit ihnen zu erfreuen. Zwey und funfzig Sonntage waren der Anbethung des Herren des Himmels und der Erde geweihet; an sechs und funfzig anderen Festtagen wurden größten Theils die Heiligen verehrt, und zahlreich wallten die reuenden Sünder zu ihren Grabstätten. Wer auf solche Weise büßen wollte, zog eine Pilgerkleidung an, bethete viel auf dem Wege, fastete strenge. Oft durchzogen fremde Wallfahrer die Eidsgenossenschaft. Die wunderbarsten kamen im Jahre 1501 von Rom und Neapel. Mit entblößtem Haupte und barfuß, im leinenen Hemde, mit einem Gürtel von Weidenzweigen, ein hölzernes Kreuz in

der Hand, genossen sie nur Wasser, Brot, Wurzeln, Kräuter, schliefen auf bloßer Erde, fasteten oft, und erklärten, in dieser Beschäftigung ihr Lebensende erwarten zu wollen.

4. Aberglaube. — Verwüstung des Tessin 1515.

Die vielen Heiligen brauchte man als Schutzwehr gegen den sehr gefürchteten Teufel, den der furchtsame Aberglaube jener Zeit allenthalben in tausend Gestalten auf die Seelen der Menschen lauern sah, damit er die schwachen Sterblichen durch mannigfaltige Reizungen und Lockungen um ihre Tugend, mit dieser um die Hoffnung der Seligkeit betrüge. Wer sich, fabelte man, dem Höllengeiste in der Mitternachtsstunde verschrieb, den erwarteten die größten Sinnengenüsse; aber schrecklich war sein Ende, wenn nach abgelaufener Vertragszeit der Furchtbare kam, die verfallene Seele in die Flammen der ewigen Pein zu stürzen. Einiges von seiner großen Macht, hieß es weiter, theile der Teufel zuweilen alten Weibern, Hexen genannt, mit. Sie konnten durch Zaubersprüche auf Besenstielen oder sonst weite Luftfahrten thun; Hagelwetter erregen, indem sie mit Ruthen ins Wasser schlugen; Vieh verzaubern; durch tausend Neckereyen ihre Nebenmenschen quälen, und tiefe Blicke in die geheimsten Kräfte der Natur werfen. Aber der Feuertod war ihr Loos, wenn sie der Verbindung mit dem Höllengeiste verdächtig wurden.

Ueberhaupt hatte mannigfaltiger Aberglaube noch immer einen ausgedehnten Spielraum. Blutrothe und graue Kreuze, die vom Himmel auf die Kleider der Leute fielen, dieselben mochten nun getragen werden, oder in Kisten und Kasten verschlossen seyn, die Instrumente des Leidens Christi, die an einer Jungfrau sich zeigten, und ähnliche solche Erscheinungen waren Dinge, an denen Wenige zweifelten. Selbst Betrügereyen, die hier und da entdeckt, und mit dem Tode bestraft wurden, erschütterten das Vertrauen der Starkgläubigen nicht. — Ein Marien-Bild zu Ober-Büren im Bern-Ge-

biethe wurde um diese Zeit berühmt, weil es todt geborne Kinder so lange wieder lebendig machen sollte, bis sie die Taufe empfangen. Daß vernünftige Leute, daß der Bischof selbst der Sache keinen Glauben beymaß, hinderte die von Schwyz nicht, als sie im Jahre 1486 zu Bern auf der Fastnacht waren, das Bild voll Andacht zu besuchen. — Daß man den Einfall hatte, einem Bilde solche Wunderkraft zuzuschreiben, war eine Folge der furchtbaren Lehre, daß Kinder, die ungetauft sterben, von der Seligkeit ausgeschlossen seyen. Dieselbe Lehre erzeugte auch den Mißbrauch, daß nicht nur Priester sondern im Nothfalle Wehemütter, Aerzte, alle Menschen, sogar Juden befugt waren, ohne Weihwasser zu taufen. Oft wurde die Taufe, wenn man in der Eile kein Wasser hatte, mit Wein verrichtet. Man weiß Beyspiele von Kindsmörderinnen, die vor Begehung ihres Verbrechens das Kind erst noch tauften, um es der Seligkeit theilhaft zu machen. Doch werden wir uns hierüber weniger wundern, wenn wir bedenken, daß sogar Glocken getauft wurden, mit allen den Förmlichkeiten, die bey der wahren Taufe herrschend sind. Nur der Weihbischof durfte diese Feyerlichkeit verrichten. In großen Städten erschienen bey zwey hundert und mehr Pathen. Ein Schmaus folgte. Solche Glocken sollten durch ihren Ton und Klang, Donner, Hagel und Blitz, Heuschrecken, Gespenster, Zauberwerk, den Satan selbst vertreiben, und Glauben, Liebe und Hoffnung in die Herzen der Menschen bringen. Das Ganze war eine Beutelschneiderey des Clerus, welche arme Dorfschaften oft ansehnliche Summen kostete. — Gegen Gespenster und Ungewitter verordnete Bern im Jahre 1482 geweihete Palmen, Kerzen, Salz und Wasser. — Bey einem Brande zu Basel, welcher sechs und dreyßig Häuser verzehrte, ging die Priesterschaft, um die Wuth der Flammen zu stillen, mit der Monstranz in Procession um die Brandstätte herum. — Das Französische Geschütz, welches die Einsetzungsfeyer Maximilian Sforza's störte, schien den

Leichtgläubigen ein gewisser Vorbothe jammervoller Ereignisse. — Schinners politischer Scharfblick wurde dämonischen Einflüsterungen oder einem Zauberbuche, das er erhascht haben sollte, zugeschrieben. — Daß es Blut, Fleisch und Wolle geschneyt; daß sich Lufterscheinungen und Mißgeburten gezeigt, daß man Drachen erblickt zu haben wähnte, daß sich Berge gespalten, und mit furchtbarem Getöse wieder geschlossen, daß der Blitz auf einen Klosterthurm gefallen, überhaupt jede ungewohnte Naturerscheinung, und was Einige in den Sternen lesen zu können glaubten, schien bald ein Zeichen göttlichen Zornes, bald eine Andeutung der Geburt des Welterschütterers, Carl V., des Urhebers so vielen Unglückes. Der Kaiser Maximilian selbst entblödete sich nicht, in einem Proclama zu sprechen, „durch Wunder und Strafen „mahne der erzürnte Himmel, an des Kaisers beschlossenem „Türken-Zuge Antheil zu nehmen. Darum sey zu Ensisheim „ein wunderbarer Stein vor den Füßen seines Heeres nieder „gefallen, darum sey, wie die H. Anna einer frommen Jungfrau geoffenbaret, die gefährliche, pestartige Krankheit entstanden, am deutlichsten aber spreche die Erscheinung blutrother und grauer Kreuze und anderer Wunderzeichen an den „Kleidern der Sterblichen.“

Selbst das unermeßliche Unglück, welches das Land am Tessin verwüstete, wurde von Vielen als ein Vorzeichen der Marignaner-Schlacht angesehen; denn damahls war es der Glaube der Menschen, daß die Natur und alle Elemente die Bestimmung haben, warnende Anzeigen künftigen Unglückes zu geben. — Felsenmassen, die im Jahre 1513 ein Erdbeben losgerissen hatten den Ausgang des Blegno- oder Palenser-Thales verschüttet, und verhinderten den Ablauf des Flüßchens Blegno, welches das Thal durchschneidet. Die höchsten Anstrengungen der unglücklichen Thalbewohner, diesen Ablauf wieder frey zu machen, blieben vergebens; denn jene ungeheuern Felsentrümmer wichen keiner

menschlichen Macht. Das Wasser schwellte sich zu einem See auf. Die Thalbewohner mußten ihre Hütten verlassen, ganze Dörfer wurden allmählich vom Wasser bedeckt, kaum ragten am Ende noch die Spitzen einiger Kirchthürme aus der Seefläche hervor. Im Jahre 1515 wurde der See durch anhaltendes Regenwetter so furchtbar vergrößert, daß er losbrach. Am fünf und zwanzigsten May stürzte er sich mit unwiderstehlicher Gewalt, schrecklich und verheerend, über die schönen reizenden Ebenen der Riviera und des Thales von Bellinzona. Dörfer, Felder, Wiesen gingen in Schutt und Graus unter. Bey vier hundert Häuser wurden fortgerissen, mehrere hundert Menschen ertranken. Die Furchtbarkeit der auf Jahrhunderte hin noch erkennbaren Verwüstung schildert keine menschliche Feder. An den Festungswerken bey Bellinzona, welche den engen Ausgang des Thales verschließen, schwellte sich das Wasser neuerdings auf, es stieg in den Straßen der Stadt mit jeder Minute höher. Schon zitterte man für Bellinzona. Gerettet ward es dadurch, daß jener Wall brach, und die Wuth des Wassers durch die lachende Ebene von Magadino sich in den Langen-See entlud.

5. Einwirkung des Clerus auf den herrschenden Aberglauben.

So sonderbar uns aller dieser Aberglaube vorkommen möchte, dürfen wir uns dennoch über denselben nicht wundern; denn er war eine nothwendige Folge der äußerst dürftigen Religionskenntniß, und je geringer bey einem Volke das Gebieth des Wissens ist, desto größer ist das Feld der abergläubischen Furcht. Es hatte in den früheren Zeiten eine gute Seite, daß man die Kraft des Glaubens über alle Vernunft zu erhöhen versuchte. In den Kriegen zeigt es sich häufig, wie viel der Sporn des Glaubens zur Erringung des Sieges beytrug. Aber da das Volk allmählich aus seiner Kindeseinfalt aufdämmerte, da es mit anderen Ländern, besonders mit

Italien in Berührung kam, wo vollendeter Unglaube herrschte, und nicht nur die Kindermährchen, mit denen eine frühere Zeit die Religionswahrheiten ausgeschmückt hatte, sondern auch das Wesentliche der Christus-Lehre spottend verworfen wurde; so that man sehr unrecht, daß man es versäumte, das Volk der Eidsgenossen mit Vorsicht allmählich vom Aberglauben abzuleiten, ihm einen richtigen Blick in die ewig festen Wahrheiten der Religion zu verschaffen, und es dadurch vor der Gefahr zu bewahren, vom blinden Aberglauben plötzlich zu eben so blindem Unglauben überzugehen. Allerdings mangelte es dazu dem einen Theile der Clerisey an Einsicht, dem anderen an gutem Willen, und die kleine Zahl würdiger Männer, die mit Wort und Schrift treu und eifrig arbeiteten, gesundere Religionsbegriffe, mit ihnen edle Sittenreinheit, das erste Bedürfniß besserer Gemüther, unter dem Volke zu verbreiten, wurde weit überwogen durch die Menge derjenigen, die sich die äußerste Mühe gaben, durch veranstaltete Wunderwerke, durch mannigfaltige Lügen, durch grenzenlose Sorglosigkeit und die schändlichsten Kunstgriffe das Volk in immer tieferen Aberglauben zu versenken, um desto leichter über den Verstand und den Beutel der ganz Geblendeten unumschränkt herrschen zu können. Ein solches Benehmen zwang die, die sich nach dem Besseren sehnten, welches sie bey der herrschenden Kirche nicht fanden, sich von derselben loszureißen. Zahlreiche Secten bildeten sich, die in tiefer Verborgenheit wirkten; aber nur allzu oft durch das spähende Auge der Ketzerrichter entdeckt, und von der schonungslosen Kirche möglichst vertilgt wurden. Wie gefährlich übrigens die Sache der Kirche stand, mag gerade dadurch bezeugt werden, daß um der vielen Abtrünnigen willen die Errichtung der Inquisitions- oder Ketzergerichte in diesen Jahren nothwendig schien. Aber wie wenig war diese Maßregel im Stande, das Licht zu erlöschen, welches nun bald über der verfinsterten Kirche aufgehen, die Dunkelheit des Aberglaubens zerstreuen,

die verfälschte Lehre reinigen, und die Verirrten auf den einzig wahren Weg Gott gefälliger Tugend zurück führen sollte! Aber diesen Weg, der allein retten konnte, zu betreten, war die in dumme Trägheit versunkene, jeder Fleischeslust fröhnende, auf eine ewige Kindheit der so lange gegängelten Völker mit Sicherheit zählende Clerisey nicht geeignet. Sie, deren Macht auf der öffentlichen Meinung beruht, verließ sich auf die ewige Dauer einer blinden Andacht, und fiel endlich durch eigene Vernachlässigung. Sie hatte bis dahin noch immer über diejenigen den Sieg davon getragen, die ihre Angriffe gegen die herrschende Kirche zu richten wagten. Diese Kühnen, welche mit redlichem Herzen Erleuchtung und Tugend suchten, und bey der Kirche nur Schein und Wortschwall fanden, wurden mit dem Ketzernahmen gebrandmarkt, in allen Ländern geächtet, und entweder ausgerottet, oder genöthigt, in Verborgenheit und Flucht ihr Heil suchen. Der Clerus nach jedem neuen Siege aufgeblasener und stolzer, glaubte sich am Ende unüberwindlich, und verachtete alle Schranken des Sittengebothes selbst der Klugheit, bis die Stunde, in welcher das Gebäude der Hierarchie durch Männer Gottes in seinen Grundfesten erschüttert ward, ihm seine trügerischen Siegesträume furchtbar entriß.

6. Bildung und Sitten des Clerus.

Höchst traurig stand es um diese. Die Nachlässigkeit und die lockeren Grundsätze der Vorsteher, der Mangel an Kenntnissen und folglich auch an nützlicher Beschäftigung, die allgemeine Ungebundenheit und Gier nach Genuß vereinigten sich zum Verderben des geistlichen Standes. Die Cleriker, für deren Bildung fast alle bestehenden Schulanstalten ausschließlich bestimmt waren, in deren Händen beynahe die gesammte menschliche Wissenschaft lag, sie, deren erhabener Beruf es war, Gottes Wort zu verkündigen, den Irrthümern zu wehren, die Bahn des Heils zu eröffnen, und die Pfade

des Lasters zu verschließen: gerade sie waren es, welche mit schlechtem Beyspiele voran gingen. Unwissender, als viele Laien, kümmerten sie sich nicht ein Mahl um die Erwerbung von Kenntnissen, und waren die abgesagtesten Feinde nützlicher Thätigkeit. Selten fand man unter den Clerikern einen Mann, wie den letzten Abt von Schaffhausen Michael Eggenstorf, der in seinen Mußestunden die Bibel und andere Andachtsbücher abschrieb; noch seltener einen, wie den letzten Propst von Embrach Heinrich Brennwald oder den Priester Diebold Schilling von Luzern, deren Geist eigene Früchte trug. Bullinger meldet, „als wenige Zeit vor „der Reformation die Decane der Schweizerischen Rural-Ca„pitel versammelt gewesen, haben sich unter ihnen kaum drey „gefunden, die in der Bibel belesen waren, die meisten ge„standen, nicht ein Mahl mit dem Neuen Testamente bekannt „zu seyn.“ Aus dieser Unwissenheit der Vorsteher läßt sich mit Fug auf die Beschaffenheit der untergeordneten Priesterschaft schließen. Ein großer Theil derselben lernte der Mönche geschriebene und gedruckte Predigten auswendig, und leyerte dieselben dem Volke her. Wer etwa noch das Studieren liebte, bearbeitete das unfruchtbare Feld scholastischer Spitzfindigkeiten. Jene Zeit, wo ein Abt von St. Gallen von seinen Mönchen beneidet ward; weil er den ganzen Kreis des damahligen menschlichen Wissens umfaßte, jene Zeit, wo gelehrte Cleriker sich so eifersüchtig zeigten, daß einer dem andern Manuscripte zerschnitt, und selbst Thätlichkeiten aus gelehrtem Neide zum öfteren vorkamen, war also entflohen, und an ihre Stelle stumpfsinnige Verachtung der Wissenschaften getreten. — Waren die Cleriker in den Wissenschaften unbewandert, und dem Fleiße abgeneigt, so war doch ihre Mehrzahl groß in Jagd und Spiel, in Schwelgerey, Trunkenheit und Unkeuschheit. Bey Tanz und Gelagen waren die Geistlichen die ersten, sich jeder Ausschweifung zu überlassen. Am gehässigsten aber erschienen ihre Ausschweifungen in jeder

Wollust, wozu Gregor VII. die Kirchendiener durch die ihnen auferlegte Ehelosigkeit gebracht hatte. Wer äußerlich ernsthafter schien, fröhnte meistens der Heucheley. Nicht viel weniger gehässig, als die Unkeuschheit, erschien die unersättliche Habsucht des Clerus, deren Hauptursache theils in der übermäßigen Anzahl der Geistlichen, theils in dem Verfahren des päpstlichen Hofes zu suchen ist. Die Päpste, um ihre Prachtliebe, ihre Bauluſt, die immer neuen und immer kostbaren ren Forderungen ihrer Sinnlichkeit zu befriedigen, drückten mit harten Auflagen die Bischöfe, diese die Priester und Mönche, die Priester und Mönche das Volk. Den Geistlichen wurden von ihren Oberen immer mehr die bestimmten Einkünfte entzogen, und sie auf das Zufällige angewiesen. Die Pracht des Gottesdienstes verursachte ihnen große Auslagen, noch größere der Empfang eines Amtes. Von den Bischöfen wurden sie unter hunderterley Vorwänden besteuert. Alles dieses suchten sie wieder auf dem Volke. Dasselbe hätte wahrscheinlich nicht gemurrt, wenn es hätte denken können, daß die unermeßlichen Güter, welche der nimmer satte Clerus hinwegraffte, das, was man von seinem sauern Schweiße erpreßte, zu edeln Zwecken verwendet werden würde; aber wenn es von Klöstern durch Müßiggang, Spielsucht, Ueppigkeit, von den Weltgeistlichen zudem noch durch eitle Kleiderpracht die Erzeugnisse seines Fleißes verschlingen sah; dann hatte es wohl gerechte Ursache, seinen Unwillen laut werden zu lassen, und man darf sich nicht wundern, wenn es da, wo der Druck am härtesten war, eine Veränderung wünschte, und jede Veränderung für eine Verbesserung hielt. In alten Zeiten genoß der Landmann unter friedlichen Prälaten ein einförmiges Glück, welches der beste Weg zum Fortgange des Wohlstandes ist. Wie sehr die Habsucht des Clerus diesen Zustand veränderte, beweis't am besten die Aeußerung eines Abtes, der sich verlauten ließ, wenn Luther nicht gekommen wäre, wollte man das Volk beredet haben, Heu zu

fressen. An der Spitze des waffenlosen Theiles des menschlichen Geschlechtes hatte einst der Clerus dem bewaffneten Uebermuthe und den schonungslosen Räubereyen eines rohen, kriegerischen Adels Inhalt gethan. Jetzt war seine eigene Begehrlichkeit so groß geworden, daß es Fälle gab, welche der Tagsatzung Verordnungen abnöthigten. Wegen des großen Umfanges der damahligen Pfarrgemeinden konnten oft Alte, Schwache, und Kranke die Kirche im Winter nicht ohne Gefahr besuchen, Kinder mußten auf dem Wege getauft werden, viele Kranke konnten die von der katholischen Kirche zur Seligkeit so unentbehrlich geachtete, letzte Tröstung nicht empfangen. Es fanden sich in einigen Gemeinden siebenzigjährige Leute, die den Chrysam nicht erhalten hatten. Deßnahen fühlten manche Gemeinden den lebhaften Wunsch, eigene Kirchen zu haben. Aber die Klöster und Pfarrer, die eine Schmählerung der Beichtpfennige und der Opfergaben besorgen mußten, widersetzten sich aus allen Kräften, und wenn ihr Widerstand nichts half; so legten sie der neuen Pfarrey zum Ersatze des erlittenen Verlustes eine Geldabgabe auf, und überließen es auch den oft armen Gemeinden, das Geld zur Erbauung einer neuen Kirche zusammen zu bringen. Dieselben wandten sich dann mit Bitten um Beysteuern an ihre Mitbürger und die benachbarten Cantone, und da diese Bitten zu häufig wurden, und wahrscheinlich oft auch Betrug mit unterlief: so wurde die Sache dem Lande so lästig, daß die Tagsatzung im Jahre 1513 alles Collectiren für neue Kirchen außer dem eigenen Canton gänzlich verboth. Besser hätte sie freylich gethan, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, die Gemeinden von dem Ueberdrange des Clerus zu befreyen, und die Bedingungen fest zu setzen, unter denen sich eine Gemeinde von ihrem alten Kirchsprengel trennen dürfe, auch anzuordnen, welche Beyträge zum neuen Kirchenbaue aus den schon vorhandenen Gütern des alten Sprengels geleistet werden müssen.

7. Zustand der Bisthümer.

Die Bisthümer waren in beständiger Verwirrung. Die Bischöfe, wenig bekümmert um ihre geistlichen Pflichten, desto mehr um ihre Rechte und Einkünfte, überließen sich träger Sorglosigkeit, üppiger Pracht, ärgerlicher Ausschweifung, und zogen die Freuden der Tafel geistigen Vergnügungen weit vor. Sie sorgten nicht für Sittigung und Bildung ihrer Untergebenen. Vielen schien es sogar lieb, wenn der niedere Clerus straffällig wurde; weil dieß die bischöflichen Einkünfte vermehrte. Sie lebten in beständigem Streite mit ihren Clerikern, ihren Unterthanen, mit benachbarten Fürsten und Städten, mit den Eidsgenossen besonders, denen sie durch Anmaßungen, unziemliche Ausdehnung ihrer Gewalt, durch ihre doppelte Stellung als Glieder fremder Reiche und Glieder der Eidsgenossenschaft, Verweigerung von Souverainetäts-Rechten, durch Mißbrauch des Bannes und der geistlichen Gerichte, durch Habsucht, üble Oekonomie, lockere Lebensart, zu weit getriebene Duldsamkeit gegen ihre Untergebenen, Beförderung des Unfuges und durch tausend kleine Forderungen, an denen die Römische Kirche nie verarmt, beschwerlich fielen. Aber die Eidsgenossen benahmen sich in solchen Streitigkeiten mit gewohnter Würde, und behaupteten, ohne gegen den Clerus ungerecht zu werden, mit glücklichem Erfolge alle ihre Rechte gegen die lüsternen Eingriffe der Kirche. — Die Walliser hatten sich nicht gescheut, ihren Bischof zu verbannen. — Häufig sahen sich diese Kirchenhäupter durch Verweise der Tagsatzung beschämt. — Vergebens sträubte sich im Jahre 1493 der Bischof von Constanz gegen den Abschluß des zweyten Pfaffenbriefes, welcher die Größe der bischöflichen Einkünfte, den Umfang seiner Gewalt und die Competenz seiner geistlichen Gerichte genau bestimmte, den Mißbrauch des Ablaßkrames hindern, und die Grundlage aller künftigen ökonomischen und religiösen Verhältnisse zwischen dem Bischofe und dem ihm untergeordneten Theile des Eidsgenössischen Clerus werden sollte.

8. Die Klöster.

Auch in ihnen suchten die Eidsgenossen mancherley Verbesserungen durchzusetzen, und die Klöster hatten wahrlich der Verbesserung vonnöthen. Es waren nicht mehr jene Zeiten, in welchen die Klöster durch Wissenschaft, Kunst, Landbau, Gastfreyheit, gewissenhafte Besorgung der Armen und Kranken hervor leuchteten, und durch den Glanz der Tugend groß wurden. Beynahe alle hatten auf diese Vorzüge Verzicht gethan, aus vielen war sogar der letzte Rest von Scham und Zucht verschwunden. Die Einkünfte wurden verschleudert, Heiligthümer entweiht, Diebstähle, Mordthaten, Selbstmorde begangen, aller Ehrbarkeit und Sittlichkeit Hohn gesprochen, und die verworfensten Mittel nicht verabscheut, um den Ruf zu erhalten, im Besitze ihres wunderthätigen Bildes zu seyn. Einige Klöster wurden aus Nachlässigkeit in Asche verwandelt; denn die Sorglosigkeit ihrer Bewohner war so groß, daß nicht einmal die alltäglichste Vorsicht zur Bewahrung der von den Vorfahren gesammelten Güter angewendet wurde. Neben Muri und dem Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen ging bey wenig Eidsgenössischen Stiften die Oekonomie vorwärts. Ein Kloster, das sich wie Disentis und Rheinau, durch Unverdorbenheit, Ordnung und Eintracht auszeichnete, war vollends ein Wunder. — In tiefster Versunkenheit befanden sich vorzüglich die Bettelorden. Alles wurde von ihnen benutzt, um das Reich der Finsterniß zu verbreiten, und darauf die Herrschaft ihrer Orden zu gründen. Was immer im heidnischen Alterthume von schlauen Priestern zur gröbsten Pöbeltäuschung geschehen war, wurde durch sie erneuert, sie fanden sich überall, wo etwas zu spioniren, zu betteln, zu erlisten, zu unterhandeln, zu kuppeln war. Mit eckelhaftem Schmutze verbanden sie den unerträglichsten Hochmuth, und die Sittenlosigkeit hatte in ihren Klöstern einen so hohen Grad erreicht, daß wir uns jeder Schilderung enthalten. — Besonders gefährdet wurde die Klosterzucht durch

gänzliche Befreyung von bischöflicher Aufsicht und Visitation und unmittelbare Unterwerfung unter den Römischen Stuhl. Vordem folgten die Mönche willig dem Ansehen der Bischöfe; aber bald besorgten sie von fremder Verwaltung Uebervortheilung und Beschränkung. Schon in uralter Zeit sahen es die Mönche von St. Gallen ungerne, daß der Bischof Sidonius zu Constanz das aufblühende Kloster unter seine Aufsicht nahm, und sie freuten sich, als sie nach acht und dreyßigjährigem Streben von dieser bischöflichen Obergewalt erledigt wurden. Diese Abneigung gegen die Aufsicht der Bischöfe, diese Begierde, unmittelbar unter Rom zu stehen, wuchs mit dem Fortgange der Zeiten, und die Bischöfe selbst trugen zu ihrer Beförderung bey, in dem sie eben so eifrig von der erzbischöflichen Aufsicht sich zu befreyen suchten, als ihre Untergebenen sich der ihrigen zu entziehen gelüsteten. — Da von Rom nichts zu fürchten war, wenn man nur Annaten zahlte, mit Geschenken sich freygäbig zeigte, Provisionen, Reservationen, Panis-Briefe und Wart-Breven ehrte, und die päpstlichen Legaten mit Ehrenbezeugungen und Gastereyen erfreute; so thaten sich die gefreyten Klöster keinen Zwang an, und nach diesem Zustande der Ungebundenheit trachtete man so eifrig, daß keine Kirche, kein Stift in der Eidsgenossenschaft ist, das nicht Freyheiten, Abläße, gefreyte Altäre, bischöfliche Prärogativen, Insignien und andere dergleichen Ausflüsse Römischer Gnade sich hätte ertheilen lassen. Alle Freyheiten und Diplome der Kaiser hatten sogar nicht Ansehen und Kraft genug; wenn sie nicht durch päpstliche Bekräftigungen unter Bann und Interdict erneuert wurden. Allem diesem Unfuge strebten die Eidsgenossen öfters abzuhelfen. Mönchische Verbrecher wurden hingerichtet, Aebte und Aebtissinnen entsetzt, Klöster aufgehoben, aus fremden, besser geordneten Klöstern Vorsteher und Mönche herbey gerufen, und durch die päpstlichen Legaten Reformation versucht; allein die meisten Stifte wußten sich jeder wahren Verbesserung mit eben so viel Kraft,

als Erfolg zu widersetzen. Daß unter solchen Umständen die neuen Klosterstiftungen nicht eben zahlreich waren, wird niemanden befremden; doch finden sich auch in diesem Zeitraume drey, 1495 eine zu Morsee, 1498 eine zu Luzern und 1512 eine zu Freyburg.

9. Uneinigkeit des Clerus.

Wenn die tiefe Sittenlosigkeit, die Habsucht und Unwissenheit der Cleriker und das Eindringen schlechter und unwürdiger Menschen in die kirchlichen Aemter das sittliche Gefühl jedes Vernünftigen empören mußte; so besserte der Haß und die Eifersucht, womit Papst und Cardinäle, Bischöfe und Klöster, die verschiedenen Mönchsorden, Weltgeistliche und Regular-Geistliche, Klostervorsteher und ihre Untergebenen einander verfolgten, und in der Hitze des Streites ihre Gebrechen gegenseitig schonungslos aufdeckten, die Sache um nichts. Denn es hatte die Kirche in thörichter Sicherheit auch die Grundregel ihres Bestandes vergessen, daß das Ansehen aller Cleriker vom Papste bis zum Kapellane auf ihrem eigenen Zusammenhalten beruhet. In dieser Vergessenheit arbeitete also der Clerus auch durch Uneinigkeit an seinem eigenen Verderben. Die Kanzel war der Ort, wo die Glieder des Clerus sich gegenseitig an den Pranger stellten. Das Unwesen ging so weit, daß im Jahre 1497 bischöfliche Edicte gegen dasselbe erlassen werden mußten, daß auch die Eidsgenossen oft versuchten, ihm ein Ende zu machen, und jeder Rechtschaffene mit äußerster Kraft dagegen eiferte. — Zu Schaffhausen wollten die Augustiner den Dominicanern, zu Zofingen die Dominicaner den Augustinern den Zutritt verwehren. — Zu Bern traten 1499 der Meister und die Brüder vom H. Geiste im oberen Spitale mit einander vor Rath, und beschuldigten sich gegenseitig der schändlichsten Ausgelassenheit. Der ärgerliche Streit nahm kein Ende, bis der Meister abgesetzt, und das Kloster reformirt wurde. — Von den Streitigkeiten

zwischen Bischöfen und Klöstern gibt die oben angeführte Zerwürfniß zwischen Constanz und Einsiedeln ein genügendes Beispiel. — Wie uneinig der Papst oft mit den Cardinälen gewesen, lehren die Gegen-Concilien zu Pisa und im Lateran. — Zu welchen Verbrechen der Neid der Mönchsorden führte, zeigt die folgende Schandthat.

10. Die Jetzerische Geschichte. 1506 — 1509.

Die Dominicaner- und Franciscaner-Orden nährten eine gegenseitige Eifersucht, die durch einen heftigen Meinungsstreit noch erhöhet ward. Verschiedene Umstände begünstigten die Franciscaner, welche schlau genug waren, zur Vollendung ihres Sieges zu Wundern ihre Zuflucht zu nehmen. Höhnisch triumphirten sie nun über ihre Gegner, deren Beschämung sie durch heftige Angriffe von den Kanzeln zur Verzweifelung steigerten. In ihrer Noth beschlossen die Ueberwundenen im Jahre 1506 auf einem General-Capitel zu Wimpfen, zur Wiederherstellung ihres Ansehens dasselbe Mittel der Wunder zu gebrauchen, durch welches sie gestürzt worden waren. Den Schauplatz ihres Betruges verlegten sie nach Bern, „einer Stadt die sich eben „nicht durch Einsicht und Aufklärung auszeichne; dagegen „aber mächtig genug sey, die Sache, wenn sie gelinge, mit „dem Schwerte zu vertheidigen.“ Die handelnden Personen wurden auserwählt, und verpfändeten sich mit ihrem Blute dem Teufel, um sich seinen Beystand zu sichern. Gerade damahls meldete sich zur Aufnahme in den Orden Johann Jetzer, ein armer Schneider von Zurzach, der wegen seiner Einfalt ein taugliches Werkzeug des Betruges zu werden versprach. Gleich in der ersten Nacht wurde er in seiner Zelle von den Mönchen mit Steinen beunruhigt, auf dieses folgten Erscheinungen einer verlorenen Seele, welche den Einfältigen beredete, sich zu ihrer Erlösung acht Tage lang bis aufs Blut zu geißeln, und in einer Kapelle, auf die Erde gestreckt,

zu bethen. Die Sache erregte Aufsehen, viel Volk strömte zusammen, den heiligen Mann zu schauen, die Kirche der Barfüßer wurde verlassen, das Ansehen der Dominicaner stieg, und sie waren bemüht, durch passende Kanzelvorträge dieses Ansehen zu mehren. Hierauf erschien der Geist, von zwey Vermummten begleitet, dem Jetzer wieder, machte ihm die Eröffnung, daß die Dominicaner in allen Stücken Recht haben, und daß die Stadt Bern bald untergehen werde, wenn sie die Franciscaner nicht verjage, und die Französischen Pensionen abschaffe; endlich kündigte der Geist dem Jetzer einen nahen Besuch der H. Jungfrau Maria und der H. Barbara an. Der überraschte Jetzer entdeckte sich seinem Beichtvater, und dieser gab ihm einen Zettel voller Fragen, welche die H. Maria beantworten werde, wenn sie ihm wirklich erscheine. Die H. Barbara erschien nun zuerst, meldete die Maria an, und übernahm es, ihr den Zettel zu überbringen. Nach zwey Stunden kam Maria selbst, gab dem Betrogenen den Zettel mit einem von Christi Blute roth gefärbten Siegel, beschenkte ihn mit drey Tropfen von den Thränen, die Jesus über Jerusalem geweint, mit eben so viel Tropfen von Christi Blute, mit der Windel, die Jesus gleich nach seiner Geburt getragen, und mit zwey von Christi Blut besprengten Crucifixen, deren eines nebst einem Briefe, den Maria ebenfalls übergab, dem Papste Julius II., als dem Manne, bestimmt war, der den Streit zwischen den Francicanern und Dominicanern zur zänglichen Zufriedenheit und Ehre der letzteren beylegen sollte. — Noch hatten die Francsicaner einen Vorzug, den ihnen die Dominicaner beneideten, nämlich die fünf Wundmahle, die Christus dem Heiligen Franciscus selbst sollte eingedrückt haben. Auch dieser Vorzug sollte ihnen entrissen werden. Als Maria dem Jetzer wieder erschien, erlaubte sie ihm, sich eine Gnade auszubitten. Seine Demuth überließ ihr selbst die Wahl. Da stieß sie ihm, wie sie behauptete, auf Christi Geheiß einen eisernen Nagel durch die Hand. Zur Stillung des heftigen

Schmerzens brachte sie ihm in der folgenden Nacht gezupfte Leinwand aus einer Windel, die Jesus auf seiner Flucht nach Aegypten getragen haben sollte. Mit gläubigem Vertrauen hatte der Betrogene Alles dieses über sich ergehen lassen; dennoch wagte man nicht, ihm die übrigen vier Wundmahle auf gleiche Weise beyzubringen. Daher bereiteten die Verschworenen einen Schlaftrunk, ein Aetzwasser und einen Trunk, der den Schlaf zur gehörigen Zeit wieder lösen sollte. Die Sache glückte. Es war nur noch darum zu thun, Aufsehen bey dem Volke zu erregen. Auch dieß gelang nur allzu wohl. Allein die Verschworenen, durch die bisherigen günstigen Erfolge in trügliche Sicherheit versenkt, verdarben ihre Sache selbst. Bey der nächsten Erscheinung vergaß die H. Maria, ihre Stimme zu verstellen, und Jetzer erkannte seinen verkappten Beichtvater. Ein gleiches Schicksal hatte der Prior, dem nun die Rolle der H. Maria zufiel, und der Subprior, der, als H. Catharina von Siena, die zwey mißglückten Versuche wieder gut zu machen bemüht war. Man beschloß hierauf, Jetzern selbst ins Spiel zu ziehen, der sich nach einigem Widerstreben überreden ließ; aber nur den unbedeutendsten Theil des eigentlichen Anschlages erfuhr. Hierauf ließen die Mönche in einer Kapelle einem Marien-Bilde Thränen mahlen. Jetzer empfing einen betäubenden Trank, wurde auf den Altar gestellt, und umarmte knieend das Bild. Hinter einem Vorhange stand der Beichtvater, und spielte die Rolle des Christ-Kindes, das seine Mutter fragte: „Warum weinst du?“ In Maria's Nahmen gab derselbe mit veränderter Stimme zur Antwort: „Ueber die lange Verzögerung der „Sache und das Unglück Berns!“ Jetzer wurde so betrogen, daß er fest glaubte, das Bild habe geredet. Er blieb knieen, und wollte nicht eher von seinem Platze weg, bis er das Abendmahl genossen, und den Vorfall drey Rathsgliedern eröffnet habe. Bey diesen fand er wenig Glauben. Gläubiger war das Volk, das in ungeheuerer Menge zusammen strömte,

und die Mönche so muthig machte, daß sie nicht weiter auf die Zweifel des Rathes achten zu müssen glaubten. Nur das beschlossen sie, den Jetzer aus dem Wege zu räumen, um sich vor dem Verrathe zu sichern. Sie wollten versuchen, ihn durch Fasten abzuzehren, in der Hoffnung, den Ruf seiner Heiligkeit durch einen so erhabenen Tod zu vermehren. Allein Jetzer hatte sie behorcht, und überraschte sie bald darauf bey einem heimlichen Gelage. Dadurch wurde die Sache für die Verschworenen höchst bedenklich. Sie versuchten, sich Jetzers durch Gift zu entledigen. Nachdem drey zum Theile mit offener Gewalt begleitete Versuche mißlungen waren, stieg ihre Angst so, daß sie den Unglücklichen an eine Kette schmiedeten, und so lange mit glühenden Zangen zwickten, bis er einen heiligen Eid der Verschwiegenheit ablegte. Aber bald entsprang er aus dem Kloster, und entdeckte die Sache. Es kam zu gehässigen Untersuchungen. Die Ordensoberen entfernten die Schuldigen, bis der Handel vergessen sey, nach Rom, und Alles schien beygelegt; allein die Regierung forschte in aller Stille nach, und nahm ihre Maßregeln. Zu frühe kehrten die vergebens gewarnten Mönche nach Bern zurück, sie wurden eingezogen, vor ein Gericht gestellt, und zum Feuertode verurtheilt. Jetzer, der sich der Theilnahme an dem Betruge schuldig gemacht, wurde in Betracht seiner bereits ausgestandenen Schmerzen nur zur ewigen Verbannung aus der Eidsgenossenschaft verdammt. Die Beschämung der Dominicaner war unaussprechlich, vollkommen dagegen der Triumph ihrer Feinde.

Haben wir uns noch zu wundern, wenn allgemeine Verachtung der Lohn der Versunkenheit des Clerus war, und Laien sich mündlich und schriftlich folgender Maßen über die Geistlichkeit ausdrückten? „Die Päpste und Priester haben „uns Laien gänzlich unterdrückt, und zu Knechten gemacht. „Erstlich haben sie ein Mittel erdacht, alle unsere Heimlich„keiten auszufischen, das ist die Beichte. Auch zwingen sie

„uns, in die Kirche zu gehen; aber dabey müssen wir unser „Geld opfern; hingegen sie gehen nicht in die Kirche, wenn „sie kein Geld zu hoffen haben. Sie sollten in die Kirche „kommen, um zu singen; damit sie aber weniger singen „müssen, haben sie die Orgeln auf die Bahn gebracht. Noch „Eines mangelt ihnen, daran sie Tag und Nacht arbeiten, „daß wir noch zuletzt für sie in die Hölle gehen.“ Haben wir uns aber auch etwa zu wundern, wenn sich bey dem Volke die letzte Spur von Religion und Gottesfurcht verlor, und dürfte nicht ein guter Theil der Verirrungen, deren sich die Eidsgenossen in diesem Zeitraume schuldig machten, eine unmittelbare Folge dieses durch den Clerus verschuldeten, gänzlichen Mangels an allem religiösen Gefühle zu nennen seyn? Hätte wohl bey einem Volke, dem die Gesetze religiöser Sittlichkeit nicht allmählich ganz fremd geworden wären, eine solche Ausgelassenheit, eine solche Feilheit, eine solche Verachtung aller göttlichen und menschlichen Verhältnisse gefunden werden mögen, wie die Geschichte dieses Zeitraumes sie uns bey dem Eidsgenössischen Volke vor Augen stellt?

11. Verhältnisse der Eidsgenossen mit dem Papste.

Mit ihm standen die Eidsgenossen während dieser Jahre in vielseitigen Berührungen. Durch die Treulosigkeit und Ueppigkeit, durch den Weltsinn, die unaufhörlichen Eingriffe in die Metropolitan = und Diöcesan = Rechte, die Kriegslust und Unversöhnlichkeit der Päpste, durch die nähere Bekanntschaft mit den Schlechtigkeiten des Römischen Hofes war bey Vielen die unbegrenzte Ehrfurcht mächtig gesunken, die man ehemahls dem vorgeblichen Statthalter Gottes auf Erden schuldig zu seyn glaubte; doch verehrte noch von Alters her die Mehrzahl der Eidsgenossen gläubig in ihm das sichtbare Oberhaupt der Kirche, dem sie in geistlichen Angelegenheiten unbedingten Gehorsam leisteten, ohne sich übrigens allen seinen Wünschen unterthänig zu zeigen, oder ihm in politischen

Angelegenheiten Vorrechte vor anderen Fürsten einzuräumen. Wie sehr sich auch der Papst und seine Legaten abmühten, nie konnten sie es erreichen, daß die Politik der Eidsgenossen sich blindlings den Wünschen und Aussprüchen des Römischen Hofes untergeordnet hätte. Oft schlugen sie dem Papste die Werbung ab, bestraften die, welche zu seinen Gunsten heimlich warben, oder gegen die Verbothe in seine Dienste traten, drohten, das Bündniß mit ihm aufzuheben, weigerten sich, seine Bannbriefe anzuschlagen, machten Miene, seine Legaten aus dem Lande zu weisen, verlangten mit Ernst wesentliche Verbesserungen, und klagten nachdrücklich über nicht erfüllte Versprechungen, so wie sie sich auch das Recht nicht entreißen ließen, geistliche Verbrecher durch die weltliche Obrigkeit zu bestrafen. — Als der Papst im Jahre 1499 einen Mahnbrief an die Kirche zu Lindau schlagen ließ, in welchem allen Eidsgenossen, die nicht innerhalb funfzehn Tagen von dem Bündnisse mit Frankreich abständen, der Bann gedroht war; so appellirten die Eidsgenossen an die Billigkeit einer Kirchenversammlung, ja an den Richterstuhl des Allerhöchsten. — Als im Jahre 1500 der Türken-Krieg dem Papste zum Vorwande dienen mußte, der Welt ein Jubeljahr zu schenken; so trieb der Cardinal Raimund Peraudi, Bischof von Gurk, diesen Handel in Deutschland und der Schweiz. Im Jahre 1501 wendete er sich zwey Mahl an die Tagsatzung; allein diese bezeigte wenig Lust, die päpstlichen Reichthümer zu mehren. Nur Bern nahm das Jubeljahr an, großer Ablaß wurde ausgetheilt, viel Geld floß in die päpstlichen Cassen. Zum Danke unternahm der Legat eine Verbesserung mit den Klöstern; die aber bey den lebenslustigen, aller Weltfreuden, selbst verbothener Genüsse theilhaften Mönchen und Nonnen heftigen Widerstand fand. Aus Rache verdarben sie den Ablaßhandel des Legaten, und bald nach seiner Abreise geriethen auch die wenigen Verbesserungen, die er hatte erzwingen können, wieder in Vergessen-

heit. — Mehr Glück hatte eine zweyte Brandschatzung, die der Papst ebenfalls unter dem Vorwande eines Türken-Krieges im Jahre 1513 durch den Legaten Ennius Philonardo, Bischof von Veroli, versuchte. Allein, als im gleichen Jahre ein päpstlicher Abgeordneter die Eidsgenössischen Prälaten nach Constanz beschied, um sie zu besteuern, befahlen die Eidsgenossen den Geladenen, nicht zu erscheinen, dem Legaten aber sandten sie eine Weisung zu, ihre Gotteshäuser in Ruhe zu lassen. — Als das Walliser-Land mit dem Cardinal Matthäus Schinner, seinem Bischofe, über die Landesrechte in schwerem Streite lag, und weder Landes- noch Reichsgerichte, selbst nicht die Eidsgenössischen Tagsatzungen die Parteyen beruhigen konnten; geschahen von Rom aus Vorladungen bey Strafe der Excommunication. Achtzehn Walliser, die hierauf als Sprecher ihres Landes in Rom erschienen, litten um dieser bürgerlichen Zwiste willen langwierige Buße in den Römischen Kerkern, namentlich wurde Georg auf der Fluh, Schinners Hauptgegner, über sechs Jahre lang in Rom gefangen gehalten, bis ihn die Vermittelung des Königes von Frankreich Franz I. befreyen konnte. Aber dieser päpstliche Gewaltschritt beugte das Land Wallis dennoch nicht unter seinen Willen. — Ein geistliches Gericht, das der Papst im gleichen Jahre zu Basel niedersetzte, um von Oesterreichischen Unterthanen Schulden mit Acht und Bann einzutreiben, wurde von den Eidsgenossen auf Oesterreichs Klage weggewiesen. — Doch blieb der Bann des Papstes auch in weltlichen Angelegenheiten nicht immer erfolglos. Als im Jahre 1515 Krieger von Freyburg und Solothurn bey Ivrea Italiänischen Kaufleuten eine bedeutende Sendung kostbarer Seidenstoffe weggenommen hatten; konnten die Eigenthümer ungeachtet der Warnungen der Tagsatzung von den betreffenden Regierungen keinen Ersatz erhalten, bis ein päpstlicher Bannbrief, „auf welchem Krieger, mit seidenen Stücken „in der Hölle brennend, abgezeichnet waren," öffentlich

kund ward. — Mit unwandelbarer Entschlossenheit widersetzten sich hingegen die Eidsgenossen der schändlichen Courtisanerie. Das über die Kirche ausgegossene Uebel mehrte sich mit furchtbarer Schnelligkeit, da der päpstliche Hof die Schweiz mit verächtlichen Courtisanen überschwemmte, und bey seinen Ernennungen nie auf Würdigkeit und Kenntnisse, nur auf Geldanerbiethung, Gunst und Einfluß Rücksicht nahm da einzelne Courtisanen mehrere Pfründen besaßen, und sich nur darum bekümmerten, ihre reichen Einkünfte in Freuden zu verzehren; nicht aber ihr heiliges Amt als Lehrer mit Fleiß und Treue zu verwalten. Heftige Beschlüsse wurden gegen dieses Unwesen gefaßt, und sowohl die, welche mit Anweisungen auf den zehnten Theil der Einkünfte eines Klosters, als die, welche mit Ernennungen auf Pfründen ankamen, wurden meist mit glücklicher Standhaftigkeit zurückgewiesen. Doch finden sich Beyspiele, daß solchen Eindringlingen, um sie zum Abstande zu bewegen, Jahrgelder ausgeworfen werden mußten.

Der Papst, welcher unter den Fürsten, die der Eidsgenössischen Krieger bedurften, einer der ersten war, benahm sich gegen die Eidsgenossen mit Feinheit, und ergriff jedes Mittel, seinen Einfluß auf sie zu mehren, und sich in ihrer Gunst fest zu setzen. Nur mit Geldspenden, dem sichersten Schlüssel zu den Herzen der Eidsgenossen, war er nie freygäbig. Auch both er selten oder nie die Hand zu wirklichen Verbesserungen im Kirchenwesen, selbst wenn sie von ihm verlangt worden waren. Nahmentlich war er nie zu bewegen, die Eidsgenossen durch eine förmliche Bulle von der Courtisanerie und den päpstlichen Wahlmonathen zu entledigen. — Einzig den Baslern gelang es, im Jahre 1512 bey Julius II. die wesentliche Verbesserung auszuwirken, daß künftig nicht mehr ausschließlich Adeliche ins Domstift aufgenommen würden; sondern daß jeder Bürger, der den Doctor-Grad und eine Exspectanz von Rom besäße, Domherr werden

konnte, und daß sechs Stellen auf immer für solche bestimmt seyen. — Dagegen ließ es der Papst an glatten Worten und listigen Anerbiethungen, die der Eidsgenössischen Eitelkeit schmeichelten, nie fehlen. — Im Jahre 1504 gab er den Eidsgenossen eine Bulle mit der schönen Freyheit, an Fasttagen Butter, Käse, Zieger, Eyer und Milchspeisen essen zu dürfen. — Hierauf, um angesehene Familien durch Aussichten auf einträgliche Stellen an sich zu ketten, bewarb er sich um die Bewilligung, die noch jetzt bestehende Eidsgenössische Leibwache zu stiften. — Ferner wurde die Schweiz durch fast beständige Anwesenheit einer mit den ausgedehntesten Vollmachten versehenen Nuntiatur beehrt; welche aber mit Vernachlässigung der kirchlichen Angelegenheiten meist nur darauf bedacht war, den politischen Einfluß des Papstes zu erhalten, und der Eidsgenössischen Bußfertigkeit die Summen zur Bezahlung ihrer selbsteigenen Dienste abzulocken. — Gegen einflußreiche Männer war man mit Ablaßbriefen freygäbig. — Als dem päpstlichen Hofe durch den Ernst der Eidsgenossen das Mittel, sich durch Courtisanerie in den Schweizerischen Landen Anhänger und Creaturen zu verschaffen, bedeutend beschränkt wurde; so suchte der Papst, durch neu erfundene Titulatur-Aemter, die ihm keine Ausgaben verursachten, deren Erlangung wohl gar noch bezahlt wurde, den gleichen Zweck zu erreichen. — Die Päpste Julius und Leo erzeigten den Bernern die Gnade, ihnen Trennung von ihren bisherigen Bischöfen und einen eigenen Bischof anzubiethen; allein Bern mochte sich in Betrachtung der mannigfaltigen Folgen und Unannehmlichkeiten, die mit dieser Einrichtung verbunden seyn konnten, keine solche Last aufbürden, und lehnte die päpstliche Gunst mit bescheidener Dankbarkeit ab. — Nach dem Dijoner-Zuge suchte sich der Papst die ganze Eidsgenossenschaft dadurch zu verbinden, daß er bemüht war, Frankreich, welches die Erfüllung der Friedensbedingungen verweigerte, mit den erbitterten Eidsgenossen auszugleichen.

Für sich selbst schloß er hierauf mit der Schweiz ein Bündniß ab, in das Zürich erst nach langem Widerstande eintrat.

Wissenschaften.

1. Im Allgemeinen.

Die Kenntnisse der Eidsgenossen waren immer noch sehr beschränkt. Wenn schon gesagt werden kann, daß die alte Finsterniß nicht mehr unumschränkt herrschte; so vermochten doch unter dem beständigen Geräusche der Waffen die sanften Kinder des Friedens nicht aufzublühen. Wer lesen und schreiben konnte, galt schon für einen gebildeten Mann. Noch im Jahre 1490 erklärte Conrad Vogt, Schultheiß von Solothurn, er könne Beydes nicht. — Nur diejenigen Wissenschaften genossen einige Achtung, die zum Broterwerbe dienten. Rechtskunde, Heilkunde und Gottesgelehrtheit. — Die Rechtskunde war selten; aber ihr Kenner ein hoch geehrter Mann, dem die ersten Aemter und Ehrenstellen offen standen. — Die Heilkunde war sehr erniedrigt, und eigentlich gar keine Wissenschaft zu nennen. Die Eidsgenossen waren eben so unbekannt mit den Erfahrungen, die ältere Völker in dieser Kunst gemacht, als mit den großen Fortschritten, welche dieselbe in späteren Zeiten, besonders in Italien gethan. Die Lehrer dieser Wissenschaft, von aller gründlichen Kenntniß völlig entblößt, beschäftigten sich in ihren Vorträgen, unnütze Fragen zu lösen, die Metalle, Kräuter, und Thiere anzuzeigen und vorzuweisen, welche in diesem oder jenem Falle gelungene Heilmittel abgegeben, und von dem Einflusse der Gestirne und dem Nutzen der Beschauung des Harnes zu sprechen. Die Aerzte waren aber auch nicht geachtet. Diese Kunst wurde größten Theils von Juden, Scharfrichtern, Barbierern und alten Weibern geübt. Wie geringschätzig damahls diese wichtige Kunst betrachtet wurde, lehrt genügend ein Beschluß des Solothurnischen Rathes, der

seinem Arzte erklärte, ihn noch ein Jahr versuchen zu wollen, wenn er mit dem bisherigen Lohne vorlieb nehme. — In welchem tiefen Verfalle die Theologie lag, darf nach dem, was über den Clerus gesagt worden, nicht erst lange mehr erläutert werden. Die Heilige Schrift, die Kirchenväter waren vergessen. Der Unterricht in den Hörsälen beschäftigte sich mit abgeschmackten Grübeleyen und Fragen, so wie die Kanzelvorträge mit unfruchtbaren ascetischen Betrachtungen und Heiligen-Legenden.

2. Schulen. Universität und Buchdruckerkunst zu Basel.

Doch drang das in Europa aufblühende Licht der Wissenschaften auch in der Schweiz immer mächtiger ein. Es war ein klares Gefühl in dem Volke, daß Wissenschaft zu besserem Fortkommen nöthig sey. Viele suchten ihre Bildung auf berühmten, auswärtigen Hochschulen, und man bemühte sich, einem so löblichen Streben auf vielen Wegen, so wie auch bey Gelegenheit von Friedensverträgen und Bündnissen Vorschub zu thun. — Dem Herzoge von Urbino und der Stadt Florenz wurde bedingt, jährlich vier zu Pisa studierenden Eidsgenossen funfzig Goldgulden zu geben. — Der Papst übernahm, vier Schweizerische Jünglinge auf der Universität zu Bologna zu verpflegen. — Im Jahre 1499 wurde in dem Bunde mit Frankreich fest gesetzt, der König müsse in seinen Kosten von jedem Orte zwey Studenten zu Paris unterhalten. — Der Herzog von Mailand verhieß im Jahre 1513, fünf Jahre lang zwölf Eidsgenossen, (aus jedem Orte Einen), zu Pavia in seinen Kosten studieren zu lassen. — Drey Jahre später bewilligte Frankreich in dem ewigen Frieden jedem Canton jährlich hundert Franken zur Versorgung eines Studierenden in Paris. — Auch im eigenen Lande dachte man darauf, die Schulen zu vermehren, zu verbessern, und mit tauglichen Lehrern zu versehen. Wenn

auch die Klosterschulen im Ganzen unbedeutend, und nur die Buchdruckerey und Schule von Münster, aus welcher der berühmte Rudolf Collin hervor ging, im Gange war; so durften doch einige Stadtschulen mit Ehren genannt werden. Zu Bern hatte man im Jahre 1487 eine bald wieder verschwindende Schule errichtet. — Zu Zürich, wo die Wissenschaften immer mehr Verehrer fanden, wo viele Bürger, die sich nachher einen nicht unbedeutenden Nahmen erworben, ihrer Studien wegen nach Basel zogen, war mit dem Fraumünster-Stifte eine brauchbare Schule verbunden. Die Schule beym Großmünster-Stifte wurde von vielen Schülern aus Bündten, Wallis, Thurgau und der Pfalz besucht; allein die meisten waren fahrende Schüler, welche aus Armuth vor den Thüren ihr Brot bettelten, und dadurch den Bürgern beschwerlich fielen. Man verpflichtete sie, beym Kirchengesange und den Seelmessen abzuwarten; dafür erhielten acht Knaben von jedem zu Zürich wohnenden Chorherren täglich zwey Stücke Brot und jeden Sonnabend vier Pfenninge. Kümmerlich mußten sie sich behelfen. Viele verdarben bey einer solchen Lebensart leiblich und geistig; doch schwangen sich Einzelne empor, wie Schinner, Platter und Andere. — Vorzüglich blühte Basel, welches das Glück genoß, Lehrer aller Wissenschaften in seinen Mauern zu sehen. Andronicus Cantoblacas, Johann Hayn-lein, genannt de Lapide, Johann Räuchlin, Conrad Pelican, Johann Geiler, Sebastian Brand, Johann Wessel, Thomas Wittenbach, Erasmus von Rotterdam, Peter von Andlau und Andere, welche sich Alle am Ende des funfzehnten und Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts zu Basel aufhielten, waren Männer voll gründlicher Gelehrsamkeit, tiefer Bildung und hohen Muthes, die Wahrheit zu erforschen, und wenn sie auch dieselbe noch nicht in ihrem Glanze erblickten; so enthüllten sie doch viele Irrthümer, entfernten sich von den eben so un-

fruchtbaren, als unergründlichen scholastischen Spitzfindigkeiten, wiesen ihre Zuhörer auf das lichtvolle Studium der zahlreichen Werke der Griechen und Römer und der heiligen Schrift, als der einzigen Richtschnur menschlichen Glaubens, erregten in ihnen einen immer lebhafteren Wunsch nach Verbesserung der Kirche, halfen das große Werk vorbereiten und erleichtern, und es wird wohl genug zu ihrem Ruhme gesagt seyn, wenn wir anführen, daß Ulrich Zwingli, Leo Judä, Wolfgang Fabritius Capito, Johannes Oporin und Andere aus ihren Hörsälen hervor gegangen sind. — Auch die Buchdruckerkunst erfreute sich zu Basel, wo eingewanderte Spanier bereits Papiermühlen eingerichtet hatten, immer noch eines fröhlichen Gedeihens. Die Verbreitung des wohlthätigen Lichtes der Wissenschaften, die Amerbach und Hans Froben durch sie mit Ruhme angefangen, setzte des letzteren Sohn Hieronymus Froben, sein Tochtermann Claus Bischof, (Episcopius), und, der Gatte seiner Wittwe, Johann Heerwagen mit gleichem Glücke und Ruhme fort.

3. Allmähliches Aufblühen der Wissenschaften. — Einführung der Censur zu Zürich 1523.

Ueberhaupt nahte eine große, den Wissenschaften günstige Zeit. Allenthalben hell auflodernde Licht, allenthalben Dürstende nach Geist und Wahrheit. Es zeigte sich nun, daß der Eifer der Eidsgenossen, den allen Fleiß tödtenden Pfründenverkauf und die Courtisanerie zu hindern, und die Jugend auf ernstliche Studien hinzuleiten, nicht fruchtlos geblieben war. Nicht nur die, welche sich dem geistlichen Stande oder anderer Zunftgelehrsamkeit widmeten, zeigten Eifer für die Wissenschaften; nein auch Laien trachteten hier und da mit Anstrengung nach gründlicher Gelehrsamkeit. Diese Liebe zu den Wissenschaften war um so rühmlicher, je schwerer es war, sich die nöthigen Hülfsmittel, besonders zum Stu-

dium der heiligen Schriften zu verschaffen. Wußte sich doch Pelican noch gar wohl der Zeit zu erinnern, wo man in ganz Deutschland um keinen Preis ein einziges Exemplar des Neuen Testamentes hätte bekommen können; war doch im Jahre 1480 in Zürich keine Bibel käuflich; mußte doch zuweilen bey der Erklärung eines Classikers das Buch von den Schülern erst lectionenweise copirt werden, weil nur Ein Exemplar desselben vorhanden war. Der unermüdete Fleiß dieser edeln Männer, ihre unerschütterliche Beharrlichkeit, ihre ans Wunderbare und Unglaubliche grenzende Erduldung von Entbehrungen und Beschwerden, die großen Opfer, die sie den Wissenschaften brachten, ihre beyspiellos ausgebreitete Thätigkeit, ihre tadellose Sittenreinheit muß uns in gerechtes Erstaunen versetzen, und sticht gewaltig ab gegen die Trägheit, Ausgelassenheit und Schamlosigkeit, der sich der größere Theil des damahligen Clerus, welchen Erasmus mit bitterem Spotte geißelt, Preis gab.

Die Zeit war also nicht mehr, in der ein Cleriker schreiben konnte: „Man hat weder jetzt, noch in Kurzem eine „völlige Reformation zu erwarten, theils weil das Volk nicht „Lust dazu hat, theils weil die Prälaten es verhindern.“ Das erste Hinderniß war weggefallen, und das zweyte nicht stark genug, das allenthalben mit Macht herein strömende Licht zu verdunkeln. Allerdings war es immer noch Spiel und Plan des Papstes und seiner obersten Knechte, den großen Haufen, dessen Heil ihnen wenig am Herzen lag, zu täuschen, ja selbst den untergeordneten Theil des Clerus in Unwissenheit, Dummheit und Trägheit zu erhalten, und so die Welt für ihre eigennützigen und selbstsüchtigen Absichten geschmeidiger zu machen. Nur wenn das Volk in seiner Blindheit blieb, nur wenn es von blinden Führern geleitet wurde, nur dann konnte das Gebäude der Hierarchie fortbestehen; aber es stand nicht in menschlicher Macht zu verhindern, daß nicht hier und da ein Funke des wohlthätigen Lichtes ausströme, und der Wider-

stand der Freunde der alten Finsterniß gegen Alles, was ihre künstliche Dunkelheit hätte aufhellen können, reizte die Freunde der Aufklärung nur zu immer kühneren Schritten. Und wenn man früher, da nur Einzelne die Stimme der Wahrheit ehrten, durch Inquisition, durch Kerker, Schwert und Scheiterhaufen sich hatte helfen können, so wollten jetzt diese Mittel nicht mehr zureichen, nachdem ganze Völker im Gefühle der drückenden Mißbräuche Licht und Leben mit furchtbarem Einmuthe zu verlangen angefangen hatten, und der Fürst auf dem Throne, wie der Bettler in seiner verachteten Hütte den Muth empfing, die Wahrheit zu erringen, oder zu sterben. Auch hatte es die Vorsehung so geleitet, daß einige Päpste, Gönner und Beförderer der Wissenschaften, Stifter vieler Universitäten, von denen nachher das Licht ausging, gegen ihren eigenen Willen Jahrhunderte zum voraus an der Erschütterung ihres Thrones arbeiten mußten, und vergeblich war die Einschränkung der Preßfreyheit, durch welche Leo X. die seinem Interesse unbequemen Neuerungen zu unterdrücken versuchte. Er vermochte zwar, eine Zeit lang die Bekanntmachung der neuen Ideen, nicht aber das Denken selbst zu hintertreiben, dem Viele, durch sein Verboth gereizt, sich nur desto eifriger hingaben, und als die Zeit der Reife gekommen war, brach sich die Wahrheit nur desto gewaltiger ihre Bahn, kühnen Muthes die Hindernisse überwindend, die ihren Siegeslauf hemmen sollten. — Dennoch verharrten auch die folgenden Päpste bey dieser Maßregel, und verlangten zudem noch Verbrennung der ketzerischen Schriften. Ein solches Begehren Papsts Adrian VI. erging im Jahre 1523 an den Deutschen Reichstag, der zwar die Verbrennung ablehnte; aber doch genaue Aufsicht auf die erscheinenden Schriften empfahl. Auch an die Eidsgenossen schrieb der Reichstag: „Ihr wollet „in den Städten bey Euch, wo Druckereyen sind, mit ge„bührender Strafe verbiethen, daß hinfort nichts Neues ge„druckt oder verkauft werde; es sey denn durch etliche ehrbare

„und verständige Personen besichtigt und zugelassen.“ Hierauf verordnete der Große Rath zu Zürich, den Meister Ulrich Zwingli mit drey Gehülfen, Alles, was in Zürich gedruckt werde, zu besichtigen, und mit dem Buchdrucker Froschauer zu reden, und ihm zu befehlen, daß er künftig ohne ihren Willen und Wissen nichts zu drucken unterstehe noch thue.

4. Vaterländische Geschichte.

Die Eidsgenössische Geschichte, für welche in den Herzen wahrer Eidsgenossen immer eine innige Liebe gebrannt, blieb in diesem Zeitraume auch nicht vergessen. Schon vor dem Berner Tschachtlan hatte Hans Fründ von Luzern, Landschreiber zu Schwyz, mit edler Einfachheit die Geschichte des alten Zürich-Krieges beschrieben. — Lehrreich und mit vorzüglicher Hinsicht auf seine Vaterstadt beschrieb Melchior Ruß (*de Rubeis*), der Jüngere von Luzern die Eidsgenössischen Geschichten bis zum Jahre 1414. — Petermann Etterlin, Gerichtsschreiber von Luzern und Gerold von Edlebach von Zürich sammelten, der erstere vom Jahre 863 bis 1593, der letztere von 1436 bis 1517, Alles, was sie in früheren Jahrbüchern gelesen, und was sie selbst erlebt. — Der Priester Diebold Schilling von Luzern verfaßte die Geschichte der Stadt Luzern bis zum Jahre 1509. — Sein Werk benutzte Werner Schodeler von Bremgarten, um mit unparteylicher Freymüthigkeit die vaterländischen Geschichten bis zum Jahre 1525 zu beschreiben. — Heinrich Brennwald, letzter Propst zu Embrach, verfaßte eine bis zum Jahre 1509 gehende Helvetische Geschichte. — Auch mochte mancher weniger Bekannte seine Mußestunden mit Abfassung einfacher Geschichten des geliebten Vaterlandes ausfüllen. — In diesen Jahren (1505) ward auch der große Geschichtschreiber Aegidius Tschudi geboren.

5. Litteratur im Allgemeinen.

Außer dem fanden Lebensbeschreibungen der Heiligen, Feenmärchen, Rittergeschichten, bey denen man in einsamen Stunden, in langen Winterabenden angenehme Erhohlung oder kriegerische Begeisteruug suchte, vielen Beyfall. — Dem Geiste jener ausschweifenden, geldgierigen Zeit war es höchst angemessen, daß auch die Bücher äußerst geschätzt wurden, welche unverständliche Sprüche lehrten, und wundersame Bilder und Zeichen enthielten, durch deren Hülfe man mit Schnelligkeit große Reichthümer erwerben, den Stein der Weisen finden, die Goldmacherkunst erlernen zu können glaubte. Mancher hing diesem dunkeln Aberglauben mit so vieler Liebe an, daß erst wiederhohlte, schmerzliche Verluste oder gänzlicher Ruin seiner Oekonomie ihm die Augen über seine Verblendung öffnen konnten.

6. Dichtkunst.

In den Liedern hörte man die Klagen unglücklich Liebender, Verspottung der Feinde und Siegesgesänge. Es gibt fast keine Schlacht der Eidsgenossen, die nicht von einem Zeitgenossen, welcher sie meist mitgekämpft, durch einen Siegesgesang verherrlicht worden sey.

Sitten.

1. Alte Sitten. Das Turnen.

Fröhlich lebten die alten Eidsgenossen in ihrem schönen, wundervollen Lande, dessen ewige Schneegebirge mit hohen, grasreichen Alpen, die Alpen mit sanfteren Bergen und Hügeln und lachenden Thälern anmuthig abwechseln. Herrliche Flüsse und zahlreiche, mit wohl gebauten Städten und Dörfern bekränzte Seen, verschafften dem Ganzen höhere Anmuth und Lebendigkeit. Die Städte, durch Mauern, Thürme und Graben befestigt, lagen fast immer an Flüssen oder Seen. An Glanz und Reinlichkeit hatten sie keinen Vorzug vor un-

sern heutigen Landstädtchen. Steinerne Häuser wurden selten gesehen; aber auf der Vorderseite der meisten fanden sich Abbildungen heiliger Geschichten. In Wohnungen, Hausgeräthe, Kleidung und Speise befliß sich der Eidsgenosse großer Einfachheit. Seine größte Pracht legte er in Rüstungen und Waffen oder an hohen Festen in silbernen und goldenen Schalen und Bechern zur Schau. Verließ der Eidsgenosse seine Wohnung, so fehlte das Zeichen der Freyheit, die schönste Zierde Alter und Junger, Geistlicher und Weltlicher, Schwert oder Degen, nie an seiner Seite. — Städte und Flecken hatten freye Plätze, auf welchen die Jugend sich versammelte, unter Aufsicht der Erwachsenen mit Ringen, Wettlaufen, Armbrustschießen, Steinstoßen und Reiten sich übte, und unter Lust und Jubel Kraft und Geschicklichkeit zu ernsteren Kämpfen errang. Wie freute sich das Herz der Alten beym Anblicke der schön und kraftvoll aufblühenden Kinder und Enkel, und welche reiche Hoffnungen durfte nicht das Vaterland von den in ihren zarten Jahren schon von Muth und Freyheitsliebe glühenden Jünglingen und Knaben nähren, wenn man Sorge trug, diese edeln Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu sparen. — Die Kraftfülle, die Kühnheit, die tief eingeprägte Ehrliebe wurden auch bey dem älteren Geschlechte geweckt und geleitet, und, wo sie das Maß überschreiten wollten, eingedämmt, nie unterdrückt. Als ein Mann, der vor Rathe stand, in der Aufwallung seiner Leidenschaft den Gegner zum Zweykampfe forderte, ward er zwar bedeutet, „daß dieß meinen Herrn mißfalle, und unser „Brauch nit seye," aber weiter nicht gestraft. Es wurde nicht geahndet, als Krieger in unbesonnener Raschheit die Schiffleute niederstachen, durch deren Sorglosigkeit viele ihrer Gefährten ertrunken waren. Keine Strafe hatte der zu fürchten, der die Untreue der Gattinn an dem Thäter rächte, oder der sich selbst Genugthuung nahm, wenn er Lügner oder ohnmächtiger Mann war gescholten worden. Es lag viel Rohes

in solchen Sitten; aber dieses Rohe glich einem ungeschliffenen Edelsteine, den eine kunstreiche Hand zum kostbaren Schmucke umgeschaffen hätte, und den nur die sorgloseste Behandlung verdarb.

In seinem Umgange war der Eidsgenosse offen und vertraulich. Es fand sich keine knechtische Schmeicheley gegen Vornehme, es wagte der Vornehme selten ungestraft herrische Anmaßungen gegen die Geringeren. Schon die Sprache verrieth dieß. Allgemein und lange nachher galt noch die Benennung Du. Die Eidsgenossen hießen deßwegen spottweise die Duzen. Selbst Regierungen schrieben Rittern und hohen Beamten in diesem Tone. — Jene alte, schöne, echt brüderliche, in unsern Tagen wieder erwachende Sitte durch Einladungen zu Freyschießen, zur Fastnachtfeyer und zu anderen Festtagen sich gegenseitig frohe Genüsse zu verschaffen, und das Gefühl des gemeinsamen Glückes durch Eintracht und Traulichkeit zu erhöhen, herrschte noch immer. — Im Jahre 1503 zogen die Zürcher auf die Fastnacht nach Basel, um die neuen Bundesgenossen brüderlich zu begrüßen. — „Als ferner“ sagt Bullinger, „der Schwaben-Krieg und andere „schwere Kriege viel Unwillen und Unfreundschaft gemacht „hatten, wurden die Herren von Zürich um des gemeinen „Besten willen zu Rath, ein Schießet mit den Bogen- und „Büchsenschützen, auch ein Glückshafen und andere Uebungen „und Kurzweilen anzustellen, damit man bey diesem Anlasse „wiederum zu einander wandelte, und Gemeinschaft, Liebe „und Freundschaft mit einander machte.“ Aus nahen und fernen Gegenden strömten Fremde und Einheimische zusammen. Das Fest wurde auf dem anmuthigen Schützenplatze gefeyert. Die Männer wetteiferten im Schießen mit Büchsen und Armbrust. Die Frauen versuchten ihr Glück durchs Loos. Nach vier Wochen beschloß man mit Wettlaufen, Springen und Steinstoßen die lange Ergötzung. — In der Fastnacht vorzüglich vergaßen die Eidsgenossen alle Sorgen und Beschwer-

den des Lebens, und weihten sich ganz der Lust und Wonne. Wer die lustigsten Schwänke vorbrachte, wacker zechte, und viel verschenkte, wie der gute Bruder Fritschi von Luzern, war in allen Augen der beste Mann. Oft wurde Fritschi von anderen Eidsgenossen in scherzhafter Gefangenschaft gehalten, damit seine Mitbrüder von Luzern ihn abzuholen genöthigt würden. So wurde er im Jahre 1508 zu Basel von zwey hundert Luzernern, beyde Schultheißen und achtzehn Rathsherren an der Spitze, abgeholt. Sie wurden zu Basel freudig empfangen, unter Tanz und Spiel, Schmaus und Trunk und Schießübungen verfloß mancher festliche Tag, ehe die Luzerner mit dem befreyten Bruder Fritschi wieder heim zogen. Jahrhunderte lang wurde zu Luzern in der Fastnacht das Andenken des guten Bruders Fritschi nach seiner eigenen Stiftung durch einen öffentlichen Umgang gefeyert. Ein in Stahl gerüsteter Jüngling von vornehmem Geschlechte führte den Zug. Ihm folgte ein hoch gewachsener Mann und eine ehrbare Frau in alter Kleidung, den Fritschi und seine Hausfrau vorstellend. Der Mann trug Fritschi's großen, künstlich von Buchs gearbeiteten, mit Silber eingelegten Becher, und erfreute jeden Begegnenden durch einen Trunk. Der Zug ward in die Städte und Länder eingeladen. Länger, als drey hundert Jahre erinnerte er an die alte, gute Zeit. Im Jahre 1784 wurde er abgeschafft, vielleicht wegen der Kosten, wohl eher, weil Mancher an eine entschwundene, kraftvolle Zeit nicht mehr erinnert seyn, noch Andere an dieselbe erinnern lassen wollte, an jene Zeit, von der Bullinger sagt: „Bevor „die Eidsgenossen angefangen, mit Königen, Fürsten und „Herren sich in Bündnussen und Vereinigungen zu verpflich„ten, ist in der Eidsgenossenschaft in Städten und Ländern „gar ein schlichtes, einfältiges, frommes, getreues, dazu red„liches Volk gewesen, mit Essen und Trinken, Kleidern und „Hausrath unkostlich, vorab gottesfürchtig, gegen fremde „Leute freundlich, und gegen die Armen barmherzig.“

2. Neue Sitten. — Die Pest, der große Tod genannt.

Aber immer mehr entschwanden die einfachen, reinen Sitten einer besseren Vorzeit. Ein furchtbares Gift war schon lange über das Volk der Eidsgenossen ausgegossen, und wüthete in seinem innersten Marke. Schon seit den Burgundischen Kriegen ließen sich deutliche Spuren großer Verdorbenheit erkennen. Der Clerus, seine hohe und edle Bestimmung vergessend, hatte sich träger Sorglosigkeit und sündlicher Lust hingegeben; aber die weltliche Regierung, ihre Pflichten fromm betrachtend, versuchte es unter wechselnden Erfolgen, mit dem Verderben zu ringen, und die alten, reinen Sitten zurück zu führen. Die öfteren Verbothe des Reislaufens beweisen, daß noch immer eine starke Zahl vaterlandsliebender Männer gegen das steigende Verderben kämpfte; aber sie unterlagen immer wieder der großen Mehrheit der Selbstsüchtigen. Endlich, [illegible] die Freundlichkeit und die Versprechungen der Fürsten, ihre heimlichen und öffentlichen Mieth und Gaben auch der meisten Regenten Augen geblendet, sank auch dieser letzte Damm, und die wilde Fluth zahlloser Verirrungen fraß um sich, bis beynahe das ganze Volk von Sünde und Schande verschlungen war. Im Anfange hatte man geglaubt, was ein Fürst anbiethe, dürfe man ohne Bedenken annehmen; aber Ehre und Pflicht erfordern, daß man dessen ungeachtet gegen das Vaterland mit Biedersinn handle, wolle der schenkende Fürst dieses nicht; so verlange man auch keine Geschenke von ihm, und es haben sich Eidsgenössische Staatsmänner gefunden, die wie ein Bubenberg und Andere, durch die reichsten Pensionen zu keinem Mißtritte verleitet wurden. Aber bald zeigten sich die unseligen Folgen eines Grundsatzes, der auf einen fast übermenschlichen Edelmuth gestützt war. Mit Neid und Mißgunst schauten Viele auf die Beschenkten, und wünschten, auf jedem Wege zu gleichem Glücke zu gelangen. Da ihre Verdienste nicht hinreichend waren, um ihnen solche Auszeichnungen zu verschaffen, so

ließen sie sich für Geld in Verpflichtungen und Verbindungen ein, die mit dem Biedersinne gegen das Vaterland nicht mehr bestehen konnten, und scheuten sich endlich nicht, dasselbe zu verrathen, wenn ihnen ein Lohn gebothen wurde, welcher der Wagniß zu entsprechen schien. Es lag in der Natur der Sache, daß so übel erworbenes Geld auch übel angewendet wurde, daß man sich stets neue Hülfsquellen zu unbegrenzter Verschwendung zu eröffnen suchte, und daß der Durst nach diesem süßen Gifte allmählich jede edlere Empfindung verschlang. Einfachheit, Redlichkeit, Gefühl für wahre Ehre, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wurden auf diese Weise täglich seltener; dagegen bemächtigten sich Geldgier, Selbstsucht und Ausschweifung fast aller Herzen. Ungern entbehrten die Männer Genüsse, die sie in den Kriegen lieb gewonnen, gegen welche Arbeit, Mäßigkeit und Entbehrung ihnen eckelhaft schien. — Was Wunder, wenn ihr Ohr jedem Verführer, der seine Lockungen mit Geld unterstützte offen stand, wenn sich viele Tausende dem feil bothen, der ihnen Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Lüste versprach. Wunden und Tod schreckten diese rauhen Krieger nicht ab, eben so wenig die Achtung für Obrigkeit und Vaterland. Als die Tagsatzung im Jahre 1508, nach des Kaisers Aufforderung Reisläufer aus Französischen Diensten zurück rief, antworteten diese: „Sie „seyen aus Armuth hingezogen, haben jedoch das Begehren „der Tagsatzung berathen; finden es aber nicht löblich, dem „Willen des Kaisers zu entsprechen, der sonst glauben möchte, „die Eidsgenossen seyen seine eigenen Leute.“ — Ohne Sinn für häusliches Glück, ein genußloses Leben gering schätzend, lebten solche Reisläufer nur dem Augenblicke und der Stillung ihrer wilden Begierden. Krieg war daher ihre Losung; denn er allein erfüllte ihre ungebändigten Wünsche. Ohne andere Rücksicht eilten sie dem zu, der ihnen den größten Sold both. Man weiß von solchen, die sich anwerben ließen, und dann unter dem Vorwande der bestehenden Verbothe zu

Hause blieben, bis Ausübung eines neuen Betruges, oder Auffindung eines vortheilhafteren Dienstes möglich ward. Verfall des Hauswesens, Vernachläßigung der Erziehung und allgemeine Unordnung waren die natürlichen Folgen dieser Verirrung, welche den unsterblichen Geist den Lüsten des thierischen Leibes unterthan machte. Der Landbau, diese nie versiegende Urquelle wahren Wohlstandes, wurde hintan gesetzt; ganze Felder lagen öde, von unnützem Gestrüppe bedeckt. Meist wurde noch der Boden von den Städtern bebaut, die sich dadurch vor Wucher zu schützen versuchten. Handwerke und Gewerbe wollten nicht gedeihen. Der Handel ging zu Grunde. Ausgeführt wurde nichts, als etwas Käse und Wein; die wichtige Durchfuhr ward durch die Unsicherheit der Straßen zerstört, und einige schwache Versuche, allem diesem aufzuhelfen, verdienen kaum unsere Aufmerksamkeit. Das Hirtenleben, das keine große Anstrengung erfordert, und zu trägem Müßiggange freyen Spielraum läßt, schien Vielen noch die angenehmste, erträglichste Beschäftigung. — Die Oberen versäumten ihre heiligste Pflicht nach dem Beyspiele würdiger Vorgänger dem immer mächtiger einreißenden Uebel mit aller Kraft zu steuern; weil auch sie sich demselben ergeben hatten, und nicht selten die Ersten waren, die Schranken der Sittlichkeit, des Gesetzes, ja der selbst gemachten Verordnungen zu überschreiten, oder weil sie den Zeitpunct für günstig hielten, ihre Macht zu vergrößern, und die Zügellosigkeit des Volkes benutzten, um Willkür an die Stelle der Gesetze zu pflanzen. Fast alle Regenten entehrten sich durch Kriecherey gegen fremde Fürsten, Feilheit und Verbrechen. Mancher empfing von drey und vier Fürsten Geld. Auch erlaubten sich die Regierungen als Gesammtheit höchst unwürdige Dinge. — Zürich bestrafte einen Schiffer, dessen Unvorsichtigkeit vielen Personen den Tod bereitet hatte, zu Handen des Staates und nicht der Erben der Verunglückten, auch verboth es die Einfuhr seiner eigenen

Scheidenmünze. — Bern gab dem Sohne des Venners Hetzel, der Ursache des grausamen Todes seines Vaters gewesen war, die Ehrenstellen und Güter des Getödteten, und schlug Münze, von der Anshelm sagt, „daß sie dem Münzmeister viel, doch „bald zergangenen Nutzen und Gewinn; der Stadt Bern „aber wenig Ehr' und Lob gebracht habe." — Solothurn empfahl die im Aufstande des Jahres 1513 abgesetzten Staatsmänner dem Könige von Frankreich als seine unerschütterlichen Anhänger, und schickte dem Könige Abschriften von den Beschlüssen der Tagsatzung zu. — Verbesserte Erziehungsanstalten, Verbreitung der Aufklärung und nützlicher Kenntnisse hätten dem Verderben den kräftigsten Inhalt thun können; aber die Rohheit des Jahrhunderts ließ nur Weniges gedeihen, und auch die furchtbaren Ereignisse, welche der Glaube des Volkes dem Zorne der Gottheit über die herrschende Sünde zuschrieb, konnten den wilden Taumel der Leidenschaften kaum einen Augenblick hemmen, nicht aber zerstreuen. — Selbst die Eidsgenössische Tagsatzung, in der man früher eine Versammlung der Besten und Würdigsten zu verehren gewohnt war, stimmte in den herrschenden Ton ein. Den am Herzoge Sforza begangenen Verrath, den Ungehorsam, die Treulosigkeit, die Gräuel der Krieger und der Anführer ließ sie ungestraft; aus Furno's Betrug zog sie Vortheil, duldete in ihrer Mitte die schlechtesten Menschen, faßte edle Beschlüsse, die sie nicht vollzog, oder durch Nebenbestimmungen wieder entkräftete, schändete sich selbst durch Unredlichkeit, Käuflichkeit, Schmeicheley und Wankelmuth, hatte zwar ein scharfes Auge für ihren persönlichen Vortheil, aber keines für das auffallende Bedürfniß des Vaterlandes, und ungehört verhallten vor ihrem Ohre die Stimmen einiger Weiseren und Besseren. Aber freylich handelten die Tagsatzungen im Geiste der Regierungen, deren Mitglieder und Stellvertreter sie waren. — Daß auch der Clerus zur Vollendung des Unheiles eifrig Hand gebothen, ist uns bereits klar geworden.

Das innere Elend suchte man durch äußern Glanz zu verhüllen. Die Moden fremder Länder, Spanische Kappen, Lombardische Kragen, geschlitzte Beinkleider, Schuhe an den Zehen hangend, beschorene Köpfe und Bärte waren oft der einzige zweydeutige Gewinn gefährlicher Kriege. In Wohnung, Kleidung, Geräthe, Speisen wurde man täglich üppiger. Die Landes-Producte aller Art wurden verachtet, dagegen das Geld an fremde Erzeugnisse verschleudert. Seide wurde in Küche und Stall, auch von Bauern getragen. Jeder strebte nach Sammt, feinen Tüchern, köstlichem Pelzwerke, Stickereyen von Gold und Silber, edeln Gesteinen und künstlich geschnitztem Hausgeräthe. Wenn sich die Männer mit prächtigen Waffen schmückten, so hätte sich das bey dem kriegerischen Volke leicht erklären lassen; aber wenn eben dieselben ihre Schuhspitzen mit goldenen und silbernen Schnäbeln zierten, die Schuhe über den Zehen aufschlitzten, und die Zehen mit Ringen geschmückt zur Schau trugen, auch in ihrer übrigen Kleidung sich weichlich aufputzten, und gleich den Frauen, mit der Mode täglich wechselten; so war das wohl verächtliche, weibische Ueppigkeit. Zur Zeit des ewigen Friedens mit Frankreich war die Spanische Kleidung allgemein. — Das gemeine Volk, durch keine Gesetze gebunden, ahmte die Reicheren treulich nach, ohne, gleich ihnen, die Mittel zu solcher Verschwendung zu besitzen. Allein man war über die Art, diese Mittel zu erwerben, nicht ängstlich. — Als man sich 1513 zu Luzern für Frankreich erklärte, nahmen einige Bürger das Pferd des kaiserlichen Gesandten als gute Beute aus dem Gasthofe weg. — Ehrbare und unehrbare Frauen und Mädchen schämten sich nicht, den Französischen Gesandten auf offener Straße zu fangen, und Loskauf von ihm anzunehmen; so daß man nicht weiß, ob die Duldsamkeit des Gesandten oder die Geldgier und Schamlosigkeit dieser Weiber entehrender ist. — Viele dieses Geschlechtes mochten auch wohl durch Unzucht erwerben, was sie auf anständigem Wege

nicht verdienen konnten. — In Rechtsstreitigkeiten luden die Parteyen ihre Richter zu Gaste, um sich ihres günstigen Ausspruches, durch denselben eines Gewinnes zu versichern. — Viele griffen zu Brandstiftung, Raub und Mord. — Man mußte, wie nach den Burgundischen Kriegen, die schärfsten Maßregeln ergreifen, um die Sicherheit nur einiger Maßen herzustellen.

Der Krieger, welcher den Zeitraum von einem Feldzuge zum anderen recht angenehm benutzen, der Bürger, welcher mit seiner Familie sich in ein Meer von Lustbarkeiten und Zerstreuungen stürzen wollte, begab sich nach Baden im Aargau. Hier war der Sammelplatz aller wilden Wüstlinge beyder Geschlechter aller Stände und Alter, hier der Hauptschauplatz alles Vergnügens, aller Liederlichkeit, aller Ausschweifung. Hier verschwand häufig der letzte Schein von Zucht und Anstand, und die öfteren Versammlungen der Tagherren im Städtchen Baden oder die Anwesenheit eines Bürgermeisters von Zürich oder eines Französischen Gesandten dienten nie dazu, die Ungebundenheit zu mindern. Geldaustheilungen, Verschwendung, Tanz, Trink- und Spielgelage wechselten mit Scenen thierischer Sinnlichkeit und viehischer Roheit, und nicht selten entstanden blutige Händel. — Aller Orten, wo sich Tagsatzungen versammelten, strömten eine zahllose Menge Abentheure zusammen. Sie vertheuerten die Lebensmittel. Eingedrungene Leute nahmen an den Berathschlagungen Theil, betrieben unerlaubte Werbungen, und suchten, durch List und Lärm die Tagsatzung in Kriege zu verwickeln. Auf der Tagsatzung zu Zürich im Januar 1478, welche den Burgundischen Krieg schloß, besuchten gewöhnlich bey vier hundert Mann die Berathschlagungen, und fanden sich so viele Unberufene ein, daß zu Bern bey Strafe von zehn Pfund verbothen wurde, ohne Sendung nach Zürich zu geben.

Aber wie erbebte die unbändige Menge, wenn plötzlich die Nachricht erscholl, daß die Pest ausbreche, und der so-

genannte große Tod das Land durchziehe; wenn scheußliche Beulen, Nasenbluten, Kopfschmerzen, oder heftiges Erbrechen, plötzliche Sinnlosigkeit die zahlreichen Opfer bezeichnete, oder wenn der Ergriffene, wie vom Schlage gerührt, todt zur Erde stürzte, und statt des Jubels überall Seufzen, Aechzen und Jammer ertönte. Kaum rettete Flucht in einsame Berggegenden, weder Jugend noch Stärke schützte; die Gefühle der Liebe und Freundschaft erloschen. Viele Kranke starben ohne Pflege, ohne Trost. Bern verlor im Jahre 1493 funfzehn hundert Menschen, Basel 1502 über drey tausend, und 1517 zwey tausend Seelen, Zürich im Jahre 1519 fünf und zwanzig hundert Bewohner. Wenige waren so einsichtig, Badians ärztliche Räthe zu befolgen. Die große Menge glaubte, den Zorn Gottes zu erkennen; die Kirchen füllten sich mit reuenden, büßenden Sündern; man gab den letzten Pfennig um Ablaß zu erhalten; man wallfahrtete mit demüthigen, jammernden Geberden; aber kaum hatte sich die Gefahr verloren, so fröhnte man wieder den alten Lüsten.

3. Schlußwort.

Mit tiefem Schmerzen, mit bitterem Unwillen betrachtet der Freund des Vaterlandes diese lebhaft warnenden Verirrungen seines Volkes, das so leicht ein herrliches Volk hätte werden können, und wenig vermag es ihn zu beruhigen, daß auch in andern Ländern die Verdorbenheit groß, ja noch größer war, als in dem Lande und bey dem Volke der Eidsgenossen.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21878 1356